

HARUKI  
MURAKAMI

# 1Q84

ROMAN

DUMONT eBOOK

HARUKI MURAKAMI

# 1Q84

Roman

Aus dem Japanischen  
von Ursula Gräfe

**DUMONT**

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
»1Q84 Book 1 & 2«

bei Shinchosha, Tokio

© 2009 Haruki Murakami

eBook 2010

© 2010 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Zero, München

Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN eBook: 978-3-8321-8540-4

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

**Buch 1**  
**April bis Juni**

## KAPITEL 1

Aomame

Sich nicht vom äußeren Schein täuschen lassen

Aus dem Radio des Taxis ertönte das Klassikprogramm eines UKW-Senders. Die Sinfonietta von Janáček. Nicht eben die passendste musikalische Untermalung, um mit einem Taxi im Stau festzustecken. Der Fahrer, ein Mann mittleren Alters, schien auch nicht besonders hingebungsvoll zuzuhören. Schweigend blickte er auf die Schlange der Wagen vor ihnen, wie ein alter Fischer, der am Bug seines Schiffes steht und den gefährvollen Übergang zwischen zwei Meeresströmungen beobachtet. Die Augen sachte geschlossen und tief in die Rückbank gelehnt, lauschte Aomame der Musik.

Wie viele Menschen gab es auf der Welt, die Janáčeks Sinfonietta sofort erkannten, kaum dass sie den Anfang hörten? Vermutlich nur sehr wenige, aber aus irgendeinem Grund gehörte Aomame dazu.

Janáček hatte seine kleine Sinfonietta im Jahr 1926 komponiert. Das Thema war ursprünglich als Fanfare für ein Sportereignis gedacht gewesen. Aomame stellte sich die Tschechoslowakei im Jahr 1926 vor. Der Erste Weltkrieg war vorüber, endlich war man von der langen Herrschaft des Hauses Habsburg befreit, man saß im Kaffeehaus, trank Pilsener Bier, produzierte Maschinengewehre und genoss den flüchtigen Frieden, der in Mitteleuropa Einzug gehalten hatte. Franz Kafka hatte sich zwei Jahre zuvor unter traurigen Umständen von der Welt verabschiedet. Es sollte nicht mehr lange dauern, bis Hitler auftauchen und das schöne kleine Land mit einem gierigen Biss

verschlingen würde. Doch zu jener Zeit ahnte noch niemand etwas von dem bevorstehenden Grauen. Einer der wohl wichtigsten Lehrsätze, den die Geschichte für die Menschheit bereithält, lautet: »Damals wusste noch niemand, was vor uns lag.« Die Sinfonietta im Ohr und vor ihrem inneren Auge die böhmischen Wiesen, die sich im frei und unbekümmert darüberstreichenden Wind wiegten, ließ Aomame ihre Gedanken um das Wesen der Geschichte kreisen.

In Japan starb 1926 der Taisho-Tenno, und die Showa-Zeit – die »Ära des Erleuchteten Friedens«, wie die neue Regierungsdevise lautete – brach an. Eine düstere Epoche voller Leiden nahm ihren Anfang. Modernismus und Demokratie beendeten ihr kurzes Zwischenspiel, und der Faschismus breitete sich aus.

Geschichte gehörte neben Sport zu Aomames Hauptinteressen. Romane las sie so gut wie nie, aber von historischen Darstellungen konnte sie nicht genug bekommen. An der Geschichte gefiel ihr vor allem, dass alle Ereignisse mit konkreten, exakten Jahreszahlen und Schauplätzen verbunden waren. Sich historische Daten zu merken bereitete ihr keine Schwierigkeiten. Auch wenn sie die Zahlen nicht gezielt auswendig lernte, fielen sie ihr automatisch ein, wenn sie den Gesamtzusammenhang der Ereignisse verstanden hatte. In den Geschichtsklausuren der Mittel- und Oberstufe hatte Aomame so gut wie immer die meisten Punkte in der Klasse erzielt. Sooft sie jemandem begegnete, der sich historische Daten nur schwer merken konnte, wunderte sie sich. Warum konnte jemand so etwas Einfaches nicht?

Aomame – »grüne Erbse« – war tatsächlich ihr richtiger Name. Im Ort in den Bergen von Fukushima, aus dem der

Großvater ihres Vaters stammte, gab es angeblich viele, die diesen Nachnamen trugen. Sie selbst war jedoch noch nie dort gewesen. Ihr Vater hatte vor ihrer Geburt mit seiner Familie gebrochen. Ebenso ihre Mutter. Daher hatte Aomame ihre Großeltern nie kennengelernt. Sie reiste fast nie, doch wenn es sich ergab, durchsuchte sie die meist in den Hotels bereitliegenden Telefonbücher nach dem Namen Aomame. Bisher hatte sie jedoch weder in größeren noch in kleineren Städten eine einzige Person entdecken können, die ebenfalls so hieß. Und jedes Mal bekam sie das Gefühl, allein auf einem weiten Ozean dahinzutreiben.

Es war ihr immer unangenehm, sich jemandem vorstellen zu müssen. Sobald sie ihren Namen nannte, musterte ihr Gegenüber sie verwundert oder verwirrt. Aomame? Ja, man schreibt es wie »grüne Erbse«: Ao-mame. Wenn sie in einer Firma beschäftigt war und eine Visitenkarte hatte, führte das häufig zu unerfreulichen Begleitumständen. Kaum hatte sie ihre Karte überreicht, warf die andere Person ihr einen Blick zu, als habe sie unerwartet einen Brief mit einer schlechten Nachricht erhalten. Manch einer kicherte sogar, wenn sie sich am Telefon meldete. Sobald ihr Name im Wartezimmer beim Arzt oder in einem Amt aufgerufen wurde, hoben die Leute die Köpfe und starrten sie an. Wie sah wohl jemand aus, der »grüne Erbse« hieß?

Manche nannten sie auch versehentlich Edamame – »grüne Sojabohne« – oder Soramame – »Saubohne«! »Äh, nein, nicht Edamame (oder Soramame) – Aomame. Aber das ist ja ganz ähnlich«, berichtigte sie dann, und ihr Gegenüber entschuldigte sich verlegen lächelnd. »Oh, das ist aber ein seltener Name.« Wie oft hatte sie diese Worte in den dreißig Jahren ihres Lebens wohl schon zu hören bekommen? Wie viele öde Witze über ihren Namen?

Wäre ich nicht mit diesem Namen auf die Welt gekommen, dachte sie oft, hätte mein Leben vielleicht einen ganz anderen Verlauf genommen. Mit einem Allerweltsnamen wie Sato, Tanaka oder Suzuki würde ich vielleicht ein entspannteres Leben führen und die Welt mit milderer Augen sehen. Wahrscheinlich.

Aomame hielt die Augen geschlossen und lauschte der Musik. Sie ließ die wunderbare Klangfülle, die das Unisono der Bläser erzeugte, auf sich wirken. Plötzlich fiel ihr etwas auf. Eigentlich war die Tonqualität für ein Autoradio zu gut. Selbst bei der geringen Lautstärke klang die Musik tief und voll, und auch die Obertöne waren sauber hörbar. Aomame öffnete die Lider und sah nach vorn, um die in das Armaturenbrett eingelassene Stereoanlage zu begutachten. Sie war tiefschwarz und schimmerte elegant und edel. Den Namen des Herstellers konnte sie nicht erkennen, aber es war unübersehbar, dass es sich um ein teures Gerät handelte, das mit zahlreichen Reglern und einer Digitalanzeige mit grünen Ziffern ausgestattet war. Offensichtlich ein erstklassiges Fabrikat. Für einen gewöhnlichen Taxifahrer mit Lizenz war die Anlage eigentlich zu anspruchsvoll.

Aomame blickte sich noch einmal im Inneren des Wagens um. Es war ihr nicht aufgefallen, da sie ihren Gedanken nachgegangen hatte, seit sie in das Taxi gestiegen war, aber bei genauerem Hinsehen wurde ihr klar, dass es sich nicht um ein gewöhnliches Taxi handelte. Die Qualität der Ausstattung war hervorragend, die Sitze außerordentlich bequem, und besonders angenehm war die Ruhe, die sie umgab. Der Wagen schien über eine Lärmdämmung zu verfügen, sodass vom Krach draußen kaum etwas ins Innere drang. Man wähnte sich in einem schallgedämpften

Studio. Vielleicht war es ja ein Privattaxi. Unter den privaten Taxifahrern gab es einige, die hinsichtlich ihrer Wagen keine Kosten scheuten. Sie hielt nach einer Taxinummer Ausschau, konnte aber keine entdecken. Andererseits sah der Wagen auch nicht nach einem illegalen Taxi aus. Er besaß einen regulären Taxameter, der vorschriftsmäßig vorrückte und inzwischen einen Fahrpreis von 2150 Yen anzeigte. Dennoch gab es nirgends ein Schild mit dem Namen des Fahrers.

»Ein schöner Wagen. Sehr leise«, sagte Aomame, an den Rücken des Fahrers gewandt. »Was ist das für eine Marke?«

»Ein Toyota Crown Royal Saloon«, erwiderte der Fahrer knapp.

»Die Musik klingt gut.«

»Es ist ein ruhiger Wagen. Auch aus diesem Grund habe ich ihn gewählt. Weil Toyota, was diese Dämpfung angeht, über die weltweit führende Technik verfügt.«

Aomame nickte und ließ sich wieder in den Sitz sinken. Seine Art zu sprechen hatte etwas Anziehendes. Als lasse er immer etwas Wichtiges ungesagt. Zum Beispiel: Zwar gibt es an der Schalldämpfung von Toyota nichts auszusetzen, aber bei irgendetwas anderem gibt es Probleme, oder so. Nachdem er zu Ende gesprochen hatte, blieb ein kleines bedeutungsschweres Schweigen zurück. Leicht wie eine winzige imaginäre Wolke stand es im engen Raum des Wagens und gab Aomame ein unbestimmtes Gefühl der Unruhe.

»Wirklich ruhig«, sagte sie, um die kleine Wolke zu verscheuchen. »Auch Ihre Stereoanlage ist erstklassig.«

»Es war keine leichte Entscheidung«, sagte der Fahrer in einem Ton wie ein pensionierter Stabsoffizier, der von einer



militärischen Operation in der Vergangenheit erzählt. »Aber da ich so viel Zeit im Wagen verbringe, wollte ich eine möglichst gute Tonqualität, und außerdem ...«

Aomame wartete darauf, dass er fortfuhr. Aber er tat es nicht. Wieder schloss sie die Augen und überließ sich der Musik. Sie hatte keine Ahnung, was für ein Mensch Janáček gewesen war. Zumindest hatte er sich gewiss nicht träumen lassen, dass Menschen im Jahr 1984 im schallgedämpften Innenraum eines Toyota Crown Royal Saloon mitten in einem Stau auf der Tokioter Stadtautobahn seine Musik hören würden.

Aber warum habe ich das Stück sofort als die Sinfonietta von Janáček erkannt, fragte sich Aomame verwundert. Und woher weiß ich, dass er es 1926 geschrieben hat?

Sie hatte nicht einmal eine besondere Vorliebe für klassische Musik. Sie verband auch keine persönlichen Erinnerungen mit Janáček. Doch seit dem Augenblick, in dem sie den ersten Satz gehört hatte, waren ihr spontan alle möglichen Daten in den Sinn gekommen. Wie eine Schar Vögel, die einem durch ein geöffnetes Fenster ins Haus fliegt. Noch dazu löste die Musik eine höchst dramatische Empfindung in Aomame aus. Es war ein Gefühl, als werde sie irgendwie innerlich aufgezo- gen, als werde an ihr geschraubt oder gedreht. Es war an sich nicht schmerzhaft oder besonders unangenehm. Sie hatte nur das Gefühl, ihr ganzer Organismus würde allmählich physisch umgestülpt. Aomame konnte es nicht begreifen. War es die Sinfonietta, die dieses mysteriöse Gefühl in ihr auslöste?

»Janáček«, sagte Aomame geistesabwesend. Dann fand sie, sie hätte es lieber nicht sagen sollen.

»Was war das?«

»Janáček. Der Mann, der diese Musik komponiert hat.«

»Das wusste ich nicht.«

»Ein tschechischer Komponist«, sagte Aomame.

»Aha«, erwiderte der Chauffeur beeindruckt.

»Ist das ein Privattaxi?«, fragte Aomame, um das Thema zu wechseln.

»Ja«, sagte der Fahrer. Dann, nach einer Pause: »Ich bin selbstständig. Dies ist mein zweiter Wagen.«

»Man sitzt sehr bequem.«

»Vielen Dank. Übrigens ...« Der Fahrer drehte den Kopf ein Stück in ihre Richtung. »Haben Sie es sehr eilig?«

»Ich werde in Shibuya erwartet. Deshalb bin ich an der Stadtautobahn eingestiegen.«

»Um wie viel Uhr müssen Sie dort sein?«

»17.30 Uhr«, sagte Aomame.

»Wir haben jetzt 15.45 Uhr. Sie werden es nicht pünktlich schaffen.«

»Ist der Stau so schlimm?«

»Vor uns hat es anscheinend einen schweren Unfall gegeben. Das ist kein gewöhnlicher Stau. Es geht ja schon seit einer ganzen Weile kaum vorwärts.«

Verwundert fragte sich Aomame, warum der Taxifahrer dann keinen Verkehrsfunk hörte. Auf der Stadtautobahn herrschte ein katastrophaler Stau, der Verkehr war völlig zum Erliegen gekommen. Als Taxifahrer würde er seine Informationen normalerweise über eine besondere Frequenz erhalten.

»Das wissen Sie, ohne den Verkehrsfunk zu hören?«, fragte Aomame.

»Auf den Verkehrsfunk und dergleichen ist kein Verlass«, sagte der Fahrer tonlos. »Die Hälfte der Informationen ist falsch. Die vom Straßenamt vertreten nur ihre eigenen Interessen. Ich ziehe meine Schlüsse aus dem, was ich mit eigenen Augen sehe.«

»Und Ihrer Ansicht nach wird sich dieser Stau nicht so leicht auflösen?«

»Vorläufig nicht«, sagte der Fahrer mit einem ruhigen Nicken. »Das kann ich garantieren. Wenn der Verkehr einmal auf diese Weise stockt, ist die Stadtautobahn die Hölle. Geht es bei Ihrer Verabredung um etwas Wichtiges?«

Aomame überlegte. »Ja, es ist wichtig. Ein Termin mit einem Klienten.«

»Sehr unangenehm. Es tut mir leid, aber Sie werden ihn wohl verpassen.« Bei diesen Worten wiegte der Fahrer mehrmals leicht den Kopf, als würde er seine verspannten Schultern lockern. Die Falten in seinem Nacken bewegten sich wie bei einem Urtier. Bei dem Anblick musste Aomame an den scharfen spitzen Gegenstand ganz unten in ihrer Umhängetasche denken. Ihre Handflächen wurden feucht.

»Was kann man denn da machen?«

»Eigentlich nichts. Hier auf der Stadtautobahn bleibt uns keine andere Möglichkeit, als uns bis zur nächsten Ausfahrt vorzuarbeiten. Man kann nicht wie auf einer normalen Straße einfach aussteigen und von der nächsten Haltestelle aus mit der Bahn fahren.«

»Welches ist denn die nächste Ausfahrt?«

»Ikejiri, aber wahrscheinlich brauchen wir dorthin bis Sonnenuntergang.«

Bis zum Abend? Aomame stellte sich vor, bis abends in

diesem Taxi eingeschlossen zu sein. Noch immer erklang das Stück von Janáček. Die gedämpften Töne der Streicher traten nun in den Vordergrund, wie um das Aufwallen ihrer Gefühle zu besänftigen. Der Eindruck des Verdrehtwerdens dauerte an. Was das nur war?

Aomame hatte das Taxi in der Nähe von Kinuta herangewinkt, und bei Yoga waren sie auf die Stadtautobahn Nr. 3 gefahren. Zu Anfang war der Verkehr reibungslos dahingeflossen. Doch kurz vor Sengenjaya hatte er plötzlich gestockt und war bald fast ganz zum Erliegen gekommen. Auf der Spur, die stadtauswärts führte, ging es gut voran, nur stadteinwärts gab es diesen grauenhaften Stau. Um 15 Uhr nachmittags gab es auf der Nr. 3 in Richtung Stadt normalerweise keine Staus. Nur deshalb hatte Aomame den Fahrer überhaupt gebeten, die Stadtautobahn zu nehmen.

»Auf der Autobahn wird nicht nach Zeit abgerechnet«, sagte der Fahrer mit einem Blick in den Rückspiegel. »Um den Fahrpreis brauchen Sie sich also keine Sorgen zu machen. Aber wahrscheinlich ist es unangenehm für Sie, wenn Sie Ihre Verabredung verpassen?«

»Natürlich ist das unangenehm. Aber es lässt sich ja wohl nicht ändern.«

Der Blick des Fahrers streifte Aomame im Spiegel. Er trug eine leicht getönte Sonnenbrille. Wegen der Lichtverhältnisse konnte Aomame von ihrem Platz aus seinen Gesichtsausdruck nicht sehen.

»Also, es gäbe da eine Möglichkeit. Im äußersten Notfall könnten Sie von hier aus mit der Bahn nach Shibuya fahren.«

»Im Notfall?«

»Eine sozusagen inoffizielle Möglichkeit.«

Wortlos und mit zusammengekniffenen Augen wartete Aomame, dass er fortfuhr.

»Vor uns ist eine Stelle, wo ich ranfahren kann.« Der Fahrer wies mit dem Finger nach vorn. »Da bei der großen Esso-Reklametafel.«

Als Aomame scharf hinsah, bemerkte sie links von der zweiten Spur eine Haltemöglichkeit für Pannenfahrzeuge. Da es auf der Stadtautobahn keinen Seitenstreifen gab, hatte man in gewissen Abständen Notparkplätze eingerichtet. Es gab dort einen gelben Kasten mit einem Notruftelefon, von dem aus man das Straßenamt kontaktieren konnte. Im Augenblick parkte dort niemand. Auf einem Gebäudedach jenseits der Gegenspurspur war ein riesiges Werbeschild der Ölfirma Esso angebracht. Es zeigte einen freundlich lächelnden Tiger mit einem Tankschlauch in der Pfote.

»Es gibt dort eine Treppe, die nach unten führt. Im Fall eines Feuers oder Erdbebens können die Fahrer ihre Wagen verlassen und über sie auf ebene Erde gelangen. Normalerweise wird sie nur von den Wartungsarbeitern und so weiter benutzt. Wenn Sie die Treppe hinuntersteigen, kommen Sie in der Nähe einer Station der Tokyu-Linie heraus. Damit sind Sie ganz schnell in Shibuya.«

»Ich wusste gar nicht, dass es auf der Stadtautobahn so eine Treppe gibt«, sagte Aomame.

»Das ist im Allgemeinen wenig bekannt.«

»Aber bekommt man keine Schwierigkeiten, wenn man sie ohne zwingenden Grund benutzt?«

Der Fahrer machte eine kurze Pause. »Hm, ja, könnte

sein. So genau kenne ich mich mit den Bestimmungen des Straßenamts nicht aus. Aber Sie stören ja niemanden, also würde man sicher darüber hinwegsehen, oder? Eigentlich guckt doch hier niemand so genau hin. Das Straßenamt hat zwar jede Menge Angestellte, aber es ist ja bekannt, dass nur die wenigsten von ihnen tatsächlich etwas tun.«

»Was ist das für eine Treppe?«

»So was Ähnliches wie eine Feuertreppe. Wie sie oft auf der Rückseite von älteren Gebäuden angebracht sind. Nicht besonders gefährlich. Ihre Höhe entspricht etwa der eines zweistöckigen Gebäudes, aber man kann ganz normal hinuntergehen. Am Zugang gibt es ein Gitter, aber es ist nicht hoch, und wer will, kann leicht darübersteigen.«

»Haben Sie diese Treppe denn schon einmal benutzt?«

Der Fahrer antwortete nicht. Er lächelte nur leicht in den Rückspiegel. Es war ein Lächeln, das vieles heißen konnte.

»Letztlich liegt es bei Ihnen, junge Frau«, sagte der Fahrer, während er mit den Fingern leicht zur Musik auf das Lenkrad trommelte. »Von mir aus können Sie auch gern hier sitzen bleiben und sich bei guter Musik aus einer guten Anlage entspannen. Da wir sowieso längere Zeit hier festsitzen, können wir auch gemeinsam ausharren. Aber wenn Sie einen dringenden Termin haben, gibt es nur diese eine Möglichkeit.«

Mit gerunzelter Stirn warf Aomame einen Blick auf ihre Armbanduhr. Dann schaute sie auf und musterte die Wagen um sie herum. Rechts von ihnen stand ein schwarzer, von einer dünnen Schicht aus hellem Staub bedeckter Mitsubishi Pajero. Der junge Mann auf dem Beifahrersitz hatte das Fenster heruntergekurbelt und rauchte gelangweilt eine Zigarette. Er hatte lange Haare,

war sonnengebräunt und trug eine weinrote Windjacke. Der Gepäckraum war mit mehreren abgenutzten, schmutzigen Surfbrettern beladen. Davor stand ein grauer Saab 900. Die getönten Scheiben waren geschlossen, und von außen ließ sich nicht erkennen, wer darin saß. Der Wagen war so blank poliert, dass die benachbarten Fahrzeuge sich darin spiegelten.

Vor Aomames Taxi befand sich ein roter Suzuki Alto mit einer Nummer des Stadtteils Nerima. Eine junge Mutter saß am Steuer. Ihr kleines Kind langweilte sich und turnte auf dem Sitz herum. Die Mutter ermahnte es mit einem gereizten Gesichtsausdruck. Man konnte durch die Scheibe sehen, wie sie den Mund bewegte. Die gleiche Szenerie wie vor zehn Minuten. In diesen zehn Minuten war der Wagen keine zehn Meter vorangekommen.

Aomame überdachte die Lage. Im Geiste ordnete sie verschiedene Punkte nach ihrer Priorität. Es dauerte nicht lange, bis sie zu einem Entschluss kam. Auch das Stück von Janáček erreichte – wie im Einklang mit ihr – den letzten Satz.

Aomame nahm eine kleine Ray-Ban-Sonnenbrille aus ihrer Umhängetasche. Dann zog sie drei Tausend-Yen-Scheine aus ihrem Portemonnaie und reichte sie dem Fahrer.

»Ich steige hier aus«, sagte sie. »Ich darf nicht zu spät kommen.«

Der Fahrer nickte und nahm das Geld in Empfang.  
»Quittung?«

»Nein, danke. Und der Rest ist für Sie.«

Der Fahrer bedankte sich. »Es scheint ziemlich windig zu sein, also nehmen Sie sich in Acht. Nicht dass Sie

ausrutschen.«

»Danke«, sagte Aomame.

»Also dann«, sagte der Fahrer in den Rückspiegel. »Ich möchte Ihnen noch etwas mit auf den Weg geben: Die Dinge sind meist nicht das, was sie zu sein scheinen.«

Die Dinge sind nicht, was sie zu sein scheinen, wiederholte Aomame bei sich. Sie runzelte leicht die Stirn.

»Was meinen Sie damit?«

Der Fahrer sprach sehr nachdrücklich. »Also, Sie werden jetzt etwas Ungewöhnliches tun, nicht wahr? Am helllichten Tag über eine Treppe von der Stadtautobahn hinuntersteigen. Das ist etwas, was normale Menschen nicht tun. Insbesondere Frauen nicht.«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Aomame.

»Wenn man so etwas tut, kann es sein, dass einem der Alltag anschließend ein wenig – wie soll ich sagen – verschoben erscheint. Verglichen mit sonst. Ich habe diese Erfahrung selbst schon gemacht. Aber man darf sich nicht vom äußeren Schein täuschen lassen. Es gibt immer nur eine Realität.«

Aomame dachte über die Worte des Fahrers nach. Unterdessen endete das Stück von Janáček, und Applaus setzte ein. Wo das Konzert wohl aufgenommen worden war? Der Beifall war anhaltend und stürmisch. Dazwischen ertönten Bravorufe. Aomame stellte sich vor, wie der Dirigent sich immer wieder lächelnd vor dem stehenden Publikum verneigte. Er hob das Gesicht und die Hände, schüttelte dem Konzertmeister die Hand, wandte sich nach hinten und wies mit beiden Händen lobend auf die Orchestermitsglieder, wandte sich wieder nach vorn und verbeugte sich abermals tief. Der Beifall im Radio schwoll



an und ab, und sie hatte das Gefühl, einem endlosen Sandsturm auf dem Mars zu lauschen.

»Es gibt immer nur eine Realität«, wiederholte der Taxifahrer langsam, als würde er eine besonders wichtige Zeile in einem Dokument unterstreichen.

»Natürlich«, sagte Aomame. Selbstverständlich. Einen Körper, eine Zeit, einen Raum. Einstein hatte es ja bewiesen. Die Realität war ein unendlich rigoroses und unendlich einsames Ding.

Aomame zeigte auf die Stereoanlage. »Sie hat wirklich einen guten Klang.«

Der Fahrer nickte. »Wie war noch mal der Name des Komponisten?«

»Janáček.«

»Janáček«, wiederholte der Fahrer, als würde er sich ein wichtiges Passwort merken. Dann zog er an dem Hebel und öffnete die automatische hintere Tür. »Seien Sie vorsichtig. Ich hoffe, Sie schaffen es noch pünktlich zu Ihrem Termin.«

Ihre große lederne Umhängetasche in der Hand, stieg Aomame aus. Der Applaus im Radio dauerte noch immer an. Vorsichtig ging sie auf den Pannestreifen am Rand der Schnellstraße zu, der nur zehn Meter vor ihr lag. Sooft auf der Gegenfahrbahn ein großer Lastwagen vorbeifuhr, bebte die Straße unter ihren hohen Absätzen. Eigentlich war es eher ein Schwanken. Sie fühlte sich wie an Deck eines Flugzeugträgers auf stürmischer See.

Das kleine Mädchen in dem roten Suzuki Alto steckte den Kopf aus dem Beifahrerfenster und beobachtete Aomame mit aufgerissenem Mund. Dann wandte es sich an seine Mutter. »Mama, Mama, was macht die Frau da? Wo geht die hin? Ich will auch laufen. Mama, ich will raus. Mama!«,

verlangte die Kleine laut und gebieterisch. Die Mutter schüttelte nur stumm den Kopf. Dann warf sie Aomame einen vorwurfsvollen Blick zu. Aber das war die einzige Stimme, die sich in der Umgebung erhob, die einzige Reaktion, die ihr auffiel. Die anderen Fahrer stießen nur den Rauch ihrer Zigaretten aus, hoben leicht die Augenbrauen und verfolgten, als könnten sie ihren Augen nicht trauen, die Gestalt, die ohne zu zögern zwischen den Wagen und der Leitplanke entlangspazierte. Sie schienen sich ihr Urteil vorzubehalten. Auch wenn der Verkehr stand, kam es doch nicht alle Tage vor, dass jemand zu Fuß die Stadtautobahn entlangmarschierte. Man brauchte eine gewisse Zeit, um dies als realen Anblick wahrzunehmen und zu akzeptieren. Vor allem, wenn es sich bei der Person um eine junge Frau in Minirock und Stöckelschuhen handelte.

Das Kinn eingezogen, den Blick geradeaus und den Rücken gestrafft, ging Aomame mit festem Schritt vorwärts, während sie die Blicke auf ihrer Haut spürte. Ihre kastanienbraunen Schuhe von Charles Jourdan klackten trocken über den Asphalt, und eine Brise ließ den Saum ihres Mantels flattern. Der junge April wurde von einem noch kühlen und etwas stürmischen Wind begleitet. Über ihrem leichten grünen Wollkostüm von Junko Shimada trug sie einen beigefarbenen Frühjahrmantel. Ihre lederne Umhängetasche war schwarz, ihr schulterlanges Haar gut geschnitten und gepflegt. Accessoires oder Schmuck trug sie nicht. Sie war 1,68 Meter groß, hatte kein Gramm Fett zu viel und war sehr durchtrainiert, aber das konnte man unter dem Mantel nicht erkennen.

Wenn man ihr schmales Gesicht von vorn betrachtete, fiel auf, dass ihre Ohren sich etwas voneinander unterschieden.

Das linke Ohr war größer als das rechte und unregelmäßig geformt. Doch das merkte anfangs niemand, da sie ihre Ohren meist unter den Haaren verbarg. Ihre Lippen waren zu einem geraden Strich geschlossen und wiesen auf einen wenig anpassungsfähigen Charakter hin. Die schmale kleine Nase und die etwas vorstehenden Wangenknochen, die breite Stirn und auch die langen geraden Augenbrauen sprachen ebenfalls für diese Veranlagung. Insgesamt jedoch hatte Aomame ein regelmäßiges ovales Gesicht. So etwas ist zwar Geschmackssache, aber man durfte sie wohl als eine schöne Frau bezeichnen. Ein Minus war die extreme Härte in ihrem Ausdruck. Über die fest aufeinandergepressten Lippen kam nie ein Lächeln, wenn es nicht unbedingt nötig war. Ihre Augen waren wachsam und kühl, wie die eines vortrefflichen Deckmatrosen auf Wache. Aus diesem Grund machte ihr Gesicht nie einen lebhaften Eindruck auf andere. Die Aufmerksamkeit und Bewunderung, die eine Person auf sich zieht, hat in den meisten Fällen eher mit der Natürlichkeit und Anmut ihrer Mimik zu tun als mit positiven oder negativen Aspekten der unbewegten Gesichtszüge.

Die meisten Menschen vermochten Aomames Gesicht nicht richtig zu erfassen. Kaum hatte man den Blick abgewandt, konnte man schon nicht mehr beschreiben, wie sie aussah. Obwohl sie ein ausgesprochen individuelles Gesicht hatte, blieben seine charakteristischen Merkmale aus irgendeinem Grund nicht im Gedächtnis haften. In dieser Hinsicht glich sie einem Insekt mit der ausgeprägten Fähigkeit zur Mimese. Ihre Farbe und Form zu verändern, sich dem Hintergrund entsprechend zu wandeln, möglichst wenig aufzufallen, nicht so leicht wiedererkannt zu werden – genau danach trachtete Aomame. Schon seit

frühester Kindheit war das ihr Schutzmechanismus.

Doch wenn irgendetwas Aomame veranlasste, ihr Gesicht zu verziehen, fand eine dramatische Veränderung in ihren kühlen Zügen statt. Ihre Gesichtsmuskeln verzerrten sich unkontrolliert in alle Richtungen. Die Unregelmäßigkeiten zwischen linker und rechter Seite traten bis zum Äußersten hervor, überall erschienen tiefe Falten, die Augen versanken plötzlich in den Höhlen, Nase und Mund waren grimmig entstellt, sie verzerrte ihre Kiefer, die aufgeworfenen Lippen entblößten große weiße Zähne. Innerhalb eines Augenblicks konnte sie sich in einen völlig anderen Menschen verwandeln, als wäre eine Schnur durchtrennt worden und eine Maske von ihr abgefallen. Wer Zeuge dieser entsetzlichen Verwandlung wurde, erschrak bis ins Mark. Es war ein tödlicher Sprung aus völliger Normalität in einen schwindelerregenden Abgrund. So hütete Aomame sich auch, diese Fratze Unbekannten zu zeigen, und beschränkte sich darauf, das Gesicht zu verzerrern, wenn sie allein war oder wenn sie Männer einschüchtern wollte, die ihr dumm kamen.

Sobald Aomame den Pannenstreifen erreicht hatte, blieb sie stehen und sah sich nach der Treppe um. Sie entdeckte sie sofort. Wie der Taxifahrer gesagt hatte, war der Zutritt von einem wenig mehr als hüfthohen Eisengitter umgeben, dessen Tür verschlossen war. Es war etwas lästig, in einem Minirock darüberzusteigen, aber wenn man nichts auf die Blicke der Leute gab, bereitete es einem keine besonderen Schwierigkeiten. Ohne zu zögern, zog sie ihre hohen Schuhe aus und verstaute sie in ihrer Tasche. Wahrscheinlich würde sie sich die Strumpfhose ruinieren. Aber sie konnte sich ja irgendwo eine neue kaufen.

Die Leute beobachteten stumm, wie sie ihre Schuhe und

dann den Mantel auszog. Im Hintergrund ertönte aus dem offenen Fenster eines gerade zum Stehen gekommenen schwarzen Toyota Celica die hohe Stimme von Michael Jackson. Als würde ich auf einer Bühne einen Striptease zu »Billie Jean« hinlegen, dachte sie. Macht nichts. Gucken ist erlaubt. Im Stau zu stehen muss wirklich todlangweilig sein. Aber damit hat sich's auch schon, Leute, Schuhe und Mantel, mehr gibt's heut nicht. Tut mir leid.

Aomame schlang sich die Tasche um, damit sie ihr nicht herunterfiel. Der nagelneue schwarze Toyota Crown Royal Saloon, in dem sie bis eben noch gegessen hatte, lag weit hinter ihr. Die Nachmittagssonne fiel auf die Windschutzscheibe, die blendend hell gleißte wie ein Spiegel. Das Gesicht des Fahrers war nicht zu erkennen. Doch er sah sie bestimmt.

Nicht vom äußeren Schein täuschen lassen. Es gibt immer nur eine Realität.

Aomame atmete tief ein und aus. Dann kletterte sie, die Melodie von »Billie Jean« im Ohr, über das Gitter. Ihr Minirock rutschte ihr fast bis zur Hüfte hoch. Und wenn schon, dachte sie. Sollen Sie ruhig glotzen. Wer mir unter den Rock guckt, hat mich noch lange nicht durchschaut. Außerdem hielt Aomame ihre schönen schlanken Beine für den weitaus vorteilhaftesten Teil ihres Körpers.

Auf der anderen Seite des Gitters angelangt, zupfte Aomame ihren Rocksäum zurecht, wischte sich den Staub von den Händen, zog den Mantel wieder an und hängte sich die Tasche über die Schulter. Mit einem Druck auf den Steg schob sie ihre Sonnenbrille in die richtige Position zurück. Die Treppe lag vor ihr. Eine grau gestrichene Eisentreppe. Eine schlichte, unpersönliche Treppe, die nur einem funktionalen Zweck diene. Sie war nicht dafür

geschaffen, dass Frauen in Strümpfen und engen Miniröcken darauf herumturtelten. Allerdings sollte man bedenken, dass das Kostüm von Junko Shimada auch nicht für Klettertouren entworfen war. Ein großer Lastwagen donnerte auf der Gegenfahrbahn vorbei und ließ die Treppe vibrieren. Der Wind pfiff durch die eisernen Sprossen. Doch immerhin gab es eine Treppe. Und nur sie führte auf die ebene Erde.

Aomame drehte sich ein letztes Mal um und blickte in der Haltung eines Menschen, der einen Vortrag beendet hat und nun noch auf dem Podium stehend die Fragen des Publikums erwartet, von links nach rechts und dann von rechts nach links auf die dichte Schlange der Wagen auf der Straße. Sie waren kein bisschen vorangekommen. In Ermangelung einer anderen Beschäftigung beobachteten die dort festsitzenden Leute jede einzelne ihrer Bewegungen. Was macht diese Frau eigentlich?, fragten sie sich argwöhnisch. Bewundernde, gleichgültige, neidische oder verachtende Blicke fielen auf Aomame, die über das Gitter geklettert war. Wie eine instabile Waage schwankten ihre Gefühle, ohne sich einer Seite zuneigen zu können, unruhig hin und her. Schweigen lastete auf der Umgebung. Niemand hob die Hand, um eine Frage zu stellen (selbst wenn jemand eine Frage gestellt hätte, hätte Aomame sie natürlich nicht beantwortet). Die Menschen warteten nur stumm auf eine Gelegenheit, die niemals kommen würde. Aomame zog leicht das Kinn ein, biss sich auf die Unterlippe und bedachte sie kurz mit einem abschätzigen Blick durch ihre dunkelgrüne Sonnenbrille.

Ihr könnt euch bestimmt nicht vorstellen, wer ich bin, wohin ich jetzt gehe und was ich tun werde, sagte Aomame, ohne ihre Lippen zu bewegen. Ihr sitzt dort fest und geht

nirgendwohin. Könnt weder vor noch zurück. Im Gegensatz zu mir. Auf mich wartet Arbeit, die getan werden muss. Ich habe eine Mission zu erfüllen. Deshalb gehe ich – mit eurer gütigen Erlaubnis – schon mal vor.

Zum Schluss hätte Aomame den Leuten am liebsten eine Fratze geschnitten. Aber sie bezwang sich. Sie hatte keine Zeit für Spielereien. Wenn sie einmal das Gesicht verzogen hatte, würde es sie zu viel Mühe kosten, wieder zu ihrem ursprünglichen Ausdruck zurückzukehren.

Also kehrte Aomame ihren stummen Zuschauern den Rücken zu und begann, die Kälte der eisernen Sprossen an ihren Fußsohlen spürend, vorsichtig die Treppe hinunterzusteigen. Der zu Anfang April noch kühle Wind ließ ihre Haare flattern und entblößte hin und wieder ihr unregelmäßig verformtes linkes Ohr.

## KAPITEL 2

### Tengo

#### Eine etwas andere Idee

Tengos erste Erinnerung stammte aus der Zeit, als er anderthalb Jahre alt gewesen war. Seine Mutter hatte ihre Bluse ausgezogen, ein Träger ihres weißen Unterkleids war ihr von der Schulter gegliitten, und ein Mann, der nicht sein Vater war, saugte an ihrer Brust. Im Kinderbett lag ein Kleinkind, das wahrscheinlich Tengo war. Er sah sich als dritte Person. Oder handelte es sich um einen Zwillingsbruder? Nein, das war unwahrscheinlich, es musste der anderthalbjährige Tengo selbst sein. Intuitiv wusste er das. Das Kind hielt die Augen geschlossen und

atmete leise und regelmäßig im Schlaf. Das also war Tengos erste Erinnerung. Die etwa zehnssekündige Szene war klar und deutlich in die Wände seines Bewusstseins gemeißelt. Nichts vorher und nichts nachher. Isoliert ragte diese Erinnerung aus einer trüben Wasserfläche heraus wie der Kirchturm einer überfluteten Stadt.

Wenn es sich ergab, hatte Tengo sich bei Bekannten erkundigt, auf welches Alter ihre ersten Erinnerungen zurückgingen. Bei den meisten war es das Alter von vier oder fünf, frühestens drei Jahren. Beispiele für weiter zurückreichende Erinnerungen gab es nicht. Anscheinend musste ein Kind mindestens drei Jahre alt sein, um seine Umgebung bis zu einem gewissen Grad als logisch zusammenhängend wahrnehmen zu können. In der Phase davor war ihm die Welt ein unverständliches Chaos, zäh, formlos und undurchsichtig wie ein klebriger Brei. Alles zog gleichsam vor dem Fenster vorbei, ohne dass sich im Gehirn Erinnerungen daran festsetzten.

Natürlich konnte ein Kleinkind von anderthalb Jahren nicht beurteilen, was es bedeutete, wenn ein Mann, der nicht sein Vater war, an der Brust seiner Mutter saugte. Das war klar. Wenn Tengos Erinnerung also nicht trog, hatte sich diese Szene in seine Netzhaut eingebrannt, ohne dass er sie bewerten konnte. Wie eine Kamera ein Objekt lediglich als ein Gemisch aus Licht und Schatten auf einen Film bannt. Und mit der Entstehung des Bewusstseins war das gespeicherte, fixierte Abbild nach und nach analysiert und mit Bedeutung versehen worden. Aber konnte so etwas wirklich geschehen? Bestand überhaupt die Möglichkeit, dass das Gehirn eines Kleinkinds ein solches Bild bewahrte?

Oder handelte es sich nur um eine gefälschte Erinnerung? Eine durch eigenmächtige Täuschungsmanöver seines



Bewusstseins im Nachhinein entstandene Fiktion? Tengo hatte die Möglichkeit, dass es sich bei seiner Erinnerung um eine Fälschung handelte, ausführlich geprüft. Und war zu dem Schluss gelangt, dass es unwahrscheinlich war. Für etwas Erfundenes war die Szene zu lebhaft und deutlich, verfügte über zu große Überzeugungskraft. Das Licht und die Gerüche darin, ihr Pulsschlag. Alles fühlte sich überwältigend real an. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass es sich um eine Fälschung handelte. Zudem lieferte die Annahme, dass dieses Ereignis wirklich stattgefunden hatte, eine gute Erklärung für vieles andere. In logischer und emotionaler Hinsicht.

Die etwa zehn Sekunden andauernde, höchst lebendige Szene erschien ihm ohne jede Vorwarnung. Ohne Vorankündigung, ohne Aufschub. Auch kein Anklopfen. Sie überfiel Tengo aus heiterem Himmel, wenn er in der Bahn saß, Zahlen an die Tafel schrieb, beim Essen war oder sich mit jemandem unterhielt (wie zum Beispiel gerade eben). Unvermittelt schob sie sich jäh vor ihn und lähmte ihn von Kopf bis Fuß. Der Fluss der Zeit stand still. Die Luft um ihn herum wurde dünn, und er konnte nicht mehr richtig atmen. Die Beziehung zwischen ihm und den ihn umgebenden Menschen und Dingen löste sich auf. Die flüssigen Wände verschluckten ihn völlig. Doch obwohl er das Gefühl hatte, die Welt würde ins Dunkel gestürzt, schwanden ihm nicht die Sinne. Nur eine Weiche wurde umgestellt. Es war sogar eher so, dass sein Bewusstsein teilweise schärfer wurde. Es war keine Angst. Aber er konnte die Augen nicht öffnen. Seine Lider blieben fest geschlossen. Auch die umgebenden Geräusche entfernten sich. Und das vertraute Bild wurde immer wieder auf die Leinwand seines Bewusstseins projiziert. Der Schweiß rann

ihm aus allen Poren. Er wusste, dass sein Hemd unter den Armen völlig durchnässt war. Er begann am ganzen Körper zu zittern. Sein Herz schlug immer schneller und lauter.

Falls jemand neben ihm saß, tat Tengo, als sei ihm schwindlig. Tatsächlich hatte sein Zustand Ähnlichkeit mit einem Schwindelanfall. Nach einer gewissen Zeit normalisierte sich alles wieder. Er zog ein Taschentuch hervor und presste es sich auf den Mund. Er hob eine Hand, um seinem Gegenüber zu signalisieren, dass er die Lage im Griff habe und man sich nicht zu beunruhigen brauche. Mal war nach dreißig Sekunden alles vorbei, mal dauerte es über eine Minute. Währenddessen spulte sich die Szene automatisch wie ein Videoband in Endlosschleife immer wieder ab. Seine Mutter löste den Träger des Unterkleids, und der fremde Mann saugte an ihrer steifen Brustwarze. Sie schloss die Augen und gab einen tiefen Seufzer von sich. Der Duft der Brust seiner Mutter umschwebte Tengo und erfüllte ihn mit Sehnsucht. Für kleine Kinder ist der Geruchssinn das schärfste Instrument. Er teilt ihnen das meiste mit. Manchmal sogar alles. Geräusche waren nicht zu hören. Die Luft wurde zäh, dickflüssig. Der einzige Laut, den er wahrnahm, waren die sachten Schläge seines eigenen Herzens.

Schau dir das an, sagten sie. Sieh nur, sagten sie. Hier bist du und kannst nirgendwo anders hin. Diese Botschaft wiederholte sich unablässig.

Diesmal dauerte der »Anfall« ziemlich lange. Tengo schloss die Augen, stopfte sich wie üblich sein Taschentuch in den Mund und biss fest zu. Wie lange, wusste er nicht. Als alles vorbei war, verspürte er nur eine völlige körperliche Erschöpfung. Er war absolut erledigt. So müde war er noch nie gewesen. Es dauerte ewig, bis er überhaupt

die Lider öffnen konnte. Sein Bewusstsein strebte nach einem raschen, abrupten Erwachen, das seine Muskeln und Organe jedoch verweigerten. Es war wie bei einem Tier, das zur falschen Jahreszeit gewaltsam aus dem Winterschlaf gerissen wurde.

»He, Tengo«, rief jemand ihn von vorn an. Die Stimme klang dumpf und fern, wie aus einem tiefen Tunnel. Tengo registrierte, dass es sein Name war, den sie rief. »Was ist los? Wieder diese Sache? Alles in Ordnung?«, sagte die Stimme, diesmal ein bisschen näher.

Endlich schlug Tengo die Augen auf und konzentrierte seinen Blick auf seine rechte Hand, die die Tischkante umklammerte. Er vergewisserte sich, dass die Welt intakt war und er sich noch als derselbe auf ihr befand. Ein gewisses Taubheitsgefühl war geblieben, besonders in der rechten Hand. Es roch auch nach Schweiß. Es war ein seltsam wilder Geruch, wie man ihm vor den Käfigen mancher Tiere im Zoo begegnet. Doch er war es, der ihn verströmte.

Tengo hatte Durst. Er streckte die Hand aus und griff nach dem Glas, das vor ihm auf dem Tisch stand. Vorsichtig, um nichts zu verschütten, trank er das Wasser zur Hälfte aus. Er setzte kurz ab, schöpfte Atem und trank dann den Rest. Sein Bewusstsein kehrte allmählich dorthin zurück, wo es sein sollte, und sein Körpergefühl normalisierte sich. Er stellte das leere Glas ab und wischte sich mit dem Taschentuch über den Mund.

»Entschuldigung. Alles wieder in Ordnung«, sagte er und vergewisserte sich, dass es sich bei dem Mann, der ihm gerade gegenüber saß, wirklich um Komatsu handelte. Sie hatten sich in einem Café in der Nähe des Bahnhofs Shinjuku getroffen. Das um sie herum herrschende

Stimmengewirr war jetzt auch wieder normal zu hören. Die beiden Gäste am Nebentisch argwöhnten, dass etwas passiert war, und sahen zu ihnen hinüber. Eine Kellnerin stand mit verstörter Miene in der Nähe. Möglicherweise fürchtete sie, er würde sich auf seinem Platz übergeben. Tengo schaute auf und nickte ihr lächelnd zu: Keine Sorge, alles in Ordnung.

»Hattest du einen Anfall?«, fragte Komatsu.

»Nichts Ernstes. Mir war nur ein bisschen schwindlig. Einfach nicht gut«, sagte Tengo. Seine Stimme klang noch immer nicht ganz wie seine eigene. Aber immerhin schon ähnlich.

»Wäre ziemlich blöd, wenn dir so was beim Autofahren passieren würde.« Komatsu sah Tengo in die Augen.

»Ich fahre kein Auto.«

»Umso besser. Ich habe einen Bekannten, der leidet an einer Allergie gegen Zedernpollen. Einmal bekam er im Auto einen Niesanfall und knallte gegen einen Strommast. Dein Niesen ist übrigens auch nicht von Pappe. Als ich es das erste Mal gehört habe, bin ich richtig erschrocken. Mittlerweile habe ich mich etwas daran gewöhnt.«

»Tut mir leid.«

Tengo griff nach seiner Kaffeetasse und trank den Rest mit einem Zug aus. Er schmeckte nichts. Es floss nur eine warme Flüssigkeit durch seine Kehle.

»Möchtest du noch Wasser?«, fragte Komatsu.

Tengo schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Es geht schon wieder.«

Komatsu zog ein Päckchen Marlboro aus seinem Jackett, steckte sich eine in den Mund und zündete sie mit einem

Streichholz aus einer Schachtel mit dem Werbeaufdruck des Cafés an. Dann warf er einen kurzen Blick auf seine Uhr.

»Also, worüber sprachen wir gerade?«, fragte Tengo. Er musste schnellstens wieder zu sich kommen.

»Äh, ja, worüber sprachen wir?« Komatsu schaute in die Luft und dachte kurz nach. Oder tat zumindest so. Tengo wusste nicht, was von beidem. Komatsus Gesten und seine Art zu sprechen hatten immer etwas von einer Darbietung. »Ach so, ja, wir haben über dieses Mädchen gesprochen, Fukaeri heißt sie. Und über ›Die Puppe aus Luft‹.«

Tengo nickte. Fukaeri und »Die Puppe aus Luft«. Er war im Begriff gewesen, mit Komatsu darüber zu sprechen, als der »Anfall« kam und das Gespräch unterbrach. Tengo nahm eine Kopie des Manuskripts aus seiner Tasche und legte es auf den Tisch. Er ließ die Hände über den Stapel gleiten und prüfte, wie es sich anfühlte.

»Ich sagte es schon am Telefon: Das Beste an ›Die Puppe aus Luft‹ ist, dass die Autorin nicht versucht, jemanden zu imitieren. Das ist äußerst selten bei einem Erstlingswerk. Die versuchen sonst immer wie irgendetwas anderes zu sein.« Tengo sprach wohlüberlegt. »Natürlich ist ihr Stil noch ungeschliffen und die Wortwahl ungeschickt. Es fängt schon beim Titel an, sie verwechselt ›Puppe‹ mit ›Kokon‹. Wenn ich wollte, könnte ich reihenweise Fehler aufzählen. Aber trotz allem hat die Geschichte etwas sehr Anziehendes. Als Ganzes ist sie zwar phantastisch, dennoch ist die Schilderung der Einzelheiten bedrückend real. Dieses Spannungsverhältnis macht sich ausgezeichnet. Ob ihre Originalität, Folgerichtigkeit oder sprachliche Qualität ausreichen, weiß ich nicht. Wenn Sie mir sagen, das Niveau sei ungenügend, kann das durchaus sein. Der Text liest sich

holprig, aber als ich damit durch war, wirkte er noch lange ruhig nach. Auch wenn ein seltsames, unbehagliches Gefühl dabei war, das schwer zu beschreiben ist.«

Komatsu sah Tengo wortlos an. Er wollte mehr hören.

»Ich konnte das Werk nicht einfach aus der Auswahl streichen, nur weil es sprachliche und stilistische Mängel hat. In den letzten Jahren habe ich berufsmäßig bergeweise eingereichte Manuskripte gelesen. Überflogen kommt der Sache wohl näher. Darunter waren vergleichsweise gut geschriebene Texte und auch völlig hoffnungslose – letztere natürlich in der Überzahl. Doch von allen Werken, die mir unter die Augen gekommen sind, hat bisher keins so auf mich gewirkt wie ›Die Puppe aus Luft‹. Es war auch das erste Mal, dass ich das Gefühl hatte, einen Text, nachdem ich ihn bereits gelesen hatte, im Geiste noch einmal zu lesen.«

»Aha«, sagte Komatsu. Aufrichtig interessiert zog er an seiner Zigarette. Er spitzte die Lippen. Aber Tengo kannte ihn nicht erst seit gestern und ließ sich nicht so leicht von seiner Attitüde täuschen. Dieser Mann setzte häufig ein Gesicht auf, das mit seinen wahren Gefühlen nichts zu tun hatte oder sogar ihr Gegenteil ausdrückte. Tengo wartete geduldig darauf, dass Komatsu sich äußerte.

»Ich habe es auch gelesen«, sagte Komatsu, nachdem er einen Moment hatte verstreichen lassen. »Gleich nachdem du mich angerufen hast. Also, nein, es ist doch wirklich furchtbar schlecht, oder? Die Grammatik ist katastrophal, und es gibt sogar Sätze, bei denen man nicht versteht, was sie bedeuten oder was die Autorin damit sagen will. Bevor sie einen Roman oder so was schreibt, sollte sie lieber erst mal die Grundbegriffe der Syntax lernen.«

»Aber Sie haben es zu Ende gelesen. Stimmt's?«

Komatsu lächelte. Es war ein Lächeln aus einer Schublade, die er für gewöhnlich nicht öffnete. »Ja, stimmt. Da hast du recht. Ich habe es ganz gelesen. Hat mich selbst überrascht. Dass ich ein für den Debütpreis eingereichtes Manuskript ganz durchlese, das gibt es praktisch nie. Schlimmer noch, einige Teile habe ich sogar zweimal gelesen. Das kommt ungefähr so oft vor wie eine Syzygie. Das gebe ich zu.«

»Es hat was. Oder nicht?«

Komatsu legte seine Zigarette in den Aschenbecher und rieb sich mit dem rechten Mittelfinger einen Nasenflügel, ohne auf Tengos Frage zu antworten.

»Das Mädchen ist erst siebzehn. Sie geht auf die Oberschule. Sie hat nur noch keine Übung darin, Literatur zu lesen oder zu schreiben. Für dieses Werk bekommt sie den Debütpreis wahrscheinlich wirklich nicht. Aber es hätte das Zeug dazu, in die engere Auswahl zu kommen. So weit können Sie doch entscheiden, Herr Komatsu, oder? Daran kann sie dann anknüpfen.«

»Meinst du?«, sagte Komatsu. Er gähnte gelangweilt und trank anschließend sein Wasser in einem Zug aus. »Tengo, mein Freund, jetzt überleg doch mal. Angenommen, wir nehmen diesen Wirrwarr in die engere Auswahl. Die Damen und Herren von der Jury fallen doch auf den Hintern. Womöglich werden sie sogar sauer. Nicht mal zu Ende lesen werden sie es. In der Jury sind vier aktive Schriftsteller. Diese Leute haben eine Menge zu tun. Nach den ersten zwei Seiten schmeißen die das Ding in die Ecke. Den Aufsatz einer Erstklässlerin werden sie es nennen. Wir haben hier etwas vor uns, das nur glänzt, wenn man es poliert. Wird jemand auf mich hören, wenn ich es anpreise?

Auch wenn ich die Macht hätte zu bestimmen, würde ich lieber etwas Erfolgsversprechenderes nehmen.«

»Heißt das, Sie lassen es einfach fallen?«

»Das habe ich nicht gesagt.« Komatsu rieb sich den Nasenflügel. »Ich habe nur eine etwas andere Idee.«

»Eine etwas andere Idee«, sagte Tengo. Die Worte hatten einen leicht unheilvollen Klang.

»Du schlägst vor, wir sollen unsere Erwartungen auf ihr nächstes Werk richten«, sagte Komatsu. »Ich selbst würde natürlich gern warten. Für einen Redakteur ist es die größte Freude, einen jungen Autor langsam und liebevoll heranzuziehen. Welch herzerquickliche Beschäftigung ist es doch, den Blick über den klaren Nachthimmel schweifen zu lassen und einen neuen Stern zu entdecken, bevor es ein anderer tut. Leider kann ich mir, ehrlich gesagt, nur schwer vorstellen, dass von diesem Mädchen noch mehr zu erwarten sein wird. Bei aller Fehlbarkeit friste ich immerhin seit zwanzig Jahren mein Leben in dieser Branche. In der Zwischenzeit habe ich alle möglichen Autoren kommen und gehen sehen. Dabei habe ich einigermaßen gelernt, die, von denen noch was kommt, und die, von denen wahrscheinlich nichts mehr kommt, zu unterscheiden. Und dass es bei dem Mädchen kein nächstes Mal gibt, kann ich dir jetzt schon sagen. Tut mir leid. Auch kein übernächstes Mal. Und kein überübernächstes Mal. Erstens hat sie einen Stil, den man nicht mit der Zeit durch Übung verbessern kann. Da kannst du warten, bis du schwarz wirst. Man kann keinen guten Text schreiben, wenn man zwar die Absicht hat, einen guten Text zu schreiben, aber keinen blassen Schimmer, wie das geht. Wer schreiben will, muss entweder über ein angeborenes literarisches Talent verfügen oder sich abmühen, bis er wahnsinnig wird oder



stirbt. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Aber auf diese Fukaeri trifft weder das eine noch das andere zu. Sie hat keine erkennbare natürliche Begabung und anscheinend auch nicht die Absicht, sich zu bemühen. Warum sie diese Geschichte geschrieben hat, weiß ich nicht, aber bestimmt nicht aus Interesse an der Schriftstellerei. Offenbar hat sie den Wunsch, eine Geschichte zu erzählen, anscheinend sogar den recht starken Willen. Das erkennt man. Das ist es auch, was dich bei aller Ungeschliffenheit anzieht und mich dazu gebracht hat, das Manuskript zu Ende zu lesen. Es ist in jedem Fall ein tolles Ding. Dennoch hat sie als Schriftstellerin keinen Fliegenschiss von einer Zukunft. Jetzt bist du wahrscheinlich enttäuscht, aber so ist es nun mal – wenn ich dir ganz offen meine Meinung sagen darf.«

Tengo dachte nach. Was Komatsu zu sagen hatte, klang vernünftig. Verlegerischen Instinkt konnte man ihm nicht absprechen.

»Aber es wäre doch nicht schlecht, ihr eine Chance zu geben, oder?«, sagte Tengo.

»Du willst sie ins kalte Wasser werfen und sehen, ob sie schwimmt oder untergeht?«

»Vereinfacht ausgedrückt.«

»Ich habe schon genug sinnlose Zerstörung angerichtet. Ich will nicht mehr zusehen, wie jemand absäuft.«

»Und wie beurteilen Sie dann meinen Fall?«

»Du bemühst dich wenigstens«, sagte Komatsu nachdrücklich. »Soweit ich sehen kann, gibt es bei dir keine Schlamperei. Du empfindest große Hochachtung vor dem Schreiben. Und warum? Weil du gern schreibst. Auch das schätze ich an dir. Die Liebe zum Schreiben ist für jemanden, der die Schriftstellerlaufbahn anstrebt, die

wichtigste Eigenschaft.«

»Aber das allein genügt nicht.«

»Natürlich genügt das nicht. Man braucht ›das gewisse Etwas‹. Und das beinhaltet zumindest, dass ich nicht aufhören kann zu lesen. Bei Romanen ist das mein erstes Einschätzungskriterium. An Büchern, die ich gleich wieder aus der Hand legen kann, habe ich nicht das geringste Interesse. Das ist doch eine klare Sache. Eine ganz simple Angelegenheit.«

Einen Moment lang schwieg Tengo. Dann sagte er: »Aber das, was Fukaeri geschrieben hat, erfüllt dieses Kriterium doch. Sie konnten nicht aufhören zu lesen.«

»Ja, ja, natürlich. Die Kleine hat irgendetwas Besonderes. Was, weiß ich nicht, aber sie hat es. Das merkt man. Du merkst es, ich merke es. Es ist für jedermann deutlich erkennbar, wie der Rauch eines Lagerfeuers an einem windstillen Tag. Aber, mein lieber Tengo, was das Mädchen hat, sollte man vielleicht nicht in ihren Händen lassen.«

»Weil keine Aussicht besteht, dass sie schwimmt, wenn wir sie ins Wasser werfen.«

»Genau.«

»Also kommt sie nicht in die Auswahl?«

»O doch«, sagte Komatsu. Er verzog die Lippen und legte beide Hände nebeneinander auf den Tisch. »An dieser Stelle muss ich meine Worte mit Bedacht wählen.«

Tengo nahm seine Tasse und betrachtete den Kaffeesatz. Er stellte sie wieder ab. Komatsu sagte noch immer nichts. Also ergriff Tengo das Wort. »Jetzt kommt wohl die ›etwas andere Idee‹ ins Spiel, von der Sie gesprochen haben?«

Komatsu kniff die Augen zusammen, wie ein Lehrer, der

einen guten Schüler vor sich hat, und nickte bedächtig.  
»Ganz genau, mein lieber Junge, du sagst es.«

Komatsu hatte etwas Undurchschaubares an sich. Niemals konnte man von seiner Miene oder Stimme auf seine Gedanken und Gefühle schließen. Er schien es selbst nicht wenig zu genießen, anderen Sand in die Augen zu streuen. Auf alle Fälle arbeitete sein Kopf sehr schnell. Er war ein Typ, der stets seiner eigenen Logik folgte und der urteilte, ohne auf die Erwartungen anderer Rücksicht zu nehmen. Er spielte sich nie unnötig auf, hatte aber eine gewaltige Menge von Büchern gelesen und verfügte über große Detailkenntnis auf den verschiedensten Gebieten. Aber er besaß nicht nur Wissen, sondern auch Scharfblick, der es ihm ermöglichte, Menschen und Werke zu durchschauen. Dazu gehörte wahrscheinlich auch eine gewisse Voreingenommenheit, doch die war für ihn ein wichtiger Aspekt der Wahrheit.

Komatsu war von Natur aus kein Mann vieler Worte, und er hasste es, überflüssige Erklärungen abgeben zu müssen, aber wenn es nötig war, vermochte er seine Meinung scharfsinnig und logisch zu vertreten. Er konnte auch ziemlich bissig werden. Dann traf er die verwundbarste Stelle seines Gegners mit einem gezielten Hieb. Er hatte starke persönliche Vorlieben, allerdings überwog die Zahl der Personen und Werke, die er nicht tolerieren konnte, die der anderen bei weitem. Naturgemäß war auch die Zahl derer, die keine Sympathie für ihn hegten, größer als die derjenigen, die ihn mochten, was seinen eigenen Wünschen jedoch durchaus entgegenkam. Wie Tengo es sah, war Komatsu gern allein, und er genoss es sogar, von anderen mit Distanz behandelt oder eindeutig abgelehnt zu werden. Komatsus Überzeugung zufolge erwuchs ein

scharfer Geist nicht aus behaglichen Umständen.

Komatsu war fünfundvierzig, also sechzehn Jahre älter als Tengo. Er widmete sich mit großem Engagement der Herausgabe einer Kunst- und Literaturzeitschrift und galt in der Fachwelt als Experte. Über sein Privatleben jedoch wusste niemand etwas. Durch seinen Beruf kannte er zwar eine Menge Leute, aber über persönliche Dinge sprach er mit niemandem. Tengo hatte keine Ahnung, wo Komatsu geboren und aufgewachsen war oder wo er augenblicklich wohnte. Obwohl sie lange Gespräche führten, wurden diese Themen nie angeschnitten. Man wunderte sich, dass Komatsu bei seiner ausgeprägten Unzugänglichkeit und seiner verächtlichen Haltung gegenüber dem Literaturbetrieb so viele Manuskripte namhafter Autoren an Land zog, aber er bekam offenbar mühelos immer genau das zusammen, was gerade gebraucht wurde. Häufig war es ihm zu verdanken, dass die Zeitschrift ein gewisses Erscheinungsbild und Format besaß. Deshalb war er, wenn auch nicht gerade beliebt, so doch angesehen.

Gerüchten zufolge hatte Komatsu in den sechziger Jahren, als er an der Universität Tokio Literaturwissenschaft studierte, an den Protesten gegen den Sicherheitsvertrag zwischen den USA und Japan teilgenommen. Es hieß, er habe zu den Anführern der Studentenbewegung gehört und sei ganz in der Nähe gewesen, als Michiko Kanba auf einer Demonstration von der Polizei angegriffen und getötet wurde. Komatsu sei ebenfalls schwer verletzt worden. Wie viel davon der Wahrheit entsprach, wusste man nicht. Aber eigentlich klang es recht überzeugend. Komatsu war lang und dünn, sein Mund unverhältnismäßig groß, die Nase unverhältnismäßig klein. Er hatte schlaksige Arme und Beine, und seine Finger waren gelb vom Nikotin. Er

erinnerte an einen der Revolutionäre aus einer heruntergekommenen Intelligenzija, wie sie in russischen Romanen des 19. Jahrhunderts vorkommen. Er lachte so gut wie nie, aber wenn, dann über das ganze Gesicht. Doch selbst dann sah er nie besonders fröhlich aus, sondern lediglich wie ein überalterter Zauberlehrling, der kichernd unheilvolle Weissagungen erstellte. Er war reinlich und achtete auf seine äußere Erscheinung, trug aber immer etwas Ähnliches, vermutlich, um der Welt zu zeigen, wie gering sein Interesse an Kleidung war. Seine Uniform bestand aus Tweedjacketts, weißen Oxfordhemden oder grauen Poloshirts, grauen Hosen und Wildlederschuh. Eine Krawatte trug er nie. Man konnte förmlich vor sich sehen, wie das in Farbe, Herkunft und Größe kaum zu unterscheidende halbe Dutzend Tweedjacketts mit drei Knöpfen sorgfältig ausgebürstet bei ihm zu Hause im Schrank hing. Wahrscheinlich hatte er sie durchnummeriert, um sie auseinanderhalten zu können.

Komatsus festes, an Draht erinnerndes Haar, das ihm bis über die Ohren reichte, war an der Stirn bereits leicht ergraut und stets etwas zerzaust. Seltsamerweise hatte es immer die gleiche Länge, selbst wenn sein letzter Friseurbesuch erst eine Woche zurücklag. Tengo konnte sich nicht erklären, wie das möglich war. Bisweilen blitzten Komatsus Augen scharf auf, wie Sterne an einem winterlichen Nachthimmel. Falls er aus irgendeinem Grund einmal in Schweigen verfiel, schwieg er mit der Finalität eines Felsens auf der Rückseite des Mondes. Sein Gesicht wurde nahezu ausdruckslos, und selbst seine Körpertemperatur schien abzusinken.

Tengo hatte Komatsu fünf Jahre zuvor kennengelernt. Damals hatte er sich bei der Literaturzeitschrift, die

Komatsu mitherausgab, um einen Preis für das beste Erstlingswerk beworben und war in die Endauswahl gelangt. Komatsu hatte ihn angerufen und um ein Treffen gebeten. Sie verabredeten sich in einem Café in Shinjuku (dem gleichen, in dem sie auch jetzt saßen). Für das jetzige Buch werde Tengo den Preis nicht bekommen, hatte Komatsu ihm eröffnet. (Er bekam ihn tatsächlich nicht.) Aber er persönlich habe Gefallen an Tengos Arbeit gefunden. »Ich erwarte keinen Dank, aber es kommt sehr selten vor, dass ich das zu jemandem sage«, erklärte Komatsu. (Damals wusste Tengo das noch nicht, aber es entsprach der Wahrheit.) »Wenn du also dein nächstes Buch schreibst, möchte ich, dass du es mich lesen lässt. Als Ersten, vor allen anderen.« Tengo war einverstanden.

Komatsu wollte außerdem wissen, was für ein Mensch Tengo war. Woher er kam und was er im Augenblick tat. Tengo berichtete so aufrichtig wie möglich. Er war in Ichikawa in der Präfektur Chiba geboren und aufgewachsen. Seine Mutter war kurz nach seiner Geburt erkrankt und gestorben. So hatte es ihm zumindest sein Vater erzählt. Geschwister hatte er keine. Sein Vater hatte nicht wieder geheiratet und Tengo mit Hilfe einer männlichen Hilfskraft aufgezogen. Früher hatte er für den staatlichen Sender NHK Rundfunkgebühren kassiert. Inzwischen war er an Alzheimer erkrankt und lebte in einem Sanatorium an der Südspitze der Boso-Halbinsel. Tengo hatte an der Universität Tsukuba einen Studiengang mit der sonderbaren Bezeichnung »Fachbereich 1 für Naturwissenschaft und Mathematik im Hauptfach« absolviert und schrieb jetzt Romane. Seinen Lebensunterhalt verdiente er mit Mathematikunterricht an einer Yobiko, einer der vielen privaten Institutionen, die in

Japan die Studienanwärter auf die Aufnahmeprüfungen der Universitäten vorbereiten. Diese Schule lag im Tokioter Stadtteil Yoyogi. Nach dem Examen hatte er sich zunächst als Lehrer am Präfekturgymnasium seines Heimatorts versucht, sich dann jedoch wegen der flexibleren Arbeitszeiten und der größeren Unabhängigkeit für die Yobiko entschlossen. Er lebte allein in einer kleinen Wohnung in Koenji.

Er wisse selbst nicht, ob er wirklich Schriftsteller von Beruf werden wolle. Auch nicht, ob er wirklich Talent zum Schreiben habe. Nur dass er jeden Tag schreiben müsse, das sei ihm klar. Schreiben sei für ihn wie Atmen. Komatsu hörte ihm ruhig zu, ohne sich dazu zu äußern.

Tengo wusste nicht, warum, aber Komatsu schien eine persönliche Zuneigung zu ihm entwickelt zu haben. Äußerlich vermittelte Tengo den Eindruck eines kräftigen Bauernburschen (er war von der Mittel- bis zur Oberstufe im Judo-Team gewesen), der stets in aller Frühe aufstand. Er trug die Haare kurz, war stets gebräunt, hatte Blumenkohlhohren und sah weder wie ein junger Literat noch wie ein Mathematiklehrer aus. All das schien ganz nach Komatsus Geschmack zu sein. Sobald Tengo etwas Neues geschrieben hatte, gab er es Komatsu, der es durchlas und ihm seine Meinung mitteilte. Daraufhin schrieb Tengo den Text, seinen Ratschlägen folgend, um. Und Komatsu gab ihm neue Hinweise, wie ein Trainer, der die Messlatte immer höher ansetzt. »In deinem Fall dauert es vielleicht ein bisschen«, sagte Komatsu. »Aber wir haben ja keine Eile. Sei tapfer und schreib weiter, unentwegt, jeden Tag. Heb alles Geschriebene sicherheitshalber auf. Es könnte dir vielleicht später noch von Nutzen sein.« Das würde er tun, sagte Tengo.

Komatsu vermittelte ihm auch kleinere journalistische Aufträge. Beispielsweise schrieb Tengo anonym für eine Frauenzeitschrift, die Komatsus Verlag ebenfalls herausgab. Beiträge umschreiben, einfache Besprechungen von Filmen oder Neuerscheinungen bis hin zu Horoskopen, alles ging ihm leicht von der Hand. Er erwarb sich sogar den Ruf, mit seinen Horoskopen häufig richtigzuliegen. Als er einmal vor »Erdbeben am Morgen« warnte, kam es just an diesem Morgen tatsächlich zu einem stärkeren Beben. Das zusätzliche Einkommen, das ihm diese Auftragsarbeiten einbrachten, kam ihm zupass, und zugleich waren sie eine gute Übung. Es beglückte ihn, etwas, das er geschrieben hatte, in welcher Form auch immer gedruckt und in Buchläden aufgereiht zu sehen.

Bald beteiligte man Tengo auch an der Vorauswahl der für den Debütpreis eingesandten Manuskripte. Es war zwar etwas seltsam, dass er die Manuskripte anderer Kandidaten begutachtete, während er sich selbst auch um den Preis bewarb. Aber Tengo nahm sich dieser Texte unparteiisch an, ohne sich um diese Widersprüchlichkeit zu kümmern. Dadurch, dass er bergeweise schlechte und langweilige Romane las, lernte er gründlich, was schlechte und langweilige Romane waren. Aus den etwa hundert Werken, die er jedes Mal zu lesen bekam, wählte er ungefähr zehn aus, die ihm nicht ganz unbedeutend erschienen, und reichte sie an Komatsu weiter. Jedem davon legte er ein Memo mit seinen Überlegungen bei. Fünf kamen in die Endauswahl, und eine vierköpfige Jury kürte schließlich den Preisträger.

Neben Tengo gab es noch andere Honorarkräfte, die lasen, und neben Komatsu noch eine Anzahl weiterer Redakteure, die die Vorauswahl trafen. Es wurde



Objektivität erwartet, aber allzu viel Mühe musste man sich nicht machen. Denn von den zahlreichen Einsendungen gaben höchstens zwei oder drei Anlass zu gewissen Hoffnungen, und diese waren kaum zu übersehen, ganz gleich, wer sie las. Dreimal schaffte es Tengo in die Auswahl. Natürlich hatte er sich nicht selbst gewählt, sondern zwei der anderen Aushilfsleser sowie Komatsus Redaktion hatten für ihn gestimmt. Keine von Tengos Arbeiten erhielt den Preis, aber er war nicht enttäuscht. Zum einen hatte sich ihm Komatsus Bemerkung, er könne sich ruhig Zeit lassen, eingeprägt, außerdem lag ihm auch nicht sonderlich viel daran, sofort und auf der Stelle Schriftsteller zu werden.

Wenn sein Stundenplan geregelt verlief, konnte er vier Tage in der Woche zu Hause tun und lassen, was ihm gefiel. Seit sieben Jahren lehrte er nun an der gleichen Yobiko und hatte einen sehr guten Ruf bei den Schülern. Sein Unterrichtsstil war sachlich, und er besaß die Fähigkeit, jede Frage präzise zu beantworten, ohne weitschweifig zu werden. Zu Tengos eigener Überraschung besaß er Talent zum Reden. Er konnte gut erklären, hatte eine tragende Stimme, und oft gelang es ihm, mit einem Scherz die ganze Klasse zum Lachen zu bringen. Bevor er Lehrer geworden war, hatte er sich immer für einen schlechten Redner gehalten. Selbst jetzt noch war er manchmal aufgeregt und stockte, wenn er vor Leuten sprechen musste. Kam er in eine kleine Gruppe, nahm er fast ausschließlich die Rolle eines Zuhörers ein. Aber wenn er unterrichtete und vor einer anonymen Zuhörerschaft stand, wurde sein Kopf plötzlich klar, und er konnte frei und beliebig lange sprechen. Der Mensch ist ein rätselhaftes Wesen, dachte er immer wieder.

Mit seinem Honorar war er keineswegs unzufrieden. Man konnte nicht sagen, dass es übermäßig viel war, aber die Schule zahlte nach Leistung. Zu bestimmten Zeiten fanden Bewertungen der Lehrer durch die Schüler statt, und wenn die Einschätzung gut ausfiel, erhöhte sich die Bezahlung entsprechend. Andernfalls, so befürchtete man, könnten besonders gute Lehrkräfte von anderen Schulen abgeworben werden (und tatsächlich war es bereits zu Headhunting gekommen). An gewöhnlichen Regelschulen gab es dieses System nicht. Bezahlt wurde dort nach Alter, die Vorgesetzten kontrollierten das Privatleben, und weder Leistung noch Beliebtheit oder solche Dinge waren von Bedeutung. An der Yobiko zu unterrichten machte Tengo Spaß. Die Mehrzahl der Schüler hatte ein klar umrissenes Ziel, nämlich die Aufnahmeprüfung für eine Universität zu bestehen, und entsprechend konzentriert folgten sie seinen Ausführungen. Außer dem Unterricht vor der Klasse hatte der Lehrer keine Pflichten. Es kam Tengo sehr entgegen, sich nicht mit lästigen Problemen wie Fehlverhalten und Verstößen gegen die Schulordnung seitens der Schüler abgeben zu müssen. Er brauchte nur am Pult zu stehen und ihnen beizubringen, wie man bestimmte mathematische Aufgaben löste. Und was den rein ideellen Umgang mit Zahlen betraf, war Tengo ein Naturtalent.

An seinen freien Tagen stand er früh auf und schrieb meist bis abends. Er benutzte einen Montblanc-Füllfederhalter mit blauer Tinte und 400-Zeichen-Manuskriptpapier. Das allein schon verschaffte Tengo ein Gefühl der Befriedigung. Einmal in der Woche besuchte ihn seine verheiratete Freundin in seiner Wohnung, und er verbrachte den Nachmittag mit ihr. Eine sexuelle Beziehung mit einer zehn Jahre älteren Frau zu haben war

sehr bequem und beinhaltete keine Verpflichtungen. Nachmittags machte er lange Spaziergänge, und nach Sonnenuntergang las er und hörte Musik dabei. Er sah nie fern. Wenn der Kassierer von NHK kam, um die Gebühren einzusammeln, wies er ihn höflich ab. Es tut mir leid, aber ich habe keinen Fernsehapparat. Wirklich nicht. Sie können reinkommen und nachsehen.

Doch nie betrat einer seine Wohnung. Denn das ist den Gebühreneinsammlern gar nicht gestattet.

»Das, was ich mir überlegt habe, ist ein größeres Kaliber«, sagte Komatsu.

»Ein größeres Kaliber?«

»Womit ich nicht sagen will, dass der Debütpreis Kleinkram ist, aber das, was ich vorhabe, hat ein anderes Format.«

Tengo schwieg. Er konnte sich nicht vorstellen, was es war. Aber er spürte, dass es um etwas Riskantes ging.

»Der Akutagawa-Preis«, sagte Komatsu nach einer Pause.

»Der Akutagawa-Preis«, wiederholte Tengo, als habe Komatsu das Wort riesengroß mit einem Stock in nassen Sand geschrieben.

»Ja, den kennt doch wohl auch mein etwas weltfremder Tengo. Steht groß in der Zeitung und wird in den Fernsehnachrichten gebracht.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen, Herr Komatsu. Sprechen Sie von Fukaeri?«

»Du hast es erfasst. Wir nehmen ›Die Puppe aus Luft‹. Sonst haben wir ja nichts, was zur Sensation taugen würde.«

Tengo kaute auf seinen Lippen und versuchte Komatsus

Pläne zu durchschauen. »Aber Sie haben doch die ganze Zeit gesagt, es hätte keinen Zweck, ein Manuskript in diesem Zustand vorzuschlagen.«

»Ganz recht. Nicht in dem Zustand. Das ist ein klarer Fall.«

Tengo brauchte etwas Zeit zum Nachdenken. »Soll das heißen, wir bearbeiten das eingereichte Manuskript?«

»Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Es ist gängige Praxis, dass Redakteure vielversprechende Manuskripte noch mal überarbeiten lassen. Kommt gar nicht selten vor. Allerdings wird in unserem Fall nicht die Autorin selbst das Werk überarbeiten, sondern jemand anderes.«

»Jemand anderes?«, fragte Tengo, obwohl er die Antwort schon kannte, noch ehe er die Frage gestellt hatte. Nur um ganz sicherzugehen.

»Du wirst diese Aufgabe übernehmen«, verkündete Komatsu.

Tengo rang nach passenden Worten, aber er fand keine. Er seufzte. »Aber Herr Komatsu«, wandte er ein. »Bei diesem Text genügt es nicht, ein paar Korrekturen vorzunehmen. Wenn man ihn nicht radikal von vorn bis hinten umschreibt, ergibt er keine Einheit.«

»Natürlich schreibst du alles von vorn bis hinten um. Die Geschichte verwendest du als Gerüst. Auch die stilistische Atmosphäre sollte so weit wie möglich erhalten bleiben. Aber der Text muss vollständig umgeschrieben werden. Eine Adaption, sozusagen. Du bist für die praktische Umarbeitung zuständig. Und ich gebe das Ganze dann heraus.«

»Ob das gutgeht?«, sagte Tengo eher zu sich selbst.

»Wird schon«, sagte Komatsu, nahm seinen Teelöffel und

hielt ihn Tengo vor die Nase. Wie ein Dirigent, der mit dem Taktstock auf einen Solisten deutet. »Dieses Mädchen Fukaeri hat etwas Besonderes. Das ist mir bei der Lektüre von ›Die Puppe aus Luft‹ klar geworden. Sie besitzt eine außergewöhnliche Vorstellungskraft. Aber leider kann ihre Schreibkompetenz damit nicht Schritt halten. Ihr ganzer Stil ist völlig ungeschliffen. Da kannst du etwas tun. Der Plot ist gut und ergibt sogar einen Sinn. Der Text wirkt nur grob, ist aber intellektuell feinfühlig. Eine gewisse Dynamik ist auf jeden Fall auch vorhanden. Allerdings wissen wir im Gegensatz zu unserer kleinen Fukaeri noch nicht ganz, was wir schreiben sollen. Denn hin und wieder verliert man den Faden der Geschichte. Du musst dir über den Kern der Geschichte klar werden, damit du weißt, was du schreiben sollst. Er ist wie ein furchtsames kleines Tier, das sich in einer tiefen Höhle verkrochen hat und nicht herauskommt. Du weißt, dass es sich in der Höhle versteckt hält, aber wenn du es nicht herauslockst, kriegst du es nicht zu fassen. Damit meine ich, dass du dir etwas Zeit lassen kannst.«

Tengo rutschte ratlos auf seinem Plastikstuhl herum. Er sagte nichts.

»Die Sache ist ganz einfach«, fuhr Komatsu, mit seinem Teelöffel wedelnd, fort. »Wir bringen zwei Leute zusammen und machen einen neuen Autor daraus. Tengo liefert den fertigen Text zu Fukaeris Rohfassung. Die ideale Kombination. Du bist der Einzige, der die Fähigkeit dazu besitzt. Deshalb habe ich mich doch die ganze Zeit um dich gekümmert. Verstehst du? Alles Weitere kannst du mir überlassen. Mit vereinten Kräften ist der Debütpreis ein Klacks. Das reicht auch, um auf den Akutagawa-Preis zu zielen. Und auch ich habe meine Zeit in dieser Branche

nicht müßig verbracht. Ich weiß genau, wie der Hase läuft.«

Tengo starrte Komatsu mit leicht geöffnetem Mund an. Der legte den Kaffeelöffel auf die Untertasse zurück. Er hatte unnatürlich laut gesprochen.

»Und wenn wir den Akutagawa-Preis bekommen? Was passiert dann?«, fragte Tengo, als er sich gefangen hatte.

»Dann sind wir gemachte Leute. Die Mehrzahl der Menschen auf dieser Welt hat keine Ahnung von der Qualität eines Romans. Aber keiner möchte zurückbleiben, jeder möchte auf der Höhe der Zeit sein. Sobald also ein Buch einen Preis bekommt und überall besprochen wird, wird es gekauft und gelesen. Umso mehr, wenn die Autorin eine siebzehnjährige Schülerin ist. Wir könnten eine Menge verdienen. Und den Gewinn gerecht durch drei teilen. Darum werde ich mich kümmern.«

»Wie man das Geld aufteilt und so weiter, das ist doch jetzt egal.« Tengo krächzte etwas, weil seine Kehle so trocken war. »Aber widerspricht so etwas nicht Ihrer Berufsethik als Redakteur? Wenn das auffliegt, bekommen Sie Riesenprobleme. Wahrscheinlich werden Sie gefeuert.«

»So leicht fliegt das nicht auf. Dagegen kann ich uns absichern. Und wenn sie mich wirklich feuern, verlasse ich den Verlag mit Freuden. Ich bin sowieso unbeliebt bei denen da oben und werde mit ein paar Almosen abgespeist. Eine neue Stelle kann ich sofort wieder finden. Weißt du, es geht mir ja auch gar nicht ums Geld. Was ich will, ist, diesem ganzen eingebildeten Literaturbetrieb eins auszuwischen. Ich will diese Bande von Schwätzern, die in ihren Löchern sitzen und ständig so hochtrabend von der Botschaft der Literatur schwafeln, die sich selbst bemitleiden und einander in den Hintern kriechen,

während sie gleichzeitig am Stuhl des anderen sägen, mal so richtig vorführen. Die Kehrseite des Systems bloßlegen und laut darüber lachen. Das wird ein Spaß, meinst du nicht?»

Tengo fand das nicht besonders spaßig. Eigentlich hatte er selbst den sogenannten Literaturbetrieb noch nie erlebt. Dass ein so fähiger Mann wie Komatsu aus derart kindischen Motiven heraus ein solches Risiko eingehen wollte, verschlug ihm für einen Augenblick fast die Sprache.

»Was Sie da vorschlagen, klingt für mich nach einer Art Betrug.«

»Teamwork ist nichts Ungewöhnliches.« Komatsu verzog das Gesicht. »Bei den meisten Mangas funktioniert das nicht anders. Ein Team entwickelt eine Idee und erfindet eine Geschichte, jemand zeichnet sie in Umrissen vor, und die Assistenten fügen die Details hinzu und malen alles farbig aus. So, wie in der Fabrik da drüben die Wecker hergestellt werden. Dafür gibt es auch in der Literatur viele Beispiele. Zum Beispiel diese Liebesschnulzen. Den Großteil erfinden angestellte Schriftsteller arbeitsteilig nach von Verlagsseite erstellten Richtlinien. Sonst würden sie keine Massenproduktion hinbekommen. Weil wir im gestrengen Reich der hohen Literatur dieses System nicht offiziell anwenden dürfen, stellen wir aus strategischen Gründen ein Mädchen namens Fukaeri nach vorn. Wenn das rauskommt, gibt es vielleicht einen kleinen Skandal. Aber gegen das Gesetz ist so etwas nicht. Es liegt vielmehr im Trend der Zeit. Außerdem reden wir hier nicht von Balzac oder Murasaki Shikibu. Wir nehmen uns nur den löchrigen Text einer Oberschülerin vor und versuchen ein ordentliches Werk daraus zu machen. Was soll daran

verboten sein? Ist doch prima, wenn das fertige Buch gut ist und zahlreiche Leser sich daran erfreuen, oder nicht?»

Tengo dachte über Komatsus Erklärung nach. »Es gibt zwei Probleme«, sagte er nachdrücklich. »Natürlich sind es noch viel mehr, aber nehmen wir vorläufig mal diese beiden. Erstens: Wird Fukaeri, die ja die Autorin ist, Änderungen von anderer Hand akzeptieren? Wenn sie Nein sagt, kommen wir sowieso keinen Schritt weiter. Gesetzt den Fall, sie ist einverstanden, stellt sich die zweite Frage: Wird es mir wirklich gelingen, ihre Geschichte angemessen zu bearbeiten? So eine Zusammenarbeit kann höchst kompliziert sein und funktioniert nicht so leicht, wie Sie sich das vielleicht vorstellen, Herr Komatsu.«

»Du kannst das«, sagte Komatsu wie aus der Pistole geschossen, als habe er diesen Einwand vorausgesehen. »Daran habe ich keinen Zweifel. Dieser Gedanke ist mir sofort gekommen, als ich ›Die Puppe aus Luft‹ angefangen habe. Das muss Tengo bearbeiten, sagte ich mir. Das ist genau die richtige Geschichte für Tengo. Sie schreit geradezu danach, von dir redigiert zu werden. Findest du nicht?«

Tengo schüttelte nur den Kopf. Ihm fehlten die Worte.

»Wir haben keine Eile«, sagte Komatsu ruhig. »Die Sache ist wichtig. Du kannst sie dir zwei oder drei Tage lang überlegen. Lies ›Die Puppe aus Luft‹ noch einmal. Ich möchte, dass du gut über meinen Vorschlag nachdenkst. Ach ja, und das gebe ich dir auch.«

Komatsu zog einen braunen Umschlag aus seinem Jackett und überreichte ihn Tengo. Es waren zwei gewöhnliche Farbfotos darin. Beide von einem Mädchen. Das eine zeigte sie bis zur Brust, das andere ganz. Sie schienen kurz



hintereinander aufgenommen worden zu sein. Sie stand vor irgendeiner Treppe. Einer breiten Steintreppe. Sie hatte klassisch schöne Züge und langes glattes Haar. Eine weiße Bluse. Sie war klein und zierlich. Ihre Lippen lächelten bemüht, aber ihre Augen widersetzten sich. Zu ernste Augen. Augen, die etwas suchten. Tengo schaute eine Weile zwischen den beiden Bildern hin und her. Er wusste nicht warum, aber die Fotos erinnerten ihn an sich selbst, als er in diesem Alter gewesen war. Und er verspürte ein leichtes Ziehen in der Brust. Es war ein ganz eigener Schmerz, den er schon länger nicht mehr gespürt hatte. Der Anblick des Mädchens schien ihn aufzuwecken.

»Das ist Fukaeri«, sagte Komatsu. »Ziemlich hübsch. Außerdem ist sie der adrette Typ. Siebzehn Jahre alt. Nichts an ihr auszusetzen. Ihr richtiger Name lautet Eriko Fukada. Aber den geben wir nicht heraus. Wir bleiben bis zum Schluss bei Fukaeri. Falls sie den Akutagawa-Preis bekommt, gibt das Gesprächsstoff, meinst du nicht? Die Presseleute werden sie umflattern wie Motten das Licht. Das Buch wird sich von Anfang an verkaufen.«

Tengo fragte sich verwundert, wo Komatsu die Fotos wohl herhatte. Den eingereichten Manuskripten wurden eigentlich keine Fotografien beigelegt. Aber er entschied sich, ihn nicht danach zu fragen. Manchmal wollte man eine Antwort gar nicht wissen.

»Du kannst sie behalten. Vielleicht nutzen sie dir was«, sagte Komatsu. Tengo steckte die Fotos in den Umschlag zurück und legte ihn auf das Manuskript von »Die Puppe aus Luft«.

»Ich habe so gut wie keine Ahnung von geschäftlichen Dingen, Herr Komatsu. Aber mit gesundem Menschenverstand betrachtet, ist das ein ziemlich riskanter

Plan. Hat man eine solche Lüge einmal in die Welt gesetzt, muss man sie für alle Ewigkeit aufrechterhalten. Man darf sich nie widersprechen. Aus psychologischer Sicht und auch in der Praxis dürfte das nicht so leicht sein. Sobald jemand irgendwo einen Fehler macht, kann das allen Beteiligten den Hals brechen. Meinen Sie nicht?«

Komatsu zog eine neue Zigarette hervor und steckte sie an. »Natürlich. Was du sagst, hat Hand und Fuß. Der Plan ist wirklich riskant. Im Augenblick gibt es noch zu viele Unsicherheitsfaktoren. Niemand weiß, was alles passieren kann. Wir machen einen Fehler, und damit ist alles zunichte. Das ist mir klar. Aber jenseits aller Bedenken sagt mir mein Instinkt: Mach weiter! Eine solche Chance bekommst du nicht alle Tage. Bisher hatte ich sie jedenfalls noch nie. Und wahrscheinlich werde ich sie auch nie wieder haben. Vielleicht ist das kein passender Vergleich, aber wir haben ein Blatt mit lauter Trümpfen in der Hand und dazu massenweise Jetons. Alle Voraussetzungen stimmen. Wenn wir jetzt die Gelegenheit verpassen, werden wir es später bereuen.«

Schweigend musterte Tengo Komatsu, auf dessen Gesicht sich ein unheilverkündendes Grinsen ausbreitete.

»Das Wichtigste ist, dass wir alles tun, um ›Die Puppe aus Luft‹ in eine richtig gut geschriebene Geschichte zu verwandeln. Dass sie wird, wie sie sein sollte. Hierin liegt eine große Aufgabe. Jemand muss sich der Sache in kompetenter Weise annehmen. Das findest du doch im Grunde deines Herzen auch. Habe ich recht? Wir müssen dieses Projekt mit vereinten Kräften und mit unseren jeweiligen Fähigkeiten in Angriff nehmen. Es ist doch nichts Anrüchiges dabei, einen Beweggrund zu haben.«

»Aber, Herr Komatsu, Sie können Gründe und

Rechtfertigungen anbringen, soviel Sie wollen, es ist und bleibt Betrug. Es mag sein, dass ein Beweggrund keine Schande ist, aber dabei kommt doch nichts heraus. Man muss hintenrum agieren. Wenn Ihnen das Wort Betrug nicht passt, dann ist es eben eine unlautere Tat. Selbst wenn wir damit nicht gegen das Gesetz verstoßen, bleibt noch immer die Frage der Moral. Wenn ein Redakteur ein Werk dahingehend manipuliert, dass es einen Preis bekommt, den seine eigene Zeitschrift vergibt, würde man das im Börsenjargon ein Insidergeschäft nennen, oder?»

»Die Literatur kann man nicht mit dem Aktienmarkt vergleichen. Das ist etwas völlig anderes.«

»In welcher Hinsicht zum Beispiel?«

»Also, beispielsweise lässt du einen bedeutenden Umstand außer Acht«, sagte Komatsu. Vergnügt verzog er den Mund zu nie dagewesener Größe und Breite. »Besser gesagt, du willst ihn nicht sehen. Du hast ja selbst schon gesagt, dass du es gern machen würdest. Gefühlsmäßig bist du der Bearbeitung von ›Die Puppe aus Luft‹ gar nicht abgeneigt. Das weiß ich genau. Risiko und Moral hin oder her, du sehnst dich geradezu danach, ›Die Puppe aus Luft‹ jetzt und mit deinen eigenen Händen zu bearbeiten. Du kannst es kaum aushalten, so gern möchtest du selbst etwas daraus machen. Und genau das ist der Unterschied zwischen Literatur und Aktienmarkt. In der Literatur gibt es im Guten wie im Schlechten Beweggründe, die nichts mit Geld zu tun haben. Am besten gehst du jetzt mal nach Hause und machst dir deine wahren Gefühle klar. Stell dich vor den Spiegel und sieh dir selbst genau ins Gesicht. Es steht deutlich darin geschrieben.«

Tengo hatte plötzlich das Gefühl, dass die Luft um ihn herum dünner wurde. Er schaute sich kurz um. War wieder

eine seiner Visionen im Anzug? Nein, das waren nicht die Symptome. Tengo zog ein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wie kam es nur, dass Komatsu mit dem, was er sagte, immer richtig lag?

## KAPITEL 3

### Aomame

#### Einige Dinge, die sich verändert haben

Aomame stieg auf Strümpfen die schmale Treppe hinunter. Der Wind blies heulend um die offene Treppe. Ihr Minirock war eng, aber bisweilen fuhr ein heftiger Windstoß darunter und blähte ihn wie das Segel einer Yacht, sodass sie fast abhob und ins Schwanken geriet. Sie umklammerte das Geländer und stieg Stufe für Stufe rückwärts hinunter. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, um sich die Haare aus dem Gesicht zu streichen oder den Riemen ihrer Umhängetasche zurechtzurücken.

Unter ihr verlief die Nationalstraße 246. Das Tosen der Stadt – Motorenlärm und Gehepe, Polizeisirenen, Marschmusik aus einem Propagandawagen rechtsgerichteter Aktivisten, Schlagbohrer, die irgendwo Beton zertrümmerten – umgab sie. Es drang in einem Radius von 360 Grad von oben, von unten und aus allen Richtungen auf sie ein, segelte tanzend mit dem Wind und erzeugte in ihr (nicht dass sie es hören wollte, aber sie konnte ihre Ohren ja nicht verschließen) allmählich eine Übelkeit, die sich fast wie Seekrankheit anfühlte.

Nach einer Weile gelangte sie auf der Treppe an einen breiten Steg, der zur Autobahn zurückführte. Aomame stieg weiter geradeaus nach unten.

Gegenüber, von der offenen Treppe durch eine Straße getrennt, stand ein vierstöckiges kleines Wohnhaus. Es war ein solides, neues Gebäude aus braunen Backsteinen. Die Balkone zeigten in Aomames Richtung, doch alle Fenster waren fest geschlossen und Vorhänge oder Rollläden zugezogen. Wie konnte man Balkone so positionieren, dass die Leute die Stadtautobahn direkt vor der Nase hatten? Als ob dort jemand seine Bettwäsche trocknen oder bei einem Gin Tonic den abendlichen Verkehrsstau betrachten würde. Und dennoch waren auf einigen der Balkone Wäscheleinen aus Nylon gespannt. Auf einem standen Gartenstühle und sogar ein Gummibaum. Er war fast hinüber und verblasst. Die Blätter waren welk und hatten braune Stellen. Aomame konnte nicht umhin, Mitgefühl für ihn zu empfinden. Sollte sie einmal wiedergeboren werden, dann bloß nicht als eine solche Topfpflanze.

Die Treppe schien normalerweise kaum benutzt zu werden, und überall hatten Spinnen ihre Netze gespannt, in denen die schwarzen Tierchen hingen und geduldig auf ihre kleine Beute warteten. Auch für ein Dasein als Spinne hätte ihr definitiv die Geduld gefehlt. Ein Lebensstil, zu dem man keine Fähigkeiten brauchte außer der, ein Netz zu spannen und reglos darin zu sitzen, war keine Alternative. Das Leben ging dahin, indem man an einer Stelle hockte und auf Beute lauerte, schließlich vertrocknete und starb. Es war in ihren Genen angelegt. Die Spinnen kannten keine Zweifel, keine Verzweiflung und keine Reue. Metaphysische Fragen und moralische Bedenken waren ihnen wahrscheinlich fremd. Aber ich muss es anders machen, dachte Aomame. Ich muss auf mein Ziel zusteuern, deshalb kletterte ich irgendwo in Sangenjaya allein auf einer blöden Eisentreppe von der

Stadtautobahn Nr. 3 und zerreiße mir die Strümpfe. Dabei wische ich irgendwelche Spinnweben beiseite und starre staubige Gummibäume auf idiotischen Balkonen an. Ich bewege mich, also bin ich.

Während Aomame weiter die Treppe hinunterstieg, musste sie an Tamaki Otsuka denken. Sie wollte es nicht, aber als der Gedanke an ihre beste Freundin sich einmal in ihrem Kopf festgesetzt hatte, konnte sie nicht mehr aufhören. Tamaki und sie waren zusammen auf der Oberschule gewesen und hatten zum gleichen Softball-Team gehört. Sie hatten viel zusammen erlebt. Einmal waren sie sich sogar sexuell nahegekommen. Damals – es war auf einer Reise in den Sommerferien gewesen – hatten sie nur noch ein Zimmer mit einem französischen Bett bekommen, indem sie gemeinsam schliefen. In diesem Bett hatten sie sich gegenseitig überall berührt. Aber lesbisch waren die beiden jungen Frauen nicht, nur neugierig. Es war eher ein Experiment in diese Richtung gewesen. Damals hatte keine von ihnen einen Freund oder überhaupt sexuelle Erfahrungen gehabt. Die Ereignisse jener Nacht waren Aomame bis heute als eine »außergewöhnliche, aber höchst interessante« Episode in ihrem Leben im Gedächtnis geblieben. Doch als Aomame jetzt, während sie die offene Eisentreppe hinunterstieg, an die Berührung von Tamakis Körper dachte, breitete sich in ihrem Inneren eine gewisse Hitze aus. Zu ihrer Verwunderung erinnerte sich Aomame auch jetzt noch ganz deutlich an Tamakis ovale Brustwarzen, ihr feines Schamhaar, die hübsche Rundung ihres Hinterns und die Form ihrer Klitoris.

Während sie ihren lebhaften Erinnerungen nachhing, erklang in ihrem Kopf als Hintergrundmusik das

volltönende festliche Unisono der Bläser aus Janáčeks Sinfonietta. Sacht streichelte sie über Tamaki Otsukas geschwungene Taille. Anfangs hatte Tamaki noch gesagt, es kitzle, doch dann hörte sie auf zu kichern. Ihre Atmung veränderte sich. Das Stück war ursprünglich als Fanfare für ein Sportfest komponiert worden. Mit der Musik strich sanft der Wind über die grünen böhmischen Wiesen. Aomame spürte, wie Tamakis Brustwarzen sich versteiften. Die Pauken ertönten in einer komplizierten raschen Tonfolge.

Aomame blieb stehen und schüttelte mehrmals leicht den Kopf. Sie durfte an einem Ort wie diesem nicht an solche Dinge denken. Sie musste sich auf den Abstieg konzentrieren. Aber sie konnte nicht aufhören. Eine nach der anderen erschienen die Szenen von damals vor ihrem inneren Auge. Ganz deutlich, ganz frisch. Die Sommernacht, das nicht sehr breite Bett, der leichte Geruch von Schweiß. Die ausgesprochenen Worte. Die unausgesprochenen Gefühle. Die vergessenen Versprechen. Das ungestillte Verlangen. Die Sehnsucht, die ihr Ziel verloren hatte. Ein Windstoß ergriff ihr Haar und schlug es ihr peitschend ins Gesicht. Der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen. Und der nächste Windstoß trocknete sie.

Aomame überlegte, wann all das gewesen war. Aber die Zeit hatte sich in ihrem Gedächtnis verirrt und glich nur einem Gewirr aus losen Fäden. Ihre Achse war verlorengegangen, und vorher, nachher, links oder rechts waren durcheinandergeraten. Die Reihenfolge der Schubladen war vertauscht worden. Sie konnte sich nicht mehr an Dinge erinnern, an die sie sich eigentlich hätte erinnern sollen. Sie befand sich im April des Jahres 1984.

Geboren war sie – ja, genau – 1954. So weit konnte sie sich erinnern. Aber auch solche fest eingprägten Daten verloren in Aomames Bewusstsein rapide an Substanz. Sie sah vor sich, wie der starke Wind weiße Karten mit aufgedruckten Jahreszahlen aufwirbelte und in alle Himmelsrichtungen verstreute. Rennend versuchte sie wenigstens eine von den vielen zu erhaschen. Aber der Wind war zu stark. Und die Zahl der Karten zu groß. 1954, 1984, 1645, 1881, 2006, 771, 2041 ... Eine Jahreszahl nach der anderen wurde davongeweht. Ihre systematische Reihenfolge ging verloren, Wissen wurde gelöscht, und die Treppe der Ideen brach unter ihren Füßen ein.

Aomame und Tamaki lagen im selben Bett. Beide waren siebzehn und genossen die ihnen gewährte Freiheit in vollen Zügen. Für beide war es die erste Reise allein mit einer Freundin. Das versetzte sie in Aufregung. Sie stiegen ins heiße Bad und teilten sich eine Dose Bier aus dem Kühlschrank. Dann löschten sie das Licht und sprangen ins Bett. Anfangs tobten sie nur herum und berührten einander halb im Scherz. Doch irgendwann streckte Tamaki die Hände aus und streichelte sacht Aomames Brustwarzen durch das ziemlich dünne T-Shirt, das sie anstelle eines Schlafanzugs trug. Wie ein elektrischer Schlag fuhr es durch Aomames Körper. Kurz darauf zogen die beiden T-Shirts und Unterwäsche aus. Sie waren nun nackt. Es war eine Sommernacht. Wo waren sie damals nur hingefahren? Aomame konnte sich nicht erinnern. Egal, irgendwohin eben. Keine von beiden sagte ein Wort, während sie gegenseitig ihre Körper erkundeten. Schauen, berühren, streicheln, lecken. Halb im Spaß, halb im Ernst. Tamaki war klein und zugegebenermaßen ein wenig rundlich. Ihre Brüste waren üppig. Aomame war eher muskulös, groß und



schlank mit kleinen Brüsten. Tamaki redete dauernd davon, eine Diät machen zu müssen. Aber Aomame fand sie hübsch, wie sie war.

Tamaki hatte zarte, feinporige Haut. Ihre Brustspitzen wölbten sich zu einer wunderschönen Ellipse. Sie erinnerten an Oliven. Sie hatte seidiges, feines Schamhaar, weich wie Weidenkätzchen. Aomames Schamhaar war borstig und struppig. Die beiden lachten über diese Unterschiede. Sie betasteten die winzigsten Stellen und tauschten sich darüber aus, wie empfindlich diese waren. Bei einigen stimmte die Empfindsamkeit überein, bei anderen nicht. Mit ausgestrecktem Finger rieben sie einander die Klitoris. Beide hatten Erfahrung im Masturbieren. Eine Menge Erfahrung. Doch dies fühlte sich ganz anders an, als sich selbst zu berühren, fanden sie. Sacht strich der Wind über die grünen böhmischen Wiesen.

Wieder blieb Aomame stehen und schüttelte den Kopf. Sie holte tief Luft und umklammerte das Geländer noch fester. Sie musste aufhören, an diese Dinge zu denken. Und sich auf ihren Abstieg konzentrieren. Wahrscheinlich hatte sie inzwischen über die Hälfte geschafft. Doch warum herrschte nur dieser schreckliche Lärm? Und warum war der Wind so stark? Fast als würde er sie angreifen oder bestrafen.

Und was sollte sie sagen, falls unten jemand stand und fragte, was sie dort zu suchen habe und wer sie sei? »Auf der Autobahn ist ein Stau, und ich habe die Treppe genommen, weil ich einen furchtbar dringenden Termin einhalten muss.« Würde das genügen? Sie könnte Unannehmlichkeiten bekommen. Und das wollte Aomame um jeden Preis vermeiden. Vor allem heute.

Als sie unten ankam, war glücklicherweise niemand da, der sie hätte zurechtweisen können. Zuerst nahm sie ihre Schuhe aus der Tasche und zog sie an. Am unteren Ende der Treppe und zwischen den beiden Fahrbahnen der Nationalstraße 246 befand sich ein überdachter eingezäunter Abstellplatz für Baumaterialien. Auf der blanken Erde lagen ein paar Eisenstangen, die wahrscheinlich bei irgendwelchen Arbeiten übrig geblieben waren. Man hatte sie dort hingeworfen, und mittlerweile waren sie verrostet. In einer Ecke lagen unter einer Plastikabdeckung drei Säcke. Es war nicht zu erkennen, was sie enthielten, aber offenbar sollten sie nicht vom Regen durchnässt werden. Auch sie schienen bei Bauarbeiten übrig geblieben zu sein. Wahrscheinlich hatte man sie einfach liegen lassen, weil es zu mühsam war, sie einzeln wegzuschaffen. Unter der Abdeckung standen noch mehrere große alte Pappkartons. PET-Flaschen und Mangahefte lagen auf dem Boden herum. Sonst nichts. Ein paar Plastiktüten tanzten ziellos im Wind.

Der Ausgang bestand aus einem hohen Maschendrahttor, das mehrfach mit einer Kette und einem schweren Vorhängeschloss gesichert und oben mit Stacheldraht umwickelt war. Es sah nicht so aus, als könne sie darübersteigen. Sie würde sich nur ihr Kostüm völlig zerfetzen. Probeweise rüttelte sie an dem Tor, aber es rührte sich nicht. Es gab nicht einmal einen Spalt, der breit genug für eine Katze gewesen wäre. Du liebe Güte, warum musste man dieses Tor dermaßen verrammeln? Was gab es hier schon zu klauen oder zu zerstören? Aomame verzog das Gesicht, fluchte und spuckte auf den Boden. Verdammt, jetzt hatte sie sich mühsam von der Straße hier heruntergearbeitet, nur um auf diesem Abstellplatz

festzusitzen. Sie schaute auf ihre Armbanduhr. Etwas Zeit blieb ihr noch. Aber die konnte sie nicht ewig auf dieser Müllkippe vertrödeln. Um zur Autobahn zurückzugehen, war es natürlich auch zu spät.

Ihre Strümpfe waren an den Fersen zerrissen. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand sie sah, entledigte sie sich ihrer Schuhe, schob den Rock hoch und zerrte sich die Strumpfhose von den Beinen. Sie zog die Schuhe wieder an. Die durchlöchernte Strumpfhose stopfte sie in die Tasche. Sie fühlte sich etwas erleichtert. Dann schritt sie das Grundstück ab und nahm alles genau in Augenschein. Es hatte etwa die Größe eines Klassenzimmers in einer Grundschule. Ihr Rundgang dauerte nicht lange. Es gab tatsächlich nur den einen Ausgang. Das fest verschlossene Maschendrahttor. Der Zaun, der das Grundstück umgab, war aus leichtem Material, aber dennoch fest verankert. Ohne Werkzeug war da nichts zu machen. Aussichtslos.

Sie inspizierte die Pappkartons unter dem Plastikdach, und ihr wurde klar, dass es Schlafplätze waren. Mehrere zerschlissene, aber noch gar nicht so alte Decken lagen dort zusammengerollt. Wahrscheinlich übernachteten hier ein paar Obdachlose. Deshalb lagen auch die PET-Flaschen und Zeitschriften herum. Kein Zweifel. Aomame ließ ihren Verstand arbeiten. Wenn sie hier übernachteten, musste es irgendwo ein Loch geben, durch das sie hinein- und hinausschlüpfen. Diese Leute beherrschten die Kunst, Plätze ausfindig zu machen, an denen sie vor Regen und Wind geschützt waren, ohne gesehen zu werden. Und wie das Wild sicherten sie sich geheime Pfade, die nur sie kannten.

Sorgfältig und Stück für Stück untersuchte Aomame die Pfosten des Zauns. Drückte fest mit der Hand dagegen, um

zu prüfen, ob sie nachgaben. Wie vermutet entdeckte sie eine Stelle, an der ein Bolzen locker war und der Pfosten wackelte. Sie bewegte ihn hin und her. Wenn man ihn in einem bestimmten Winkel leicht nach innen zog, entstand eine Lücke, durch die ein Mensch hindurchschlüpfen konnte. Vermutlich kamen hier die Obdachlosen herein, wenn es dunkel wurde, um ungestört unter dem Dach zu übernachten. Wahrscheinlich bekämen sie Ärger, wenn man sie innerhalb des Zauns entdeckte, also hielten sie sich tagsüber draußen auf und suchten sich etwas zu essen, sammelten leere Flaschen oder verdienten sich ein bisschen Kleingeld. Aomame war ihren namenlosen nächtlichen Hausherren dankbar. Jetzt, wo sie sich selbst heimlich und namenlos hinter den Kulissen der großen Stadt bewegte, empfand sie sich als deren Verbündete.

Sie bückte sich und glitt durch den engen Spalt hinaus. Dabei nahm sie sich sehr in Acht, um nicht mit ihrem teuren Kostüm an etwas Spitzem hängenzubleiben und es zu zerreißen. Es war schließlich das einzige, das sie besaß. Normalerweise trug sie keine Kostüme oder so etwas. Und auch keine hohen Absätze. Doch Aufträge wie dieser erforderten eine förmliche Garderobe. Auf keinen Fall durfte sie ihr kostbares Kostüm ruinieren.

Glücklicherweise war auch außerhalb des Zauns kein Mensch. Nachdem Aomame ihre Kleidung inspiziert und ihre Gelassenheit zurückgewonnen hatte, überquerte sie an einer Ampel die 246, betrat eine Drogerie, die ihr dort ins Auge fiel, und kaufte sich eine neue Strumpfhose. Sie bat die Verkäuferin, sie sich hinten im Laden anziehen zu dürfen. Das stellte ihr Wohlbefinden einigermaßen wieder her. Fast hatte sie sich gefühlt, als habe sie zu viel getrunken. Aber auch die restliche Übelkeit in ihrem

Magen hatte sich nun ganz verflüchtigt. Aomame bedankte sich bei der Verkäuferin und verließ die Drogerie.

Der Verkehr auf der Nationalstraße 246 war viel dichter als gewöhnlich. Vielleicht hatte sich die Nachricht von dem Unfall und Stau auf der Stadtautobahn verbreitet. Aomame beschloss, auf ein Taxi zu verzichten und an der nächsten Station in die Tokyu-Tamagawa-Linie zu steigen. Das war zweifellos das Beste. Bloß nicht mehr im Taxi in einen Stau geraten.

Am Bahnhof Sangenjaya lief ein Polizist mit raschen Schritten an ihr vorbei. Eine kurze Anspannung ergriff Aomame, aber der hochgewachsene junge Mann schien es eilig zu haben und rannte weiter geradeaus, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Ihr fiel auf, dass seine Polizeiuniform sich von der üblichen unterschied. Es war nicht die, die ihr vertraut war. Die Jacke war zwar vom gleichen Dunkelblau, aber ihr Schnitt war anders. Zwangloser und sportlicher. Nicht so steif wie sonst. Auch der Stoff schien weicher. Der Kragen war kleiner und das Blau etwas heller. Außerdem trug er einen anderen Typ Waffe an der Hüfte, eine große Automatikpistole. Eigentlich war die japanische Polizei mit Revolvern ausgerüstet. In Japan, wo Verbrechen mit Schusswaffen extrem selten waren, reichten altmodische Revolver mit sechs Kammern völlig aus, da die Polizei kaum je in einen Schusswechsel verwickelt wurde. Revolver waren einfach gebaut und preiswert, zu Defekten kam es selten, und die Wartung war nicht aufwendig. Doch aus irgendeinem Grund trug dieser Polizist ein neues halbautomatisches 9-mm-Modell, mit dem man sechzig Schuss abfeuern konnte. Vielleicht eine Glock oder eine Beretta. Irgendetwas musste geschehen sein. Hatten sich Uniformvorschriften und Bewaffnung geändert, ohne dass

sie etwas davon mitbekommen hatte? Nein, das konnte eigentlich nicht sein. Aomame legte viel Wert auf eine genaue Zeitungslektüre. Hätte eine solche Änderung stattgefunden, wäre groß darüber berichtet worden. Außerdem zollte sie Polizisten stets besondere Aufmerksamkeit. Bis heute Morgen, also bis vor ganz kurzer Zeit, hatten sie die gewohnte steife Uniform und die üblichen plumpen Revolver getragen. Daran konnte sie sich ganz genau erinnern. Seltsam.

Aber sie hatte nicht die Zeit, weiter darüber nachzudenken. Sie hatte einen Auftrag zu erledigen.

Aomame verstaute ihren Mantel in einem Schließfach am Bahnhof Shibuya und eilte dann zu Fuß den Hang zum Hotel hinauf. Es war ein Mittelklasse-Hotel, nicht sonderlich luxuriös, aber einigermaßen sauber, gut ausgestattet und ohne zwielichtige Gäste. Im Parterre befand sich ein Restaurant, und einen Supermarkt gab es auch. Außerdem war es in der Nähe des Bahnhofs gelegen.

Vom Hoteleingang ging sie direkt zu den Toiletten. Glücklicherweise war niemand dort. Als Erstes setzte sie sich und urinierte ausgiebig. Sie schloss die Augen und lauschte, ohne an etwas zu denken, dem Plätschern ihres eigenen Urins, als sei es fernes Meeresrauschen. Anschließend trat sie an ein Waschbecken, wusch sich die Hände gründlich mit Seife, bürstete sich die Haare und schnäuzte sich die Nase. Sie holte Zahnbürste und Zahnpasta hervor und putzte sich rasch die Zähne. Für Zahnseide fehlte ihr die Zeit. Sie brauchte es ja auch nicht zu übertreiben, schließlich handelte es sich nicht um ein Rendezvous. Sie sah in den Spiegel, legte etwas Lippenstift auf und strich sich die Brauen glatt. Dann zog sie die Kostümjacke aus, rückte die Bügel ihres BHs zurecht, strich

ihre weiße Bluse glatt, prüfte, ob sie unter den Achseln nach Schweiß roch. Kein Geruch. Anschließend schloss sie die Augen und sprach wie immer ein Gebet. Die Worte an sich hatten keinerlei Bedeutung. Ihr Inhalt spielte keine Rolle. Das Beten selbst war das Wichtige.

Als sie damit fertig war, öffnete sie die Augen und betrachtete sich im Spiegel. Alles in Ordnung. In jeder Hinsicht die perfekte Geschäftsfrau. Sie straffte die Schultern und zog die Mundwinkel hoch. Nur ihre große bauchige Umhängetasche wirkte ein wenig fehl am Platz. Sie hätte wohl besser ein flaches Attachékofferchen tragen sollen. Aber abgesehen davon sah sie äußerst professionell aus. Zur Sicherheit überprüfte sie noch einmal den Inhalt ihrer Tasche. Kein Problem. Alles war an Ort und Stelle, ganz wie es sein sollte. Griffbereit.

Nun musste sie das, was sie vorhatte, nur noch in die Tat umsetzen. Sie musste mit unerschütterlicher Überzeugung und Erbarmungslosigkeit zuschlagen. Ohne zu zögern. Aomame öffnete den obersten Knopf ihrer Bluse, damit man ihr, wenn sie sich vorbeugte, leichter in den Ausschnitt blicken konnte. Ein größerer Busen wäre wahrscheinlich wirksamer, dachte sie mit leichtem Bedauern.

Unbemerkt fuhr sie mit dem Fahrstuhl in den dritten Stock, ging durch den Flur und fand sogleich die Tür von Zimmer 426. Sie nahm ein Klemmbrett, das sie für diesen Zweck vorbereitet hatte, aus ihrer Tasche, drückte es an die Brust und klopfte kurz und sacht an die Tür. Sie wartete einen Moment. Dann klopfte sie noch einmal. Ein wenig stärker und lauter. Aus dem Inneren ertönte eine nervöse Stimme, und die Tür öffnete sich ein wenig. Ein etwa vierzigjähriger Mann erschien. Er trug ein marineblaues

Oberhemd und graue Flanellhosen. Er machte den Eindruck eines Geschäftsmanns, der Anzugjacke und Krawatte kurzfristig abgelegt hatte. Er hatte gerötete Augen, und sein Blick war gereizt. Wahrscheinlich Schlafmangel. Überrascht musterte er Aomame in ihrem Kostüm. Vielleicht hatte er ein Zimmermädchen erwartet, das zum Auffüllen des Kühlschranks kam.

»Entschuldigen Sie die Störung. Mein Name ist Ito, ich komme von der Hotelleitung. Wir haben ein Problem mit der Klimaanlage, dem wir nachgehen müssen. Dürfte ich Sie für etwa fünf Minuten in Ihrem Zimmer stören?«, sagte Aomame in resolutem Ton und lächelte liebenswürdig.

Der Mann kniff verärgert die Augen zusammen. »Ich habe etwas Dringendes zu tun. Ich werde das Zimmer in etwa einer Stunde räumen. Könnten Sie so lange warten? Außerdem scheint die Klimaanlage problemlos zu funktionieren.«

»Es tut mir sehr leid, aber es handelt sich um eine dringende Sicherheitsmaßnahme in Zusammenhang mit einem Kurzschluss, und wir möchten sie möglichst rasch zu Ende führen. Daher mache ich diese Runde durch alle Zimmer. Es dauert nur fünf Minuten.«

»Da kann man wohl nichts machen«, sagte der Mann. Er schnalzte ärgerlich mit der Zunge. »Das hat man davon, wenn man sich eigens ein Hotelzimmer nimmt, um ungestört arbeiten zu können.«

Er deutete auf den Stapel Dokumente auf dem Schreibtisch. Es waren eng mit Tabellen bedruckte Computerblätter. Vermutlich bereitete er das für seine Konferenz am Abend nötige Material vor. Daneben lagen ein Taschenrechner und ein Notizblock, auf dem sich eine



Menge Zahlen aneinanderreichten.

Aomame wusste, dass der Mann im Ölgeschäft war. Er war auf Investitionen im Nahen Osten spezialisiert. Nach ihren Informationen war er ein herausragender Experte auf diesem Gebiet. Man merkte es an seinem Auftreten. Er war wohlerzogen, hoch bezahlt und fuhr einen neuen Jaguar. Er hatte eine privilegierte Kindheit gehabt, im Ausland studiert, sprach gut Englisch und Französisch und besaß in jeder Hinsicht großes Selbstvertrauen. Außerdem gehörte er zu jenem Typ Mensch, der es nicht ertragen kann, wenn andere etwas von ihm verlangen. Ebenso wenig konnte er Kritik vertragen. Schon gar nicht, wenn sie von einer Frau kam. Selbst etwas von anderen zu verlangen machte ihm nichts aus. Auch seine Frau mit einem Golfschläger zu verprügeln und ihr mehrere Rippen zu brechen verursachte ihm keinerlei Unbehagen. Die ganze Welt, für deren Zentrum er sich hielt, kreiste um ihn. Er glaubte, ohne ihn würde die Erde aufhören, sich zu drehen. Wenn jemand seine Pläne störte oder ablehnte, geriet er außer sich vor Wut. Dann brannten sämtliche Sicherungen bei ihm durch.

»Entschuldigen Sie die Umstände«, sagte Aomame mit freundlichem geschäftsmäßigem Lächeln. Um ihn vor vollendete Tatsachen zu stellen, schob sie ihren Körper zur Hälfte ins Zimmer, nahm das Klemmbrett und schrieb mit Kugelschreiber etwas darauf, während sie die Tür mit dem Rücken aufhielt. »Sie sind Herr Miyama, nicht wahr?«, fragte sie. Sie hatte sich immer wieder ein Foto von ihm angesehen und kannte sein Gesicht. Aber sich zu vergewissern, dass sie nicht den Falschen vor sich hatte, konnte nicht schaden. Eine Verwechslung wäre nicht wiedergutzumachen.

»Miyama, ganz recht«, sagte der Mann in unhöflichem

Ton. Er seufzte gereizt. Sie machen ja ohnehin, was Sie wollen, sollte das vermutlich heißen. Dann setzte er sich mit dem Kugelschreiber in der Hand wieder an den Schreibtisch und nahm sich das Dokument vor, in dem er zu lesen begonnen hatte. Seine Anzugjacke und seine gestreifte Krawatte hatte er achtlos auf das gemachte Bett geworfen. Beides sah ziemlich teuer aus.

Ihre Tasche über der Schulter, steuerte Aomame geradewegs auf den Schrank zu, in dem sich, wie sie zuvor in Erfahrung gebracht hatte, die Schalter für die Klimaanlage befanden. Es hingen ein Trenchcoat aus weichem Material und ein flauschiger grauer Kaschmirschal darin. Mehr Gepäck als eine lederne Aktentasche hatte der Mann nicht. Keine Kleider zum Wechseln, kein Kulturbeutel. Wahrscheinlich hatte er nicht die Absicht, hier zu übernachten. Auf dem Tisch stand ein Kännchen Kaffee vom Zimmerservice. Nachdem sie dreißig Sekunden so getan hatte, als überprüfe sie die Schalter, wandte Aomame sich an Miyama.

»Vielen Dank für Ihr Verständnis, Herr Miyama. Mit der Anlage in Ihrem Zimmer ist alles in Ordnung.«

»Habe ich Ihnen doch gleich gesagt«, sagte Miyama in arrogantem Ton, ohne sich zu ihr umzuwenden.

»Herr Miyama, bitte entschuldigen Sie«, sagte Aomame schüchtern. »Aber Sie haben da etwas an Ihrem Nacken.«

Miyama fuhr sich mit der Hand in den Nacken, rieb und betrachtete dann argwöhnisch seine Handfläche. »Was soll da sein? Da ist nichts.«

»Verzeihen Sie vielmals«, sagte Aomame und näherte sich dem Tisch. »Wenn ich einmal aus der Nähe schauen dürfte?«

»Ja, machen Sie schon«, sagte Miyama mit ratloser Miene.  
»Was ist denn da?«

»Sieht aus wie hellgrüne Farbe.«

»Farbe?«

»Ich weiß nicht. Sieht so aus. Verzeihung, dürfte ich mal anfassen? Dann kann ich es vielleicht entfernen.«

»Na los.« Miyama beugte sich nach vorn und drehte Aomame seinen Nacken zu, den keine Haare verdeckten. Er schien gerade beim Friseur gewesen zu sein. Aomame atmete ein, hielt die Luft an, konzentrierte sich und suchte hastig die Stelle. Sacht drückte sie mit der Fingerspitze dagegen und überzeugte sich mit geschlossenen Augen, dass sie sie zweifelsfrei spürte. Genau hier. Natürlich hätte sie sich gern mehr Zeit genommen, aber das konnte sie sich nicht erlauben. Unter den gegebenen Umständen tat sie ihr Bestes.

»Entschuldigen Sie, aber könnten Sie bitte einen Moment in dieser Haltung bleiben? Ich habe ein Penlight in meiner Tasche. Bei der Beleuchtung hier im Zimmer kann ich es nicht richtig sehen.«

»Wie kommt denn Farbe an so eine Stelle?«, sagte Miyama.

»Ich weiß es nicht. Ich kümmere mich sofort darum.«

Ihren Finger an einem Punkt seines Nackens, zog Aomame ein Plastikkästchen aus ihrer Tasche, öffnete den Deckel und nahm einen in dünnes Tuch geschlagenen Gegenstand heraus. Als sie das Tuch mit einer Hand zurückschlug, kam eine Nadel zum Vorschein, die Ähnlichkeit mit einem winzigen Eispick hatte, wie sie in Bars verwendet werden. Sie war etwa zehn Zentimeter lang. Der Griff war aus stabilem Holz. Aber es war kein

Werkzeug, um Eis zu zerstoßen. Aomame hatte die kleine Waffe selbst entworfen und angefertigt. Sie war spitz wie eine Nähnadel und scharf. Damit die Spitze nicht abbrach, steckte sie in einem kleinen Stück Korken. Sie hatte ihn auf eine besondere Weise behandelt, und er war weich wie Baumwolle. Behutsam zog sie ihn mit den Fingernägeln ab und ließ ihn in ihre Tasche gleiten. Dann zielte sie mit der entblößten Nadel auf die Stelle an Miyamas Nacken. Ruhig Blut, es geht ums Ganze, sagte Aomame zu sich selbst. Sie konnte es sich nicht erlauben, sich auch nur um einen Millimeter zu vertun. Die geringste Abweichung, und alles wäre umsonst gewesen. Höchste Konzentration war gefordert.

»Wie lange brauchen Sie denn noch? Wollen Sie ewig da rumfummeln?«, fragte der Mann ungeduldig.

»Entschuldigung. Ich bin gleich fertig«, antwortete Aomame.

Keine Sorge, in einer Sekunde ist alles vorbei, sagte sie im Geiste zu dem Mann. Gedulden Sie sich nur noch einen kleinen Augenblick. Danach brauchen Sie an gar nichts mehr zu denken: weder an den Trend der Ölpreise noch an den Vierteljahresbericht für die Investmentgruppe, noch daran, den Flug nach Bahrein zu buchen, nicht an irgendwelche Bestechungsgelder und auch nicht an ein Geschenk für Ihre Geliebte. Es ist doch sicher beschwerlich, ständig all diese Dinge im Kopf haben zu müssen. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie noch einen Moment warten lasse. Aber stören Sie mich nicht, denn ich muss mich konzentrieren und mich ganz meiner Arbeit widmen. Bitte.

Als sie die Stelle verifiziert hatte und bereit war, hob sie die rechte Handfläche in die Luft, hielt den Atem an und

ließ einen Moment verstreichen. Dann ließ sie die Hand abrupt fallen. Auf das hölzerne Heft der Nadel. Nicht allzu stark. Bei zu großem Kraftaufwand hätte die Nadel unter der Haut abbrechen können. Sie durfte aber die Nadelspitze nicht zurücklassen. Leicht, fast liebevoll, genau im richtigen Winkel und mit genau der richtigen Stärke, ließ sie die Handfläche auf das Heft der Nadel fallen. Ohne sich der Schwerkraft zu widersetzen, zack. Damit die feine Nadelspitze ganz natürlich von der Stelle aufgenommen wurde. Tief, glatt und tödlich. Worauf es ankam, waren der Winkel und die Art, in der sie die Kraft einsetzte – oder vielmehr, die Kraft nicht einsetzte. Wenn sie all das beherrschte, war das Übrige nicht schwerer, als eine Nadel in Tofu zu stecken. Die Nadelspitze drang ins Fleisch ein, stieß in einen bestimmten Teil unterhalb des Gehirns, und das Herz hörte auf zu schlagen. Es war, als bliese man eine Kerze aus. In einem Augenblick war alles vorbei. Fast zu schnell. Nur Aomame konnte das. Niemand sonst war imstande, diesen versteckten Punkt mit der Hand zu ertasten. Sie schon. Ihre Fingerspitzen besaßen diese besondere intuitive Gabe.

Sie hörte, wie der Mann nach Luft schnappte. Seine gesamte Muskulatur zog sich plötzlich zusammen. Nun zog sie die Nadel behutsam heraus und presste unverzüglich ein Stückchen Gaze, das sie in ihrer Tasche bereithielt, auf die Wunde, um zu verhindern, dass Blut austrat. Die Nadel war sehr fein und der Stich eine Sache von einer Sekunde. Wenn überhaupt, blutete die Einstichstelle nur ganz leicht. Dennoch musste sie auf Nummer sicher gehen. Es durfte keine Spur von Blut zurückbleiben. Ein Tropfen konnte fatale Folgen haben. Wachsamkeit war Aomames Stärke.

Aus Miyamas kurzzeitig erstarrtem Körper wich langsam

und allmählich die Spannung. Als würde man aus einem Basketball die Luft herauslassen. Den Zeigefinger auf den bewussten Punkt im Nacken des Mannes gedrückt, ließ Aomame seinen Körper vornüber auf den Tisch sinken, sodass sein Gesicht seitwärts auf den Dokumenten zu liegen kam. Seine Augen hatten sich zu einem überraschten Ausdruck gerundet. Als sei er bei seinem Ende Zeuge von etwas unfassbar Verwunderlichem geworden. Sein Blick drückte weder Angst noch Schmerz aus. Nur reines Erstaunen. Ihm war etwas sehr Ungewöhnliches zugestoßen. Aber was, das konnte er nicht begreifen. Nicht einmal, ob es sich um Schmerz, einen Juckreiz, Wohlbehagen oder irgendeine Offenbarung handelte, hätte er zu sagen gewusst. Es gibt viele Arten zu sterben auf der Welt, aber einen bequemerem Tod als diesen konnte es nicht geben.

Wahrscheinlich hattest du einen viel zu angenehmen Tod, dachte Aomame und verzog das Gesicht. Viel zu leicht. Ich hätte dir lieber mit einem Golfeisen zwei oder drei Rippen brechen, dir richtig wehtun und am Ende den Gnadentod gewähren sollen. Denn eine Ratte wie du verdient einen elenden Tod. Weil du genau das auch deiner Frau angetan hast. Bedauerlicherweise hatte ich nicht die Freiheit der Wahl. Mein Auftrag lautete, dich schnell und unauffällig, aber sicher ins Jenseits zu befördern. Und diesen Auftrag habe ich nun erfüllt. Gerade warst du noch am Leben. Aber jetzt bist du tot. Ohne es selbst zu merken, hast du die Schwelle vom Leben zum Tod überschritten.

Genau fünf Minuten presste Aomame die Gaze auf die Wunde. Gewissenhaft und gerade so fest, dass ihr Finger keinen Abdruck hinterließ. Während der gesamten Zeit ließ sie den Sekundenzeiger ihrer Armbanduhr nicht aus

den Augen. Es waren lange fünf Minuten. Sie kamen ihr vor wie eine Ewigkeit. Falls jetzt jemand die Tür öffnen, das Zimmer betreten und sehen würde, wie sie, die spitze gefährliche Waffe in der einen Hand, den Finger auf den Nacken des Mannes presste, wäre alles aus. Sie würde sich nicht herausreden können. Womöglich würde der Zimmerkellner das Kaffeekännchen abräumen wollen. Womöglich würde es gleich klopfen. Aber diese fünf Minuten waren entscheidend, und sie konnte sie nicht verkürzen. Um ihre Nerven zu beruhigen, atmete sie langsam und tief ein und aus. Sie durfte sich nicht hetzen. Durfte ihren kühlen Kopf nicht verlieren. Musste die harte, kaltblütige Aomame sein, die sie immer war.

Sie konnte ihren Herzschlag hören. In ihrem Geist ertönte im Gleichklang das Thema der Fanfare von Janáčeks Sinfonietta. Eine sanfte Brise strich lautlos über die grünen Felder von Böhmen. Sie merkte, dass ihre Gefühle gespalten waren. Einerseits drückte sie mit außergewöhnlicher Kaltblütigkeit ihren Finger in den Nacken des Toten. Auf der anderen Seite war sie jedoch völlig verängstigt. Am liebsten hätte sie alles stehen und liegen lassen und wäre aus dem Zimmer geflohen. Ich bin gleichzeitig hier und doch nicht hier, dachte sie. Ich bin an zwei Orten zugleich. Ich verstoße gegen Einsteins Theorie, aber da kann man nichts machen. Das ist das Zen des Mörders.

Endlich waren die fünf Minuten um. Doch Aomame fügte sicherheitshalber noch eine hinzu. Noch eine Minute warten. Bei einem so wichtigen Auftrag konnte man nicht vorsichtig genug sein. Sie stand die fast endlose Minute stoisch durch. Dann zog sie behutsam den Finger zurück und untersuchte die Wunde mit ihrer Minitaschenlampe. Die Nadel hatte weniger Spuren hinterlassen als ein

Mückenstich.

Ein durch das Eindringen der feinen Nadel in diesen speziellen Punkt unterhalb des Gehirns herbeigeführter Tod hatte die allergrößte Ähnlichkeit mit einem natürlichen Tod. Jeder normale Arzt würde das für gewöhnliches Herzversagen halten. Der Mann hatte, während er am Schreibtisch saß und arbeitete, plötzlich einen Herzinfarkt bekommen und war daran gestorben. Als Folge von Überarbeitung und Stress. Etwas Unnatürliches war nicht zu entdecken, ebenso wenig bestand die Notwendigkeit einer Obduktion.

Er war ein tüchtiger, vitaler Mann gewesen, hatte aber zu viel gearbeitet. Er hatte viel verdient, aber nun, da er tot war, nutzte ihm das auch nichts mehr. Auch wenn er einen Anzug von Armani trug und in einem Jaguar herumfuhr, war er letzten Endes eine Ameise. Arbeiten, nichts als arbeiten, und dann ein sinnloser Tod. Nicht lange, und es würde in Vergessenheit geraten, dass er überhaupt existiert hatte. Der Arme, er war noch jung, würden die Leute vielleicht sagen. Oder vielleicht auch nicht.

Aomame zog den Korken aus der Tasche und steckte die Spitze der Nadel hinein. Sie wickelte ihre zierliche Waffe wieder in das dünne Tuch und legte sie in das Hartschalenetui, das sie tief in ihrer Umhängetasche verstaute. Sie holte sich ein Handtuch aus dem Bad und wischte alle Fingerabdrücke im Zimmer sorgfältig ab. Nur auf dem Schaltbrett der Klimaanlage und am Türknauf konnten welche sein. Sonst hatte sie nichts angefasst. Dann legte sie das Handtuch zurück. Sie räumte die Kaffeekanne und die Tasse auf das Tablett vom Zimmerservice und stellte es in den Gang. So würde der Kellner, der das Geschirr abholen kam, nicht an die Tür klopfen, und die



Entdeckung der Leiche würde sich verzögern. Im günstigsten Fall würde sie erst nach dem Check-out am nächsten Tag gefunden werden, wenn das Zimmermädchen zum Saubermachen kam.

Das Nichterscheinen des Mannes zu der am Abend stattfindenden Konferenz würde eventuell dazu führen, dass man ihn auf seinem Zimmer anrief. Aber niemand würde abnehmen. Möglicherweise wäre jemand beunruhigt und würde den Manager die Tür öffnen lassen. Vielleicht aber auch nicht. Das hing vom Verlauf der Dinge ab.

Aomame überzeugte sich vor dem Spiegel im Badezimmer, dass ihre Kleidung nicht in Unordnung geraten war. Sie schloss den obersten Knopf ihrer Bluse. Es war nicht nötig gewesen, ihr Dekolleté zu zeigen. Die miese Ratte hatte ohnehin so getan, als sei sie Luft für ihn. Für was hielt der sich eigentlich? Sie verzog das Gesicht. Dann ordnete sie ihr Haar, massierte leicht mit den Fingern ihr Gesicht, um die Muskeln zu lockern, und lächelte lebenswürdig in den Spiegel. Sie bleckte die weißen Zähne, die sie erst kürzlich vom Zahnarzt hatte reinigen lassen. So, jetzt werde ich das Zimmer mit der Leiche verlassen und in die gute alte Wirklichkeit zurückkehren, dachte sie. Ich muss einen atmosphärischen Druckausgleich vornehmen. Ich bin keine kaltblütige Mörderin. Ich bin eine charmante, smarte Geschäftsfrau in einem scharfen Kostüm.

Aomame öffnete die Tür einen Spalt, sondierte die Umgebung und glitt, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand im Flur war, aus dem Zimmer. Sie benutzte nicht den Aufzug, sondern ging zu Fuß die Treppe hinunter. Niemand achtete auf sie, als sie das Foyer verließ. Sie straffte ihren Rücken, schaute nach vorn und ging rasch davon. Nicht so schnell jedoch, dass sie Aufmerksamkeit

erregt hätte. Sie war ein Profi. Ein fast perfekter Profi. Wenn ich nur einen etwas größeren Busen hätte, wäre ich ein tadelloser Profi, dachte Aomame bedauernd. Wieder verzog sie leicht das Gesicht. Aber da war nichts zu machen. Man musste mit dem auskommen, was man hatte.

## KAPITEL 4

Tengo

Wenn Sie möchten

Tengo wurde vom Telefon geweckt. Laut Leuchtanzeige seines Weckers war es kurz nach eins. Mitten in der Nacht natürlich. Er wusste gleich, dass der Anruf von Komatsu kam. Er kannte sonst niemanden, der ihn um ein Uhr nachts anrufen würde. Und kein Mensch außer Komatsu würde es so hartnäckig klingeln lassen und einfach nicht aufgeben, bis der Angerufene abhob. Komatsu hatte kein Gefühl für den richtigen Augenblick. Sobald ihm etwas einfiel, rief er an. Die Uhrzeit spielte keine Rolle. Ob mitten in der Nacht oder am frühen Morgen, in der Hochzeitsnacht, auf dem Totenbett – der prosaische Gedanke, dass er den Angerufenen eventuell stören könnte, schien ihm nicht in seinen eiförmigen Kopf zu kommen.

Aber das konnte er nicht bei allen machen. Immerhin war auch Komatsu ein Mensch mit einem Arbeitsplatz und einem Gehalt. Es war unmöglich, dass er dieses ungehörige Verhalten unterschiedslos auf alle ausdehnte. Bei Tengo ging das, weil dieser sein Partner war. Komatsu sah in ihm mehr oder weniger eine Verlängerung seiner selbst. So etwas wie seine Arme und Beine. Deshalb machte er keinen Unterschied zwischen sich und ihm. Er rechnete fest damit, dass, wenn er wach war, sein Freund auch wach sein

musste. Allerdings ging Tengo, sofern er nichts vorhatte, um zehn Uhr schlafen und stand um sechs Uhr auf. Er führte im Allgemeinen ein sehr geregeltes Leben. Er hatte einen tiefen Schlaf. Aber wenn er einmal geweckt wurde, konnte er nicht so leicht wieder einschlafen. Aus dem Schlaf gerissen zu werden machte ihn nervös. Er hatte Komatsu auch schon mehrmals darauf hingewiesen. Ihn ausdrücklich gebeten, ihn nicht mehr mitten in der Nacht aus dem Bett zu klingeln. Aber das war nicht anders, als würde ein Bauer Gott bitten, vor der Ernte keinen Heuschreckenschwarm zu schicken. »Einverstanden. Ich werde dich nicht mehr nachts anrufen«, sagte Komatsu. Aber da dieses Versprechen keine festen Wurzeln in seinem Bewusstsein schlug, wurde es beim ersten Regen sogleich wieder davongespült.

Tengo kroch aus dem Bett und tastete sich murrend zum Telefon in der Küche vor. Währenddessen klingelte es unbarmherzig weiter.

»Ich habe mit Fukaeri gesprochen«, sagte Komatsu, indem er sich wie üblich die Begrüßung schenkte und umstandslos zur Sache kam. Kein »Hast du schon geschlafen?« oder »Tut mir leid, dass ich so spät anrufe.« Tengo musste ihn unwillkürlich bewundern.

Er stand mit gerunzelter Stirn im Dunkeln und schwieg. Wenn man ihn mitten in der Nacht aus dem Schlaf riss, verweigerte sein Verstand eine Weile den Dienst.

»He, hörst du mir zu?«

»Ja, ich höre.«

»Ich habe nur am Telefon mit ihr gesprochen. Die meiste Zeit habe nur ich geredet, und sie hat zugehört. Also, als gesprächig kann man sie nicht gerade bezeichnen. Sie ist

auf alle Fälle ein wortkarges Mädchen. Sie hat auch eine ziemlich exzentrische Art zu sprechen. Das wirst du auch noch merken. Jedenfalls habe ich ihr in groben Zügen meinen Plan erklärt. Dass wir ihr helfen und ›Die Puppe aus Luft‹ zu dritt redigieren, es in eine bessere Form bringen, und wie es wäre, den Debütpreis zu bekommen, solches Zeug eben. So am Telefon wollte ich die Sache möglichst allgemein halten. Allzu offen darüber zu sprechen könnte mir in meiner Position doch gefährlich werden. Über alles Konkrete muss man persönlich mit ihr reden, sie treffen und fragen, ob sie Interesse daran hat oder nicht.«

»Und?«

»Sie hat nicht geantwortet.«

»Wie, nicht geantwortet?«

Hier machte Komatsu eine effektvolle Pause. Er steckte sich eine Zigarette in den Mund und zündete sie mit einem Streichholz an. Es war durch das Telefon zu hören, und Tengo sah ihn dabei ganz deutlich vor sich. Komatsu benutzte kein Feuerzeug.

»Fukaeri sagt, sie möchte dich zuerst kennenlernen«, erklärte Komatsu, während er den Rauch ausstieß. »Ob sie überhaupt Interesse an der Sache hat, hat sie nicht gesagt. Weder, dass wir es machen dürfen, noch, dass sie nichts davon wissen will. Sie wird uns ihre Antwort geben, nachdem ihr euch getroffen und persönlich miteinander gesprochen habt. Ziemlich verantwortungsbewusst, findest du nicht?«

»Und?«

»Hast du morgen Abend schon was vor?«

Sein Unterricht an der Yobiko begann am Morgen und

endete um vier Uhr nachmittags. Glücklicher- oder unglücklicherweise hatte er danach nichts geplant. »Nein«, sagte Tengo.

»Dann sei bitte morgen Abend um sechs Uhr im Restaurant Nakamura in Shinjuku. Ich reserviere einen ruhigen Tisch ziemlich weit hinten auf meinen Namen. Das geht auf Spesen, ihr könnt also essen und trinken, was ihr wollt. Und dabei unterhaltet ihr beide euch mal ausführlich.«

»Das heißt, Sie sind gar nicht dabei, Herr Komatsu?«

»Fukaeri hat es zur Bedingung gemacht, mit dir allein zu sprechen. Im Augenblick ist es doch unnötig, dass sie sich mit mir trifft.«

Tengo schwieg.

»Also dann«, sagte Komatsu in aufgeräumtem Ton, »mach deine Sache gut, mein Freund. Du bist groß gewachsen und sympathisch. Vor allem bist du als Yobiko-Lehrer den Umgang mit frühreifen Oberschülerinnen gewohnt. Du bist also viel geeigneter für so was als ich. Es wäre toll, wenn du sie überreden könntest, dir Vertrauen zu schenken. Ich warte auf gute Nachricht.«

»Halt, warten Sie. War das nicht alles von Anfang an Ihre Idee? Ich habe Ihnen meine Entscheidung ja noch gar nicht mitgeteilt. Schon neulich habe ich gesagt, dass ich den Plan für zu riskant halte und nicht glaube, dass er sich so leicht durchführen lässt. Das wird doch garantiert ein Problem. Ich kann ein Mädchen, das ich noch nie gesehen habe, ja nicht überreden, wo ich mich selbst noch nicht entschieden habe, ob ich die Sache übernehme oder nicht.«

Komatsu schwieg einen Moment. Dann sagte er: »Ach, Tengo, die Sache ist doch längst ins Rollen gekommen. Wir

können den Zug jetzt nicht mehr anhalten und aussteigen. Ich bin fest entschlossen. Und du bist doch auch schon mehr als zur Hälfte entschlossen. Du und ich, wir sind eine Schicksalsgemeinschaft.«

Tengo schüttelte den Kopf. Schicksalsgemeinschaft? Du meine Güte, wann hatte die Sache solche bombastischen Dimensionen angenommen?

»Aber neulich haben Sie doch gesagt, ich könne mir Zeit lassen und in Ruhe nachdenken.«

»Das war vor fünf Tagen. Was hast du dir in Ruhe überlegt?«

Tengo fehlten die Worte. »Ich bin noch zu keinem Schluss gekommen«, sagte er ehrlich.

»Aber du kannst dich doch trotzdem mit diesem Mädchen, mit Fukaeri, treffen und mit ihr reden, oder? Und anschließend dein Urteil fällen.«

Tengo presste die Fingerkuppen gegen die Schläfe. Sein Verstand arbeitete noch immer schwerfällig. »Einverstanden. Ich treffe mich für alle Fälle mal mit Fukaeri. Morgen um sechs im Nakamura in Shinjuku. Ich werde ihr alles mit meinen Worten erklären. Mehr kann ich nicht versprechen. Erklären ja, aber überreden kommt nicht in Frage.«

»Das genügt. Selbstverständlich.«

»Was weiß sie über mich?«

»Das Wichtigste habe ich ihr erzählt. Dass du neunundzwanzig oder dreißig Jahre alt bist, ledig und an einer Yobiko in Yoyogi als Mathematiklehrer arbeitest. Dass du kräftig gebaut bist und kein übler Kerl. Dass du nicht mit jungen Mädchen essen gehst. Bescheiden bist und einen gutmütigen Blick hast. Und dass mir deine Arbeiten

ziemlich gut gefallen. Das war's eigentlich so ungefähr.«

Tengo seufzte. Er versuchte zu denken, bekam aber die Realität nicht zu fassen.

»Also, Herr Komatsu, darf ich dann wieder zurück ins Bett? Es ist schon fast halb zwei. Ich würde gern noch etwas schlafen, bevor es hell wird. Ich habe morgen früh drei Stunden.«

»Na, klar, gute Nacht«, sagte Komatsu. »Träum was Schönes.« Dann legte er auf.

Tengo starrte einen Moment auf den Hörer in seiner Hand und legte ihn dann auf die Gabel. Liebend gern wäre er sofort wieder eingeschlafen und hätte etwas Schönes geträumt. Aber er wusste, dass das nicht so leicht sein würde, nachdem man ihn um diese Uhrzeit aus dem Schlaf gerissen hatte. Außerdem hatte ihn das Gespräch aufgewühlt. Alkohol war ein gutes Schlafmittel. Aber er hatte keine Lust auf Alkohol. Am Ende trank er ein Glas Wasser, setzte sich ins Bett, knipste das Licht an und begann zu lesen. Kurz vor Sonnenaufgang schlief er ein.

Nach seinem Unterricht an der Yobiko fuhr Tengo mit der Bahn nach Shinjuku. Dort kaufte er in der Buchhandlung Kinokuniya ein paar Bücher und machte sich anschließend auf den Weg ins Nakamura. Als er am Eingang Komatsus Namen nannte, führte man ihn an einen ruhigen Tisch im hinteren Teil des Lokals. Fukaeri war noch nicht da. Er erwartete noch jemanden, erklärte Tengo dem Kellner. Möchten Sie schon etwas trinken?, fragte der Kellner. Nein, danke, erwiderte Tengo. Der Kellner brachte ihm Wasser und die Speisekarte und entfernte sich. Tengo schlug eines der Bücher auf, die er gerade gekauft hatte, und begann zu lesen. Es war ein Buch über Magie, in dem diskutiert

wurde, welche Funktion der Fluch in der japanischen Gesellschaft erfüllte. Flüche hatten in den Gesellschaften der Antike eine bedeutende Rolle gespielt, indem sie Mängel und Widersprüche im gesellschaftlichen System verdeckten und ausglich. Vergnügliche Zeiten mussten das gewesen sein.

Obwohl es schon fünf nach sechs war, tauchte Fukaeri nicht auf. Ohne sonderlich beunruhigt zu sein, las Tengo in seinem Buch. Es war keine große Überraschung für ihn, dass seine Verabredung unpünktlich war. Die Sache war insgesamt unmöglich. So konnte sich auch keiner beschweren, wenn etwas Unmögliches dabei herauskam. Sollte Fukaeri ihre Meinung geändert haben und sich nicht blicken lassen, wäre das nicht weiter verwunderlich. Eigentlich wäre er sogar fast dankbar, wenn sie nicht erschien. Das würde die Sache einfacher machen. Er könnte Komatsu mitteilen, dass er eine Stunde gewartet habe, Fukaeri aber nicht gekommen sei. Was dann werden würde, wusste er nicht. Er würde allein essen und könnte dann nach Hause fahren. Und hätte seine Verpflichtung Komatsu gegenüber erfüllt.

Fukaeri erschien um sechs Uhr zweiundzwanzig. Sie wurde von einem Kellner an den Tisch geleitet und setzte sich Tengo gegenüber. Ohne ihren Mantel auszuziehen, die kleinen Hände auf den Tisch gelegt, blickte sie Tengo an. Weder entschuldigte sie sich für ihr Zuspätkommen, noch bedauerte sie, dass sie ihn hatte warten lassen. Sie begrüßte ihn nicht einmal oder stellte sich vor. Die Lippen fest aufeinandergepresst, schaute sie Tengo einfach an. Als würde sie aus einiger Entfernung eine unbekannte Landschaft betrachten. Respekt, dachte Tengo.

Fukaeri war klein und zierlich gebaut, und ihr Gesicht war



noch schöner als auf dem Foto. Das Anziehendste daran waren die Augen. Eindrucksvolle Augen von großer Tiefe. Tengo wurde nervös, als sie ihn mit ihren feuchten lackschwarzen Pupillen anstarrte. Sie blinzelte fast überhaupt nicht. Sie schien nicht einmal zu atmen. Ihre Haare waren so glatt, als seien sie einzeln mit dem Lineal gezogen. Die Form ihrer Augenbrauen passte gut zu ihrer Frisur. Wie es bei vielen hübschen Teenagern der Fall ist, fehlte es ihrem Ausdruck an Lebhaftigkeit. Zudem war eine gewisse Unausgewogenheit darin wahrzunehmen, was vielleicht daran lag, dass das rechte und das linke Auge sich ein wenig unterschieden. Der Anblick verursachte ein Gefühl von Unbehagen. Er machte unwägbare, was sie dachte. In dieser Hinsicht gehörte sie nicht zu jenem Typ schöner Frauen, die Fotomodell oder Popstar wurden. Stattdessen hatte sie etwas, das anziehend und störend zugleich wirkte.

Tengo klappte sein Buch zu und legte es beiseite. Er nahm eine aufrechte Haltung ein und trank einen Schluck Wasser. Es war genau, wie Komatsu gesagt hatte. Falls diese junge Frau einen Literaturpreis bekäme, würden die Medien nicht mehr von ihr ablassen. Ganz ohne Zweifel gäbe es eine kleine Sensation. Sollte man so etwas wirklich tun?

Der Kellner brachte ihr ein Glas Wasser und die Speisekarte. Noch immer rührte Fukaeri sich nicht. Ohne nach der Speisekarte zu greifen, sah sie Tengo nur weiter an. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als Guten Tag zu sagen. Neben ihr kam er sich noch größer vor.

Fukaeri starrte ihn weiter an, ohne die Begrüßung zu erwidern. »Ich kenne Sie«, sagte sie kurz darauf mit leiser Stimme.

»Du kennst mich?«, fragte Tengo.

»Sie lehren Mathematik.«

Tengo nickte. »Genau.«

»Ich habe zweimal zugehört.«

»Meinem Mathematikunterricht?«

»Ja.«

Sie hatte eine sehr eigentümliche Art zu sprechen. Schnörkellose Sätze, mit einem chronischen Mangel an Betonung und einem sehr begrenzten (zumindest machte es diesen Eindruck auf ihn) Vokabular. Wie Komatsu gesagt hatte – ganz sicher ungewöhnlich.

»Das heißt, du warst Schülerin an meiner Yobiko?«, fragte Tengo.

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Ich hab bloß zugehört.«

»Eigentlich darf niemand ohne Schulbescheinigung in die Klassenräume.«

Fukaeri zuckte nur kurz mit den Schultern, als wolle sie sagen: So kann auch nur ein Erwachsener reden.

»Wie fandest du die Stunde?«, fragte Tengo. Eine weitere sinnlose Frage.

Fukaeri nahm einen Schluck Wasser. Sie machte ein gelangweiltes Gesicht und gab keine Antwort. Aber da sie ein zweites Mal in seinen Unterricht gekommen war, konnte der erste Eindruck ja wohl nicht allzu schlecht gewesen sein, dachte Tengo. Hätte sie kein Interesse gehabt, wäre sie sicher nach dem ersten Mal fortgeblieben.

»Du bist in der zwölften Klasse, stimmt's?«, fragte Tengo.

»Kann man so sagen.«

»Machst du die Aufnahmeprüfung für eine Universität?«

Sie schüttelte den Kopf.

Tengo konnte nicht beurteilen, ob das heißen sollte: »Ich will nicht über die Aufnahmeprüfung reden« oder: »Ich mache keine.« Er erinnerte sich, dass Komatsu am Telefon gesagt hatte, sie sei ein erstaunlich wortkarges Mädchen.

Der Kellner kam, um ihre Bestellung aufzunehmen. Fukaeri hatte noch immer ihren Mantel an. Sie bestellte Salat mit Brot. »Das ist alles«, sagte sie und reichte dem Kellner die Speisekarte zurück. »Und ein Glas Weißwein«, fügte sie hinzu, als sei es ihr plötzlich eingefallen.

Der junge Kellner schien sie nach ihrem Alter fragen zu wollen, aber unter Fukaeris starrem Blick errötete er und schluckte die Frage hinunter. Respekt, dachte Tengo erneut. Er bestellte Linguini mit Meeresfrüchten und wie sein Gast ein Glas Weißwein.

»Sie sind Lehrer und schreiben«, sagte Fukaeri. Offenbar richtete sie damit eine Frage an Tengo. Das Fehlen jeglicher fragender Intonation gehörte zu den Eigenheiten ihrer Sprechweise.

»Im Augenblick, ja«, sagte Tengo.

»Keins von beidem sieht man Ihnen an.«

»Das kann sein«, sagte Tengo. Er wollte lächeln, aber es gelang ihm nicht richtig. »Ich habe zwar Lehramt studiert und unterrichte, aber offiziell kann ich mich nicht Lehrer nennen, und ich schreibe zwar, aber ein Schriftsteller bin ich auch nicht, weil noch nichts von mir gedruckt wurde.«

»Also keins von beidem.«

Tengo nickte. »Genau. Im Augenblick bin ich nichts.«

»Sie mögen Mathematik.«

Tengo beantwortete ihre mit typischer Betonungslosigkeit

gestellte Frage. »Ja, sehr. Schon früher und jetzt auch noch.«

»Warum.«

»Du meinst, was mir an der Mathematik gefällt?«, ergänzte Tengo. »Tja, also, wenn ich mich Zahlen gegenübersehe, entspanne ich mich augenblicklich. Die Dinge sind dann da, wo sie sein sollten.«

»Das mit der Integralrechnung fand ich interessant.«

»In meinem Unterricht an der Yobiko?«

Fukaeri nickte.

»Magst du Mathematik?«

Fukaeri schüttelte kurz den Kopf. Sie mochte Mathematik nicht.

»Aber die Integralrechnung hat dich interessiert?«, fragte Tengo.

Fukaeri zuckte leicht mit den Schultern. »Sie haben darüber gesprochen, als läge sie Ihnen am Herzen.«

»Aha.« Es war das erste Mal, dass jemand ihm das sagte.

»Wie von einem Menschen, den Sie gern haben«, sagte sie.

»Vielleicht gerate ich zu sehr in Begeisterung, wenn ich über arithmetische Reihen referiere«, erklärte Tengo. »Von allen Bereichen der Oberschulmathematik gefallen mir persönlich die Reihen am besten.«

»Sie mögen die Reihen«, fragte Fukaeri wieder ohne fragende Intonation.

»Für mich sind sie wie Bachs Wohltemperiertes Klavier. Ich bekomme sie nie satt. Entdecke immer Neues an ihnen.«

»Das Wohltemperierte Klavier kenne ich.«

»Magst du Bach?«

Fukaeri nickte. »Der Sensei hört ihn immer.«

»Der Sensei?«, fragte Tengo. »Meinst du einen Lehrer an deiner Schule?«

Fukaeri antwortete nicht. Ihre Miene besagte, dass es noch zu früh sei, um darüber zu reden.

Dann – als sei es ihr gerade eingefallen – zog sie ihren Mantel aus. Sie wand sich wie ein Insekt, das sich aus seiner Verpuppung schält, und legte ihn anschließend, ohne ihn zusammenzufalten, auf den Stuhl neben sich. Unter dem Mantel trug sie einen leichten hellgrünen Pullover und weiße Jeans. Keinen Schmuck. Und auch kein Make-up. Dennoch fiel sie auf. Ihre im Verhältnis zu ihrem zarten Körperbau großen Brüste zogen ungewollt die Blicke auf sich. Sie waren auch sehr schön geformt. Er musste sich davor hüten, dauernd hinzuschauen. Aber noch während er dies dachte, ertappte er sich dabei. Es war, als würde sein Blick ins Zentrum eines mächtigen Strudels gesogen.

Der Weißwein wurde serviert. Fukaeri nahm einen Schluck davon. Sie betrachtete nachdenklich das Glas und stellte es wieder auf den Tisch. Tengo nippte nur zum Schein an seinem Wein. Er hatte noch ein wichtiges Gespräch vor sich.

Fukaeri griff sich in ihr glattes schwarzes Haar und fuhr mit den Fingern hindurch wie mit einem Kamm. Es war eine bezaubernde Geste. Sie hatte wunderschöne Hände. Jeder ihrer schlanken Finger sah aus, als verfüge er über eigene Absichten und Pläne. Ihm war, als besitze sie magische Kräfte.

»Was mir an der Mathematik gefällt?«, stellte Tengo sich

die Frage noch einmal selbst, um seine Aufmerksamkeit von ihren Brüsten und Fingern abzulenken.

»Der Fluss der Mathematik gleicht dem von Wasser«, sagte Tengo. »Natürlich gibt es eine Menge komplizierter Theorien, aber die konkrete Basis ist sehr einfach. Es ist wie beim Wasser, das sich, wenn es von oben nach unten fließt, stets die kürzeste Distanz sucht und dabei ganz natürlich seinen Weg findet. Du musst nur genau hinsehen. Ohne etwas zu tun. Wenn man sich konzentriert und die Augen aufhält, klärt sich alles von selbst. Nichts auf dieser großen weiten Welt verhält sich so zuvorkommend wie die Mathematik.«

Fukaeri dachte kurz nach.

»Warum schreiben Sie«, sagte sie in einem Ton, dem jede Melodie fehlte.

Tengo wandelte ihre Frage in einen längeren Satz um. »Wenn mir die Mathematik solchen Spaß macht, bräuchte ich mich doch nicht so anzustrengen und auch noch zu schreiben? Würde es nicht genügen, wenn ich mich ganz der Mathematik widmete? Ist es das, was du sagen möchtest?«

Fukaeri nickte.

»Weißt du, es ist so. Das wirkliche Leben unterscheidet sich von der Mathematik. In ihm beschränken sich die Dinge nicht darauf, ihrem natürlichen Fluss zu folgen und den kürzesten Weg einzuschlagen. Für mich ist die Mathematik – wie soll ich sagen – allzu selbstverständlich. Sie ist für mich wie eine schöne Landschaft. Sie ist einfach nur das, was da ist. Sozusagen Dasein an sich. Es muss nichts daran verändert werden. Deshalb habe ich, wenn ich mich in die Mathematik vertiefe, mitunter das Gefühl,

transparent zu werden, in ihr aufzugehen. Manchmal macht mir das Angst.«

Fukaeri wandte ihren Blick nicht von ihm. Als würde sie ihr Gesicht an eine Fensterscheibe drücken und in ein leeres Haus spähen.

»Wenn ich schreibe«, sagte Tengo, »verwandle ich die mich umgebende Landschaft in etwas, das mir angemessener ist.

Im Grunde erschaffe ich sie neu. Damit verorte ich mich als Mensch auf dieser Welt, vergewissere mich meiner Existenz. Das ist eine völlig andere Beschäftigung als die mit der Mathematik.«

»Sich seiner Existenz vergewissern«, sagte Fukaeri.

»Ich kann es nicht besonders gut ausdrücken«, sagte Tengo.

Fukaeri sah nicht aus, als hätte Tengos Erklärung sie überzeugt, aber sie sagte nichts mehr. Sie führte nur ihr Weinglas zum Mund. Sie schlürfte ein bisschen, und es klang, als würde sie einen Strohhalm benutzen.

»Letztlich hast du das Gleiche getan, wenn ich so sagen darf. Du hast etwas, das du gesehen hast, mit deinen Worten verwandelt und neu geschaffen. Und dich und deine Existenz als Mensch darin verortet«, sagte Tengo.

Das Weinglas in der Hand, dachte Fukaeri einen Moment nach, äußerte sich aber nicht.

»Der Prozess mündet in eine Form und wird zu etwas Bleibendem. Einem Werk«, fuhr Tengo fort. »Und wenn dieses Werk die Anerkennung und das Interesse vieler Menschen erregt, ist es ein literarisches Werk, das einen objektiven Wert hat.«

Fukaeri schüttelte entschieden den Kopf. »Form interessiert mich nicht.«

»Die Form interessiert dich nicht?«, wiederholte Tengo.

»Form hat keine Bedeutung.«

»Aber warum hast du dann diesen Roman geschrieben und für den Debütpreis eingereicht?«

Fukaeri stellte das Glas auf den Tisch. »Das war ich nicht.«

Um sich zu beruhigen, nahm Tengo sein Wasserglas und trank einen Schluck. »Heißt das, du hast dich gar nicht um den Debütpreis beworben?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Ich habe das Manuskript nicht eingeschickt.«

»Na gut, aber wer dann? Wer hat sich für dich beworben?«

Nur ein leichtes Schulterzucken. Etwa fünfzehn Sekunden vergingen.

»Irgendwer«, sagte sie dann.

»Irgendwer«, wiederholte Tengo und stieß zwischen aufeinandergepressten Lippen einen Seufzer hervor. Puh! Die Sache entwickelte sich nicht gerade reibungslos. Genau wie er es befürchtet hatte.

Tengo hatte sich in der Vergangenheit öfter privat mit Schülerinnen von seiner Yobiko getroffen. Das heißt, mit ehemaligen Schülerinnen, die inzwischen studierten. Rief ihn eine von sich aus an und schlug eine Verabredung vor, ging er darauf ein. Tengo hatte keine Ahnung, was die Mädchen an ihm fanden. Andererseits war er ja ungebunden, und sie waren nicht mehr seine Schülerinnen. Es gab also keinen Grund, ein Rendezvous auszuschlagen.



Nur zweimal war es dabei zu einer körperlichen Beziehung gekommen. Doch die Bekanntschaften hatten nie länger gedauert und ein unspektakuläres, natürliches Ende gefunden. Tengo fühlte sich in der Gesellschaft aufgekratzter junger Mädchen, die gerade ihr Studium begonnen hatten, nicht entspannt. Anfangs fand er sie frisch und lustig, wie junge verspielte Kätzchen, aber mit der Zeit wurde ihm unbehaglich. Und auch die Mädchen merkten, dass ihr junger Lehrer, der so begeistert über Mathematik gesprochen hatte, außerhalb des Unterrichts ein anderer war. Tengo konnte ihre Enttäuschung durchaus verstehen.

Er fühlte sich wohler in Gesellschaft etwas älterer Frauen. Sobald er merkte, dass er in keiner Hinsicht irgendeine Führung zu übernehmen brauchte, fiel eine Last von ihm ab. Umgekehrt fühlten sich ältere Frauen auch zu ihm hingezogen. Seit er vor einem Jahr die Beziehung zu der zehn Jahre älteren verheirateten Frau eingegangen war, verabredete er sich überhaupt nicht mehr mit jungen Mädchen. Seine Freundin besuchte ihn einmal wöchentlich in seiner Wohnung, womit sein sexuelles Verlangen (oder Bedürfnis) weitgehend gestillt war. Auch sonst blieb er meist zu Hause, schrieb, las oder hörte Musik. Hin und wieder ging er in ein Schwimmbad in seiner Nähe. Abgesehen von den paar Worten, die er mit seinen Kollegen an der Yobiko wechselte, sprach er mit kaum jemandem. Dabei war er nicht einmal unzufrieden mit seinem Leben. Im Gegenteil, diese Lebensweise kam seinem Ideal sehr nahe.

Als er nun jedoch der siebzehnjährigen Fukaeri gegenüber saß, verspürte Tengo ein heftiges Beben in seinem Herzen. Es war ein ähnliches Gefühl wie jenes, das

er beim Anblick ihres Fotos empfunden hatte, nur ungleich stärker. Es hatte nichts mit Verliebtheit oder sexueller Anziehungskraft zu tun. Es fühlte sich an, als komme etwas aus einem winzigen Spalt und versuche, die Leere, die in ihm war, auszufüllen. Es war keine Lücke, die durch Fukaeri entstanden war, sondern eine, die Tengo schon immer empfunden hatte. Fukaeri trug nur ein Licht hinein und beleuchtete sie aufs Neue.

»Du hast also kein Interesse am Schreiben und hast auch das Manuskript nicht selbst eingereicht«, sagte Tengo, um ganz sicherzugehen.

Ohne den Blick von seinem Gesicht abzuwenden, nickte Fukaeri. Dann zog sie kurz die Schultern hoch, wie um sich vor einem kalten winterlichen Wind zu schützen.

»Du willst nicht Schriftstellerin werden.« Zu seiner Überraschung stellte Tengo fest, dass er seine Frage ebenfalls nicht intonierte. Offenbar war ihre Sprechweise ansteckend.

»Nein«, sagte Fukaeri.

Ihre Bestellung wurde gebracht. Für Fukaeri eine große Schale mit Salat und ein paar Brötchen und die Linguini mit Meeresfrüchten für Tengo. Fukaeri wendete die Salatblätter immer wieder mit der Gabel und betrachtete sie, als würde sie Überschriften in einer Zeitung durchgehen.

»Jedenfalls hat jemand das Manuskript von ›Die Puppe aus Luft‹ für den Preis als bestes Erstlingswerk beim Verlag eingereicht. Ich habe es begutachtet und bin so auf deine Arbeit aufmerksam geworden.«

»›Die Puppe aus Luft‹«, sagte Fukaeri. Ihre Augen wurden schmal.

»Die Puppe aus Luft« ist der Titel des Romans, den du geschrieben hast«, sagte Tengo.

Fukaeri saß wortlos und mit zusammengekniffenen Augen da.

»Ist das nicht der Titel, den du ihm gegeben hast?«

Fukaeri schüttelte leicht den Kopf.

Tengo war wieder etwas verwirrt, beschloss aber, die Frage des Titels vorläufig nicht weiter zu verfolgen. Im Augenblick musste er mit etwas anderem vorankommen.

»Das spielt keine große Rolle. Der Titel ist auf jeden Fall nicht schlecht. Er hat Atmosphäre und erregt Aufmerksamkeit. Man fragt sich, was das wohl ist. Egal, wer ihn ausgewählt hat, wir sind nicht unzufrieden damit. Ich kenne nicht mal genau den Unterschied zwischen einer ›Puppe‹ und einem ›Kokon‹, aber das ist kein großes Problem. Was ich sagen will, ist, dass ich es gelesen habe und es mich stark beeindruckt hat. Also habe ich es Herrn Komatsu gezeigt. Ihm gefällt ›Die Puppe aus Luft‹ auch. Er ist allerdings der Ansicht, dass man den Text für den Debütpreis bearbeiten müsste. Denn im Verhältnis zur Aussagekraft der Geschichte ist der Stil etwas schwach. Deshalb möchte er, dass nicht du, sondern ich ihn verbessere. Ich habe diesbezüglich noch keine Entscheidung getroffen. Ihm weder eine Zu- noch eine Absage erteilt. Weil ich nicht genau weiß, ob es richtig wäre.«

An dieser Stelle unterbrach sich Tengo, um Fukaeris Reaktion zu beobachten. Es gab keine.

»Was würdest du davon halten, wenn ich ›Die Puppe aus Luft‹ für dich umschreiben würde? Ohne dein Einverständnis und deine Mitarbeit ginge das nicht, ganz

gleich, wie entschlossen ich wäre.«

Fukaeri griff mit den Fingern nach einer Cherrytomate und steckte sie sich in den Mund. Tengo verzehrte die Miesmuschel, die er mit der Gabel aufgespießt hatte.

»Machen Sie nur«, sagte Fukaeri leichthin und nahm noch eine Tomate. »Sie können alles verbessern, was Sie wollen.«

»Wäre es nicht besser, wenn du dir noch etwas Zeit zum Nachdenken lassen würdest? Immerhin ist das eine ziemlich wichtige Angelegenheit«, sagte Tengo.

Fukaeri schüttelte den Kopf. Nicht nötig.

»Falls ich dein Werk bearbeite«, erklärte Tengo, »werde ich darauf achten, die Geschichte nicht zu verändern und nur den Stil zu verbessern. Trotzdem muss ich wahrscheinlich ziemlich stark eingreifen. Aber die Autorin bist und bleibst du. Der Roman stammt von einem siebzehnjährigen Mädchen namens Fukaeri. Daran ist nicht zu rütteln. Falls der Roman den Preis bekommt, bist du die Preisträgerin. Du allein. Wenn ein Buch daraus wird, bist du allein die Verfasserin. Wir werden ein Team bilden, das aus uns dreien besteht, dir und mir sowie Herrn Komatsu, dem Redakteur. Aber nur dein Name wird erscheinen. Wir anderen beiden bleiben völlig im Hintergrund. Wie eine Art Bühnenarbeiter. Verstehst du, was ich sage?«

Fukaeri schob sich mit der Gabel ein Stück Sellerie in den Mund. Sie nickte leicht. »Ich verstehe.«

»Die Geschichte von der ›Puppe aus Luft‹ bleibt deine. Du hast sie geschaffen. Es ist unmöglich, dass ich sie zu meiner mache. Im Grunde gebe ich dir nur technische Hilfestellung. Das musst du aber unter allen Umständen für dich behalten. Letztendlich ist das eine Verschwörung, um

den Rest der Welt zu täuschen. Was immer man davon halten mag, man kann es nicht auf die leichte Schulter nehmen. Es muss für immer ein Geheimnis bleiben.«

»Ja, dann«, sagte Fukaeri.

Tengo legte seine Miesmuschelschale an den Rand des Tellers und war im Begriff, sich den Linguini zu widmen, als er es sich anders überlegte und innehielt. Fukaeri nahm ein Stück Gurke und kaute es so gründlich, als würde sie eine unbekannte Delikatesse ausprobieren.

»Ich frage dich nochmals«, sagte Tengo, die Gabel in der Hand. »Hast du keine Einwände, dass ich die von dir geschriebene Geschichte bearbeite?«

»Machen Sie ruhig, was Ihnen gefällt«, sagte Fukaeri, nachdem sie mit der Gurke fertig war.

»Es macht dir also nichts aus, ganz gleich, welche Änderungen ich an deinem Text vornehme?«

»Genau.«

»Wie kannst du so denken? Wo du doch gar nichts über mich weißt.«

Fukaeri zuckte wortlos mit den Schultern.

Eine Weile aßen die beiden schweigend. Fukaeri konzentrierte sich ganz auf ihren Salat. Ab und zu bestrich sie ein Brötchen mit Butter und biss hinein oder streckte die Hand nach dem Weinglas aus. Tengo beförderte mechanisch die Linguini in seinen Mund, während er sich die verschiedenen Möglichkeiten durch den Kopf gehen ließ.

Dann legte er die Gabel beiseite. »Als Herr Komatsu mir den Plan zum ersten Mal erklärte, hielt ich das für Quatsch. Das soll wohl ein Witz sein, dachte ich. So etwas kann man

doch nicht machen. Ich hatte fest vor, abzulehnen. Aber als ich zu Hause war und über seinen Vorschlag nachdachte, wurde der Wunsch, es zu versuchen, allmählich immer stärker. Ich bekam Lust, ob es nun moralisch richtig ist oder nicht, der Geschichte von der ›Puppe aus Luft‹ eine neue Gestalt zu verleihen. Es war, wie soll ich sagen, ein sehr natürlicher und spontaner Wunsch.«

»Verlangen« kommt der Sache vermutlich näher, fügte Tengo im Geiste hinzu. Genau wie Komatsu es vorausgesagt hatte. Und mittlerweile fiel es ihm immer schwerer, dieses Verlangen zu beherrschen.

Wortlos und unverwandt schaute Fukaeri ihn aus der Tiefe ihrer schönen, gleichmütigen Augen an. Sie schien Mühe zu haben, die Worte zu begreifen, die aus Tengos Mund kamen.

»Sie wollen daran arbeiten«, fragte sie.

Tengo blickte ihr fest in die Augen. »Ich glaube schon.«

Fukaeris schwarze Augen leuchteten auf, als würde sich etwas darin spiegeln. Wenigstens kam es ihm so vor.

Tengo hob beide Hände, sodass es aussah, als halte er eine imaginäre Schachtel in die Luft. Eine ziemlich sinnlose Geste, aber er brauchte dieses solchermaßen Imaginäre als Medium, um seine Gefühle zu übermitteln.

»Ich kann es nicht gut ausdrücken, aber nachdem ich ›Die Puppe aus Luft‹ mehrmals gelesen hatte, bekam ich das Gefühl, sehen zu können, was du siehst. Vor allem die Stellen, an denen die ›Little People‹ vorkommen. Du hast wirklich eine außergewöhnliche Phantasie. Sie ist originell und ansteckend.«

Fukaeri legte ihre Gabel bedachtsam auf dem Teller ab und wischte sich mit der Serviette den Mund ab.

»Die Little People gibt es wirklich«, sagte sie leise.

»Es gibt sie wirklich?«

Fukaeri schwieg einen Moment. »Sie sind wie Sie und ich«, sagte sie dann.

»Wie du und ich«, wiederholte Tengo.

»Wenn Sie wollen, können auch Sie sie sehen.«

Fukaeris schlichte Sprache hatte eine seltsame Überzeugungskraft. Die einzelnen Worte kamen aus ihrem Mund, als würden Keile in genau der richtigen Größe in passende Lücken getrieben. Dennoch konnte Tengo noch nicht beurteilen, inwieweit das Mädchen Fukaeri aufrichtig war. Diese junge Frau fiel aus dem Rahmen, sie hatte etwas Außergewöhnliches an sich. Vielleicht lag das an ihrer natürlichen Begabung. Womöglich hatte er in diesem Augenblick ein lebendiges echtes Talent vor sich. Oder aber sie verstellte sich nur. Intelligente Teenager schauspielerten manchmal beinahe instinktiv. Es kam durchaus vor, dass sie sich exzentrisch stellten. Und es wirklich schafften, ihr Gegenüber mit ihren Andeutungen zu verwirren. Er hatte das mehrmals erlebt. Mitunter war es schwer, echtes von gespielterm Verhalten zu unterscheiden. Tengo beschloss, in die Wirklichkeit zurückzukehren. Oder zumindest in die Nähe der Wirklichkeit.

»Wenn es dir recht ist, möchte ich morgen mit meiner Überarbeitung von ›Die Puppe aus Luft‹ anfangen.«

»Wenn Sie wollen.«

»Ja, das will ich«, antwortete Tengo schlicht.

»Ich möchte, dass Sie jemanden kennenlernen«, sagte Fukaeri.

»Einverstanden«, sagte Tengo.

Fukaeri nickte.

»Wer ist es?«, fragte Tengo.

Die Frage wurde nicht zur Kenntnis genommen. »Sie werden mit dieser Person sprechen«, sagte sie.

»Wenn es notwendig ist, soll es mir recht sein«, sagte Tengo.

»Sonntagvormittag haben Sie frei«, fragte sie intonationslos.

»Ja«, antwortete Tengo. Wir kommunizieren wie durch Flaggsignale, dachte er.

Nach dem Essen trennten sich Tengo und Fukaeri. Tengo warf mehrere Zehn-Yen-Münzen in das rosafarbene Telefon im Lokal und rief Komatsu an. Er war noch im Büro, aber es dauerte, bis er an den Apparat kam. Währenddessen hielt sich Tengo den Hörer ans Ohr und wartete.

»Wie war's? Alles glattgegangen?«, fragte Komatsu als Erstes.

»Fukaeri ist damit einverstanden, dass ich ›Die Puppe aus Luft‹ überarbeite. Wahrscheinlich hatten Sie es sich schon gedacht.«

»Ist das nicht großartig?«, sagte Komatsu. Seine Stimme klang aufgeräumt. »Wunderbar. Ehrlich gesagt war ich beunruhigt. Solche Verhandlungen zu führen entspricht nicht gerade deiner Persönlichkeit.«

»Direkt verhandelt habe ich ja auch nicht«, sagte Tengo. »Und überreden musste ich sie auch nicht. Ich habe ihr in groben Zügen erklärt, worum es geht, und dann hat sie quasi selbst entschieden.«

»Egal. An diesem Ergebnis gibt es nichts auszusetzen. Jetzt können wir mit unserem Plan fortfahren.«



»Davor muss ich mich noch mit jemandem treffen.«

»Mit wem denn?«

»Ich weiß nicht, wer es ist. Jedenfalls möchte Fukaeri, dass ich mich mit dieser Person treffe und mit ihr spreche.«

Komatsu schwieg einige Sekunden. »Und wann?«

»Am Sonntag. Sie wird mich zu ihr bringen.«

»Geheimhaltung ist unser erstes und wichtigstes Gebot«, erklärte Komatsu in ernstem Ton. »Es wäre gut, wenn wir die Zahl der Leute, die das Geheimnis kennen, möglichst gering halten könnten. Im Augenblick wissen auf der ganzen Welt nur drei Leute von unserem Plan. Du, ich und Fukaeri. Das sollte möglichst so bleiben. Verstehst du?«

»Theoretisch ja«, sagte Tengo.

Komatsus Stimme wurde wieder weicher. »Wie dem auch sei – Hauptsache, Fukaeri ist einverstanden, dass du das Manuskript redigierst. Alles Weitere wird sich finden.«

Tengo wechselte den Hörer in die linke Hand und presste den rechten Zeigefinger nachdenklich gegen die Schläfe.

»Wissen Sie, Herr Komatsu, ich bin irgendwie unsicher. Es gibt keinen eindeutigen Grund dafür, aber momentan habe ich das Gefühl, dass wir im Begriff sind, in etwas ganz Ungewöhnliches verwickelt zu werden. Als ich diesem Mädchen gegenüber saß, habe ich es nicht so deutlich gespürt, aber seit ich mich von ihr verabschiedet habe und wieder für mich bin, hat dieses Gefühl sich zunehmend verstärkt. Man könnte es eine Vorahnung oder eine Art Vorgefühl nennen. Auf alle Fälle stimmt hier etwas nicht. Etwas ist nicht normal. Das spüre ich, nicht im Kopf, sondern im Bauch.«

»Du hast dich mit Fukaeri getroffen und dich dann so

geföhlt?«

»Ja. Fukaeri ist wahrscheinlich authentisch. Aber auch das ist natürlich nur meine Intuition.«

»Meinst du, sie hat echtes Talent?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich habe sie ja gerade erst kennengelernt«, antwortete Tengo. »Nur sieht sie vielleicht etwas, das wir nicht sehen. Hat vielleicht irgendetwas Besonderes. Das beschäftigt mich irgendwie.«

»Ist sie verrückt?«

»Sie hat etwas Exzentrisches, aber ich glaube nicht, dass sie richtig verrückt ist. Was sie sagt, klingt im Großen und Ganzen sinnvoll«, sagte Tengo. Er machte eine kurze Pause. »Nur ist da irgendetwas, das mich irritiert.«

»Wie dem auch sei, menschlich ist sie jedenfalls an dir interessiert«, sagte Komatsu.

Tengo suchte nach passenden Worten, aber er fand keine. »So weit reicht meine Kenntnis nicht«, erwiderte er.

»Sie trifft sich mit dir, und du hast zumindest die Erlaubnis, ›Die Puppe aus Luft‹ zu überarbeiten. Das heißt doch letztendlich, dass sie dich mag. Wirklich, eine gute Leistung, Tengo, alter Freund. Was jetzt kommt, weiß ich auch nicht. Natürlich ist es ein Risiko. Aber Gefahr ist die Würze des Lebens. Du machst dich jetzt sofort an die Bearbeitung von ›Die Puppe aus Luft‹. Die Zeit drängt. Wir müssen das redigierte Manuskript so schnell wie möglich in den Stapel der eingereichten zurücklegen. Mit dem Original vertauschen. Meinst du, du schaffst es in zehn Tagen?«

Tengo stöhnte. »Das ist hart.«

»Es muss ja keine endgültige Version sein. In der

nächsten Phase kannst du immer noch ein bisschen daran feilen. Es reicht, wenn du eine vorläufige Fassung erstellst.«

Tengo überschlug grob im Kopf, wie lange er brauchen würde. »In zehn Tagen müsste ich es eigentlich schaffen können. Auch wenn es schwer wird.«

»Also dann los, ans Werk!«, rief Komatsu aufgeräumt. »Du betrachtetest die Welt mit ihren Augen. Du wirst der Mittler, du verknüpfst Fukaeris Welt mit der wirklichen Welt. Du kannst das, Tengo. Ich –«

An dieser Stelle gingen Tengo die Zehn-Yen-Münzen aus.

## KAPITEL 5

Aomame

Ein Beruf, für den man Fachkenntnisse  
und Erfahrung braucht

Nachdem Aomame ihren Auftrag ausgeführt hatte, ging sie ein Stück zu Fuß. Schließlich winkte sie ein Taxi heran und fuhr in ein Hotel in Akasaka. Ehe sie nach Hause zurückkehrte, um zu schlafen, musste sie ihre angespannten Nerven mit einem Drink beruhigen. Immerhin hatte sie gerade einen Mann ins Jenseits befördert. Er war zwar eine Ratte, die sich nicht beschweren konnte, wenn sie ermordet wurde, aber ein Mensch blieb doch ein Mensch. Unter ihren Händen war ein Leben erloschen, und dieses Gefühl haftete ihnen noch an. Ein letztes Aushauchen, und die Seele hatte den Körper verlassen.

Aomame war schon mehrmals in dieser Hotelbar gewesen. Sie lag im obersten Stockwerk eines Hochhauses,

hatte eine großartige Aussicht und eine angenehme Atmosphäre.

Als sie die Bar betrat, war es kurz nach sieben. Ein junges Duo an Klavier und Gitarre spielte »Sweet Lorraine«. Sie orientierten sich hörbar an einer alten Aufnahme von Nat King Cole, machten ihre Sache aber gar nicht schlecht. Wie immer setzte Aomame sich an die Bar und bestellte einen Gin Tonic und ein Schälchen Pistazien. Noch konnte sie die Gäste zählen. Ein junges Paar, das in die Aussicht versunken seine Cocktails trank. Vier Männer in Anzügen, offenbar bei einer geschäftlichen Besprechung. Ein ausländisches Ehepaar mittleren Alters, beide hielten Martini-Gläser in der Hand. Aomame ließ sich Zeit mit ihrem Gin Tonic. Sie wollte nicht gleich betrunken werden. Die Nacht war noch lang.

Sie nahm ein Buch aus ihrer Umhängetasche und begann zu lesen. Es handelte von der Mandschurischen Eisenbahn in den dreißiger Jahren. Die Mandschurische Eisenbahn (eigentlich die Südmandschurische Eisenbahn-Aktiengesellschaft) war 1906 nach dem Ende des Russisch-Japanischen Krieges gegründet worden. Der südliche Teil der Eisenbahnstrecke befand sich seither unter japanischer Kontrolle. Die russische Spurweite wurde den japanischen Bedürfnissen entsprechend umgestellt, die Schienenstrecke rapide ausgebaut. Die Südmandschurische Eisenbahngesellschaft, die sozusagen die Speerspitze des japanischen Kaiserreichs bei der Besetzung Chinas gewesen war, wurde 1945 von der Sowjetarmee aufgelöst. Bis Deutschland im Jahr 1941 den Krieg gegen Russland eröffnete, war die Strecke mit der Sibirischen Eisenbahn verbunden, und man konnte in dreizehn Tagen von Shimonoseki nach Paris reisen.

Eine junge Frau im Kostüm, die, eine große Umhängetasche neben sich, in einer Hotelbar einen Drink nahm und ein (gebundenes) Buch über die Mandschurische Eisenbahn las, würde wahrscheinlich nicht so leicht für eine bestellte Edelprostituierte gehalten werden, auch wenn sie allein war. Dachte Aomame. Allerdings wusste sie nicht genau, wie eine echte Edelprostituierte aussah. Diejenigen, deren Kundschaft aus erfolgreichen Geschäftsmännern bestand, bemühten sich vermutlich auch um ein seriöses Äußeres, um nicht aus der Bar geworfen zu werden oder die Freier nicht zu verunsichern. Trugen vielleicht ein Kostüm von Junko Shimada mit einer weißen Bluse, kein Make-up, hatten eine große praktische Umhängetasche bei sich und lasen in Büchern über die Mandschurische Eisenbahn. Wenn man es so betrachtete, unterschied sich Aomames Verhalten nicht substantiell von dem einer Prostituierten, die auf Kundschaft wartete.

Mit der Zeit fanden sich immer mehr Gäste ein. Unversehens erfüllte Stimmengewirr den Raum. Doch der Typ Gast, nach dem Aomame Ausschau hielt, hatte sich noch nicht blicken lassen. Aomame nahm einen weiteren Gin Tonic, bestellte in Streifen geschnittene Rohkost (sie hatte noch nicht zu Abend gegessen) und las weiter in ihrem Buch. Wenig später erschien ein Mann und setzte sich an die Bar. Er war nicht in Begleitung. Seine Haut war leicht gebräunt, und er trug einen teuren blaugrauen Maßanzug. Die Krawatte war auch nicht schlecht gewählt. Nicht zu auffällig, nicht zu schlicht. Er mochte um die fünfzig Jahre alt sein und hatte ziemlich schütteres Haar. Eine Brille trug er nicht. Wahrscheinlich war er auf Geschäftsreise in Tokio, hatte seine Termine erledigt und wollte sich vor dem Schlafengehen noch ein Glas

genehmigen. Wie Aomame. Dem Körper genügend Alkohol zuführen, um die angespannten Nerven zu beruhigen.

Der größte Teil der Geschäftsleute, die dienstlich nach Tokio kamen, übernachtete nicht in Luxushotels wie diesem, sondern in den preisgünstigeren Business-Hotels in Bahnhofsnähe, in denen die Zimmer so klein waren, dass das Bett fast den ganzen Raum einnahm. Durch das Fenster sah man auf die Mauer des Nachbargebäudes, und man konnte nicht duschen, ohne sich ungefähr zwanzigmal die Ellbogen anzustoßen. In jedem Stockwerk standen Getränkeautomaten und solche für Kosmetikartikel auf dem Gang. Diese Leute bekamen entweder von Anfang an nur diesen Spesenbetrag, oder sie wollten durch die Übernachtung in einem Billighotel einen Teil der Spesen sparen und in die eigene Tasche stecken. Sie tranken in einer benachbarten Kneipe ein Bier und gingen schlafen. Zum Frühstück aßen sie im Gyudonya nebenan eine Schale Rindfleisch auf Reis.

Die Gäste in diesem Hotel gehörten jedoch einer ganz anderen Kategorie an. Wenn sie nach Tokio kamen, reisten sie nur in der Ersten Klasse, im Green Car und dem Superexpress und übernachteten in teuren Hotels. Nach der Arbeit gingen sie zur Entspannung in die Hotelbar und gönnten sich edle Getränke. Die meisten hatten eine leitende Position in einer großen, erfolgreichen Firma. Oder sie waren selbstständige Unternehmer, Ärzte, Anwälte. Sie hatten das mittlere Alter erreicht und waren einen recht freien Umgang mit Geld gewohnt. Auf diesen Typ hatte Aomame es abgesehen.

Schon als sie kaum zwanzig Jahre alt war, hatte sie sich zu älteren Männern mit schütterem Haar hingezogen gefühlt – warum, hätte sie selbst nicht zu sagen gewusst. Besser als

vollständige Kahlheit gefiel es ihr, wenn ihnen noch etwas Haar geblieben war. Es genügte allerdings nicht, wenn das Haar einfach nur schütter war. Hatte der Mann keine schöne Kopfform, ging gar nichts. Ihr Ideal war Sean Connery. Sie fand seinen zurückweichenden Haaransatz und die Form seines Kopfes unglaublich schön und sexy. Allein dieser Anblick verursachte ihr Herzklopfen. Die Kopfform des Mannes, der zwei Hocker von ihr entfernt an der Bar Platz genommen hatte, war auch nicht übel. Natürlich kein Vergleich zu Sean Connery, aber immerhin hatte er eine gewisse Ausstrahlung. Sein Haaransatz war weit hinter die Stirn zurückgewichen, und das verbliebene Haar erinnerte an eine reifbedeckte Wiese im Spätherbst. Aomame schaute kurz von ihrem Buch auf, um den Kopf des Mannes in Augenschein zu nehmen. Sein Gesicht war nicht sonderlich beeindruckend. Er war nicht dick, aber die Kinnpartie war schon etwas erschlafft. Unter den Augen hatte er leichte Tränensäcke. Ein Mann in mittleren Jahren, wie man ihn überall findet. Dennoch gefiel ihr die Form seines Kopfes.

Als der Barkeeper ihm die Speisekarte und ein feuchtes Tuch reichte, bestellte er, ohne einen Blick auf die Karte zu werfen, einen Scotch Highball. »Welche Marke bevorzugen der Herr?«, erkundigte sich der Barkeeper. »Keine besondere. Nehmen Sie irgendeinen«, sagte der Mann. Er hatte eine ruhige, entspannte Stimme. Sie erkannte den weichen Tonfall, den die Menschen aus Kansai haben. Als sei es ihm gerade erst eingefallen, fragte der Mann plötzlich, ob es Cutty Sark gäbe. Der Barkeeper bejahte. Nicht schlecht, dachte Aomame. Dass der Mann sich nicht für einen Chivas Regal oder einen exklusiven Single Malt entschieden hatte, nahm Aomame für ihn ein. Sie vertrat

die persönliche Ansicht, dass Leute, die in Bars ein großes Brimborium um ausgefallene Alkoholmarken veranstalteten, in sexueller Hinsicht Nieten waren. Der Grund war ihr nicht klar.

Aomame mochte seinen weichen westjapanischen Akzent. Das war doch etwas ganz anderes als diese Leute, die in Kansai geboren und aufgewachsen waren und die, wenn sie in die Hauptstadt kamen, mit Gewalt versuchten, wie Tokioter zu klingen. Sie fand die fremde Betonung, mit der er ihr bekannte Worte aussprach, äußerst reizvoll. Der eigentümliche Tonfall beruhigte sie auf seltsame Weise. Sie beschloss, mit diesem Mann mitzugehen. Eigentlich nur, um nach Herzenslust mit den Fingern durch sein lichtetes Haar zu fahren. Als der Barkeeper dem Mann seinen Cutty Sark Highball servierte, bestellte sie absichtlich so, dass der Mann es hören konnte, einen Cutty Sark mit Eis. »Kommt sofort«, antwortete der Barkeeper ausdruckslos.

Der Mann öffnete seinen obersten Hemdknopf und lockerte die klein gemusterte blaue Krawatte. Das Hemd war von einem sehr üblichen Hellblau. Aomame las, während sie auf ihren Cutty Sark wartete. Dabei öffnete sie beiläufig einen Knopf ihrer Bluse. Die Kapelle spielte »It's Only a Paper Moon«. Der Pianist sang nur einen Chorus. Als Aomame ihren Drink bekam, nippte sie daran. Sie merkte, dass der Mann verstohlen in ihre Richtung sah. Aomame schaute von ihrem Buch auf und sah zu ihm hinüber. Nonchalant und wie zufällig. Als sie seinem Blick begegnete, lächelte sie kaum wahrnehmbar. Dann sah sie sofort wieder weg und tat, als schaue sie aus dem Fenster in die Nacht.

Es war der ideale Augenblick für einen Mann, eine Frau anzusprechen. Sie hatte die Situation absichtlich



herbeigeführt. Aber der Mann tat nichts dergleichen. Verdammt, dachte Aomame, das darf doch nicht wahr sein! Das ist doch das Mindeste, was man erwarten kann. Er ist doch kein grüner Junge mehr.

Aomame mutmaßte, dass dem Mann die Courage fehlte. Wahrscheinlich fürchtete er, Hohn und Spott zu ernten und sich als alter Glatzkopf zum Narren zu machen, wenn er mit seinen fünfzig Jahren eine junge Frau in den Zwanzigern ansprach. Du liebe Güte, dachte sie, manche hatten aber auch gar keine Ahnung.

Sie klappte das Buch zu und packte es in ihre Tasche. Und sprach den Mann von sich aus an.

»Mögen Sie Cutty Sark?«, fragte sie.

Der Mann blickte sie erstaunt an. Seine ratlose Miene zeigte, dass er nicht wusste, was er gefragt worden war. Dann veränderte sich sein Ausdruck. »Ähm, ja, Cutty Sark, genau«, sagte er, als erinnerte er sich. »Das Etikett hat mir schon immer gefallen, und ich habe die Marke oft getrunken. Weil ein Segelschiff drauf ist.«

»Sie mögen wohl Schiffe?«

»Ja. Segelschiffe eigentlich.«

Aomame erhob ihr Glas. Auch der Mann hob sein Highball-Glas leicht in die Höhe. Wie um ihr zuzuprosten.

Aomame hängte sich die auf dem Hocker neben ihr liegende Tasche über die Schulter, nahm ihr Whiskyglas und setzte sich zwei Plätze weiter neben den Mann. Er schien ein wenig erstaunt, aber bemüht, sich seine Überraschung nicht anmerken zu lassen.

»Ich bin hier mit einer ehemaligen Schulkameradin verabredet, aber sie hat mich wohl versetzt«, sagte Aomame mit einem Blick auf ihre Armbanduhr. »Sie

kommt nicht, und gemeldet hat sie sich auch nicht.«

»Vielleicht hat Ihre Freundin sich im Tag geirrt?«

»Könnte sein. Sie war schon immer etwas unzuverlässig«, sagte Aomame. »Ich werde noch kurz warten. Könnten wir uns in der Zeit ein wenig unterhalten? Oder möchten Sie lieber für sich sein?«

»Nein, nein, ganz und gar nicht«, sagte der Mann in wenig überzeugtem Ton. Er runzelte die Stirn und musterte Aomame mit einem forschenden Blick. Offenbar fragte er sich, ob sie womöglich doch eine Prostituierte auf Kundenfang war. Aber Aomame erweckte nicht diesen Anschein. Sie hatte überhaupt nichts von einer Prostituierten an sich. Seine Nervosität ließ ein wenig nach.

»Wohnen Sie in diesem Hotel?«, fragte er.

Aomame schüttelte den Kopf. »Nein, ich lebe in Tokio. Ich warte hier nur auf meine Freundin. Und Sie?«

»Ich bin auf Dienstreise«, sagte er. »Ich komme aus Osaka und bin wegen einer Konferenz hier. Eine ziemlich öde Sache, aber da der Stammsitz der Firma in Osaka ist, wäre es ungehörig, wenn von uns keiner teilnimmt.«

Aomame lächelte höflich. Weißt du, dachte sie, deine Arbeit interessiert mich ungefähr so viel wie Taubendreck. Ich mag nur deine Kopfform. Doch natürlich sagte sie nichts dergleichen.

»Einen Termin habe ich hinter mir. Darauf wollte ich einen trinken. Morgen Vormittag habe ich noch eine Sitzung, und dann fahre ich nach Osaka zurück.«

»Ich habe auch gerade einen wichtigen Auftrag beendet«, sagte Aomame.

»Oh? Worum ging es denn dabei?«

»Ich möchte eigentlich nicht über meine Arbeit sprechen, aber es war so was wie ein Spezialauftrag.«

»Ein Spezialauftrag«, wiederholte der Mann. »Also etwas, das nicht jeder kann. Sie haben einen Beruf, der Fachkenntnisse und Erfahrung erfordert.«

Du bist ja ein wandelndes Lexikon, dachte Aomame. Aber sie behielt auch das für sich und lächelte nur. »Ja, so könnte man es sagen.«

Der Mann nahm wieder einen Schluck von seinem Highball und fischte eine Nuss aus der Schale. »Es würde mich interessieren, was Sie machen, aber Sie möchten ja nicht darüber sprechen.«

Aomame nickte. »Im Moment nicht.«

»Sie haben nicht zufällig einen Beruf, der mit Sprache zu tun hat? Redakteurin oder Universitätsdozentin?«

»Wie kommen Sie darauf?«

Der Mann nestelte an seinem Krawattenknoten herum und zog ihn wieder fest. Auch den Hemdknopf schloss er.

»Nur so. Wahrscheinlich, weil sie die ganze Zeit so eifrig in dem dicken Buch gelesen haben.«

Aomame strich sanft mit dem Fingernagel am Rand ihres Glases entlang. »Ich lese bloß gern. Mit meiner Arbeit hat das nichts zu tun.«

»Danebengeraten. Ich gebe mich geschlagen.«

»Ja, daneben«, sagte Aomame. Da kommst du im Leben nicht drauf, fügte sie bei sich hinzu.

Der Mann musterte unauffällig Aomames Figur. Sie tat, als sei ihr etwas heruntergefallen, bückte sich und gewährte ihm einen Einblick in ihr Dekolleté. So müsste etwas von der Form ihrer Brüste zu sehen sein. Sie trug weiße

Spitzenunterwäsche. Sie richtete sich auf und trank von ihrem Cutty Sark on the rocks. Die großen runden Eiswürfel in ihrem Glas klirrten.

»Nehmen Sie noch einen? Ich schon«, sagte der Mann.

»Ja, gern«, sagte Aomame.

»Sie sind recht trinkfest, nicht wahr?«

Aomame lächelte unverbindlich. Dann wurde sie plötzlich ernst. »Ach, mir fällt gerade was ein. Kann ich Sie etwas fragen?«

»Was denn?«

»Hat die Polizei kürzlich ihre Uniformen geändert? Und die Waffen, die sie tragen?«

»Was meinen Sie mit kürzlich?«

»Vor etwa einer Woche oder so.«

Der Mann machte ein interessiertes Gesicht. »Die Uniform und die Waffen bei der Polizei wurden wirklich geändert, aber das ist schon ein paar Jahre her. Statt dieser steifen Uniformjacke tragen die Beamten jetzt eine Art sportlichen Anorak. Außerdem wurden sie damals auch mit einem neuen Automatikmodell ausgestattet. Danach gab es, soweit ich weiß, keine größeren Veränderungen mehr.«

»Die japanische Polizei hatte doch diese altmodischen Revolver. Bis letzte Woche noch.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, da irren Sie sich. Die japanische Polizei verwendet schon länger automatische Waffen.«

»Können Sie das mit Gewissheit sagen?«

Bei ihrem Ton fuhr der Mann leicht zusammen. Zwischen seinen Augen bildete sich eine Falte, und er versuchte ernsthaft, sich zu erinnern. »Ja, also, wenn Sie mich so

direkt fragen, bin ich unsicher. Es hat nur in der Zeitung gestanden, dass alle Waffen der Polizei durch neuere Modelle ersetzt wurden. Damals gab es irgendein Problem. Die Durchschlagskraft der neuen Waffen sei zu hoch, hieß es, und wie üblich protestierte eine Bürgerinitiative bei der Regierung.«

»Wie viele Jahre ist das her?«, fragte Aomame.

Der Mann rief den schon etwas älteren Barkeeper herbei. »Wann war das, als die Uniformen und Waffen der Polizei erneuert wurden?«, fragte er ihn.

»Vor zwei Jahren im Frühjahr«, antwortete der Barkeeper prompt.

»Donnerwetter, das nenne ich ein erstklassiges Hotel! Der Barkeeper weiß alles«, sagte der Mann und lachte.

Der Barkeeper lachte ebenfalls. »Nein, nein. Ich erinnere mich nur so gut daran, weil mein jüngerer Bruder zufällig bei der Polizei ist. Er konnte sich nicht an die neue Uniform gewöhnen und beklagte sich dauernd darüber. Auch die Waffe sei zu schwer, meinte er. Er beschwert sich sogar jetzt noch darüber. Die neue ist eine Beretta 9 mm Automatik, aber man kann sie auch auf Halbautomatik umstellen. Momentan hat wohl Mitsubishi die Lizenz für die japanische Produktion. Hier bei uns kommt es nur selten zu Feuergefechten, deshalb wären so schwere Waffen nicht unbedingt nötig. Man hat eher die Sorge, dass sie gestohlen werden. Aber es war die Absicht der Regierung, die Schlagkraft der Polizei zu stärken und zu verbessern.«

»Was wurde aus den alten Revolvern?« Aomame kontrollierte ihren Tonfall, so gut sie konnte.

»Sie wurden wohl demontiert und entsorgt«, sagte der Barkeeper. »Ich habe in den Nachrichten im Fernsehen

gesehen, wie sie zerlegt wurden. Allein das und die Vernichtung der Munition nahm eine Menge Zeit in Anspruch.«

»Man hätte sie doch ins Ausland verkaufen können«, sagte der Geschäftsmann mit dem schütterten Haar.

»Der Export von Waffen ist verfassungsrechtlich verboten«, erklärte der Barkeeper bescheiden.

»Donnerwetter, die Barkeeper in diesen erstklassigen Hotels –«

»Das heißt also, die japanische Polizei verwendet seit zwei Jahren keine Revolver mehr. Stimmt das?«, fragte Aomame den Barkeeper, indem sie dem Mann das Wort abschnitt.

»Soweit ich weiß, ja.«

Aomame verzog leicht das Gesicht. Werde ich allmählich verrückt? Ich habe doch gerade erst heute Morgen einen Polizisten in der alten Uniform und mit einem Revolver gesehen. Dass die alten Modelle sämtlich entsorgt wurden, davon habe ich noch nie gehört. Aber ich kann mir kaum vorstellen, dass dieser Mann und der Barkeeper sich beide falsch erinnern oder lügen. Also bin ich im Irrtum.

»Vielen Dank, das war sehr aufschlussreich«, sagte Aomame zum Barkeeper. Er schenkte ihr ein professionelles, genau bemessenes Lächeln und ging wieder an seine Arbeit.

»Interessieren Sie sich für die Polizei?«, fragte der Mann neben ihr.

»Nein, eigentlich nicht«, antwortete Aomame vage. »Ich konnte mich nur nicht mehr genau erinnern.«

Die beiden nippten an ihren frisch servierten Drinks – er

an seinem Cutty Sark Highball, sie an ihrem Cutty Sark on the rocks. Der Mann erzählte, er habe im Hafen von Nishinomiya eine eigene kleine Yacht liegen. An freien Tagen segle er damit aufs Meer hinaus. Begeistert schwärmte er, wie herrlich es sei, allein auf dem Meer zu sein und den Wind auf seinem Körper zu spüren. Aomame wollte die Geschichten über seine blöde Yacht nicht hören. Da wären ihr die Geschichte des Kugellagers oder die Verteilung der ukrainischen Mineralvorkommen oder so noch lieber gewesen. Sie schaute auf ihre Armbanduhr.

»Es ist spät, darf ich Ihnen eine direkte Frage stellen?«

»Aber bitte doch.«

»Es ist aber, wie soll ich sagen, etwas Persönliches.«

»Gern – wenn ich sie beantworten kann.«

»Haben Sie einen großen Schwanz?«

Der Mann öffnete leicht den Mund, kniff die Augen zusammen und starrte Aomame an. Wahrscheinlich traute er seinen Ohren nicht. Aber sie machte ein sehr ernstes Gesicht. Sie scherzte nicht. Das wusste man, wenn man ihr in die Augen sah.

»Nun, also«, antwortete der Mann todernt, »ich weiß nicht genau. Wahrscheinlich ungefähr normal. Was soll man sagen, wenn man plötzlich so etwas gefragt wird ...«

»Wie alt sind Sie?«, fragte Aomame.

»Ich bin im letzten Monat einundfünfzig geworden«, sagte der Mann unsicher.

»Sie sind normal intelligent und haben über fünfzig Jahre gelebt, üben einen respektablen Beruf aus, besitzen sogar eine Yacht und können nicht beurteilen, ob Ihr Penis im allgemeinen Weltdurchschnitt groß oder klein ist?«

»Äh, ja, also, es könnte sein, dass er ein bisschen größer als normal ist«, brachte der Mann nach kurzer Überlegung gequält hervor.

»Ach, wirklich?«

»Was kümmert Sie das überhaupt?«

»Kümmert? Wer sagt, dass es mich kümmert?«

»Äh, nein, das sagt ja niemand, aber ...«, sagte der Mann, während er leicht auf seinem Hocker zurückwich. »Weil das jetzt auf einmal ein Problem geworden zu sein scheint.«

»Das ist kein Problem, nicht im Geringsten«, erwiderte Aomame nachdrücklich. »Nur dass ich persönlich eine Vorliebe für größere Penisse habe. Vom Visuellen her. Es ist nicht so, dass ich nichts fühle oder so, wenn er nicht groß ist. Es geht nicht um je größer, desto besser. Nur dass mir größere eben gefühlsmäßig ziemlich gut gefallen. Ist das verboten? Hat nicht jeder seine Vorlieben? Aber lächerlich groß soll er auch nicht sein. Das tut nur weh. Verstehen Sie?«

»Tja, in dem Fall würde Ihnen meiner wahrscheinlich gefallen. Er ist ein bisschen größer als der Durchschnitt, aber von lächerlich groß kann wirklich nicht die Rede sein. Das heißt, eigentlich ist er genau richtig ...«

»Sie schwindeln mich jetzt aber nicht an?«

»Was hätte es für einen Zweck, bei so etwas zu schwindeln?«

»Dürfte ich dann wohl mal einen Blick darauf werfen?«

»Hier?«

Aomame beherrschte ihre Miene. »Hier? Was ist los mit Ihnen? Wie kann man in Ihrem Alter auf so eine Idee



kommen? Sie tragen Anzug und Krawatte und sind leitender Angestellter. Haben Sie denn gar kein Gefühl für Anstand? Wie wollen Sie mir denn hier bitteschön Ihren Penis zeigen? Überlegen Sie doch mal. Was sollen die Leute denken! Wir gehen jetzt auf Ihr Zimmer, Sie ziehen die Hose aus und lassen mich einen Blick darauf werfen. Nur wir zwei. Einverstanden?«

»In Ordnung, und was machen wir dann?«, fragte der Mann nervös.

»Was wir dann machen?« Aomame hielt den Atem an und verzog ziemlich verwegen das Gesicht. »Sex – das ist doch klar. Was denn sonst? Denken Sie, ich gehe extra mit Ihnen auf Ihr Zimmer, gucke mir Ihren Pimmel an, sage ›Vielen Dank, sehr freundlich, dass Sie mir etwas so Schönes zeigen. Gute Nacht‹ und gehe nach Hause? Sind Sie eigentlich noch bei Trost?«

Der Mann schluckte angesichts der dramatischen Veränderung von Aomames Gesicht. Wenn sie es verzog, wichen die meisten Männer zurück. Ein kleines Kind hätte sich wahrscheinlich in die Hose gemacht. Ihre Grimasse hatte etwas Furchterregendes. Sie überlegte, ob sie es vielleicht übertrieben hatte. Sie durfte den Mann nicht so in Angst versetzen. Denn es gab etwas, das sie vorher erledigen musste. Hastig brachte sie ihre Miene wieder unter Kontrolle und zwang sich zu einem Lächeln.

»Kurz gesagt«, wandte sie sich wieder an ihr Gegenüber, »wir gehen auf Ihr Zimmer, ins Bett und haben Sex. Sie sind ja wohl nicht schwul oder impotent oder so was?«

»Äh, nein, ich glaube nicht. Ich habe ja zwei Kinder ...«

»Wie viele Kinder Sie haben, interessiert hier niemanden. Verschonen Sie mich mit Einzelheiten, schließlich machen

wir hier keine Volkszählung. Alles, was ich frage, ist, ob Ihr Penis steht, wenn Sie mit einer Frau ins Bett gehen. Mehr nicht.«

»Bisher hat er in keinem entscheidenden Moment versagt«, antwortete der Mann. »Aber Sie sind doch eine Professionelle ...? Das heißt, eine Frau, die so etwas berufsmäßig macht, oder?«

»Nein, bin ich nicht. Ich bin weder eine Nutte noch pervers. Nur eine ganz gewöhnliche Bürgerin. Diese gewöhnliche Bürgerin wünscht sich schlichten, ehrlichen Geschlechtsverkehr mit einem Mitglied des anderen Geschlechts. Nichts Außergewöhnliches. Nur die ganz normale Sache. Wo ist das Problem? Ich habe einen schwierigen Auftrag hinter mir, es ist Abend, ich möchte mich bei ein paar Drinks und Sex mit einem Unbekannten entspannen. Meine Nerven beruhigen. Das brauche ich. Sie als Mann müssten das doch eigentlich verstehen.«

»Natürlich verstehe ich das, aber ...«

»Es kostet Sie keinen einzigen Yen. Wenn Sie mich völlig befriedigen, kann sogar ich Ihnen Geld geben. Wir benutzen ein Kondom, also brauchen Sie auch keine Angst vor Krankheiten zu haben. Verstanden?«

»Ja, habe ich, aber ...«

»Sie wirken irgendwie unzufrieden. Gefalle ich Ihnen nicht?«

»Nein, das ist es nicht. Aber ich verstehe das nicht. Sie sind jung und schön, und ich könnte wahrscheinlich Ihr Vater sein ...«

»Hören Sie doch auf mit dem abgedroschenen Zeug. Egal, wie groß der Altersunterschied ist, ich bin nicht Ihre verdammte Tochter, und Sie sind nicht mein dämlicher

Vater. Dieses nutzlose, banale Gerede zerzt an meinen Nerven. Ich mag nur Ihre Glatze, okay? Ihre Kopfform gefällt mir. Verstanden?«

»Aber was reden Sie, ich habe doch keine Glatze. Also etwas Haarausfall ...«

»Und fallen Sie mir nicht auf die Nerven. Es reicht«, sagte Aomame, während sie sich angestrengt bemühte, ihr Gesicht nicht zu verziehen. Dann sprach sie mit etwas weicherer Stimme. Sie durfte den Mann nicht mehr als nötig erschrecken. »Also, wie sieht es aus? Ich bitte Sie, reden Sie nur nicht mehr solches Zeug daher.«

Egal, was du denkst, das ist ganz klar eine Stirnglatze, dachte Aomame. Gäbe es bei der Volkszählung eine Kategorie »Glatze«, müsstest du dort auf alle Fälle ein Kreuzchen machen. Und wenn du in den Himmel kommst, dann in den Glatzenhimmel. Oder in die Glatzenhöhle, je nachdem. Kapiert? Du solltest die Augen nicht länger vor den Fakten verschließen. Gehen wir! Du kommst direkt in den Glatzenhimmel. Jetzt.

Der Mann bezahlte die Rechnung, und sie gingen auf sein Zimmer.

Sein Penis war tatsächlich ein wenig größer als der Durchschnitt, aber auch nicht zu groß. Er hatte sich nicht geirrt mit seiner Selbsteinschätzung. Aomame stimulierte ihn an den richtigen Stellen, und er wurde groß und hart. Sie zog ihre Bluse und ihren Rock aus.

»Bestimmt findest du meinen Busen klein«, sagte sie kühl, während sie auf den Mann hinunterschaute. »Kommst du dir blöd vor, weil dein Penis relativ groß ist und meine Brüste so klein sind? Fühlst du dich geprellt?«

»Nein, gar nicht. Deine Brüste sind auch nicht besonders

klein. Sie haben eine wunderschöne Form.«

»Na ja, egal«, sagte Aomame. »Übrigens trage ich nicht immer so aufreizende BHs mit Spitze und so. Von Berufs wegen ließ es sich nicht vermeiden.«

»Ich würde zu gern wissen, was du machst.«

»Ich habe es dir doch vorhin schon gesagt. Ich will hier nicht über meine Arbeit sprechen. Aber was immer es ist, als Frau hat man es nicht leicht.«

»Das Leben als Mann ist auch nicht gerade einfach.«

»Aber ihr müsst keine BHs mit Spitze tragen, wenn ihr keine Lust dazu habt.«

»Stimmt, aber ...«

»Rede nicht, als würdest du das verstehen. Eine Frau hat es wesentlich schwerer. Bist du schon mal in Stöckelschuhen eine steile Treppe hinuntergekllettert? Oder in einem engen Minirock über einen Zaun gestiegen?«

»Tut mir leid«, entschuldigte sich der Mann artig.

Sie griff sich mit der Hand an den Rücken, nahm den BH ab und warf ihn auf den Boden. Sie rollte ihre Strümpfe hinunter, auch diese landeten auf dem Boden. Dann streckte sie sich auf dem Bett aus und begann erneut mit dem Penis des Mannes zu spielen.

»Er ist wirklich prachtvoll. Ich bin beeindruckt. Sehr formschön und auch von der Größe ideal. Und hart wie ein Baumstamm.«

»Vielen Dank für das Kompliment«, sagte der Mann sichtlich erleichtert.

»Jetzt wird er ganz lieb zu seinem Schwesterchen sein. Und es vor Freude zucken lassen.«

»Sollten wir nicht vorher duschen? Ich habe geschwitzt.«

»Ruhe jetzt!«, sagte Aomame und drückte warnend seinen rechten Hoden zusammen. »Ich bin hier, um Sex zu haben. Nicht, um zu duschen. Kapiert? Zuerst machen wir es. Und zwar gründlich. Schweiß oder so was spielt keine Rolle. Wir sind hier doch nicht im Mädchenpensionat.«

»Kapiert«, sagte der Mann.

Als Aomame nach dem Sex mit den Fingern über den bloßen Nacken des Mannes fuhr, der erschöpft neben ihr auf dem Bauch lag, verspürte sie auf einmal das Verlangen, ihre Nadel in den bewussten Punkt zu stoßen. Fast überlegte sie, ob sie es wirklich tun sollte. In ihrer Tasche befand sich noch der in das Tuch eingeschlagene Eispick. Seine sorgfältig geschärfte Spitze steckte in dem weichen Korken, den sie eigens dafür angefertigt hatte. Wenn sie gewollt hätte, wäre es ein Leichtes für sie gewesen. Ihre rechte Handfläche einfach auf das hölzerne Heft fallen lassen. Der Mann wäre tot, ehe er etwas merkte. Er würde nicht den geringsten Schmerz empfinden und vermutlich als natürlicher Todesfall behandelt werden. Aber natürlich gab sie den Gedanken auf. Es gab keinen Grund, diesen Mann aus der menschlichen Gesellschaft zu entfernen. Außer, dass er für Aomame keinen Nutzen mehr hatte. Sie schüttelte den Kopf und verscheuchte die gefährlichen Gedanken.

Er ist ja kein schlechter Mensch, ermahnte sie sich selbst. An sich war der Sex mit ihm auch gut gewesen. Er hatte sich zurückgehalten und nicht ejakuliert, bis sie gekommen war. Seine Kopfform und die Art, wie ihm das Haar ausging, waren auch sehr sympathisch. Und sein Penis hatte genau die richtige Größe. Er war höflich, gut angezogen und in keiner Weise aufdringlich. Er war sicherlich gut erzogen. Allerdings konnte er einen mit seinem langweiligen Gerede

schier wahnsinnig machen. Aber darauf stand wohl nicht die Todesstrafe. Wahrscheinlich nicht.

»Darf ich den Fernseher einschalten?«, fragte Aomame.

»Natürlich«, sagte der Mann, der immer noch auf dem Bauch lag.

Nackt auf dem Bett sitzend, sah sie sich die Elf-Uhr-Nachrichten von Anfang bis Ende an. Im Nahen Osten führten Iran und Irak weiter ihren blutigen Krieg. Es war ein aussichtsloser Krieg, und nirgends zeichnete sich auch nur der Beginn einer Lösung ab. Im Irak hängte man junge Deserteure als warnendes Beispiel an Strommasten auf. Die iranische Regierung klagte Saddam Husseins Einsatz von Giftgas und bakteriologischen Waffen an. In Amerika kämpften Walter Mondale und Gary Hart um die Präsidentschaftskandidatur für die Demokraten. Keiner von beiden wirkte besonders intelligent. Vielleicht vermieden kluge Menschen es tunlichst, Präsident zu werden, weil man dann leicht zur Zielscheibe von Attentaten wurde.

Die Errichtung einer permanenten Forschungsstation auf dem Mond machte Fortschritte. Auf diesem Gebiet kooperierten die USA und die Sowjetunion ausnahmsweise miteinander. Wie bei der Erkundung des Südpols. Eine Basis auf dem Mond? Aomame legte verwundert den Kopf schräg. Davon hatte sie noch nie gehört. Wie kam denn das? Sie beschloss jedoch, nicht weiter darüber nachzudenken. Es gab andere, dringlichere Probleme. Ein Brand in einem Kohlebergwerk in Kyushu hatte eine große Zahl von Opfern gefordert, und die Regierung untersuchte die Ursachen. Dass die Menschen in einer Zeit, in der man Mondbasen errichten konnte, weiterhin Kohle aus der Erde buddelten, wollte Aomame nicht in den Kopf. Noch immer forderten die USA von Japan die Öffnung seiner

Finanzmärkte. Morgan Stanley und Merrill Lynch setzten auf der Suche nach neuen Geldquellen die Regierung unter Druck. Weiter wurde von einer besonders intelligenten Katze in der Präfektur Shimane berichtet. Das Tier vermochte ein Fenster nicht nur selbstständig zu öffnen, um hinauszugelangen, sondern es auch wieder hinter sich zu schließen. Ihr Besitzer hatte ihr das beigebracht. Beeindruckt sah Aomame zu, wie die schwarze Katze sich geschmeidig umwandte, eine Pfote ausstreckte und mit verständigem Blick sacht ein Fenster zuzog.

Neuigkeiten gab es genug, aber die Entdeckung einer Leiche in einem Hotel in Shibuya wurde nicht erwähnt. Als die Nachrichten zu Ende waren, nahm Aomame die Fernbedienung und schaltete den Apparat aus. Um sie herum herrschte Stille. Nur die gleichmäßigen Atemzüge des schlafenden Mannes neben ihr waren zu hören.

Der andere Mann lag wohl noch in der gleichen Haltung vornüber auf dem Schreibtisch. Sicher sah es aus, als liege er in tiefem Schlaf. Genau wie der Mann neben ihr. Nur dass man seinen Atem nicht hörte. Nicht die geringste Chance, dass diese Ratte noch einmal aufwacht, dachte Aomame. Den Blick zur Decke gerichtet, stellte sie sich die Leiche vor. Sie schüttelte leicht den Kopf und verzog ihr Gesicht. Dann stand sie auf und hob Stück für Stück ihre auf dem Boden verstreuten Kleider auf.

## KAPITEL 6

Tengo

Wir haben einen ziemlich weiten Weg vor uns

Am Freitagmorgen gegen fünf rief Komatsu an. Tengo

träumte gerade, dass er eine lange Steinbrücke überquerte, um ein wichtiges Papier zu holen, das er am anderen Ufer vergessen hatte. Er war der Einzige, der die Brücke passierte. Sie führte über einen großen, schönen Fluss mit mehreren Sandbänken, auf denen Weiden wuchsen. Im gemächlich dahinströmenden Wasser sah er die eleganten Körper der Lachsforellen. Frische grüne Blätter trieben anmutig auf der Wasseroberfläche. Es war eine Szenerie wie auf einem chinesischen Teller. An dieser Stelle wachte Tengo auf und schaute im Dunkeln auf die Uhr am Kopfende. Ehe er den Hörer abhob, wusste er bereits, wer es war. Nur einer konnte ihn um diese Stunde anrufen.

»Du, Tengo, hast du ein Textverarbeitungsgerät?«, fragte Komatsu. Kein »Guten Morgen«, kein »Warst du schon wach?«. Dass Komatsu selbst um diese Zeit auf war, konnte nur bedeuten, dass er die Nacht durchgemacht hatte. Er war bestimmt nicht aufgestanden, um den Sonnenaufgang zu sehen. Und jetzt, bevor er schlafen ging, war ihm eingefallen, dass er Tengo noch etwas sagen musste.

»Natürlich nicht«, erwiderte Tengo. Es war noch ganz dunkel. Und er stand noch mitten auf der langen Brücke. Es kam selten vor, dass Tengo so plastisch träumte. »Ich bin nicht stolz darauf, aber mir fehlen die Mittel, eins zu kaufen.«

»Kannst du damit umgehen?«

»Ja. Mit beidem, Computer und Textverarbeitungsgerät. An der Yobiko haben wir welche, die ich immer für die Arbeit benutze.«

»Gut, dann schau dich doch heute mal um und kauf eins. Ich kenne mich mit technischen Geräten überhaupt nicht aus. Hersteller, Modell und so weiter überlasse ich ganz dir.



Das Geld bekommst du später zurück. Ich möchte, dass du ›Die Puppe aus Luft‹ darauf überarbeitest. Du musst so schnell wie möglich anfangen.«

»Wo wir gerade davon sprechen, so was kostet mindestens zweihundertfünfzigtausend Yen.«

»Macht nichts, geht in Ordnung.«

Tengo legte am Telefon verwundert den Kopf zur Seite. »Heißt das, Sie wollen ein Textverarbeitungsgerät für mich kaufen?«

»Ja, von meinem mickrigen Taschengeld. In dieses Projekt muss man Kapital investieren. Knickern und kleckern bringt nichts. Du weißt ja, das Manuskript von ›Die Puppe aus Luft‹ wurde mit einem Textverarbeitungsgerät erstellt. Also müssen wir bei der Überarbeitung auch eins benutzen. Bearbeite es in einem Format, das dem ursprünglichen Manuskript möglichst ähnlich ist. Kannst du heute noch anfangen?«

Tengo überlegte. »Ja, eigentlich schon. Wäre alles fest, könnte ich sofort anfangen. Aber Fukaeri hat die Überarbeitung unter der Bedingung autorisiert, dass ich diese Person kennenlerne, zu der sie mich am Sonntag bringt. Besteht nicht noch die Möglichkeit, dass nach diesem Treffen die Verhandlungen abgebrochen werden? Dann wären alle Mühe und Kosten umsonst.«

»Sei's drum. Passieren kann alles Mögliche. Du legst jetzt sofort los, ohne dich um diesen Kleinkram zu kümmern. Das wird ein Rennen gegen die Zeit.«

»Sie sind also sicher, dass das Gespräch gut läuft?«

»Das hab ich im Urin«, sagte Komatsu. »Bei mir funktionieren die Instinkte. Vielleicht bin ich nicht mit Talent gesegnet, aber Instinkt habe ich eine Menge

mitbekommen. Allein dadurch habe ich so lange überlebt. Und Tengo, weißt du, was der Unterschied zwischen Talent und Instinkt ist?«

»Nein.«

»Egal, wie viel Talent einer hat, es reicht nicht immer aus, um sich den Bauch zu füllen, aber wenn einer mit Instinkt ausgestattet ist, wird es ihm nie an einer Mahlzeit fehlen.«

»Ich werde es mir merken.«

»Also sei unbesorgt. Du kannst ganz beruhigt heute schon mit der Arbeit beginnen.«

»Wenn Sie es sagen, soll es mir recht sein. Ich wollte nur nicht, dass sich trotz eines vielversprechenden Anfangs später herausstellt, dass alles umsonst war.«

»Dafür übernehme ich die volle Verantwortung.«

»Einverstanden. Abgesehen von einer Verabredung am Nachmittag bin ich frei. Am Vormittag gehe ich in die Stadt und versuche ein Textverarbeitungsgerät zu finden.«

»Darum bitte ich dich, Tengo. Ich rechne ganz fest mit dir. Wir beide zusammen stellen die Welt auf den Kopf.«

Tengo erhielt einen Anruf von seiner verheirateten Freundin. Es war gegen neun, wohl nachdem sie Mann und Kinder zum Bahnhof gefahren hatte. Sie waren – wie jeden Freitag – am Nachmittag in Tengos Wohnung verabredet.

»Ich bin unpässlich«, sagte sie. »Tut mir leid, aber ich kann heute nicht kommen. Also dann bis nächste Woche.«

»Unpässlich sein« war ein Euphemismus dafür, dass sie ihre Periode hatte. Sie war dazu erzogen, sich dieser höflich umschreibenden Ausdrucksweise zu bedienen. Im Bett verhielt sie sich weder besonders höflich noch umschreibend, aber das war etwas ganz anderes. »Das tut

mir auch leid«, sagte Tengo. »Wirklich schade, aber da kann man wohl nichts machen.«

Doch gerade in dieser Woche fand er es gar nicht so schade. Tengo hatte ausgesprochen gern Sex mit ihr, aber inzwischen war sein ganzes Sinnen und Trachten schon auf die Überarbeitung von »Die Puppe aus Luft« gerichtet. Alle möglichen Ideen tauchten in seinem Kopf auf und verschwanden wieder, wie das Durcheinander der ersten Keime von Leben im Urmeer. Ich bin auch nicht anders als Komatsu, dachte Tengo. Noch bevor die Sache offiziell entschieden ist, bin ich schon dabei und lege eigenmächtig los.

Um zehn Uhr machte er sich auf den Weg nach Shinjuku, wo er mit seiner Kreditkarte ein Textverarbeitungsgerät von Fujitsu kaufte. Es war das neueste Modell und im Vergleich zum vorherigen der gleichen Serie viel leichter. Ersatzfarbbänder und Papier kaufte er gleich mit. Er brachte das Gerät in seine Wohnung, stellte es auf den Schreibtisch und schloss das Kabel an. An seiner Arbeitsstelle wurde ein größerer Wortprozessor von Fujitsu verwendet, aber die Grundfunktionen dieses Geräts waren kaum anders als bei dem größeren Modell. Tengo machte sich mit der Bedienung vertraut und begann mit der Überarbeitung von »Die Puppe aus Luft«.

Über etwas, das man einen klar umrissenen Plan hätte nennen können, verfügte er nicht. Er hatte nur verschiedene Ideen zu einigen Details im Kopf, aber beileibe keine in sich geschlossene Methode oder ein einheitliches Prinzip. Tengo war sich nicht sicher, ob es möglich war, einen empfindsamen und phantastischen Roman wie »Die Puppe aus Luft« überhaupt mit logischen Mitteln zu überarbeiten. Wie Komatsu sagte, war es

unvermeidlich, drastisch in den Stil einzugreifen, aber ließ sich das machen, ohne die eigene Atmosphäre und das Wesen des Werkes zu beschädigen? Wäre es nicht, wie einem Schmetterling ein Skelett zu geben? Diese Gedanken brachten ihn ins Wanken, und seine Verunsicherung nahm zu. Nun war die Sache aber schon ins Rollen gekommen. Und seine Zeit war zu begrenzt, um sich untätigen Überlegungen hinzugeben. Ihm blieb nichts anderes übrig, als die Probleme einzeln anzugehen und nacheinander auszuräumen. Vielleicht würde sich aus der handwerklichen Bearbeitung von Details am Ende doch ein organisches Gesamtbild ergeben.

»Tengo, mein Freund, du kannst das. Ich weiß es«, hatte Komatsu vertrauensvoll erklärt. Und Tengo – er wusste nicht, warum – hatte diese Worte annehmen können. Komatsu war ein Mensch mit problematischer Haltung und Sprache, und im Grunde dachte er nur an sich selbst. Wenn nötig, würde er Tengo zweifellos bereitwillig fallenlassen. Ohne sich nur einmal nach ihm umzudrehen. Aber wie er selbst sagte, hatte er als Redakteur einen nahezu unfehlbaren Instinkt. Komatsu kannte kein Zögern. Er urteilte und entschied stets innerhalb eines Augenblicks und setzte seine Entscheidung dann unverzüglich in die Tat um. Das, was seine Umgebung zu sagen hatte, kümmerte ihn nicht im Geringsten. Er war der geborene Feldherr. Und das war eine Eigenschaft – da konnte man sagen, was man wollte –, mit der Tengo nicht ausgestattet war.

Als Tengo mit der Überarbeitung begann, war es bereits halb eins. Er tippte die ersten Seiten des Originalmanuskripts von »Die Puppe aus Luft« bis zu einer geeigneten Stelle in das Textverarbeitungsgerät ein. Nun bearbeitete er diesen ersten Block, bis er einigermaßen

überzeugt davon war. Dabei nahm er sich erst einmal gründlich die Grammatik und den Stil vor, ohne in den Inhalt an sich einzugreifen. Wie man ein Zimmer in einem Haus umräumt und renoviert. Das konkrete Gebäude blieb erhalten, denn die Struktur an sich stellte kein Problem dar. Auch den Verlauf der Wasserrohre änderte er nicht. Was man sonst auswechseln konnte – Bodendielen, Decken, Mauern und Zwischenwände –, wurde eingerissen und ersetzt. Ich bin der Zimmermann, dessen geschickten Händen man alles anvertraut hat, sagte sich Tengo. So etwas wie einen festen Plan hatte er nicht. Er konnte nur mit Hilfe seines Instinkts und seiner Erfahrung vorgehen.

Er las den Text einmal durch, fügte schwer verständlichen Stellen Erklärungen hinzu und glättete den Fluss des Textes. Überflüssiges und Wiederholungen wurden gestrichen, Fehlendes ergänzt. An manchen Stellen änderte er die Reihenfolge von Sätzen oder Absätzen. Adjektive und Adverbien waren von vorneherein sehr spärlich vorhanden, und er fügte passende Worte ein, wenn es ihm notwendig erschien, bemühte sich dabei aber, die besondere Schlichtheit des Textes zu respektieren. Da bei Fukaeris insgesamt sehr einfachem Text gute und schlechte Stellen sehr deutlich hervortraten, nahm die Entscheidung darüber, was stehenbleiben und was getilgt werden sollte, weniger Zeit in Anspruch, als er gedacht hatte. Einige Abschnitte waren aufgrund ihrer Schlichtheit schwer zu verstehen, andere hingegen waren gerade dadurch verblüffend frisch im Ausdruck. Den Ersteren rückte er resolut zu Leibe, die anderen ließ er, wie sie waren.

Unterdessen dachte Tengo immer wieder daran, dass Fukaeri nicht geschrieben hatte, um ein literarisches Werk zu hinterlassen. Sie hatte nur die Geschichte, die in ihr

war – etwas, das sie nach ihren eigenen Worten tatsächlich erlebt hatte – schriftlich niedergelegt. Die Worte selbst spielten keine besondere Rolle, sie hatte nur kein passenderes Ausdrucksmittel gefunden. Das war alles. Von Anfang an war es nicht um literarischen Ehrgeiz gegangen. Weil sie außerdem nicht vorgehabt hatte, das fertige Objekt zu vermarkten, hatte keine Notwendigkeit bestanden, besser auf Stil und Ausdruck zu achten. Bildlich gesprochen war es so, als erwarte man von einem Haus lediglich, dass es Wände und ein Dach habe und vor Regen und Wind schütze. Deshalb spielte es für Fukaeri auch keine Rolle, wie stark Tengo in ihren Text eingriff, hatte sie ihr Ziel doch bereits erreicht. Sicher hatte sie es vollkommen aufrichtig gemeint, als sie ihm sagte, er könne nach Belieben damit verfahren. Dennoch vermittelten ihm die Sätze, aus denen »Die Puppe aus Luft« bestand, keinesfalls den Eindruck, als wäre sie zufrieden gewesen, solange nur sie selbst sie verstehen konnte. Wäre es Fukaeris alleiniges Ziel gewesen, das Erlebte oder etwas, das ihr vorschwebte, einfach festzuhalten, hätten Stichworte ausgereicht. Es wäre nicht nötig gewesen, sich zu bemühen, etwas Lesbares hervorzubringen. Die Geschichte war auf jeden Fall unter der Prämisse verfasst worden, dass ein anderer sie zur Hand nehmen und lesen würde. Deshalb hatte »Die Puppe aus Luft« diese mitreißende und ergreifende Kraft, auch wenn es nicht als literarisches Werk geschrieben worden und stilistisch ungelenkt war. Allerdings hatte Tengo den Eindruck, dass dieser andere sich von der Mehrheit der von der klassischen modernen Literatur geprägten »allgemeinen Leserschaft« unterschied. Dieses Gefühls konnte Tengo sich beim Lesen nicht erwehren.

Welche Art von Leser hatte man sich also vorzustellen?

Das wusste Tengo natürlich nicht.

Was er jedoch wusste, war, dass es sich bei ›Die Puppe aus Luft‹ um ein einzigartiges Stück Literatur handelte, das hohe Qualität und große Mängel in sich vereinte, und dass sich eine besondere Absicht dahinter verbarg.

Als Folge seiner Bearbeitung war das Manuskript bereits auf ungefähr das Zweieinhalbfache seines Umfangs angewachsen. Die Stellen, an denen der Stil unzulänglich war, überwogen die anderen, also würde der Text insgesamt an Umfang zunehmen, wenn er konsequent arbeitete. Der Anfang war jetzt jedenfalls klar. Dieser Teil war nun einigermaßen leicht lesbar, mit vernünftigen und sauberen Sätzen und einer deutlichen Perspektive. Aber der Fluss des Ganzen war irgendwie ins Stocken geraten. Die Logik war zu stark in den Vordergrund getreten, und die Schärfe des anfänglichen Manuskripts hatte gelitten.

Seine nächste Aufgabe war es, Stellen, »die man nicht brauchte«, aus dem umfangreichen Manuskript zu streichen. Jedes überflüssige Gramm Fett eliminieren. Streichen war sehr viel einfacher als ergänzen. Dabei reduzierte er den Text ungefähr auf siebenzig Prozent. Es war wie eine Art Denksportaufgabe. In einem bestimmten zeitlichen Rahmen ergänzte er, was zu ergänzen war, und als Nächstes strich er ebenfalls in einer bestimmten Zeit so viel wie möglich. Indem er sich stur an diese Aufgabe hielt, verringerte sich die Textmenge allmählich und pendelte sich auf einen angemessenen Umfang ein. Schließlich kam der Punkt, an dem sie sich weder vergrößern noch verkleinern ließ. Er hatte sein Ego reduziert, hatte überflüssige Schnörkel entfernt und allzu transparente Logik in den Hintergrund verbannt. Tengo hatte eine

natürliche Begabung für diese Tätigkeit. Er war der geborene Ingenieur. Er folgte den Spielregeln unbestechlich mit dem Scharfblick und der Konzentration eines Raubvogels, der am Himmel kreisend seine Beute ausspäht, und der Ausdauer eines Esels, der Wasser schleppt.

Tengo arbeitete atemlos, wie in Trance. Als er eine kurze Pause machte und auf die Wanduhr blickte, war es schon drei Uhr. Ihm fiel ein, dass er noch nicht zu Mittag gegessen hatte. Also ging er in die Küche und setzte Wasser auf. Bis es kochte, mahlte er die Kaffeebohnen und aß ein paar Käsecracker und einen Apfel. Während er seinen Kaffee aus einem großen Becher trank, dachte er, um sich abzulenken, ein Weilchen an seine Freundin. Eigentlich würden sie es jetzt gerade tun. Tengo schloss die Augen, legte den Kopf in den Nacken und tat einen tiefen Seufzer, der schwer war von den Möglichkeiten und Vorstellungen dessen, was er oder sie dabei genau tun würden.

Dann kehrte er an seinen Schreibtisch zurück, schaltete seinen Verstand wieder ein und las auf dem Bildschirm des Textverarbeitungsgeräts noch einmal die Eingangspassage von »Die Puppe aus Luft«, die er gerade überarbeitet hatte. Er kam sich vor wie der General, der in der Anfangsszene aus Wege zum Ruhm von Stanley Kubrick die Schützengräben inspiziert. Er war zufrieden mit dem, was er sah. Nicht schlecht. Der Text hatte sich definitiv verbessert. Es ging voran. Aber all das reichte nicht aus. Es gab noch sehr viel zu tun. Überall brachen die Sandsäcke ein. Es mangelte an Munition für die Maschinengewehre. Außerdem entdeckte er ein paar Stellen, an denen noch Stacheldraht fehlte.

Er druckte die entsprechenden Textpassagen aus, speicherte das Dokument ab und schaltete das Gerät aus.



Er schob es an den Rand des Schreibtischs und las den Ausdruck noch einmal gründlich mit einem Bleistift in der Hand durch. Wieder strich er, was er für überflüssig hielt. Was ihm zu knapp und unzulänglich erschien, ergänzte er. Stellen, die nicht richtig passten, überarbeitete er so lange, bis sie ihn überzeugten. Er wählte die Worte mit der gleichen Sorgfalt, mit der man einen Haarriss einer Badezimmerkachel ausfüllt, und überprüfte ihr Gefüge von allen erdenklichen Seiten. Passten sie schlecht, formte er sie um. Winzige Unterschiede in den Nuancen belebten den Text, ohne ihm zu schaden.

Tengo war überrascht, dass derselbe Text auf der Anzeige des Wortprozessors einen so gänzlich anderen Eindruck erweckte als auf Papier. Die Worte wirkten ganz anders, je nachdem, ob er sie mit Bleistift auf Papier schrieb oder in das Textverarbeitungsgerät eintippte. Man musste sie aus beiden Perspektiven prüfen. Tengo schaltete das Gerät wieder ein und gab seine mit Bleistift in den Ausdruck eingetragenen Korrekturen einzeln in den Text auf dem Bildschirm ein. Dann las er das korrigierte Manuskript noch einmal auf dem Bildschirm. Nicht übel, dachte Tengo.

Jeder Satz hatte genau das passende Gewicht, und es war ein natürlicher Rhythmus entstanden.

Tengo streckte sich auf seinem Stuhl, schaute zur Decke und atmete tief ein. Natürlich war das alles noch längst nicht fertig. Ganz gleich, wie oft er den Text lesen würde, er würde immer wieder Stellen entdecken, die er bearbeiten musste. Aber für den Augenblick reichte es. Er war an die Grenzen seiner Konzentrationsfähigkeit gelangt. Er brauchte eine Abkühlungsphase. Der Zeiger der Uhr ging auf fünf zu, und es begann bereits zu dämmern. Morgen würde er sich den nächsten Abschnitt vornehmen. Die

ersten Seiten zu redigieren hatte fast einen vollen Tag gedauert. Er brauchte länger, als er gedacht hatte. Aber wenn die Weichen erst einmal gestellt waren und er sich einen festen Rhythmus geschaffen hatte, würde die Arbeit rascher vorwärtsgehen. Der Anfang war immer am schwersten und zeitaufwendigsten. Sobald er die erste Hürde einmal genommen hatte ...

Tengo rief sich Fukaeris Gesicht ins Gedächtnis und überlegte, was sie wohl empfinden würde, wenn sie das redigierte Manuskript las. Aber natürlich hatte er keine Ahnung, was und wie Fukaeri empfand oder was sie überhaupt für ein Mensch war. Sie war siebzehn, in der zwölften Klasse, hatte keinerlei Interesse an den Aufnahmeprüfungen für die Universität, eine sonderbare Art zu sprechen und ein so schönes Gesicht, dass es die Herzen der Menschen verwirrte. Und sie trank Weißwein. Mehr wusste er nicht von ihr. Aber in Tengo war es zu einer Art chemischer Reaktion gekommen, die ihn die Beschaffenheit der Welt, die Fukaeri in »Die Puppe aus Luft« zu beschreiben (oder aufzuzeichnen) versucht hatte, genauestens verstehen ließ. Die Szenen, die Fukaeri in ihrer eigentümlichen begrenzten Sprache beschrieben hatte, traten durch Tengos gründliche und aufmerksame Überarbeitung sogar frischer und klarer hervor. Tengo stellte fest, dass ein harmonischer Fluss entstanden war. Er hatte den Text vor allem von der technischen Seite gestützt, aber das Ergebnis war so natürlich und organisch ausgefallen, als habe er ihn von Anfang an selbst geschrieben. Und dennoch drängte die Geschichte von der »Puppe aus Luft« an die Oberfläche.

Dies beglückte Tengo mehr als alles andere. Sich so lange zu konzentrieren hatte ihn auch körperlich erschöpft, aber

dennoch fühlte er sich in Hochstimmung. Selbst als er das Gerät schon ausgeschaltet und den Schreibtisch verlassen hatte, beherrschte ihn der Wunsch, mit der Überarbeitung fortzufahren, noch eine ganze Weile. Er hatte die Arbeit an der Geschichte von ganzem Herzen genossen. Vielleicht genügte schon dieser Teil, um Fukaeri nicht zu enttäuschen. Allerdings konnte er sich nicht recht vorstellen, wie Fukaeri aussah, wenn sie enttäuscht war oder sich freute. Auch dass sie in ein spontanes Lächeln ausbrach oder ihre Züge sich verfinsterten, konnte er sich nicht vorstellen. Ihr Gesicht war immer so ausdruckslos. Tengo war sich nicht im Klaren, ob es daran lag, dass sie von vornherein keine Gefühle hatte, oder ob es sich so verhielt, dass sie zwar Gefühle hatte, diese jedoch nicht durch ihre Mimik zum Ausdruck brachte. Jedenfalls ist sie ein sonderbares Mädchen, dachte Tengo zum soundsovielten Mal.

Die Heldin von »Die Puppe aus Luft« war möglicherweise Fukaeri selbst. Das zehnjährige Mädchen lebte in einer gewissen Kommune (oder etwas Ähnlichem) in den Bergen, und man hatte ihm die Aufgabe erteilt, eine blinde Ziege zu hüten. Jedes Kind hatte eine bestimmte Aufgabe. Die Ziege war schon alt, besaß aber eine besondere Bedeutung für die Gemeinschaft, und es durfte ihr auf keinen Fall ein Leid geschehen. Dem Mädchen hatte man befohlen, sie nicht einen Moment aus den Augen zu lassen. Aber es passte nicht auf, und die Ziege starb. Das Mädchen wurde dafür bestraft, indem man es gemeinsam mit dem toten Tier in einen Speicher sperrte. Zehn Tage lang war es völlig isoliert und durfte den Speicher nicht verlassen. Ebenso war es ihm verboten, mit irgendjemandem zu sprechen.

Die Ziege diente den »Little People« als Zugang zu dieser

Welt. Ob die Little People gut oder böse waren, wusste das Mädchen nicht. (Und Tengo selbstverständlich auch nicht.) Wenn es Nacht wurde, kamen die Little People durch das Maul der toten Ziege in diese Welt. Sobald der Morgen kam, kehrten sie in die andere Welt zurück. Das Mädchen konnte mit den Little People sprechen. Sie brachten ihm bei, wie man eine Puppe aus Luft spinnt.

Tengo war beeindruckt, wie konkret und bis ins kleinste Detail die Gewohnheiten und Bewegungen der blinden Ziege geschildert waren. Diese Einzelheiten verliehen der Geschichte große Lebendigkeit. Hatte Fukaeri tatsächlich schon einmal eine blinde Ziege gehütet? Und wirklich in einer Kommune in den Bergen gelebt? Tengo nahm es an. Falls Fukaeri all dies nicht selbst erlebt hatte, war ihr ein außergewöhnliches erzählerisches Talent in die Wiege gelegt worden.

Tengo nahm sich vor, Fukaeri das nächste Mal, wenn er sie sah (und das würde am Sonntag sein), nach der Ziege und der Kommune zu fragen. Natürlich wusste er nicht, ob er eine Antwort erhalten würde. Nach ihrem ersten Gespräch zu schließen, beantwortete sie anscheinend nur Fragen, auf die sie auch antworten wollte. Die anderen ignorierte sie einfach. Beinahe als hätte sie sie nicht gehört. Wie Komatsu. Darin konnten sie sich die Hand reichen. Tengo war ganz anders. Ihn konnte man fragen, was man wollte, er gab gewissenhaft und aufrichtig Antwort. Vielleicht war so etwas angeboren.

Gegen halb sechs bekam er einen Anruf von seiner verheirateten Freundin.

»Was hast du heute gemacht?«, fragte sie.

»Ich habe den ganzen Tag geschrieben«, erwiderte Tengo,

was nur zum Teil der Wahrheit entsprach. Denn er hatte ja nicht an seinem Roman geschrieben, wie seine Antwort suggerierte. Aber er sah keinen Grund, ihr das ausführlich zu erklären.

»Kommst du voran?«

»Einigermmaßen.«

»Tut mir leid, dass ich heute so plötzlich absagen musste. Nächste Woche können wir uns bestimmt sehen.«

»Ich freue mich schon«, sagte Tengo.

»Ich mich auch«, sagte sie.

Dann sprach sie mit ihm über ihre Kinder. Das tat sie oft. Sie hatte zwei kleine Töchter. Tengo hatte keine Geschwister und natürlich auch keine Kinder. Deshalb kannte er sich auf diesem Gebiet nicht so gut aus, aber das störte sie nicht. Tengo war kein Mensch, der von sich aus viel redete, aber er hörte stets interessiert zu. Das ältere Mädchen war in der zweiten Klasse und wurde, wie Tengos Freundin erzählte, in der Schule gehänselt. Das Kind selbst hatte ihr nichts davon gesagt, aber sie hatte es von anderen Müttern erfahren. Natürlich kannte Tengo die Kleine nicht, er hatte nur einmal ein Foto von ihr gesehen. Sie hatte kaum Ähnlichkeit mit ihrer Mutter.

»Warum wird sie gehänselt?«, fragte Tengo.

»Sie bekommt Asthmaanfälle und kann beim Turnen nicht richtig mitmachen. Vielleicht deshalb. Sie ist ein schüchternes, braves Kind und auch nicht schlecht in der Schule.«

»Nicht zu fassen«, sagte Tengo. »Ein Kind, das Asthma hat, sollte man beschützen, statt es zu quälen.«

»In der Welt der Kinder geht es nicht so einfach zu«,

sagte sie und seufzte. »Meist genügt es schon, anders zu sein als die anderen, um ausgeschlossen zu werden. Ganz ähnlich wie in der Welt der Erwachsenen, aber bei Kindern tritt das in viel direkterer Form zutage.«

»In welcher Form konkret?«

Sie gab einige Beispiele. Jedes für sich war keine große Sache, aber wenn so etwas täglich passierte, litt ein Kind bestimmt darunter. Die anderen versteckten ihre Sachen. Sprachen nicht mit ihr. Äfften sie nach.

»Bist du als Kind auch mal gepiesackt geworden?«

Tengo dachte an seine Kindheit und überlegte. »Ich glaube nicht. Und wenn, habe ich es nicht bemerkt.«

»Wenn du nichts gemerkt hast, bist du bestimmt nicht gehänselt worden. Schließlich ist es von vornherein das Ziel, den anderen spüren zu lassen, dass er nicht erwünscht ist. Dass jemand gequält wird, ohne es zu merken, ist unmöglich.«

Tengo war schon als Kind ziemlich groß und stark gewesen. Er wurde immer sofort respektiert. Wahrscheinlich war er auch aus diesem Grund nie gemobbt worden. Allerdings hatte Tengo damals ernstere Probleme gehabt als die Hänseleien von Mitschülern.

»Und du?«

»Nein«, sagte sie entschieden. Doch dann zögerte sie. »Aber ich habe jemanden schikaniert.«

»Gemeinsam mit anderen?«

»Ja. Als ich in der fünften Klasse war. Wir hatten einen Jungen in der Klasse, und es sollte keiner mehr mit ihm reden. Ich kann mich nicht erinnern, warum wir das gemacht haben. Wahrscheinlich gab es einen Grund, aber

da ich ihn nicht mehr weiß, kann er nicht besonders schwerwiegend gewesen sein. Auf alle Fälle tut mir das jetzt sehr leid. Ich schäme mich dafür. Warum habe ich so etwas getan? Ich verstehe es selbst nicht.«

In diesem Zusammenhang fiel Tengo ein eigenes Erlebnis ein. Es lag weit in der Vergangenheit, aber die Erinnerung daran stieg immer wieder in ihm auf. Er hatte es nie vergessen. Dennoch erwähnte er es nicht. Die Geschichte zu erzählen hätte auch zu lange gedauert. Außerdem handelte es sich um eines jener Erlebnisse, die, wenn man sie einmal in Worte fasste, ihre entscheidende Nuance verloren. Er hatte noch nie jemandem davon erzählt und würde es wohl auch niemals tun.

»Jedenfalls«, sagte seine Freundin, »kann man froh sein, wenn man zur Mehrheit derer gehört, die andere ausschließt, statt zu den wenigen, die ausgeschlossen werden. Man kann sich wirklich glücklich schätzen, nicht an ihrer Stelle zu sein. Im Grunde ist das in jeder Epoche und in jeder Gesellschaft das Gleiche, aber wenn man Teil der Mehrheit ist, denkt man nicht genug über solche lästigen Dinge nach.«

»Wenn man allerdings zur Minderheit gehört, bleibt einem nichts anderes übrig, als daran zu denken.«

»Stimmt«, erwiderte sie in niedergeschlagenem Ton. »Aber vielleicht sollte man wenigstens in der Lage sein, den eigenen Kopf zu gebrauchen.«

»Man gebraucht ihn ohnehin meist nur, um über unangenehme Dinge nachzudenken.«

»Stimmt, das ist auch ein Problem.«

»Du solltest dir nicht zu viele Gedanken machen«, sagte Tengo. »Am Ende ist es vielleicht gar nicht so schlimm.

Sicher gibt es in ihrer Klasse auch eine Menge Kinder, die ihren Verstand vernünftig gebrauchen.«

»Du hast sicher recht«, erwiderte sie und schwieg eine Weile nachdenklich. Den Hörer ans Ohr gedrückt, wartete Tengo geduldig, bis sie ihre Gedanken geordnet hatte.

»Danke. Es hat mich schon etwas beruhigt, mit dir zu sprechen«, sagte sie kurz darauf. Es schien, als sei ihr etwas eingefallen.

»Ich bin auch ruhiger geworden«, sagte Tengo.

»Warum?«

»Weil ich mit dir gesprochen habe.«

»Bis nächsten Freitag«, sagte sie.

Nachdem Tengo aufgelegt hatte, ging er in einen Supermarkt in der Nähe, um einzukaufen. Er kam mit einer Papiertüte im Arm zurück und räumte die einzeln verpackten Gemüse und den Fisch in den Kühlschrank. Als er anschließend sein Abendessen vorbereitete und dabei Musik aus dem Radio hörte, klingelte das Telefon. Dass Tengo an einem Tag viermal angerufen wurde, kam äußerst selten vor. So selten, dass er die Male, die das in einem Jahr passierte, abzählen konnte. Diesmal war es Fukaeri.

»Wegen Sonntag«, sagte sie übergangslos.

Im Hintergrund ertönte unausgesetztes Gehupe. Ein Autofahrer schien einen Wutanfall zu haben. Sie rief wohl von einem öffentlichen Telefon an einer großen Straße aus an.

»Am Sonntag, also übermorgen, treffen wir uns, und ich werde jemanden kennenlernen«, formulierte Tengo ihre Äußerung aus.

»Neun Uhr morgens, Bahnhof Shinjuku, im vordersten



Richtung Tachikawa«, sagte sie, indem sie drei Fakten aneinanderreihete.

»Das heißt, ich warte im vordersten Wagen am Gleis der Chuo-Linie stadtauswärts auf dich, ja?«

»Ja.«

»Bis wohin soll ich die Fahrkarte lösen?«

»Egal.«

»Ich kaufe einfach eine Fahrkarte und löse dann bei der Ankunft nach, ja?«, ergänzte Tengo den Satz seiner Vermutung entsprechend. Das Ganze hatte Ähnlichkeit mit der Arbeit an »Die Puppe aus Luft«. »Demnach haben wir also einen ziemlich weiten Weg vor uns?«

»Was haben Sie gerade gemacht?«, fragte Fukaeri, Tengos Frage ignorierend.

»Abendessen.«

»Was denn?«

»Nur für mich, nichts Großartiges. Ich brate getrockneten Hecht, dazu gibt es geriebenen Rettich und Miso- und Frühlingszwiebeln. Dann esse ich noch etwas Tofu, Reis und eingelegten Chinakohl. Das war's.«

»Klingt lecker.«

»Na ja, so etwas Besonderes ist das nun auch wieder nicht. Eigentlich esse ich immer so ähnlich«, sagte Tengo.

Fukaeri schwieg. Längere Gesprächspausen schienen sie nicht sonderlich zu stören. Bei Tengo war das etwas anderes.

»Ach ja, heute habe ich mit der Überarbeitung von »Die Puppe aus Luft« angefangen«, sagte er. »Zwar noch ohne deine endgültige Erlaubnis, aber wir können es uns nicht

leisten, einen ganzen Tag zu vergeuden.«

»Das klingt nach Herrn Komatsu.«

»Stimmt. Er hat gesagt, ich soll schon mal anfangen.«

»Sie sind gut mit Herrn Komatsu befreundet.«

»Kann sein.« Wahrscheinlich gab es nirgendwo auf der ganzen Welt einen Menschen, der gut mit Komatsu befreundet war. Aber es hätte zu lange gedauert, ihr das zu erklären.

»Die Arbeit geht gut voran.«

»Im Augenblick ja. Einigermaßen.«

»Freut mich«, sagte Fukaeri. Es schien nicht einfach nur so dahingesagt, sondern hörte sich an, als würde sie sich wirklich darüber freuen, dass er mit der Bearbeitung gut vorankam. Soweit ihre eingeschränkte Fähigkeit, ihre Gefühle auszudrücken, dies gestattete.

»Hoffentlich gefällt dir, was ich gemacht habe«, sagte Tengo.

»Keine Sorge«, erwiderte Fukaeri prompt.

»Warum bist du dir so sicher?«, fragte Tengo.

Statt einer Antwort schwieg Fukaeri nur in den Hörer. Es war eine Art absichtsvolles Schweigen, vielleicht, um Tengo zu veranlassen, etwas Bestimmtes zu denken. Aber auch wenn er seine ganze Weisheit bemühte, hatte Tengo nicht die geringste Ahnung, warum sie ein so starkes Vertrauen zu ihm hatte.

Um das Schweigen zu brechen, sagte er: »Übrigens gibt es etwas, das ich dich gern fragen würde. Hast du etwa wirklich in einer Kommune gelebt und diese Ziege gehütet? Deine Beschreibung dieser Dinge ist unheimlich lebensecht. Ich würde gern wissen, ob das wirklich passiert

ist.«

Fukaeri räusperte sich leise. »Ich spreche nicht über die Ziege.«

»Das ist völlig in Ordnung«, sagte Tengo. »Du musst nicht darüber sprechen, wenn du nicht willst. Es war nur eine Frage. Mach dir keine Gedanken. Für Schriftsteller ist ihr Werk alles. Sie brauchen keine zusätzlichen Erklärungen abzugeben. Wir sehen uns am Sonntag. Gibt es etwas, das ich beachten sollte, wenn ich dieser Person begegne?«

»Was denn zum Beispiel?«

»Also ... wie ich mich am besten verhalten soll oder ob ich ein kleines Geschenk mitbringen soll – so was eben. Ich habe ja nicht die leiseste Ahnung, um wen es sich handelt.«

Wieder schwieg Fukaeri. Doch diesmal lag keine Absicht in ihrem Schweigen. Für sie war das Ziel von Tengos Frage oder die Vorstellung dahinter einfach nicht fassbar. Seine Frage hatte sozusagen keinen Landeplatz in ihrem Bewusstsein. Sie schoss über ihren Horizont hinaus und wurde ins ewige Nichts gesogen. Wie eine einsame Raumsonde, die an Pluto vorbeigesaust war.

»Kein Problem. Ist nicht wichtig«, sagte Tengo ergeben. Es war ein Fehler gewesen, Fukaeri diese Frage überhaupt zu stellen. Er konnte ja noch irgendwo unterwegs ein bisschen Obst als Gastgeschenk kaufen.

»Also dann, Sonntag um neun Uhr«, sagte Tengo.

Nach ein paar Sekunden hängte Fukaeri wortlos auf. Nicht mal »Auf Wiedersehen« oder »Bis Sonntag« hatte sie gesagt. Einfach aufgelegt.

Oder vielleicht hatte sie auch erst aufgelegt, nachdem sie zustimmend genickt hatte. Leider zeigte Körpersprache am

Telefon wenig Wirkung.

Tengo legte den Hörer auf die Gabel, atmete zweimal tief durch und wandte sich wieder substantielleren Dingen zu. Wie der Zubereitung seines bescheidenen Abendessens.

## KAPITEL 7

Aomame

So sacht, dass man einen schlafenden Schmetterling nicht weckt

Am Samstagnachmittag gegen ein Uhr besuchte Aomame die »Weidenvilla«. Das Gebäude war dicht von alten Weiden umstanden, die die Mauer überragten und bei jeder Brise lautlos hin und her schwankten wie eine Schar von Geistern, die nicht wussten, wohin sie gehörten. Daher nannten die Nachbarn das alte, im westlichen Stil erbaute Anwesen von jeher ganz selbstverständlich die Weidenvilla. Sie lag am oberen Ende eines steilen Hangs in Azabu. In den Kronen der Weiden saßen zierliche Vögel. An einem sonnigen Fleckchen auf dem Dach nahm eine große Katze mit halb geschlossenen Augen ein Sonnenbad. Die umgebenden Straßen waren so eng und kurvig, dass kaum je ein Auto hindurchfuhr. Überall standen große Bäume und Sträucher, sodass es dort selbst um die Mittagszeit schattig war. Sobald man diesen Winkel betrat, hatte man das Gefühl, der Lauf der Zeit verlangsame sich ein wenig. In diesem Viertel hatten mehrere Botschaften ihren Sitz, aber Publikumsverkehr gab es kaum. Für gewöhnlich herrschte absolute Stille, doch dieser Zustand änderte sich im Sommer, wenn die Zikaden ohrenbetäubend schrillten.

Aomame drückte auf die Klingel am Tor und sagte ihren

Namen in die Gegensprechanlage. Sie lächelte verhalten in die Kamera über ihrem Kopf. Langsam und automatisch öffnete sich das eiserne Tor. Als Aomame eingetreten war, schlossen sich die Flügel hinter ihr. Wie immer durchquerte sie den Garten zum Eingangsbereich des Hauses. Im Wissen, dass sie gefilmt wurde, schritt sie mit geradem Rücken und eingezogenem Kinn wie ein Model den Weg entlang. Aomames Aufmachung war heute sportlich. Sie trug einen dünnen dunkelblauen Anorak, eine graue Segeljacke, Blue Jeans und weiße Basketballschuhe. Über ihrer Schulter hing die bewusste Umhängetasche. Ihren Eispick hatte sie heute nicht dabei. Wenn sie ihn nicht brauchte, lag er in einer Schublade ihrer Kommode.

Vor dem Eingang standen Gartenstühle aus Teakholz. In einem von ihnen saß ein sehr aufmerksam wirkender, kräftiger Mann. Er war nicht besonders groß, aber man konnte erkennen, dass sein Oberkörper erstaunlich muskulös war. Er war um die vierzig, trug die Haare rasiert, und unter seiner Nase spross ein gepflegter Schnurrbart. Zu seinem grauen Anzug mit Schulterpolstern trug er ein schneeweißes Hemd, eine dunkelgraue Seidenkrawatte und ein makelloses Paar Schuhe aus schwarzem Cordovan. Silberner Ohrschmuck zierte beide Ohren. Er sah nicht gerade aus, als sei er Finanzbeamter oder Vertreter für Kfz-Versicherungen. Auf den ersten Blick wirkte er wie ein Bodyguard, was auch tatsächlich sein Beruf war. Hin und wieder übernahm er auch die Rolle des Chauffeurs. Er besaß einen Schwarzen Gürtel in Karate und konnte, wenn es nötig war, auch mit einer Waffe umgehen. Er wusste sich zu wehren und konnte brutaler werden als jeder andere. Für gewöhnlich war er jedoch sanft, gelassen und klug. Wer ihm länger in die Augen sah – sofern er dies gestattete –,

konnte ein warmes Licht darin erkennen.

Sein Hobby war es, an allen möglichen Maschinen herumzubasteln. Außerdem sammelte er Progressive-Rock-Schallplatten der sechziger und siebziger Jahre. Tamaru – so hieß der Mann – lebte mit seinem gut aussehenden jungen Freund, einem Visagisten, in der gleichen Gegend von Azabu. Ob Tamaru sein Vor- oder sein Nachname war, wusste niemand. Auch nicht, mit welchen Zeichen er sich schrieb. Doch alle nannten ihn Tamaru.

Tamaru blickte Aomame von seinem Stuhl entgegen und nickte.

»Hallo«, sagte sie und setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber.

»In einem Hotel in Shibuya soll ein Mann ums Leben gekommen sein«, sagte Tamaru, während er den Glanz seiner Cordovan-Schuhe inspizierte.

»Wusste ich gar nicht«, sagte Aomame.

»Es stand auch nicht in der Zeitung. Anscheinend ein Herzanfall. Taurig, wo er doch gerade mal über vierzig war.«

»Er hat nicht auf sein Herz geachtet.«

Tamaru nickte. »Auf seine Lebensgewohnheiten sollte man achten. Ein unsolides Leben, Stress, Schlafmangel können einen Menschen töten.«

»Irgendetwas tötet früher oder später jeden Menschen.«

»Theoretisch gesehen ja.«

»Ob es eine Obduktion gibt?«, fragte Aomame.

Tamaru beugte sich vor und wischte ein mit bloßem Auge nicht sichtbares Stäubchen von seiner Schuhspitze. »Die Polizei hat Wichtigeres zu tun, als sich mit unverdächtigen

Todesfällen abzugeben, wenn es nicht mal eine Verletzung gibt. Außerdem sind ihre finanziellen Mittel begrenzt. Sicher hat niemand Interesse daran, dass der von seinen Hinterbliebenen so geliebte, friedlich Verstorbene sinnlos aufgeschnitten wird.«

»Vor allem, wenn man an die Witwe denkt.«

Tamaru schwieg eine Weile. Dann streckte er ihr seine mächtige Rechte entgegen, die in etwa die Größe eines Baseballhandschuhs hatte. Aomame ergriff sie. Sie schüttelten sich fest die Hände.

»Du siehst müde aus. Du solltest dich ein bisschen ausruhen.«

Aomame zog die Mundwinkel leicht auseinander, wie normale Menschen es tun, wenn sie lächeln, doch in Wirklichkeit lächelte sie nicht. Es sollte nur heißen, dass sie lächelte.

»Wie geht's Bun?«, fragte Aomame.

»Prima«, erwiderte Tamaru. Bun war die Schäferhündin, die in der Villa gehalten wurde. Sie war ein kluges Tier mit einem guten Charakter. Eine etwas seltsame Angewohnheit hatte sie allerdings.

»Isst sie immer noch Spinat?«, fragte Aomame.

»Jede Menge. Wenn die Spinatpreise weiter steigen, werden wir arm. Bei den Mengen, die sie vertilgt.«

»Ich habe noch nie einen Schäferhund gesehen, der Spinat mag.«

»Wahrscheinlich hält sie sich nicht für einen Hund.«

»Für was denn sonst?«

»Vielleicht für ein besonderes Wesen, das nicht in solche Schubladen passt?«

»Einen Überhund?«

»Kann sein.«

»Und deshalb bevorzugt sie Spinat?«

»Das hat damit nichts zu tun, sie mag ihn einfach. Soll sie schon als Welpen getan haben.«

»Aber vielleicht brütet sie deshalb gefährliche Gedanken aus.«

»Könnte sein«, sagte Tamaru. Dann schaute er auf die Uhr. »Übrigens, dein Termin heute ist doch um halb eins, oder?«

Aomame nickte. »Ja, ich habe noch ein bisschen Zeit.«

Tamaru erhob sich langsam. »Warte einen Moment hier, bitte. Vielleicht kannst du schon früher zu ihr.« Er verschwand im Flur.

Während sie wartete, betrachtete Aomame die prächtigen Weiden. Es war windstill, und ihre Zweige hingen ruhig auf den Boden herab. Sie wirkten wie unaufhörlich in Gedanken versunkene Menschen.

Kurz darauf kam Tamaru zurück. »Du kannst reingehen. Sie möchte, dass du heute ins Gewächshaus kommst.«

Die beiden gingen durch den Garten, an den Weiden vorbei, zum Gewächshaus, das sich auf der Rückseite der Villa befand. In seiner Umgebung hatte man auf Bäume verzichtet, um dem Sonnenlicht ungehinderten Zugang zu gewähren. Behutsam öffnete Tamaru die Glastür einen Spalt, damit die Schmetterlinge darin nicht hinausflogen, und schob Aomame hinein. Dann schlüpfte er ebenfalls rasch durch die Tür und zog sie unverzüglich hinter sich zu. Beweglichkeit ist nicht die Stärke kräftiger Menschen. Immerhin bewegte Tamaru sich genau bemessen und



präzise. Nur dass es seine Stärke war, konnte man nicht behaupten.

In dem großen gläsernen Gewächshaus herrschte ein ewiger und vollkommener Frühling. Alle möglichen Arten von Blumen blühten wunderhübsch durcheinander. Die meisten waren nicht ungewöhnlich, auch wenn es aus Aomames Sicht nur ein unglaubliches Durcheinander verschiedener Pflanzen war. Gladiolen, Anemonen, Margeriten, Topfpflanzen, wie man sie überall sieht, reihten sich auf den Regalen. Kostbare Orchideen, seltene Rosenarten, polynesishe Blumen in leuchtenden Farben oder Ähnliches gab es tatsächlich nicht zu entdecken. Aomame hatte kein besonderes Interesse an Pflanzen, dennoch gefiel ihr dieses unprätentiöse Gewächshaus sehr gut.

Dafür lebte dort eine Vielzahl von Schmetterlingen. Es schien der Besitzerin ein besonderes Anliegen zu sein, in ihrem großen Glashaus statt seltener Pflanzen seltene Schmetterlinge zu züchten. Die Blumen waren danach ausgewählt, dass sie möglichst viel lockenden Nektar für die Schmetterlinge produzierten. Für die Aufzucht von Schmetterlingen in einem Glashaus war ein ungewöhnliches Ausmaß von Sorgfalt, Kenntnis und Mühe erforderlich, aber Aomame hatte keine Ahnung, wie weit diese Sorgfalt wirklich reichte. Im Hochsommer empfing die Besitzerin Aomame mitunter im Gewächshaus, um sich dort unter vier Augen mit ihr zu unterhalten. In einem gläsernen Haus musste man nicht fürchten, heimlich belauscht zu werden. Die Gespräche, die dort zwischen den beiden Frauen stattfanden, waren nicht von der Art, dass man sie überall hätte laut führen können. Außerdem beruhigte es die Nerven, von Blumen und Schmetterlingen

umgeben zu sein. Das war Aomame anzusehen. Sie fand es immer etwas zu warm in dem Gewächshaus, aber nicht so, dass es nicht auszuhalten war.

Die Besitzerin der Weidenvilla war eine zierliche ältere Dame von Mitte siebzig. Ihr schönes weißes Haar war kurz geschnitten. Sie trug ein langärmliges Arbeitshemd aus Kattun, eine cremefarbene Baumwollhose, schmutzige Turnschuhe und weiße Arbeitshandschuhe. Sie war gerade dabei, mit einer großen Metallgießkanne die Topfpflanzen zu bewässern. Ihre Kleidung schien eine Nummer zu groß, wirkte aber dennoch bequem und passend. Immer wenn Aomame sie sah, konnte sie nicht umhin, die ungezwungene natürliche Eleganz der alten Dame zu bewundern.

Sie stammte aus einer berühmten Familie von Industriellen und hatte vor dem Krieg einen Adligen geheiratet; dennoch erschien sie nicht im Geringsten verwöhnt oder verweichlicht. Nachdem ihr Mann kurz nach dem Krieg verstorben war, hatte sie die Leitung einer kleinen Investmentfirma übernommen, die Verwandten von ihr gehörte, und sich als sehr begabte Börsenmaklerin erwiesen. Jedermann gab zu, dass sie ein Naturtalent war. Unter ihrer Leitung gelangte die Firma rasch zum Erfolg, und ihr persönliches Vermögen wuchs. Mit diesem Kapital erwarb sie mehrere erstklassige Grundstücke in der Innenstadt, die der kaiserlichen Familie und dem Adel gehörten. Vor etwa zehn Jahren hatte sie sich zur Ruhe gesetzt, ihre Anteile zu einem günstigen Zeitpunkt teuer verkauft und so ihr Vermögen weiter vermehrt. Da sie es nach Möglichkeit vermieden hatte, in der Öffentlichkeit zu erscheinen, war ihr Name allgemein kaum bekannt, aber in der Wirtschaftswelt gab es niemanden, der ihn nicht

kannte. Auch zu politischen Kreisen pflegte sie enge Beziehungen, hieß es. Im persönlichen Umgang war sie eine aufgeschlossene, sehr kluge Frau, die keine Furcht kannte. Sie vertraute fest auf ihre eigenen Instinkte, und wenn sie einmal einen Plan gefasst hatte, führte sie ihn auch durch.

Als sie Aomame sah, stellte sie die Gießkanne ab, wies auf einen kleinen Gartenstuhl aus Metall, der in der Nähe des Eingangs stand, und bedeutete ihr, dort Platz zu nehmen. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl ihr gegenüber. Bei kaum einer ihrer Bewegungen verursachte sie ein Geräusch. Sie war wie eine scheue Füchsin, die lautlos einen Wald durchstreift.

»Möchten Sie etwas zu trinken?«, erkundigte sich Tamaru.

»Einen warmen Kräutertee«, sagte sie und sah Aomame an. »Und Sie?«

»Das Gleiche«, sagte Aomame.

Tamaru nickte kurz und schickte sich an, das Gewächshaus zu verlassen. Nachdem er sich umgeschaut und vergewissert hatte, dass keiner der Schmetterlinge in der Nähe war, öffnete er die Tür einen Spalt, huschte hastig nach draußen und schloss die Tür wieder. Es sah aus, als vollführe er einen Gesellschaftstanz.

Die alte Dame streifte die Baumwollhandschuhe ab, als handle es sich um seidene Abendhandschuhe, und legte sie säuberlich übereinander auf den Tisch. Mit ihren strahlenden schwarzen Augen blickte sie Aomame direkt an. Es waren Augen, die schon vieles gesehen hatten. Aomame erwiderte den Blick so weit, dass es nicht respektlos war.

»Leider ist ein Mensch gestorben. Offenbar jemand, dessen Name im Ölgeschäft ziemlich bekannt war. Er war noch jung, aber ein einflussreicher Mann.«

Die alte Dame sprach immer sehr leise. In einer Lautstärke, die unterging, wenn der Wind ein bisschen stärker blies. So mussten ihre Gesprächspartner stets die Ohren spitzen. Aomame hatte manchmal das Bedürfnis, die Hand auszustrecken und den Lautstärkeregler nach rechts zu drehen. Doch selbstverständlich gab es keinen Lautstärkeregler, und es blieb ihr nichts anderes übrig, als angestrengt zu lauschen.

»Auch wenn ihn sein Tod recht plötzlich ereilte«, sagte Aomame, »kommt er dem Anschein nach nicht völlig ungelegen. Die Erde dreht sich weiter.«

Die Chefin lächelte. »Kein Mensch auf dieser Welt ist unersetzlich. Ganz gleich, wie viel Wissen und Macht er besitzt, irgendwo gibt es immer einen Nachfolger. Wäre die Welt voller unersetzlicher Menschen, wären wir in großen Schwierigkeiten. Natürlich ...«, fügte sie hinzu und reckte ihren rechten Zeigefinger in die Luft, wie um ihre Aussage zu unterstreichen. »... könnte ich für Sie nicht so leicht einen Ersatz finden.«

»Aber es dürfte nicht allzu schwierig sein, eine alternative Methode zu entdecken«, bemerkte Aomame.

Die alte Dame musterte sie ruhig. Auf ihren Lippen lag ein zufriedenes Lächeln. »Mag sein«, sagte sie. »Aber selbst wenn, so etwas wie unsere Zusammenarbeit ließe sich nie wieder finden. Sie sind einmalig. Ich bin Ihnen sehr dankbar. Mehr, als ich mit Worten ausdrücken kann.«

Die alte Dame beugte sich vor, streckte die Hände aus und legte sie für etwa zehn Sekunden auf Aomames. Dann

nahm sie sie wieder fort und ließ sich mit zufriedener Miene zurückfallen. Schmetterlinge umflatterten sie, und ein kleiner weißer mit tiefrotem Muster ließ sich auf der Schulter ihres blauen Arbeitskittels nieder und schlief ein, als würde er keine Furcht kennen.

»So einen Schmetterling haben Sie sicher noch nie gesehen«, sagte die alte Dame mit einem kurzen Blick auf ihre Schulter. In ihrer Stimme klang ein Anflug von Stolz mit. »Er stammt aus Okinawa, aber auch dort ist diese Art nicht leicht zu finden. Sie ernähren sich ausschließlich von einer bestimmten Blume. Einer Blume, die nur in den Bergen von Okinawa blüht. Um diese Schmetterlinge zu halten, muss man zuerst diese Blume hierhertransportieren und züchten. Das kostet viel Mühe. Und billig ist es natürlich auch nicht.«

»Das Tierchen scheint Ihnen völlig zu vertrauen.«

Die Chefin lächelte. »Ich glaube, er ist mein Freund.«

»Kann man mit Schmetterlingen Freundschaft schließen?«

»Dazu muss man zuerst Teil der Natur werden. Seine Eigenschaft als Mensch ablegen und sich selbst unumstößlich als Baum, Gras oder Blume empfinden. Das braucht Zeit, aber wenn die Natur nicht mehr auf der Hut vor dir ist, dann kannst du Freundschaft mit ihr schließen.«

»Geben Sie den Schmetterlingen Namen?«, fragte Aomame neugierig. »Also jedem einzelnen, wie man es bei Hunden oder Katzen tut?«

Die Besitzerin schüttelte leicht den Kopf. »Nein. Ich kann auch so jeden einzelnen von ihnen an seiner Zeichnung erkennen. Außerdem würde es sich nicht lohnen, denn Schmetterlinge sind nicht sehr langlebig. Sie sind

namenlose Freunde für einen kurzen Augenblick. Ich komme jeden Tag hierher, begrüße die Schmetterlinge und bespreche alles Mögliche mit ihnen. Doch wenn ihre Zeit gekommen ist, verschwinden sie lautlos irgendwohin. Gewiss sterben sie, aber ich habe noch nie einen toten Schmetterling gefunden, auch wenn ich danach gesucht habe. Es bleibt nicht die geringste Spur von ihnen zurück, als würden sie in den leeren Raum gesogen. Schmetterlinge sind äußerst flüchtige, anmutige Lebewesen. Sie werden geboren, folgen still ihren begrenzten winzigen Bedürfnissen und verschwinden unmerklich wieder. Vielleicht in eine andere Welt.«

Die vom Duft der Pflanzen erfüllte Luft im Gewächshaus fühlte sich warm und feucht an. Überall verbargen sich Schmetterlinge, hier und da wie vergängliche Markierungen, die einen Bewusstseinsstrom ohne Anfang und Ende unterteilten. Sooft Aomame das Gewächshaus betrat, hatte sie den Eindruck, ihr Gefühl für Zeit zu verlieren.

Tamaru brachte ein Metalltablett mit zwei Tassen, einer schönen Teekanne aus Seladon und Stoffservietten. Ein kleiner Teller mit Keksen stand ebenfalls dabei. Der Duft des Kräutertees mischte sich mit dem der Blumen.

»Danke, Tamaru. Um alles andere kümmere ich mich«, sagte seine Herrin.

Tamaru stellte das Tablett auf den Gartentisch, verbeugte sich und ging auf leisen Sohlen hinaus. Beim Verlassen des Gewächshauses bewegte er sich ebenso behände wie beim Betreten. Die alte Dame hob den Deckel der Teekanne und atmete den Duft ein. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass die Blätter aufgegangen waren, goss sie abwechselnd Tee in die Tassen. Dabei achtete sie darauf, dass seine

Konzentration in beiden gleich war.

»Es ist vielleicht eine dumme Frage, aber warum haben Sie keine Tür aus Fliegengitter?«, fragte Aomame.

Die Chefin hob den Kopf und blickte Aomame an.  
»Fliegengitter?«

»Ja, wenn Sie von innen eine zweite Tür aus Fliegengitter anbringen würden, müsste man sich nicht so vorsehen, dass die Schmetterlinge nicht hinausfliegen.«

Den Unterteller in der linken, führte die Chefin die Tasse mit der rechten Hand zum Mund und nahm lautlos einen Schluck von ihrem Kräutertee. Sie sog genießerisch den Duft ein und nickte leicht. Sie stellte die Tasse auf den Unterteller zurück und beides wieder auf das Tablett. Nachdem sie sich die Mundwinkel betupft hatte, legte sie sich die Serviette auf den Schoß. Für diese wenigen Bewegungen brauchte sie mindestens dreimal so lange wie ein normaler Mensch. Wie eine Fee im Wald, die sich an duftendem Morgentau labt, dachte Aomame.

Die Chefin räusperte sich leise. »Ich mag keine Gitter«, sagte sie.

Aomame wartete schweigend, doch sie sprach nicht weiter. Es blieb unklar, ob es sich um eine allgemeine Abneigung handelte, jemandes Freiheit zu beschneiden, oder um etwas, das sich aus ästhetischen Gesichtspunkten ergab, oder um eine physiologische Aversion ohne besonderen Grund. Allerdings war dies keine Frage, die ihr im Augenblick sonderlich am Herzen lag. Nur etwas, das ihr plötzlich eingefallen war.

Aomame nahm wie die alte Dame ihre Tasse mit dem Kräutertee in die Hand und trank geräuschlos einen Schluck. Eigentlich hatte sie für Kräutertee nicht viel übrig.

Sie liebte Kaffee, der heiß und stark war wie ein böser Geist um Mitternacht. Aber ein solcher Kaffee wäre wahrscheinlich kein passendes Getränk für einen frühen Nachmittag im Gewächshaus. So hatte Aomame entschieden, sich immer, wenn sie hier war, den Wünschen der alten Dame anzuschließen. Diese bot ihr nun von den Keksen an, und Aomame aß einen. Es war ein Ingwerkeks. Er war knusprig und hatte die frische Schärfe von Ingwer. Aomame erinnerte sich, dass die alte Dame vor dem Krieg einige Zeit in England verbracht hatte. Auch sie nahm nun einen von den Keksen und knabberte ein wenig daran. Sie verhielt sich sehr ruhig, um den seltenen Schmetterling, der auf ihrer Schulter schlief, nicht zu wecken.

»Wenn Sie gehen, wird Tamaru Ihnen wie üblich einen Schlüssel übergeben«, sagte sie. »Wenn Sie alles erledigt haben, schicken Sie ihn bitte per Post zurück. Wie immer.«

»Jawohl.«

Eine Weile herrschte friedliches Schweigen. In das geschlossene Gewächshaus drang von außen kein Laut. Der Schmetterling schlummerte in aller Ruhe weiter.

»Wir tun nichts Unrechtes«, sagte die alte Dame, indem sie Aomame direkt ins Gesicht sah.

Aomame biss sich leicht auf die Lippen. Dann nickte sie. »Ich weiß.«

»Schauen Sie bitte mal in den Umschlag dort«, forderte die alte Dame sie auf.

Aomame nahm den Umschlag vom Tisch und legte die sieben Polaroid-Fotos, die er enthielt, neben der kostbaren Seladon-Kanne wie Unheil verheißende Tarotkarten aus. Sie zeigten Nahaufnahmen von Körperteilen einer jungen Frau. Rücken, Brüste, Gesäß, Oberschenkel. Sogar die



Fußsohlen. Nur ein Foto von ihrem Gesicht gab es nicht. Blutergüsse und Striemen zeugten von Misshandlungen. Anscheinend war irgendein Gürtel benutzt worden. Das Schamhaar war versengt, in diesem Bereich schienen Zigaretten ausgedrückt worden zu sein. Aomame verzog unwillkürlich das Gesicht. Sie hatte schon ähnliche Fotos gesehen, aber noch nie etwas derart Abscheuliches.

»So etwas sehen Sie zum ersten Mal, nicht wahr?«, fragte die alte Dame.

Aomame nickte wortlos. »Ich habe ja schon viel gesehen, aber solche Fotos noch nie.«

»Das hat dieser Mann getan«, sagte die alte Dame. »Sie hat drei Knochenbrüche und ist auf einem Ohr fast taub. Möglicherweise wird sie nie wieder richtig hören.« Die Lautstärke ihrer Stimme veränderte sich nicht, aber sie klang härter und kälter als zuvor. Wie von diesem Wechsel verstört, erwachte der Schmetterling auf ihrer Schulter und flatterte davon.

Die alte Dame fuhr fort. »Einen Menschen, der sich so verhält, darf man nicht gewähren lassen. Unter keinen Umständen.«

Aomame sammelte die Fotos ein und steckte sie wieder in den Umschlag.

»Finden Sie nicht?«

»Doch, das finde ich auch«, pflichtete Aomame ihr bei.

»Wir tun das Richtige«, sagte die Chefin.

Sie erhob sich von ihrem Stuhl und nahm – vielleicht um sich zu beruhigen – die Gießkanne, die neben ihr stand. Aber sie griff danach wie nach einer raffinierten Waffe. Sie war blass geworden. Ihre Augen waren starr und scharf auf einen Winkel im Gewächshaus gerichtet. Aomame folgte

ihrem Blick, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Nur einen Topf mit einer japanischen Distel.

»Vielen Dank, dass Sie sich herbemüht haben und natürlich für die gute Arbeit«, sagte sie, die leere Gießkanne in der Hand. Damit schien das Gespräch beendet.

Aomame stand auf und nahm ihre Tasche. »Vielen Dank für den Tee.«

»Ich habe zu danken«, sagte die alte Dame.

Aomame lächelte schwach.

»Es gibt nichts, worüber Sie sich Sorgen machen müssten.« Der Tonfall der alten Dame hatte seine übliche Heiterkeit zurückgewonnen. In ihren Augen leuchtete ein warmes Licht. Sie berührte Aomames Arm. »Denn wir tun das Richtige.«

Aomame nickte. Ihre Gespräche endeten stets mit der gleichen Sentenz. Vielleicht muss sie sich das ständig selbst vorsagen, dachte Aomame. Wie ein Mantra oder ein Gebet. »Du musst dir keine Sorgen machen. Wir tun das Richtige.«

Aomame vergewisserte sich, dass kein Schmetterling in der Nähe war, öffnete die Tür des Gewächshauses einen Spalt und schloss sie hinter sich, als sie draußen war. Die alte Dame blieb mit der Gießkanne in der Hand zurück. Außerhalb des Gewächshauses war die Luft kühl und frisch. Es roch nach Bäumen und Gras. Hier war die wirkliche Welt. Die Zeit floss wieder in normalen Bahnen. Aomame sog die Luft der Wirklichkeit tief in ihre Lungen.

Im Eingang wartete Tamaru in seinem Teakstuhl, um ihr den Schlüssel zu einem Postfach zu übergeben.

»Alles klar?«, fragte er.

»Ich glaube schon«, erwiderte sie. Sie setzte sich neben ihn, nahm den Schlüssel in Empfang und verstaute ihn in einem Fach ihrer Umhängetasche.

Schweigend beobachteten die beiden eine Weile die Vögel, die in den Garten kamen. Die Zweige der Weiden neigten sich reglos in der völligen Windstille. Einige ihrer Spitzen erreichten fast den Erdboden.

»Geht es der Frau besser?«, fragte Aomame.

»Welcher Frau?«

»Der von dem Mann, der in dem Hotel in Shibuya den Herzanfall hatte.«

»Dass es ihr gutgeht, kann man im Moment nicht sagen«, erklärte Tamaru stirnrunzelnd. »Sie hat noch einen Schock und kann nicht sprechen. So etwas braucht Zeit.«

»Wie ist sie?«

»Sie ist etwa Mitte dreißig, kinderlos. Sie sieht sehr gut aus und hat Stil. Leider kann sie sich in diesem Sommer wohl nicht mehr im Badeanzug zeigen, und im nächsten vielleicht auch nicht. Hast du die Polaroids gesehen?«

»Ja, gerade eben.«

»Scheußlich, was?«

»Ziemlich«, sagte Aomame.

»Ein gängiges Muster«, sagte Tamaru. »Der Mann gilt in der Öffentlichkeit als erfolgreich. Ist gesellschaftlich hoch angesehen, guter Herkunft und hervorragend ausgebildet.«

»Aber zu Hause verwandelt er sich total«, fuhr Aomame fort. »Vor allem wenn er betrunken ist, wird er gewalttätig. Jedenfalls der Typ, der sich nur an Frauen vergreift. Er hat nur die Ehefrau, die er verprügeln kann. Nach außen hin gibt er sich anständig, mimt den gütigen, verständnisvollen

Ehemann. Deshalb schenkt man der Ehefrau auch zuerst keinen Glauben, wenn sie erzählt, welche Abscheulichkeiten ihr angetan werden. Denn der Mann sucht sich für seine Gewalttaten einen Ort aus, den niemand einsehen kann. Und er achtet darauf, keine Spuren zu hinterlassen. So ist es doch?»

Tamaru nickte. »In den meisten Fällen. Der da hat allerdings nie einen Tropfen Alkohol getrunken. Der hat das stocknüchtern und am helllichten Tag getan. Unnötig böseartig. Sie wollte sich scheiden lassen. Aber er hat sich stur geweigert. Vielleicht hat er sie sogar geliebt. Oder er wollte sein bequemes Opfer nicht verlieren. Oder es gefiel ihm unheimlich gut, seine Frau zu vergewaltigen.«

Tamaru hob leicht die Füße und überprüfte den Glanz seiner Schuhe. Dann fuhr er fort.

»Hat eine Frau Beweise, dass ihr Gewalt angetan wird, kann sie natürlich die Scheidung einreichen, aber das kostet Zeit und auch Geld. Und wenn der Mann einen gewieften Anwalt hat, kann das ziemlich unangenehm werden. Die Familiengerichte haben alle Hände voll zu tun, und Richter gibt es auch nicht genügend. Selbst wenn es zur Scheidung kommt und eine Abfindung und Unterhaltszahlungen festgesetzt werden, zahlt kaum ein Mann wirklich. Weil er sich immer irgendwie herausreden kann. Zahlungsunwilligkeit ist in Japan kein Grund, einen Exmann ins Gefängnis zu stecken. Zeigt er die Bereitschaft zu zahlen und überweist pro forma irgendeinen Betrag, sieht das Familiengericht über alles hinweg. Die japanische Gesellschaft lässt gegenüber Männern noch immer große Nachsicht walten.«

»Übrigens«, sagte Aomame, »bekam vor einigen Tagen so ein gewalttätiger Ehemann auf seinem Hotelzimmer in

Shibuya praktischerweise einen Herzanfall.«

»Die Formulierung ›praktisch‹ ist mir ein wenig zu direkt«, sagte Tamaru und schnalzte leicht mit der Zunge. »Durch glückliche Fügung würde mir gefallen. Auf alle Fälle gibt es keinen Zweifel an der Todesursache, und da die Versicherungssumme nicht auffällig hoch ist, wird die Lebensversicherung auch keinen Verdacht hegen. Wahrscheinlich zahlt sie anstandslos. Dabei handelt es sich um eine ganz ordentliche Summe. Mit diesem Geld kann sie den ersten Schritt in ein neues Leben tun. Außerdem spart sie sich jetzt die Zeit und das Geld für eine Scheidung. Und die komplizierten, sinnlosen gesetzlichen Formalitäten und die nervliche Belastung, die sich daran anschließen, kann sie auch umgehen.«

»Außerdem ist dieser Dreckskerl aus der Welt verschwunden und kann sich nicht irgendwo ein neues Opfer suchen.«

»Eine glückliche Fügung«, sagte Tamaru. »Dank eines Herzanfalls löst sich alles in Wohlgefallen auf. Ende gut, alles gut.«

»Falls es so etwas wie ein Ende gibt«, sagte Aomame.

Ein angedeutetes Lächeln rief kleine Falten in Tamarus Mundwinkeln hervor. »Irgendwo gibt es ganz bestimmt ein Ende. Nur dass nicht ausdrücklich dransteht: ›Hier ist das Ende‹. An der obersten Sprosse einer Leiter steht ja auch nicht: ›Hier ist die letzte Sprosse. Bitte gehen Sie nicht weiter‹, oder?«

Aomame schüttelte den Kopf.

»Das ist das Gleiche«, sagte Tamaru.

»Man muss nur über etwas gesunden Menschenverstand verfügen und die Augen offen halten, dann sieht man das

Ende schon«, sagte Aomame.

Tamaru nickte. »Auch wenn man es nicht merkt ...« Er machte eine fallende Geste mit dem Finger. »Das Ende kommt.«

Die beiden schwiegen eine Weile und lauschten dem Gezwitscher der Vögel. Es war ein heiterer Aprilmachmittag. Nirgends ein Anzeichen von böser Absicht oder Gewalt.

»Wie viele Frauen halten sich im Moment hier auf?«, erkundigte sich Aomame.

»Vier«, erwiderte Tamaru prompt.

»Alle in ungefähr der gleichen Lage?«

»In einer ähnlichen«, sagte Tamaru. Sein Mund wurde schmal. »Aber die anderen drei Fälle sind nicht so ernst. Die Männer sind die üblichen Feiglinge, aber keiner so bösartig, dass es ein Thema wäre. Nichts als aufgeblasene Schwächlinge. Dafür müssen wir dich nicht bemühen. Mit denen werde ich fertig.«

»Auf legale Weise.«

»Im Großen und Ganzen legal. Auch wenn man vielleicht ein bisschen nachhelfen muss. Selbstverständlich ist ein Herzanfall auch eine ganz legale Todesursache.«

»Selbstverständlich«, bekräftigte Aomame.

Schweigend, die Hände auf die Knie gelegt, betrachtete Tamaru eine Weile die reglos hängenden Weidenzweige.

Nachdem sie kurz gezögert hatte, schnitt Aomame ein anderes Thema an. »Tamaru, es gibt etwas, das ich dich gern fragen würde.«

»Was denn?«

»Wie viele Jahre ist es her, seit die Polizei ihre Uniformen

und Waffen erneuert hat?«

Tamaru runzelte leicht die Stirn. In ihrem Ton schwang etwas mit, das seinen Argwohn erregte. »Warum willst du das plötzlich wissen?«

»Aus keinem besonderen Grund. Ist mir bloß kürzlich eingefallen.«

Tamaru sah ihr in die Augen. Sein Blick war immer neutral, aber nun hatte er gar keinen Ausdruck. Er hätte alles Mögliche bedeuten können.

»Mitte Oktober 1981 kam es in der Nähe des Motosu-Sees zu einer heftigen Schießerei zwischen der Polizei der Präfektur Yamanashi und Extremisten. Im Jahr darauf – also vor zwei Jahren – wurden bei der Polizei größere Veränderungen vorgenommen.«

Aomame nickte, ohne eine Miene zu verziehen. An diesen Vorfall konnte sie sich überhaupt nicht erinnern, aber das sagte sie Tamaru nicht.

»Es gab ein Blutbad. Altmodische Trommelrevolver mit sechs Kammern gegen fünf Kalaschnikows. Keine Chance. Drei der armen Polizisten wurden bei dieser Aktion zerfetzt. Eine Sondereinheit der Selbstverteidigungsstreitkräfte wurde per Hubschrauber eingeflogen. Die Ehre der Polizei war dahin. Kurz darauf beschloss Präsident Nakasone, sich ernsthaft an eine Verstärkung der polizeilichen Einsatzkräfte zu machen. Es wurden umfassende organisatorische Veränderungen vorgenommen. Eine bewaffnete Sondereinheit wurde gegründet, und auch die gewöhnliche Streifenpolizei wurde mit leistungsstarken automatischen Dienstpistolen ausgerüstet. Mit 92er Berettas. Hast du schon mal mit einer geschossen?«

Aomame schüttelte den Kopf. Natürlich nicht! Sie hatte noch nicht einmal mit einem Luftgewehr geschossen.

»Aber ich«, sagte Tamaru. »Halbautomatisch, mit einer Kapazität von fünfzehn 9-mm-Parabellum-Patronen. Eine berühmte Waffe, die amerikanische Armee verwendet sie. Sie ist nicht billig, wird aber nicht so teuer gehandelt wie Glocks oder SIGs. Allerdings ist sie für einen Laien nicht leicht zu handhaben. Die Revolver wogen nur vierhundertneunzig Gramm, aber die Beretta wiegt ungefähr achthundertfünfzig Gramm. So ein Ding einem ungeübten japanischen Polizisten zu geben hat eigentlich keinen Zweck. Schießt man im Gedränge damit, werden unweigerlich Passanten verletzt.«

»Wo hast du denn damit geschossen?«

»Ach, schon mehrmals. Als ich einmal an einer Quelle saß und Harfe spielte, tauchte plötzlich wie aus dem Nichts eine Fee auf und reichte mir eine Beretta 92. Sie sagte, ich solle doch mal auf einen weißen Hasen schießen, der dort hoppelte.«

»Eine wahre Geschichte.«

Die Falten um Tamarus Mundwinkel vertieften sich ein wenig. »Ich erzähle nur wahre Geschichten«, sagte er. »Auf alle Fälle wurden die Dienstwaffen und die Uniformen im Frühjahr vor zwei Jahren erneuert. Ziemlich genau um diese Zeit. Ist deine Frage damit beantwortet?«

»Vor zwei Jahren«, wiederholte Aomame.

Tamaru musterte Aomame wieder mit einem scharfen Blick. »Wenn du etwas auf dem Herzen hast, solltest du es mir lieber sagen.«

»Nein, nein, es ist nichts«, sagte Aomame und wedelte ein bisschen mit den Fingern beider Hände in der Luft herum.



»Ich war nur unsicher wegen der Uniformen und habe mich gefragt, wann sie geändert wurden.«

Eine Weile herrschte Schweigen, und das Gespräch kam damit zu einem natürlichen Ende. Tamaru streckte ihr noch einmal die rechte Hand entgegen. »Ich bin froh, dass alles problemlos gelaufen ist«, sagte er. Aomame ergriff seine Hand. Dieser Mann wusste Bescheid. Wusste, dass man nach einer schweren Aufgabe, bei der es um ein Menschenleben gegangen war, eine ruhige, warme Ermutigung brauchte, die eine körperliche Berührung einschloss.

»Gönn dir mal eine Pause«, sagte Tamaru. »Ab und zu muss man innehalten und tief durchatmen, um den Kopf freizubekommen. Flieg mit deinem Freund nach Guam oder so.«

Aomame stand auf, hängte sich ihre Tasche um und zog die Kapuze ihrer Segeljacke zurecht.

Auch Tamaru erhob sich. Er war gar nicht groß, aber wenn er sich aufrichtete, wirkte er wie eine Mauer. Aomame war immer wieder von der kompakten Massigkeit seines Körpers überrascht.

Als sie davonging, sah Tamaru ihr lange und aufmerksam nach. Aomame spürte seinen Blick in ihrem Rücken. Deshalb schritt sie aufrecht, fest und mit eingezogenem Kinn schnurgerade voran. Aber sie war so verwirrt, dass sie ihre Umgebung nicht wahrnahm. Immer mehr Dinge kamen ans Licht, von denen sie nichts gewusst hatte. Bis vor kurzem hatte sie alles in der Hand gehabt. Ohne diese Brüche und Widersprüche. Doch nun war ihre Welt in tausend Stücke zersprungen.

Feuergefecht am Motosu-See? Beretta 92?

Was war geschehen? Derart wichtige Nachrichten wären Aomame nie entgangen. Irgendwo hatte das System dieser Welt begonnen, verrücktzuspielen. Ihr Verstand raste im Kreis. Was auch immer passiert war, sie musste ihre Welt wieder zu einem Stück zusammenfügen. Sie musste Vernunft hineinbringen. Und zwar schnell. Wer weiß, was sonst noch für ein Unsinn herauskommen würde.

Vielleicht hatte Tamaru durchschaut, wie verwirrt Aomame innerlich war. Er war ein aufmerksamer Mann mit großer Intuition. Und ein gefährlicher Mann. Tamaru empfand tiefe Hochachtung vor seiner Herrin, der alten Dame, und war ihr völlig ergeben. Ihre Sicherheit zu gewährleisten war sein oberstes Gebot. Aomame und Tamaru akzeptierten einander und waren sich sympathisch. Zumindest hegten sie so etwas Ähnliches wie Sympathie füreinander. Aber wenn beschlossen würde, dass Aomame aus irgendeinem Grund keinen Nutzen mehr für seine Herrin hätte, würde er sie ohne zu zögern fallenlassen und beseitigen. Ganz pragmatisch. Doch das konnte man Tamaru nicht vorwerfen. Immerhin war das sein Beruf.

Als Aomame den Garten durchquert hatte, öffnete sich das Tor. Sie lächelte so liebenswürdig wie möglich in die Überwachungskamera und winkte lässig. Als sei nichts geschehen. Langsam schloss sich das Tor hinter ihr. Während Aomame den steilen Hang in Azabu hinunterging, ordnete sie ihre Gedanken und stellte im Geiste eine Liste der Dinge auf, die sie jetzt tun musste.

## KAPITEL 8

### Tengo

## Begegnung mit einem Unbekannten an einem unbekannten Ort

Für die meisten Menschen ist der Sonntagmorgen der Inbegriff von Freizeit. Doch Tengo hatte sich während seiner gesamten Kindheit nicht ein einziges Mal auf den Sonntagmorgen gefreut. Der Gedanke an den Sonntag ließ seine Laune stets sinken. Angesichts des nahenden Wochenendes überkam ihn bleierne Schwere, er verlor den Appetit, und alles tat ihm weh. Der Sonntag zeigte Tengo nur seine abgewandte dunkle Seite, wie ein verkehrter Mond. Wie schön wäre es, wenn es keine Sonntage gäbe, hatte er als Junge oft gedacht. Wie wunderbar, wenn jeden Tag Schule wäre und nie Feiertag. Er betete sogar darum, dass der Sonntag ausfallen möge – ein Gebet, das natürlich nie erhört wurde. Als Erwachsenen stellten die Sonntage für ihn keine Bedrohung mehr dar, aber auch jetzt noch erwachte er am Sonntagmorgen häufig mit einem unangenehmen düsteren Gefühl. Alle seine Gelenke waren steif, und manchmal musste er sich sogar übergeben. Die Angst vor dem Sonntag war bis in sein Innerstes vorgedrungen. Vermutlich bis in die Regionen seines tiefsten Unterbewusstseins.

Sein Vater, der für NHK die Rundfunkgebühren einsammelte, hatte Tengo schon auf seine sonntäglichen Runden mitgenommen, bevor dieser in den Kindergarten kam, und diese Gewohnheit hatte er, abgesehen von wenigen Gelegenheiten, bei denen schulische Veranstaltungen es verhinderten, ohne Ausnahme beibehalten, bis der Junge in der fünften Klasse war. Sie standen um sieben Uhr morgens auf, Tengo bekam von seinem Vater das Gesicht mit Seife gewaschen. Nägel und

Ohren wurden genau auf ihre Sauberkeit überprüft, dann zog der Vater ihm möglichst ordentliche (aber nicht zu feine) Kleider an und versprach, dass es anschließend etwas Leckeres zu essen gäbe.

Tengo wusste nicht, ob die anderen Gebühreneintreiber von NHK ebenfalls an Feiertagen unterwegs waren. Aber solange er denken konnte, war sein Vater jeden Sonntag zur Arbeit gegangen. Eigentlich war er an diesem Tag noch emsiger, als er es für gewöhnlich schon war. Denn am Sonntag konnte er die Leute erwischen, die wochentags unterwegs waren. Dass er den kleinen Tengo auf seine Runden mitnahm, hatte mehrere Gründe. Einer davon war, dass er den Kleinen nicht allein zu Hause lassen konnte. Wochentags und samstags war Tengo im Hort, im Kindergarten oder in der Schule, aber sonntags hatte alles geschlossen. Eine weitere Begründung lautete, er müsse seinem Söhnchen zeigen, welchen Beruf der Papa ausübe. Von klein auf sollte Tengo lernen, dass das Leben vor allem aus Arbeit und Mühsal bestand. Der Vater war selbst – seit er denken konnte – auch sonntags zur Arbeit aufs Feld geschickt worden. Auf dem Land war zu bestimmten landwirtschaftlich arbeitsintensiven Zeiten sogar der Schulunterricht ausgefallen. Für Tengos Vater war ein solches Leben ganz selbstverständlich.

Der dritte und letzte Grund war berechnend, und er verletzte Tengo darum umso tiefer. Der Vater wusste genau, dass die Leute zugänglicher waren, wenn er mit einem Kind vor der Tür stand. Den meisten fiel es schwer, einen Kassierer mit einem kleinen Kind an der Hand abzuweisen und zu sagen: »Hau ab, ich zahle nicht.« So mancher, der nicht die Absicht gehabt hatte, bezahlte eben doch, wenn das Kind zu ihm aufschaute. Daher nahm der

Vater sonntags immer eine Route mit besonders vielen schwierigen Kandidaten. Tengo hatte von Anfang an gespürt, welche Rolle ihm in diesem Spiel zukam, und sehr darunter gelitten. Aber um dem Vater zu gefallen, musste er sie möglichst geschickt spielen. Wie ein dressierter Affe. Denn an Tagen, an denen der Vater mit ihm zufrieden war, behandelte er seinen Sohn freundlich.

Tengos einzige Rettung war, dass der Zuständigkeitsbereich des Vaters im Zentrum der Stadt lag, also ziemlich weit von ihrer eigenen Wohnung entfernt, die sich in einem Vorort von Ichikawa befand. Und auch Tengos Schule war in einem anderen Bezirk. So mussten sie auf ihrer Runde wenigstens nicht an den Häusern anderer Kinder aus seinem Kindergarten oder seiner Schule klingeln. Wenn sie auf ihrem Weg durch die Innenstadt dennoch hin und wieder auf Klassenkameraden von Tengo stießen, verbarg er sich hastig im Schatten seines Vaters, damit sie ihn nicht bemerkten.

Die Väter von Tengos Mitschülern waren in der Regel Angestellte, die im Zentrum von Tokio beschäftigt waren. Sie hielten Ichikawa für einen Teil von Tokio, der aus irgendwelchen Gründen in die Präfektur Chiba eingemeindet worden war. Montagmorgens berichteten seine Schulkameraden stets begeistert, was sie am Sonntag unternommen hatten. Sie waren in Spielparks und Zoos und beim Baseball gewesen. Im Sommer fuhren sie zum Schwimmen ans Meer nach Minami-Boso und im Winter in den Skiurlaub. Ihre Väter kutschierten sie herum oder machten Bergwanderungen mit ihnen. Nun schwärmten sie von diesen Erlebnissen und tauschten sich über alle möglichen Ausflugsziele aus. Nur Tengo hatte nichts zu erzählen. Tengo hatte weder Sehenswürdigkeiten noch

Spielparks besucht. Denn er war sonntags von morgens bis abends mit seinem Vater unterwegs, klingelte an den Häusern fremder Leute, verbeugte sich vor denen, die öffneten, und nahm Geld in Empfang. Jenen, die nicht zahlen wollten, drohte der Vater oder redete ihnen gut zu. Häufig kam es zu Auseinandersetzungen. Manchmal wurden sie beschimpft und verjagt wie streunende Hunde. Das waren weiß Gott keine Abenteuer, mit denen man sich vor seinen Schulkameraden brüsten konnte.

Als Tengo in der dritten Klasse war, kam heraus, dass sein Vater als Kassierer für NHK arbeitete. Wahrscheinlich hatte jemand sie gesehen. Kein Wunder, schließlich lief er jeden Sonntag von morgens bis abends mit seinem Vater durch die halbe Stadt. (Mittlerweile war er auch zu groß, um sich hinter seinem Vater zu verstecken.) Eher war es ein Wunder, dass er so lange unentdeckt geblieben war.

Darauf bekam er den Spitznamen NHK. Unter lauter Mittelschichtkindern aus Angestelltenfamilien wurde er zwangsläufig zu einem Außenseiter. Die meisten Dinge, die für andere Kinder selbstverständlich waren, waren es für Tengo keineswegs. Er lebte in einer ganz anderen Welt und führte ein völlig anderes Leben als sie. Zu seinem Glück hatte Tengo ausgezeichnete Noten und war sehr gut im Sport. Dies und dass er außerdem groß und kräftig war, bewahrte ihn davor, ausgestoßen zu werden, obwohl er »anders« war. Eigentlich war er sogar eher überlegen. Aber wenn ihn die anderen Kinder einmal einluden – »Wir machen nächsten Sonntag einen Ausflug, kommst du mit?« oder »Komm doch mal zu mir« –, wusste er schon vorher, dass sein Vater es ihm nicht erlauben würde. »Tut mir leid, Sonntag habe ich schon was vor«, sagte er dann immer. Bei so vielen Absagen verstand es sich von selbst, dass ihn mit

der Zeit niemand mehr fragte. Unversehens gehörte er nirgends mehr dazu und blieb immer für sich.

Jeden Sonntag musste er unweigerlich von morgens bis abends mit seinem Vater die Runde drehen. Das war die unumstößliche Regel, die von keiner Ausnahme bestätigt wurde. Für Abweichungen gab es keinen Raum. Erkältung, Dauerhusten, Fieber, ganz gleich wie hoch, Bauchschmerzen – sein Vater kannte kein Erbarmen. Wenn Tengo dann hinter seinem Vater her stolperte, wünschte er sich oft, einfach tot umzufallen. Dann würde der Vater vielleicht über sein Verhalten nachdenken. Würde einsehen, dass er vielleicht zu streng zu seinem Kind gewesen war. Doch glücklicher- und zugleich unglücklicherweise war Tengo mit einer robusten Gesundheit gesegnet. Ob Fieber, Magenschmerzen oder Erbrechen, er begleitete seinen Vater auf seinen langen Rundgängen von Haus zu Haus, ohne je umzukippen oder die Besinnung zu verlieren. Es muss nicht erwähnt werden, dass er dabei niemals auch nur eine Träne vergoss.

Tengos Vater war ein Jahr nach Kriegsende völlig mittellos aus der Mandschurei zurückgekehrt. Als dritter Sohn einer Bauernfamilie in Tohoku, im nordöstlichen Japan, hatte er sich mit gleichgesinnten Freunden den Pionieren angeschlossen, die die japanische Besiedlung der Mandschurei und der Mongolei vorantreiben sollten. Nicht dass sie die Regierungspropaganda über die Mandschurei als weites fruchtbares Arkadien geschluckt hätten, das jedem Reichtum bringen würde, der sich dort ansässig machte. Dass es ein solches Arkadien nicht gab, war ihnen von Anfang an klar. Aber sie waren bitterarm und fristeten, auch wenn sie auf dem Land lebten, ein Dasein am Rande des Hungertodes. Durch die Weltwirtschaftskrise quoll

Japan über von Arbeitslosen, und so hätten sie, auch wenn sie in die Städte gezogen wären, niemals Arbeit gefunden. Die Überfahrt in die Mandschurei war daher für sie der einzige Weg, um zu überleben. Nachdem sie eine notdürftige Grundausbildung als bewaffnete Siedlungsspioniere und ein paar spärliche Informationen über die Landwirtschaft in der Mandschurei erhalten hatten, wurden sie mit dreimaligem »Banzai« losgeschickt. Sie ließen die Heimat hinter sich und wurden von Dalian – im Westen besser als Port Arthur bekannt – mit der Eisenbahn in die Nähe der mandschurisch-mongolischen Grenze verfrachtet. Dort erhielten Tengos Vater und seine Kameraden ein Stück Ackerland, Gerätschaften und ein kleines Gewehr und sollten nun Landwirtschaft betreiben. Doch alles, was sie auf dem kargen, steinigen Boden anpflanzten, erfror im Winter, und um nicht zu verhungern, aßen sie sogar streunende Hunde. Nach einigen sehr schweren Anfangsjahren bekamen sie mehr Hilfe von der Regierung und schafften es, eher schlecht als recht dort zu überleben.

Im August 1945 – ihr Leben war endlich etwas leichter geworden – fiel die Sowjetunion entgegen ihrem 1941 mit Japan geschlossenen Neutralitätsabkommen in Mandschukuo ein. Große Teile der von der europäischen Front abgezogenen Sowjetarmee wurden mit der Sibirischen Eisenbahn in den Fernen Osten verlegt und überschritten die chinesische Grenze. Ein Beamter, mit dem Tengos Vater sich angefreundet hatte, erzählte ihm unter der Hand von der bedrohlichen Lage und dem bevorstehenden Einmarsch der Sowjets. Die geschwächte japanische Kwantung-Armee habe dieser kaum etwas entgegenzusetzen, teilte ihm der Beamte heimlich mit, und



er solle sich darauf einstellen, Hals über Kopf zu flüchten. Je schneller, desto besser. Sobald Tengos Vater die Nachricht vom Grenzübertritt der Sowjetarmee erhielt, ritt er auf einem Pferd, das er zu diesem Zweck bereitgehalten hatte, zum Bahnhof und erreichte gerade noch den vorletzten Zug in Richtung Russland. In seinem Freundeskreis war er der Einzige, der in jenem Jahr unbeschadet nach Japan zurückkehrte.

Nach dem Krieg ging der Vater nach Tokio und versuchte sich im Schwarzhandel und als Zimmermannsgehilfe, hatte aber mit keinem von beidem Erfolg und konnte sich kaum über Wasser halten. Als er im Herbst 1947 eine Kneipe in Asakusa belieferte, traf er zufällig einen alten Bekannten aus der Mandschurei. Es war jener Beamte, der ihn vor dem bevorstehenden Kriegsausbruch zwischen Japan und der Sowjetunion gewarnt hatte. Der Mann war für das mandschurische Postsystem zuständig gewesen und hatte nach seiner Rückkehr nach Japan wieder in seinem alten Ressort im Ministerium für Kommunikation und Transport Fuß gefasst. Er schien sich seine Sympathie für Tengos Vater bewahrt zu haben und lud ihn zum Essen ein: Sie seien doch alte Kameraden, und außerdem kenne er ihn als überaus fleißigen Arbeiter.

Er wisse, wie schwer es dieser Tage für Tengos Vater sei, eine richtige Arbeit zu finden. Ob er Interesse habe, es als Gebühreneinsammler für NHK zu versuchen. Er könne bei einem guten Freund in der entsprechenden Abteilung ein gutes Wort für ihn einlegen. Dafür wäre er sehr dankbar, sagte Tengos Vater. Er wusste nicht genau, was dieses NHK war, aber solange er dort Arbeit und ein festes Einkommen bekam, sollte es ihm recht sein. Der Beamte verfasste ein Empfehlungsschreiben und verbürgte sich für ihn, und

Tengos Vater bekam ohne Schwierigkeiten eine Stelle als Gebührenkassierer bei NHK. Nach einem kurzen Lehrgang erhielt er eine Uniform und einen Zuständigkeitsbereich.

Die Menschen erholten sich allmählich vom Schock der Kapitulation und suchten Vergessen und Ablenkung von ihrem ärmlichen Dasein. Damals gehörten Musik-, Unterhaltungs- und Sportsendungen aus dem Radio zu den einfachsten und erschwinglichsten Vergnügungen. Im Vergleich zur Vorkriegszeit waren Radiogeräte nun sehr viel weiter verbreitet, und NHK bedurfte einer großen Anzahl von Mitarbeitern, die die Rundfunkgebühren vor Ort einsammelten.

Tengos Vater erfüllte seine Aufgabe mit bemerkenswertem Eifer. Er war körperlich robust und verfügte über große Ausdauer. Vor allem hatte er sich nie zuvor in seinem Leben richtig sattessen können. Jemand wie er empfand das Einsammeln von Gebühren nicht als schwere Arbeit. Auch die gelegentlich damit verbundenen Demütigungen waren ihm nicht unbekannt. Außerdem erfüllte es ihn mit großer Befriedigung, einer so riesigen Organisation anzugehören, und sei es nur als winziges Rädchen. Nachdem er ein Jahr lang auf Honorarbasis gearbeitet hatte, wurde er aufgrund seiner hervorragenden Erfolgsrate und Arbeitsmoral fest angestellt. Dies entsprach nicht den Gepflogenheiten bei NHK und war eine ungewöhnliche Auszeichnung, die sich vor allem dem Umstand verdankte, dass Tengos Vater selbst in Gegenden, die als hochgradig problematisch galten, überdurchschnittliche Ergebnisse erzielte. Darüber hinaus hatte auch sein Bürge, der Beamte im Kommunikationsministerium, seinen Einfluss spielen lassen. Ein Grundgehalt wurde festgesetzt, und Tengos

Vater erhielt alle dazugehörigen Vergünstigungen, zum Beispiel eine Dienstwohnung und eine Krankenversicherung. Hierin bestand ein himmelweiter Unterschied zur Behandlung gewöhnlicher Hilfskräfte, die im Grunde nach Bedarf angestellt und wieder entlassen wurden. Dies war das größte Glück, das Tengos Vater je in seinem Leben widerfahren war. Seine Position war eine am untersten Ende der Leiter, doch damit konnte er sie immerhin zementieren.

Diese Geschichte hatte Tengo bis fast zum Erbrechen gehört. Statt ihm abends vor dem Schlafengehen etwas vorzusingen oder vorzulesen, erzählte sein Vater ihm wieder und wieder von seinen Erlebnissen. Dass er in einer armen Bauernfamilie in Tohoku zur Welt gekommen und unter Mühsal und Plagen aufgewachsen war; dass man ihn geschlagen hatte wie einen Hund, ehe er als Pionier in die Mandschurei gezogen war. Er erzählte von der Erde dort, die so kalt war, dass der Strahl beim Pinkeln zu Eis erstarrte. Das öde Land hatte er urbar gemacht und Pferdediebe und Wölfe gejagt. Dann war er vor den sowjetischen Panzern geflüchtet und hatte unbeschadet, ohne in einem sibirischen Lager zu landen, das heimatliche Japan erreicht. Mit leerem Magen hatte er sich durch die bitterarme Nachkriegszeit geschlagen, bis er durch einen glücklichen Zufall fest angestellter Gebührenkassierer bei NHK wurde. An dieser Stelle erreichte die Geschichte ihr ultimates Happy End. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute ...

Sein Vater erzählte seine Geschichte gut. Tengo würde wohl nie erfahren, inwieweit sie den Tatsachen entsprach, aber ihr Verlauf war ziemlich schlüssig. Man konnte nicht behaupten, dass sie große Tiefe hatte, aber sein Vater

erzählte detailgetreu, lebendig und farbig. Es gab lustige, ernste und gewalttätige Begebenheiten. Manche Episoden versetzten Tengo in sprachloses Erstaunen, andere wiederum konnte er nicht begreifen, ganz gleich, wie oft er sie hörte. Betrachtete man das Leben als eine Vielfalt von Episoden, ließ sich durchaus sagen, dass das Leben seines Vaters an sich reich gewesen war.

Allerdings verlor die Erzählung, als sie den Punkt erreichte, an dem Tengos Vater bei NHK fest angestellt wurde, plötzlich ihre lebendige Farbigkeit. Es fehlte ihr an Details und Zusammenhängen. Es war, als sei die Fortsetzung für ihn nicht erzählenswert. Er lernte eine Frau kennen, heiratete, und sie bekamen ein Kind – das war natürlich Tengo. Wenige Monate nach seiner Geburt wurde Tengos Mutter schwer krank und starb. Sein Vater heiratete nicht wieder und zog den Jungen allein auf, während er weiter seiner Tätigkeit als Gebühreneinsammler bei NHK nachging. Bis heute. Ende der Geschichte.

Wie er Tengos Mutter kennengelernt und geheiratet hatte, was für ein Mensch sie gewesen war, woran sie gestorben war (ob ihr Tod etwas mit Tengos Geburt zu tun hatte), ob ihr Tod vergleichsweise friedlich gewesen war oder qualvoll, all das erwähnte der Vater mit keinem Wort. Auf Tengos Fragen antwortete er stets ausweichend. Oft bekam er schlechte Laune und schwieg. Nicht ein einziges Bild war von Tengos Mutter geblieben. Es existierte nicht einmal ein Hochzeitsfoto. Sie hätten nicht genug Geld für eine Feier gehabt und auch keinen Fotoapparat besessen, behauptete der Vater.

Doch im Grunde glaubte Tengo ihm nicht. Sein Vater verheimlichte ihm die Wahrheit und hatte seine Geschichte entsprechend zurechtgebogen. In Wirklichkeit war Tengos

Mutter gar nicht ein paar Monate nach seiner Geburt gestorben. Seiner Erinnerung nach hatte sie noch gelebt, als er anderthalb Jahre alt war. Und neben dem schlafenden Tengo einen anderen Mann umarmt.

Seine Mutter zog ihre Bluse aus, streifte den Träger ihres weißen Unterkleids hinunter und ließ den Mann, der nicht sein Vater war, an ihrer Brustwarze saugen. Tengo lag ruhig atmend daneben und schlief. Doch zugleich schlief er auch nicht. Er beobachtete seine Mutter.

Tengos einziges Erinnerungsfoto von seiner Mutter. Diese Szene, die nur etwa zehn Sekunden andauerte, hatte sich tief in sein Gehirn eingebrannt. Sie war der einzige konkrete Hinweis, den er besaß. Durch dieses Bild war Tengo wie durch eine hypothetische Nabelschnur mit seiner Mutter verbunden. Sein Geist schwebte über dem Fruchtwasser der Erinnerung und lauschte auf ein Echo aus der Vergangenheit. Doch sein Vater hatte nicht die geringste Ahnung von dieser Szene, die sich Tengo so deutlich eingepägt hatte. Er wusste nicht, dass der Junge diesen Fetzen Erinnerung wiederkaute wie eine Kuh auf der Weide und daraus seine wichtigste Nahrung zog. Jeder der beiden – Vater und Sohn – hütete ein tiefes und düsteres Geheimnis.

Es war ein angenehmer, sonniger Sonntagmorgen. Doch der kühle Wind kündete davon, dass das Wetter, obschon Mitte April, leicht noch einmal umschlagen konnte. Über seinem dünnen schwarzen Pullover mit rundem Ausschnitt trug Tengo das Fischgrätenjackett, das er seit seiner Schulzeit kaum abgelegt hatte, dazu beigefarbene Chinos und braune Hush Puppies. Die Schuhe waren noch verhältnismäßig neu. Sie waren das Neueste an ihm. Mehr konnte er sich nicht leisten.

Als Tengo ganz vorn am Gleis der Chuo-Linie stadtauswärts in Richtung Tachikawa ankam, war Fukaeri schon dort. Sie saß reglos auf einer Bank und blickte mit halb geschlossenen Augen in die Luft. Über einem nicht anders als sommerlich zu bezeichnenden Kleid aus bedruckter Baumwolle trug sie eine dicke grasgrüne Winterstrickjacke und an den nackten Füßen graue verwaschene Turnschuhe. Eine für diese Jahreszeit etwas seltsame Zusammenstellung. Das Kleid war zu dünn und die Jacke zu dick. Aber da sie sich so angezogen hatte, empfand sie ihre Aufmachung wohl nicht als verfehlt. Vielleicht drückte sie durch dieses Missverhältnis sogar eine persönliche Weltsicht aus. So konnte man es auch sehen. Aber vielleicht hatte sie die Sachen schlicht zufällig gewählt, ohne sich etwas dabei zu denken.

Sie saß einfach nur da, ohne in einer Zeitung oder in einem Buch zu lesen oder Walkman zu hören, und starrte mit ihren großen schwarzen Augen vor sich hin. Vielleicht beobachtete sie etwas, vielleicht auch nicht. Beides war möglich. Vielleicht dachte sie nach, oder sie dachte an gar nichts. Aus der Ferne wirkte sie wie eine sehr realistisch gearbeitete Skulptur aus einem besonderen Material.

»Wartest du schon lange?«, fragte Tengo.

Fukaeri sah ihn an, dann legte sie den Kopf ein wenig zur Seite. Ihre Augen schimmerten wie Seide, doch wie bei ihrer ersten Begegnung konnte er keinen Ausdruck darin erkennen. Im Augenblick schien sie mit niemandem reden zu wollen. Daher verzichtete Tengo auf die Bemühung, die Unterhaltung fortzuführen, und setzte sich stumm neben sie auf die Bank.

Als der Zug kam, stand Fukaeri wortlos auf. Die beiden stiegen ein. Sonntags fahren offenbar nur wenige Leute mit

dem Schnellzug nach Takao. Tengo und Fukaeri setzten sich nebeneinander und blickten schweigend aus gegenüberliegenden Fenstern auf die draußen vorüberziehende Stadtlandschaft. Da Fukaeri noch immer nichts sagte, schwieg auch Tengo. Wie um sich gegen eine bevorstehende Kälte zu wappnen, zog sie den Kragen ihrer Jacke fest zu und blickte mit zusammengepressten Lippen nach vorn.

Tengo holte das Taschenbuch hervor, das er mitgebracht hatte, und fing an zu lesen. Doch dann zögerte er. Er klappte das Buch zu und packte es wieder in die Tasche, legte, wie um Fukaeri Gesellschaft zu leisten, die Hände auf die Knie und blickte versunken geradeaus. Vielleicht hätte er sich ein paar Gedanken machen sollen, aber es fiel ihm beim besten Willen nichts ein. Offenbar verweigerte sein Verstand gezieltes Nachdenken, weil er sich so stark auf die Überarbeitung von »Die Puppe aus Luft« konzentriert hatte. Sein Gehirn fühlte sich an wie ein Knäuel wirrer Fäden.

Tengo betrachtete die am Fenster vorbeifließende Szenerie und lauschte dem monotonen Rauschen, das von den Schienen zu ihm heraufstieg. Die Chuo-Linie verlief schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogen. Nein, das war überflüssig, denn seinerzeit, als die Bahn gebaut wurde, hatte man genau das getan. In der Kanto-Ebene gab es keine nennenswerten topographischen Hindernisse, keine Biegungen, Erhebungen und Vertiefungen, und als die Schienen verlegt wurden, war man ohne Brücken oder Tunnel ausgekommen. Ein Lineal hatte ausgereicht. Die Bahn fuhr geradewegs auf ihr Ziel zu.

Tengo verspürte ein Schaukeln und erwachte. Er war während seiner Überlegungen unversehens eingeschlafen.

Der Zug wurde langsamer, er fuhr in den Bahnhof Ogikubo ein und hielt. Ein kurzer Schlummer. Fukaeri blickte unverändert starr nach vorn. Was sie dort sah, wusste Tingo nicht. Doch da sie sich weiter auf dieses Etwas zu konzentrieren schien, hatte sie wohl noch nicht die Absicht, auszusteigen.

»Was liest du denn gern?«, fragte Tingo, unfähig, die Langeweile zu ertragen, als sie durch die Gegend von Mitaka fuhren. Diese Frage hatte er Fukaeri schon lange stellen wollen.

Fukaeri warf einen Blick auf ihn und schaute dann wieder geradeaus. »Ich lese keine Bücher«, sagte sie einfach.

»Überhaupt nie?«

Sie schüttelte kurz den Kopf.

»Du hast kein Interesse am Lesen?«, fragte Tingo.

»Es dauert bei mir sehr lange«, sagte Fukaeri.

»Du liest nicht, weil es zu lange dauert?«, fragte Tingo verständnislos.

Fukaeri hielt den Blick geradeaus gerichtet und gab keine Antwort. Es schien sich um eine Feststellung zu handeln, die keiner weiteren Ausführung bedurfte.

Objektiv gesehen dauerte es natürlich seine Zeit, ein Buch durchzulesen. Verglichen mit Fernsehen oder Mangas war die Lektüre eines Buches durchaus eine zeitaufwendige Tätigkeit. Doch Fukaeris Äußerung, sie brauche sehr viel Zeit dazu, schien eine Nuance zu haben, die über diesen allgemeinen Sachverhalt hinausging.

»Willst du damit sagen, dass du sehr viel Zeit brauchst, um zu lesen?«, fragte Tingo.

»Ja, sehr viel«, erwiderte Fukaeri.



»Mehr als andere Leute?«

Fukaeri nickte.

»Bereitet dir das in der Schule keine Probleme? Im Unterricht muss man ja eine ganze Menge lesen. Und wenn man so lange braucht ...«

»Ich tue so, als würde ich lesen«, sagte sie unbekümmert.

Tengo vernahm irgendwo in seinem Kopf ein unheilvolles Klopfen. Er beschloss, das Geräusch so gut es ging zu überhören, er wollte darüber hinweggehen. Das konnte doch nicht sein. Aber er musste es wissen.

»Heißt das, dass du an Legasthenie leidest?«

»Legasthenie«, wiederholte Fukaeri.

»Leseschwäche.«

»Ja, das haben sie gesagt. Lega...«

»Wer hat das gesagt?«

Das Mädchen zuckte mit den Schultern.

»Also ...« Tengo suchte nahezu händeringend nach Worten. »Hast du das schon seit deiner Kindheit?«

Fukaeri nickte.

»Du hast also noch nie einen Roman gelesen.«

»Nicht selbst«, sagte Fukaeri.

Das erklärte natürlich den fehlenden Einfluss anderer Schriftsteller auf ihren Text. Eine einleuchtende und unanfechtbare Erklärung.

»Du hast nie selbst gelesen«, stellte Tengo fest.

»Jemand hat mir vorgelesen«, sagte Fukaeri.

»Dein Vater oder deine Mutter?«

Darauf gab Fukaeri keine Antwort.

»Aber Probleme mit dem Schreiben hast du nicht, oder?«, fragte Tengo furchtsam.

Fukaeri nickte. »Doch, Schreiben dauert bei mir auch lange.«

»Sehr lange?«

Wieder zuckte Fukaeri leicht mit den Schultern. Das konnte nichts anderes heißen als Ja.

Tengo rutschte auf seinem Sitz herum und änderte seine Haltung. »Du hast also ›Die Puppe aus Luft‹ womöglich gar nicht selbst zu Papier gebracht?«

»Nein, habe ich nicht.«

Tengo ließ einige Sekunden vergehen. Beklemmende Sekunden. »Und wer war es dann?«

»Azami«, sagte Fukaeri.

»Wer ist Azami?«

»Wir beide zusammen.«

Wieder herrschte eine kurze Stille. »Dieses Mädchen hat ›Die Puppe aus Luft‹ für dich aufgeschrieben?«

Wieder nickte Fukaeri, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt.

Tengos Verstand arbeitete auf Hochtouren. »Du hast die Geschichte erzählt, und Azami hat einen zusammenhängenden Text daraus gemacht. War es so?«

»Getippt und ausgedruckt«, sagte Fukaeri.

Tengo kaute auf seinen Lippen. Er sichtete die Fakten, die ihm gerade präsentiert worden waren, und versuchte sie so zusammenzufügen, dass sie Sinn ergaben. »Und anschließend hat Azami das ausgedruckte Manuskript für den Preis eingereicht. Wahrscheinlich hat sie in Wirklichkeit sogar den Titel ›Die Puppe aus Luft‹ für dich

erfunden.«

Fukaeri machte eine Kopfbewegung, die sowohl Ja als auch Nein bedeuten konnte. Aber sie widersprach nicht. Vermutlich hatte sich alles ungefähr so abgespielt.

»Ist Azami deine Freundin?«

»Wir wohnen zusammen.«

»Deine Schwester?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Sie ist die Tochter vom Sensei.«

»Vom Sensei also«, sagte Tengo. »Und dieser Sensei lebt auch mit euch zusammen?«

Fukaeri nickte, als wollte sie sagen: Warum fragen Sie das jetzt alles?

»Wahrscheinlich ist es auch der Sensei, mit dem ich mich jetzt treffen soll, oder?«

Fukaeri sah Tengo an, als würde sie das Ziehen ferner Wolken beobachten. Oder als würde sie darüber nachdenken, was man mit einem begriffsstutzigen Hund anfangen solle. Dann nickte sie.

»Wir fahren jetzt zum Sensei«, sagte sie mit ausdrucksloser Stimme.

Damit war die Unterhaltung vorläufig beendet. Tengo und Fukaeri verfielen wieder in Schweigen und schauten aus dem Fenster. Auf der nichtssagenden flachen Ebene erstreckte sich ein unendliches Meer von merkmalslosen Häusern. Zahllose Fernsehantennen reckten sich wie Insektenfühler gen Himmel. Ob die Menschen, die dort lebten, alle ihre Rundfunkgebühren entrichteten? An Sonntagen musste Tengo immer unwillkürlich an die Gebühren denken. Er konnte nicht anders.

Heute, an diesem schönen Sonntagmorgen Mitte April, hatte er einige ziemlich unangenehme Fakten erfahren. Erstens hatte Fukaeri »Die Puppe aus Luft« gar nicht selbst geschrieben. Wenn er ihren Worten Glauben schenkte (und im Augenblick gab es für ihn keinen Grund, dies nicht zu tun), hatte sie die Geschichte bloß erzählt, und ein anderes Mädchen hatte den Text produziert. Dieser Prozess hatte etwas von mündlicher Überlieferung. So waren auch das berühmte Kriegerrepos Die Geschichte von den Heike und das Kojiki, die frühesten Aufzeichnungen über die Geburt Japans, entstanden. Dieser Umstand milderte zwar die Schuldgefühle, die Tengo wegen seiner eigenen Bastelei an »Die Puppe aus Luft« hatte, verkomplizierte jedoch die Sachlage insgesamt betrachtet noch mehr – so sehr, dass er, um es deutlich auszudrücken, in der Klemme saß.

Hinzu kam Fukaeris Leseschwäche. Sie konnte ja kaum ein Buch lesen. Tengo überlegte. Was wusste er über Legasthenie? Während seines Pädagogikstudiums hatte er an einer Vorlesung über diese Behinderung teilgenommen. Im Prinzip konnten Legastheniker lesen und schreiben. Diese Schwäche hatte nichts mit ihrer Intelligenz zu tun. Dennoch brauchten sie unglaublich viel Zeit, um etwas zu lesen. Kurze Sätze stellten eine geringere Schwierigkeit dar, aber bei längeren und inhaltlich komplexeren Texten vermochten sie dem Informationsfluss nicht zu folgen. Sie besaßen nicht die Fähigkeit, Zeichen und Inhalte miteinander zu verknüpfen. So die allgemeinen Symptome der Legasthenie. Ihre Ursachen waren noch nicht vollständig geklärt. Es war keineswegs ungewöhnlich, dass in einer Klasse ein oder zwei Kinder an Legasthenie litten. Einstein war davon betroffen gewesen, Edison ebenso und auch Charlie Mingus. Tengo wusste nicht, ob Menschen

mit einer Leseschwäche zwar schreiben konnten, dabei jedoch die gleichen Schwierigkeiten hatten wie beim Lesen. Bei Fukaeri schien dies der Fall zu sein.

Was Komatsu wohl sagen würde, wenn er davon erfuhr? Unwillkürlich stieß Tengo einen Seufzer aus. Diese siebzehnjährige junge Frau litt unter angeborener Legasthenie, beherrschte es also nur ungenügend, längere Sätze zu lesen oder zu schreiben. Auch im Gespräch brachte sie kaum mehrere Sätze hintereinander zustande, und selbst wenn es sich dabei um eine Attitüde handeln sollte, wäre sie für die Karriere einer Berufsschriftstellerin im Grunde ungeeignet. Selbst wenn Tengo »Die Puppe aus Luft« so geschickt überarbeitete, dass das Manuskript den Debütpreis erhalten, als Buch veröffentlicht werden und es zu einer gewissen Bekanntheit bringen würde, wären sie nicht in der Lage, die Öffentlichkeit auf Dauer zu täuschen. Vielleicht gelang ihnen das am Anfang, aber irgendwann würde sicher jemand Verdacht schöpfen. Und wenn die Wahrheit ans Licht käme, wären alle Beteiligten erledigt. Tengos Schriftstellerkarriere würde ein abruptes Ende finden – noch ehe sie überhaupt richtig begonnen hatte.

Komatsus hanebüchener Plan war nicht haltbar. Tengo hatte von Anfang an gespürt, dass sie sich auf dünnes Eis begaben, aber das war gar kein Ausdruck für das, was sie jetzt vor sich hatten. Das Eis krachte schon, ehe sie überhaupt einen Fuß darauf gesetzt hatten. Sobald er wieder zu Hause war, würde er Komatsu anrufen. »Tut mir leid, Herr Komatsu«, würde er sagen, »aber ich ziehe mich aus der Sache zurück. Sie ist mir einfach zu gefährlich.« So handelte ein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hatte.

Doch kaum dachte er an »Die Puppe aus Luft«, geriet

Tengos Entschlusskraft heftig ins Wanken. Er war gespalten. So riskant ihm der von Komatsu geplante Coup auch schien, es war Tengo unmöglich, seine Arbeit an »Die Puppe aus Luft« jetzt noch abzuberechnen. Vielleicht wäre er, bevor er mit dem Umschreiben begonnen hatte, noch dazu imstande gewesen. Oder wenn er die Arbeit schon abgeschlossen hätte. Aber jetzt konnte er es nicht mehr. Er steckte bis zum Hals in diesem Werk, war völlig darin eingetaucht. Er hatte die Luft der Welt darin geatmet und sich an deren Schwerkraft angepasst. Die Substanz der Geschichte war durch die Membranen seiner Organe bis in sein Innerstes gesickert. Diese Geschichte wollte ernsthaft von Tengo umgestaltet werden, und er konnte ihr Verlangen bis unter die Haut spüren. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Dies war etwas, das sich um seiner selbst willen zu tun lohnte, etwas, das er tun musste.

Tengo schloss die Augen und versuchte zu einem vorläufigen Entschluss zu kommen. Wie sollte er mit dieser Situation umgehen? Aber es gelang ihm nicht. Ein Mensch, der verwirrt und gespalten ist, kann keine klare Entscheidung treffen.

»Azami hat also das, was du gesagt hast, aufgeschrieben, ja?«, fragte Tengo.

»Während ich geredet habe«, antwortete Fukaeri.

»Du hast gesprochen, und sie hat es aufgeschrieben?«, fragte Tengo.

»Aber ich musste leise sprechen.«

»Warum musstest du leise sprechen?«

Fukaeri sah sich im Waggon um. Es gab kaum Fahrgäste. Nur eine Mutter mit zwei kleinen Kindern saß ein paar Plätze entfernt auf der anderen Seite. Die drei schienen zu

irgendeinem erfreulichen Ort unterwegs zu sein. Es gab auch glückliche Menschen auf der Welt.

»Damit sie uns nicht hören konnten«, flüsterte Fukaeri.

»Sie?«, fragte Tengo. Als er ihrem unsteten Blick folgte, war ihm klar, dass sie nicht die Mutter mit den Kindern meinte. Fukaeri sprach von konkreten Personen, die sie kannte – im Gegensatz zu Tengo – und die nicht hier waren.

»Wer sind denn sie?«, fragte Tengo, ebenfalls mit gedämpfter Stimme.

Fukaeri sagte nichts. Zwischen ihren Augenbrauen bildete sich eine kleine Falte. Sie presste die Lippen fest aufeinander.

»Sind es die Little People?«, fragte Tengo.

Natürlich keine Antwort.

»Wären diese sie, von denen du sprichst, böse, wenn deine Geschichte gedruckt, veröffentlicht und bekannt würde?«

Fukaeri beantwortete auch diese Frage nicht. Ihre Augen schienen nirgends einen Halt zu finden. Nachdem er eine Weile gewartet hatte, um sicherzugehen, dass keine Antwort mehr kommen würde, stellte Tengo eine andere Frage.

»Willst du mir nichts über den Sensei erzählen, den du erwähnt hast? Was ist er für ein Mensch?«

Fukaeri schaute Tengo verwundert an. Wovon redet der eigentlich?, schien sie sich zu fragen. »Sie lernen ihn ja gleich kennen«, sagte sie schließlich.

»Stimmt auch wieder«, erwiderte Tengo. »Natürlich. Dann kann ich mich selbst überzeugen.«

Am Bahnhof Kokubunji stieg eine Gruppe älterer Leute in Wanderkleidung ein. Es waren etwa zehn Personen, die Hälfte davon Männer, die andere Hälfte Frauen, alle ungefähr zwischen Mitte sechzig und Anfang siebzig. Sie trugen Rucksäcke und Mützen. Ihre Wasserflaschen hatten sie entweder um die Hüften geschlungen oder in eine Seitentasche des Rucksacks gepackt. Sie waren in fröhlicher, ausgelassener Stimmung, wie Erstklässler auf einem Schulausflug. Tengo fragte sich, ob er in dem Alter auch noch so gut gelaunt sein würde. Er schüttelte leicht den Kopf. Nein. Wahrscheinlich nicht. Er stellte sich vor, wie die alten Leutchen voller Stolz auf irgendeinem Berggipfel ihre Wasserflaschen ansetzten und tranken.

Die Little People mussten sehr viel Wasser trinken, weil sie so klein waren. Sie tranken nicht gern Wasser aus der Leitung, sie bevorzugten Regenwasser und das Wasser aus dem nahe gelegenen Bach. Deshalb musste das Mädchen den ganzen Tag eimerweise Wasser vom Bach holen und den Little People zu trinken geben. Wenn es regnete, stellte es den Eimer unter das Regenrohr und fing das Wasser auf, denn das Regenwasser mochten die Little People noch lieber als das aus dem Bach, auch wenn es das gleiche natürliche Wasser war. Sie waren dem Mädchen dankbar für seine Freundlichkeit.

Tengo merkte, dass es ihm schwerfiel, sich zu konzentrieren. Kein gutes Zeichen. Vielleicht lag es daran, dass heute Sonntag war. Eine gewisse Art der Verwirrung breitete sich in ihm aus. Irgendwo auf der Ebene seiner Gefühle braute sich ein gefährlicher Sandsturm zusammen. An Sonntagen kam das mitunter vor.

»Was ist denn«, fragte Fukaeri ohne Fragezeichen. Sie schien Tengos Anspannung zu spüren.



»Ob alles gutgeht?«, fragte Tengo.

»Was denn.«

»Das Gespräch.«

»Das Gespräch«, fragte Fukaeri. Anscheinend begriff sie nicht, wovon die Rede war.

»Mit dem Sensei«, sagte Tengo.

»Ob das Gespräch mit dem Sensei gutgeht«, wiederholte sie.

Tengo zögerte kurz und sprach dann seine Bedenken aus. »Im Grunde habe ich das Gefühl, dass alle möglichen Dinge nicht richtig ineinandergreifen und alles schiefgeht.«

Fukaeri wandte sich Tengo zu und blickte ihm direkt ins Gesicht. »Angst«, fragte sie.

»Ob ich mich vor etwas fürchte?«, formulierte Tengo ihre Frage aus.

Fukaeri nickte stumm.

## KAPITEL 9

Aomame

Mit der Szenerie ändern sich die Regeln

Aomame begab sich von ihrer Wohnung in die nächstgelegene Bibliothek und erbat an der Theke Einsicht in die Zeitungen von September bis November 1981, die in verkleinerten Ausgaben archiviert wurden. »Welche möchten Sie denn? Wir haben Asahi, Yomiuri, Mainichi und Nikkei«, erkundigte sich die Bibliotheksangestellte. Sie war mittleren Alters und trug eine Brille. Sie erweckte eher den Anschein einer Hausfrau, die zur Aushilfe dort

arbeitete, als den einer richtigen Bibliothekarin. Obwohl sie nicht besonders dick war, hatte sie kräftige, speckige Handgelenke.

»Egal welche«, sagte Aomame. »Steht sowieso überall das Gleiche drin.«

»Da mögen Sie recht haben, aber Sie müssen sich schon für eine entscheiden«, sagte die Frau in einem leiernden Tonfall, der keinen Widerspruch duldete. Aomame hatte nicht vor zu widersprechen und entschied sich ohne besonderen Grund für die Mainichi Shimbun. Sie setzte sich an einen der abgeteilten Tische, schlug ihr Notizbuch auf und überflog mit einem Kugelschreiber in der Hand die Artikel.

Im Frühherbst des Jahres 1981 war nicht viel passiert. Im Juli jenes Jahres hatten Charles und Diana geheiratet, und in den Zeitungsartikeln wirkte dieses Ereignis noch immer nach. Wohin sie fuhren, was sie machten, was für Kleidung und welchen Schmuck Diana trug. Die Hochzeit von Charles und Diana hatte Aomame natürlich mitbekommen, auch wenn sie sich nicht sonderlich dafür interessiert hatte. Sie konnte überhaupt nicht begreifen, weshalb die Welt derartigen Anteil am Schicksal des englischen Prinzen und seiner Braut nahm. Vor allem, wo dieser Charles so gar nicht wie ein Prinz aussah, sondern eher wie ein Physiklehrer mit gastrischen Beschwerden.

In Polen verschärfte sich der Konflikt zwischen Walesa, dem Führer der Solidarność, und der Regierung. Die Sowjets äußerten sich »höchst besorgt«, was im Klartext hieß, sie drohten mit einem militärischen Einmarsch gleich dem im Prager Frühling von 1968, falls die polnische Regierung die Situation nicht in den Griff bekäme. An all das konnte sich Aomame ungefähr erinnern. Ebenso wie sie

wusste, dass die Sowjets schließlich aus verschiedenen Gründen vorläufig auf eine Intervention verzichtet hatten. Es war überflüssig, diese Artikel gründlich durchzulesen. Nur bei einer Sache stutzte sie. Der amerikanische Präsident Reagan hatte, vielleicht mit dem Ziel, einer sowjetischen Intervention entgegenzuwirken, deutlich geäußert: »Ich hoffe, die Spannungen in Polen werden zu keiner Verzögerung des amerikanisch-sowjetischen Projekts führen, gemeinsam eine Basis auf dem Mond zu errichten.« Die Errichtung einer gemeinsamen Mondbasis? Davon hatte sie noch nie gehört. Aber jetzt, wo sie es las, kam es ihr so vor, als sei neulich in den Fernsehnachrichten auch die Rede davon gewesen. An dem Abend, als sie in dem Hotel in Akasaka mit dem nicht mehr ganz jungen Mann aus Kansai geschlafen hatte, dessen Haar so schön licht gewesen war.

Am 20. September wurde in Jakarta das weltgrößte Drachenflugfest eröffnet, und über zehntausend Menschen ließen dort ihre Drachen steigen. Auch davon hatte Aomame nichts gewusst. Was allerdings nicht besonders verwunderlich war – wer erinnerte sich schon an ein Drachenfest, das drei Jahre zurücklag?

Am 6. Oktober 1981 war der ägyptische Präsident Sadat von einem islamischen Extremisten ermordet worden. Aomame erinnerte sich an das Attentat, und wieder einmal tat es ihr leid um Präsident Sadat. Seine Stirnglatze hatte ihr sehr gut gefallen, außerdem hegte sie eine konsequente und starke Abneigung gegen religiöse Fundamentalisten. Allein der Gedanke an die Engstirnigkeit dieser Leute, ihr arrogantes Überlegenheitsgetue und ihre Gefühllosigkeit gegenüber anderen erregten einen Zorn in ihr, den sie nur schwer beherrschen konnte. Aber das hatte nichts mit

ihrem gegenwärtigen Problem zu tun. Nachdem Aomame sich durch mehrmaliges Durchatmen wieder beruhigt hatte, ging sie zur nächsten Seite über.

Am 12. Oktober war in einem Wohngebiet im Tokioter Bezirk Itabashi ein NHK-Gebühreneintreiber (56) mit einem Studenten in Streit geraten, der sich weigerte, die Gebühren zu entrichten, hatte ein Küchenmesser gezückt, das er in seiner Aktenmappe bei sich trug, und den jungen Mann schwer verletzt. Die Polizei war sofort zur Stelle und nahm den Gebühreneinsammler fest. Der Mann stand benommen mit dem blutverschmierten Messer in der Hand da und leistete keinerlei Widerstand. Einer seiner Kollegen berichtete, der Mann sei seit sechs Jahren fest angestellt gewesen, er habe seinen Dienst sehr ernst genommen und stets die besten Ergebnisse erzielt.

An diesen Vorfall konnte Aomame sich nicht erinnern. Sie selbst hatte die Yomiuri-Zeitung abonniert und las sie jeden Tag genau von vorn bis hinten durch. Sie durchforstete den Gesellschaftsteil, wobei sie ihr Augenmerk vor allem auf die Verbrechen richtete. Der Artikel nahm fast die Hälfte des Gesellschaftsteils der Abendausgabe ein. Unmöglich, dass sie einen Artikel von dieser Größe übersehen hatte. Oder hatte sie ihn doch überlesen? Das war zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber ganz ausschließen konnte sie es nicht.

Sie legte die Stirn in Falten und dachte eine Weile über diese Möglichkeit nach. Dann schrieb sie das Datum und eine kurze Zusammenfassung der Fakten in ihr Heft.

Der Name des Kassierers lautete Shinnosuke Akutagawa. Ein eindrucksvoller Name. Wie der große Dichter. Ein Foto war nicht dabei. Nur eines von dem niedergestochenen Akira Takawa (21). Herr Takawa studierte im sechsten Semester Jura an der Japan-Universität und hatte den

zweiten Dan in Kendo. Hätte er ein Bambusschwert gehabt, wäre er wohl nicht so leicht niedergestochen worden, aber kein normaler Mensch tritt einem Gebühreneintreiber von NHK mit einem Bambusschwert in der Hand entgegen. Und kein normaler Gebühreneinsammler läuft mit einem Küchenmesser in der Aktenmappe herum. Aomame durchsuchte aufmerksam die Berichte der darauffolgenden Tage, entdeckte aber keinen Artikel, der vom Tod des niedergestochenen Studenten berichtete. Vermutlich hatte er überlebt.

Am 16. Oktober hatte sich in einem Kohlebergwerk auf Hokkaido ein schreckliches Unglück ereignet. In einem Schacht tausend Meter unter der Erdoberfläche war durch eine Gasexplosion ein Feuer ausgebrochen. Mehr als fünfzig der Bergleute, die dort arbeiteten, erstickten. Der Brand breitete sich bis nach oben aus, und zehn weitere Menschen kamen ums Leben. Um die Ausbreitung des Feuers zu verhindern, zündete die Firma eine Bombe, ohne sich zu vergewissern, ob die Bergleute noch lebten, und flutete die Grube. Die Zahl der Toten stieg auf dreiundneunzig. Eine fürchterliche Tragödie. Kohle war eine »schmutzige« Energiequelle, und es war gefährlich, sie abzubauen. Die Bergbauunternehmen investierten nur ungern in verbesserte Techniken, und die Arbeitsbedingungen waren hart. Es kam häufig zu Unfällen, und eine Schädigung der Lungenflügel ließ sich kaum vermeiden. Aber Kohle war billig und wurde deshalb weiterhin genutzt. Aomame konnte sich noch gut an dieses Unglück erinnern.

Das Ereignis, nach dem sie suchte, hatte am 19. Oktober stattgefunden, als auch das Grubenunglück noch ganz aktuell war. Bis Tamaru ihr vor wenigen Stunden davon

erzählt hatte, war Aomame ahnungslos gewesen. Die Schlagzeile ging über die ganze Seite der Vormittagsausgabe, und zwar in so großen Lettern, dass man sie einfach nicht übersehen konnte. Es war ausgeschlossen, dass ihr dieser Vorfall entgangen war, ganz gleich, wie lange er zurücklag.

### DREI POLIZISTEN BEI FEUERGEFECHT MIT EXTREMISTEN IN DEN BERGEN VON YAMANASHI GETÖTET

Auch ein großes Foto von dem Flugfeld, an dem der Zwischenfall stattgefunden hatte, war abgedruckt. Es lag in der Gegend des Motosu-Sees. Sogar eine einfache Karte war beigelegt. Der Schauplatz der Ereignisse lag tief in den Bergen, weit entfernt von der als Feriengebiet erschlossenen Region. Auch die drei getöteten Beamten der Präfekturpolizei Yamanashi waren abgebildet. Und die Spezialeinheit der Selbstverteidigungstreitkräfte, die mit dem Hubschrauber eingetroffen war. Die Soldaten trugen Kampfanzüge in Tarnfarben und waren mit kurzläufigen Automatik- und Scharfschützengewehren mit Zielfernrohr ausgestattet.

Aomame verzerrte einen Moment lang ihr Gesicht zu einer furchtbaren Grimasse. Ihre Gefühle brachen sich Bahn, indem sie jeden Muskel bis zum Äußersten anspannte. Glücklicherweise war der Tisch zu beiden Seiten abgeteilt, wodurch niemand Zeuge der grauenhaften Veränderung wurde, die in Aomames Gesichtszügen vor sich ging. Schließlich atmete sie tief durch, indem sie die Luft mit aller Kraft einsog und mit ebensolcher Gewalt ausstieß. Es hörte sich an, als würde ein Wal aus dem Meer auftauchen und die Luft in seinen riesigen Lungen austauschen. Eine Schülerin, die mit dem Rücken zu ihr saß

und lernte, fuhr bei diesem Geräusch entsetzt zu Aomame herum. Natürlich sagte sie nichts. Sie war nur erschrocken.

Nachdem Aomame ihr Gesicht eine Weile so verzerrt hatte, fasste sie sich. Ihre Muskeln entspannten sich, und ihr Gesicht nahm wieder seinen normalen Ausdruck an. Während sie mit dem Kugelschreiber gegen ihre Vorderzähne klopfte, versuchte sie, ihre Gedanken zu ordnen. Für all das gab es doch sicher einen Grund. Es musste einen Grund geben.

Wie konnte ich einen so schwerwiegenden Vorfall, der ganz Japan erschüttert hat, verpassen?, fragte sie sich. Aber es ist ja nicht der einzige. Dass der NHK-Typ den Studenten niedergestochen hat, habe ich auch nicht mitgekriegt. Sehr sonderbar. Mir kann doch nicht gleich zweimal hintereinander etwas so Auffälliges entgangen sein. Ich bin ein systematisch denkender und aufmerksamer Mensch, da kann man sagen, was man will. Die kleinste Abweichung im Millimeterbereich fällt mir auf. Auf mein Gedächtnis kann ich mich hundertprozentig verlassen. Ich habe, ohne einen einzigen Schnitzer zu machen, ein paar Leute ins Jenseits befördert und überlebt. Ich lese jeden Tag gründlich die Zeitung, und mit »gründlich« meine ich, dass mir nichts entgeht.

Natürlich bestimmten die Ereignisse am Motosu-See auch noch mehrere Tage danach die Schlagzeilen. Selbstverteidigungsstreitkräfte und Präfekturpolizei hetzten auf einer groß angelegten Verfolgungsjagd zehn flüchtige Mitglieder der Extremistengruppe durch die Berge, drei Menschen wurden getötet, zwei schwer verletzt, vier (darunter eine Frau) festgenommen. Der Verbleib einer weiteren Person blieb unklar. Sämtliche Zeitungen überboten sich nur so mit Hintergrundberichten. Der Fall

des Gebühreneinsammlers, der den Studenten niedergestochen hatte, war völlig an den Rand gedrängt worden.

NHK war darüber zweifellos erleichtert – auch wenn man es dort natürlich nicht zugab. Denn ohne die Schießerei in den Bergen hätten die Massenmedien gewiss lautstarke Vorwürfe gegen die Rundfunkgebühren erhoben oder gegen den Mangel an Organisation bei NHK polemisiert. Anfang jenes Jahres hatte sich die Liberaldemokratische Partei in die Planung einer Sendung von NHK über den Lockheed-Skandal eingemischt und eine Änderung des Inhalts veranlasst. NHK hatte mehrere Politiker der regierenden Partei vor der Sendung ausführlich über deren Inhalt informiert und quasi demütig um die Erlaubnis der Ausstrahlung nachgesucht. Das klang erstaunlich, war aber ein ganz alltäglicher Vorgang. NHK war von staatlichen Zuwendungen abhängig, und in den oberen Etagen des Senders fürchtete man sich vor Vergeltungsmaßnahmen, falls man es sich mit der regierenden Partei verdarb. Dementsprechend lebte die LDP in der Vorstellung, NHK sei nicht mehr als ihr eigenes PR-Organ. Die Enthüllungen über das, was hinter den Kulissen vor sich ging, hatten natürlich bei großen Teilen der Bevölkerung Misstrauen gegenüber der Ausgewogenheit der Programmpolitik von NHK und seiner politischen Neutralität an sich geweckt und Initiativen gegen die Rundfunkgebühren Auftrieb verliehen.

Abgesehen von den Vorfällen am Motosu-See und der Tat des NHK-Kassierers erinnerte sich Aomame an alles, was sich in diesem Zeitraum ereignet hatte. Keine der anderen Nachrichten war ihr entgangen. Sie erinnerte sich auch, welche Artikel sie damals gelesen hatte. Nur von der



Schießerei und der Sache mit dem NHK-Angestellten war nichts in ihrem Gedächtnis haften geblieben. Woran das wohl lag? Selbst wenn mit ihrem Gehirn etwas nicht stimmte, wie wäre es möglich, dass sie gerade diese beiden Artikel überlesen oder vollständig vergessen hätte?

Aomame schloss die Augen und presste die Fingerspitzen gegen ihre Schläfen. Vielleicht gab es so etwas ja doch. Ihr Gehirn könnte eine Art Mechanismus entwickelt haben, mit dem es die Realität umgestaltete. Es wählte bestimmte Ereignisse aus und verhängte sie mit einem schwarzen Tuch. So war es, als habe sie diese nie wahrgenommen oder im Gedächtnis gehabt. Die neuen Waffen und Uniformen bei der Polizei, die gemeinsame Mondbasis von Amerikanern und Sowjets, der NHK-Gebühreneintreiber, der einen Studenten niederstach, die große Schießerei zwischen Extremisten und Spezialeinheiten der Selbstverteidigungskräfte.

Aber in welchem Zusammenhang stand das alles?

Alles Grübeln war vergebens. Es gab keinen Zusammenhang.

Aomames Verstand arbeitete, während sie sich weiter mit dem Kugelschreiber gegen die Vorderzähne klopfte.

Nach einiger Zeit kam ihr plötzlich ein neuer Gedanke. Was, wenn sie in die andere Richtung denken musste? – Vielleicht lag das Problem gar nicht bei ihr selbst, sondern bei ihrer Umgebung. Nicht ihr Bewusstsein und ihr Verstand waren in Unordnung geraten, sondern das Wirken einer unheimlichen äußeren Kraft unterwarf die Welt um sie herum diesen Verschiebungen.

Je länger sie darüber nachdachte, desto einleuchtender erschien Aomame diese Hypothese. Umso mehr, da sie in

keiner Weise das Gefühl hatte, ihr Bewusstsein weise Lücken oder Verzerrungen auf.

Sie führte ihre Hypothese weiter.

Nicht ich bin verrückt, die Welt ist es.

Ja, so kommt es hin, dachte sie.

Zu einem gewissen Zeitpunkt ist die Welt, wie ich sie kannte, verschwunden oder hat sich zurückgezogen, und eine andere ist an ihre Stelle getreten. Als sei eine Weiche umgestellt worden. Das hieße, mein gegenwärtiges Bewusstsein wäre noch der ursprünglichen Welt verhaftet, die jedoch bereits einer anderen gewichen ist. Die Veränderungen, die stattgefunden haben, sind im Augenblick noch begrenzt. Der größte Teil der neuen Welt wurde aus der ursprünglichen mir bekannten Welt übernommen. Daher verspüre ich in meinem Alltag (momentan noch) keine oder fast keine echte Beeinträchtigung. Aber als Folge der »geänderten Teile« werden vielleicht noch mehr Unterschiede in meiner Umgebung entstehen. Die Unterschiede werden sich nach und nach vermehren, und von Fall zu Fall wird die Logik meiner Handlungen leiden, und ich werde fatale Fehler begehen. Es wäre buchstäblich tödlich, wenn es so käme.

Eine Parallelwelt.

Aomame verzog ihr Gesicht, wenn auch nicht so heftig wie zuvor, eher so, als habe sie etwas sehr Bitteres im Mund. Wieder hämmerte sie mit dem Kugelschreiber gegen ihre Vorderzähne, und ein tiefes Knurren entrang sich ihrer Kehle. Die Schülerin, die mit dem Rücken zu ihr saß, hörte es, tat inzwischen aber so, als würde sie nichts bemerken.

Das ist ja richtige Science-Fiction, dachte Aomame.

Aber womöglich stellte sie diese egozentrischen

Vermutungen ja aus reinem Selbstschutz an? Vielleicht wurde sie in Wirklichkeit einfach nur verrückt. Sie betrachtete sich als geistig völlig normal. Hielt ihr Bewusstsein für unbeeinträchtigt. Aber behaupteten nicht die meisten Geisteskranken, alle anderen seien verrückt, sie selbst hingegen völlig normal? War die wahnwitzige These von der Parallelwelt nur der gewaltsame Versuch, ihren eigenen Wahnsinn zu rechtfertigen?

Sie brauchte die Meinung eines unbeteiligten Dritten.

Zu einem Psychiater zu gehen und sich untersuchen zu lassen kam nicht in Frage. Die Umstände waren zu kompliziert, und es gab zu vieles, was sie nicht preisgeben konnte. Zum Beispiel, dass ihr »Beruf« mit dem Gesetz unvereinbar war. Und vor allem, dass sie Männern einen selbst geschliffenen Eispick in den Nacken stieß, um sie zu töten. Das konnte sie doch keinem Arzt erzählen. Ob die Ermordeten nun feige, perverse Typen gewesen waren, die es verdient hatten zu sterben, oder nicht. Und selbst wenn sie diese illegale Seite ihres Lebens vorläufig hätte verbergen können, so wäre auch mit den legalen Teilen kein Staat zu machen gewesen. Ihr Leben war wie ein mit schmutziger Wäsche vollgestopfter Koffer, und sein Inhalt reichte aus, um einen Menschen in den Wahnsinn zu treiben. Wahrscheinlich reichte es sogar für zwei oder drei. Ihr Sexualleben war eines der Dinge, die hervorgezerrt würden. Und das war weiß Gott nichts, das sie vor anderen auspacken wollte. Nein, zum Arzt konnte sie nicht gehen. Sie konnte das Problem nur selbst lösen.

Sie würde ihre These noch ein wenig weiterführen.

Falls es sich wirklich so zugetragen hatte, falls ihre Welt wirklich vertauscht worden war – wann, wo und wie hatte sich das konkret abgespielt? Wo war die Schnittstelle?

Noch einmal folgte Aomame konzentriert dem Faden ihrer Erinnerung.

Dass Teile ihrer Welt sich verändert hatten, war ihr zum ersten Mal vor ein paar Tagen aufgefallen, als sie den Ölexperten in dem Hotelzimmer in Shibuya beseitigt hatte. Sie war auf der Stadtautobahn Nr. 3 aus dem Taxi gestiegen, war über die Notfalltreppe auf die Nationalstraße 246 hinuntergekllettert, hatte ihre Strümpfe gewechselt und sich zur Tokyu-Linie am Bahnhof Sangenjaya begeben. Unterwegs war sie an einem jungen Polizisten vorbeigegangen und hatte bemerkt, dass seine Aufmachung sich von der, die sie kannte, unterschied. So hatte alles angefangen. Also hatte der Austausch der Welten wahrscheinlich kurz vorher stattgefunden. Denn der Polizeibeamte, den sie am Morgen in der Nähe ihrer Wohnung gesehen hatte, hatte noch die gewohnte Uniform und den altmodischen Revolver getragen.

Aomame erinnerte sich an das sonderbare Gefühl, das sie im Taxi verspürt hatte, als Janáčeks Sinfonietta ertönte. Als würde ihr Körper verdreht. Es hatte sich angefühlt, als werde er ausgewrungen wie ein Putzlappen. Der Taxifahrer hatte sie auf die Treppe hingewiesen, über die man im Notfall die Stadtautobahn verlassen konnte, sie hatte ihre Stöckelschuhe ausgezogen und war barfuß im starken Wind diese halsbrecherische Treppe hinuntergestiegen. Währenddessen war die ganze Zeit die Fanfare der Sinfonietta in ihren Ohren erklungen. Möglicherweise war das bereits der Auftakt gewesen.

Auch dieser Taxifahrer hatte einen irgendwie sonderbaren Eindruck gemacht. Aomame konnte sich noch an seine Abschiedsworte erinnern. Sie wiederholte sie möglichst genau aus dem Gedächtnis.

WENN SIE DIES TUN, ERSCHEINT IHNEN DER ALLTAG VIELLEICHT EIN WENIG ANDERS ALS ZUVOR. LASSEN SIE SICH JEDOCH NICHT VOM ÄUSSEREN SCHEIN TÄUSCHEN. ES GIBT IMMER NUR EINE REALITÄT.

Ein Taxifahrer, der ungereimtes Zeug redet, hatte Aomame damals gedacht. Sie hatte gar nicht recht verstanden, was er da sagte, und es hatte sie auch kaum interessiert. Sie hatte es eilig gehabt und keine Zeit, sich über kryptische Äußerungen Gedanken zu machen. Doch wenn sie jetzt darüber nachdachte, erschien ihr diese Aussage ziemlich unvermittelt und seltsam. Man konnte sie fast als Warnung oder versteckte Botschaft deuten. Was hatte der Fahrer ihr damit wohl sagen wollen?

Und dann die Musik von Janáček. Weshalb hatte sie auf Anhieb erkannt, dass es sich um die Sinfonietta handelte? Wieso kannte sie ein Stück, das im Jahr 1926 komponiert worden war? Janáčeks Sinfonietta war kein populäres Werk, das jeder, der es hörte, sofort erkannte. Außerdem hatte sie kein großes Interesse an klassischer Musik. Außer ein paar Stücken von Haydn und Beethoven kannte sie so gut wie nichts. Warum hatte sie dennoch bei den Klängen aus dem Radio im Taxi sofort gewusst, dass es sich um die Sinfonietta von Janáček handelte? Und weshalb hatte diese Musik sie so stark und persönlich berührt?

Genau, sie war auf eine sehr persönliche Art berührt gewesen. Als sei eine latente Erinnerung, die seit langem in ihr geschlummert hatte, unerwartet geweckt worden. Ein bisschen hatte es sich auch angefühlt, wie bei den Schultern gepackt und geschüttelt zu werden. Also konnte es sein, dass es irgendwann in ihrem bisherigen Leben eine tiefere Verbindung zwischen ihr und zu dieser Musik gegeben hatte. Vielleicht wurde, sobald sie ertönte,

automatisch ein Schalter umgelegt, und eine bestimmte Erinnerung wurde abgerufen. Die Sinfonietta von Janáček. Allerdings kam Aomame nicht annähernd darauf, was sie damit assoziierte, selbst wenn sie in den tiefsten Tiefen ihres Gedächtnisses forschte.

Aomame blickte sich um, betrachtete ihre Handflächen, prüfte die Form ihrer Nägel und zur Sicherheit auch die ihrer Brüste, indem sie sie über der Bluse mit beiden Händen umschloss. Keine Veränderung. Die gleiche Form und Größe. Alles wie immer. Aber irgendetwas war anders. Aomame konnte es spüren. Es war wie bei diesen Bildern, bei denen man die winzigen Unterschiede herausfinden muss. Zwei Bilder, die, auch wenn man sie nebeneinander an die Wand hängte, völlig gleich aussahen. Erst bei aufmerksamer Untersuchung der Details erkannte der Betrachter, dass sie in ein paar Kleinigkeiten voneinander abwichen.

Aomame schaltete um und wandte sich wieder der verkleinerten Zeitungsseite zu, um die genauen Einzelheiten zu notieren. Man vermutete, dass die fünf chinesischen AK-47 über die koreanische Halbinsel ins Land geschmuggelt worden waren. Ihre Qualität war nicht schlecht, eventuell stammten sie aus alten Armeebeständen. Auch Munition gab es jede Menge. Die Küste des Japanischen Meeres war lang. Im Schutz der Nacht konnte man Waffen und Munition leicht auf als Fischerboote getarnten Frachtern transportieren. Auf diesem Weg gelangten Drogen und Waffen im Austausch gegen große Mengen von Yen nach Japan.

Die Präfekturpolizei von Yamanashi hatte nicht gewusst, dass diese extremistische Gruppe derart schwer bewaffnet war. Die Polizisten waren aufgrund einer Anzeige wegen

Körperverletzung – beinahe pro forma – mit einem Streifenwagen und einem Minibus in gewöhnlicher Ausrüstung zu dem »Bauernhof« gefahren, der der sogenannten »Akebono-Gruppe« als Hauptquartier diente und auf dem sie zur Tarnung organische Landwirtschaft betrieb. Die Gruppe verweigerte der Polizei den Zutritt zum Hof und vereitelte die Ermittlungen. Natürlich kam es zu einer Auseinandersetzung, die schließlich zu dem Schusswechsel führte.

Die Gruppe befand sich sogar im Besitz leistungsstarker chinesischer Handgranaten, die jedoch zum Glück der Polizisten gerade erst eingetroffen waren, sodass die Extremisten noch nicht in ihrem Gebrauch geschult waren. Andernfalls wäre die Zahl der Opfer bei Polizei und Selbstverteidigungsstreitkräften erheblich größer gewesen. Die Beamten trugen anfangs nicht einmal kugelsichere Westen, ein Indiz für die naive Einschätzung der Lage sowie die veraltete Ausrüstung der Polizisten. Was jedermann jedoch am meisten erstaunte, war der Umstand, dass es überhaupt noch eine extremistische Kampftruppe gab, die aktiv im Untergrund tätig war. Man hatte geglaubt, das Revolutionsgeschrei, das gegen Ende der sechziger Jahre ertönt war, gehöre längst der Vergangenheit an und die Reste der Radikalenbewegung seien beim sogenannten Asama-Sanso-Zwischenfall im Jahr 1972 zerschlagen worden.

Nachdem Aomame sich alles notiert und die Taschenausgabe der Zeitungen wieder an die Theke gebracht hatte, holte sie sich aus dem Musikregal ein dickes Buch mit dem Titel Komponisten der Welt. Sie kehrte an ihren Tisch zurück und schlug die Seite über Janáček auf.

Leoš Janáček war 1854 in einem Dorf in Mähren geboren

und 1928 gestorben. In dem Buch gab es eine Abbildung aus seinen späteren Jahren. Er war nicht kahl; im Gegenteil, sein dichtes weißes Haar bedeckte sein Haupt wie gesundes, wild wachsendes Gras. Seine Kopfform war kaum zu erkennen. Die Sinfonietta hatte er 1926 komponiert. Janáček hatte ein liebloses, unglückliches Eheleben geführt, aber 1917, mit dreiundsechzig Jahren, lernte er die verheiratete Kamila kennen und verliebte sich in sie. Durch seine späte Liebe zu Kamila gewann Janáček, der sich eine Zeit lang vor einem Nachlassen seiner Schaffenskraft gefürchtet hatte, so viel Vitalität und Kreativität zurück, dass er der Welt noch ein Meisterwerk nach dem anderen schenkte.

Als er eines Tages mit Kamila spazieren ging, spielte im Konzertpavillon des Parks eine Militärkapelle. Das Paar blieb stehen, um zuzuhören. Ein plötzliches Glücksgefühl durchströmte Janáček und inspirierte ihn zum ersten Satz der Sinfonietta. Er erinnerte sich einer lebhaften Ekstase und der Empfindung, in seinem Kopf sei etwas geplatzt. Zu jener Zeit war Janáček gerade gebeten worden, eine Bläserfanfare für eine große Sportveranstaltung zu schreiben; diese Fanfare und das Thema, das ihm im Park eingefallen war, wurden eins. Die Sinfonietta – die »kleine Symphonie« – war geboren. Ihr Aufbau ist unkonventionell, und die brillante, festliche Fanfare verbindet sich mit dem für die mitteleuropäische Musikkultur typischen anmutigen Klang der Streicher zu einer einzigartigen Atmosphäre. So stand es in dem Buch.

Sicherheitshalber schrieb Aomame die biographischen Einzelheiten und musikalischen Erläuterungen in ihr Notizheft. Allerdings lieferte ihr das Buch keinen einzigen Hinweis darauf, welche Verbindung oder mögliche



Verbindung es zwischen ihr und der Sinfonietta gab. Nachdem sie die Bibliothek verlassen hatte, lief sie ziellos durch die Straßen, über die sich bereits die Dämmerung senkte. Hin und wieder sprach sie mit sich selbst oder schüttelte den Kopf.

Natürlich ist das alles nicht mehr als eine Vermutung, dachte Aomame im Gehen. Immerhin fand sie sie im Augenblick ziemlich überzeugend. Zumindest bis eine überzeugendere Vermutung auftauchte, musste sie sich mit dieser behelfen. Andernfalls würde sie vielleicht ganz aus der Bahn geworfen. Dazu wäre es gut, diesem neuen Zustand der Welt einen passenden Namen zu geben. Um diese Welt von der Welt, in der die Polizei noch mit altmodischen Revolvern herumlief, zu unterscheiden, brauchte sie einen eigenen Namen. Selbst Hunde und Katzen hatten Namen. Also brauchte auch diese verwandelte, neue Welt einen.

1Q84 – so werde ich die neue Welt nennen, entschied Aomame.

Q für question mark – Fragezeichen.

Sie nickte sich im Gehen zustimmend zu.

Ob es mir gefällt oder nicht, dachte sie, ich befinde mich jetzt im Jahr 1Q84. Das mir vertraute Jahr 1984 existiert nicht mehr, wir haben jetzt 1Q84. Die Atmosphäre hat sich verändert, und die Szenerie hat sich verändert. Ich muss mich dieser Welt mit Fragezeichen möglichst rasch anpassen. Wie ein Tier, das es in einen fremden Wald verschlagen hat. Um mich zu schützen und zu überleben, muss ich die Gesetze meiner neuen Umgebung möglichst schnell lernen und ihnen gehorchen.

Aomame betrat ein Schallplattengeschäft in der Nähe des

Bahnhofs Jiyugaoka und suchte nach der Sinfonietta. Janáček war kein ausgesprochen populärer Komponist. Die Auswahl seiner Platten war sehr klein, und sie fand lediglich eine Aufnahme der Sinfonietta, gespielt vom Cleveland Orchestra unter der Leitung von George Szell. Auf der A-Seite war das Konzert für Orchester von Bartók. Sie wusste nicht, um welche Aufführung es sich handelte, aber da sie ohnehin keine Alternative hatte, kaufte sie die LP. Sie fuhr nach Hause, nahm eine Flasche Chablis aus dem Kühlschrank und entkorkte sie. Sie legte die LP auf den Plattenteller und setzte die Nadel in die Rille. Während sie ein Glas von dem gut gekühlten Wein trank, lauschte sie der Musik. Strahlend erschallte die bekannte Fanfare. Es war das gleiche Stück, das sie im Taxi gehört hatte. Kein Zweifel. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich ganz auf die Musik. Die Aufnahme war nicht schlecht. Aber nichts geschah. Nur die Musik ertönte. Sie hatte weder das Gefühl, ausgewrungen zu werden, noch dass sich etwas verwandelte.

Als das Stück zu Ende war, schob sie die Platte wieder in die Hülle, lehnte sich, auf dem Boden sitzend, mit dem Rücken an die Wand und trank ihren Wein. Sie war so in Gedanken versunken, dass sie kaum etwas von seinem Geschmack wahrnahm. Sie ging ins Bad und wusch sich das Gesicht mit Seife. Dann stutzte sie mit einer kleinen Schere ihre Augenbrauen und reinigte sich mit einem Wattestäbchen die Ohren.

Was war es nun: Wurde sie verrückt, oder war die Welt verrückt? Sie wusste es nicht. Topf und Deckel passten nicht zusammen. Es konnte am Topf liegen, aber auch am Deckel. Wie auch immer – an der Tatsache, dass sie nicht zusammenpassten, war nicht zu rütteln.

Aomame öffnete den Kühlschrank und erforschte seinen Inhalt. Da sie seit mehreren Tagen nicht eingekauft hatte, war er ziemlich leer. Sie nahm eine reife Papaya heraus, zerteilte sie mit dem Küchenbeil und löffelte sie aus. Anschließend wusch sie drei kleine Gurken, die sie mit Mayonnaise verzehrte. Sie nahm sich Zeit beim Kauen. Am Ende trank sie ein Glas Sojamilch. Das war ihr Abendessen. Eine einfache Mahlzeit, aber ideal, um Verstopfung vorzubeugen. Verstopfung gehörte zu den Dingen, die Aomame auf dieser Welt am meisten hasste. Fast ebenso sehr wie feige, gewalttätige Männer, die ihre Familien prügeln, und engstirnige religiöse Fanatiker.

Nach dem Essen zog Aomame sich aus und nahm eine heiße Dusche. Sie trocknete sich ab und betrachtete ihren nackten Körper in dem Spiegel, der neben der Tür angebracht war. Ihren flachen Bauch und ihre straffen Muskeln. Die ungleichen ovalen Brustwarzen und ihr Schamhaar, das an einen ungemähten Fußballplatz erinnerte. Plötzlich fiel ihr ein, dass sie in einer Woche dreißig wurde. Schon wieder so ein blöder Geburtstag. Verdammte, jetzt wird man in dieser dämlichen Welt auch noch dreißig!, dachte Aomame und runzelte die Stirn.

1Q84.

Das war der Ort, an dem sie war.

## KAPITEL 10

Tengo

Eine echte Revolution, in der echtes Blut fließt

»Umsteigen«, sagte Fukaeri, kurz bevor die Bahn in Tachikawa hielt, und griff wieder nach Tengos Hand.

Sie stiegen aus, und während sie auf dem Weg zu einem anderen Bahnsteig die Treppen hinauf- und hinuntergingen, ließ sie seine Hand kein einziges Mal los. In den Augen der Passanten wirkten die beiden sicherlich wie ein verliebtes Paar. Der Altersunterschied zwischen ihnen war recht groß, aber Tengo sah jünger aus, als er war; allerdings brachte die unterschiedliche Körpergröße der beiden gewiss einige zum Schmunzeln. Ein glückliches junges Paar an einem Sonntagmorgen im Frühling.

Dennoch ging von Fukaeris Hand keine erotische Spannung aus, wie sie bei Berührungen zwischen den Geschlechtern durchaus vorkommt. Der Druck, mit dem sie Tengos Hand festhielt, war konstant. Er hatte etwas von der dienstlichen Präzision, mit der ein Arzt den Puls eines Patienten fühlt. Plötzlich kam Tengo der Gedanke, dass die junge Frau vielleicht mittels des Tastsinns ihrer Finger und Handflächen einen Austausch von Informationen suchte, die sie mit Worten nicht übermitteln konnte. Falls dem tatsächlich so war, hatte die Sache allerdings Ähnlichkeit mit einer Einbahnstraße. Vielleicht nahm Fukaeri ja über ihre Handfläche etwas von dem auf, was in Tengo vorging; er jedenfalls konnte nicht in ihrem Inneren lesen. Er machte sich aber auch keine großen Gedanken darüber. Was auch immer sie zu erspüren vermochte, es gab keine Informationen oder Gefühle in ihm, von denen Fukaeri nichts wissen durfte.

Auch wenn die junge Frau Tengo nicht als Angehörigen des anderen Geschlechts wahrnahm, hegte sie offenbar ein gewisses Maß an Sympathie für ihn. Nahm er jedenfalls an. Zumindest machte er keinen unangenehmen Eindruck auf sie. Andernfalls würde sie wohl nicht so lange seine Hand halten, welche Absicht auch immer damit verbunden war.

Die beiden wechselten zu einem Gleis der Ome-Linie und stiegen in den dort wartenden Zug ein. Er war unerwartet voll. Sonntags waren viele ältere Leute in Wanderausrüstung und Familien unterwegs. Tengo und Fukaeri setzten sich nicht, sondern blieben nebeneinander in der Nähe der Tür stehen.

»Ich komme mir vor wie auf einem Ausflug«, sagte Tengo und schaute sich im Waggon um.

»Darf ich die Hand noch halten«, fragte Fukaeri. Auch nachdem sie eingestiegen waren, hatte sie Tengos Hand nicht losgelassen.

»Natürlich darfst du«, sagte Tengo.

Sichtlich beruhigt umklammerte sie weiter seine Hand. Ihre Finger und ihre Handfläche waren unverändert glatt und überhaupt nicht schwitzig. Noch immer schienen sie etwas in ihm zu suchen oder sich von etwas überzeugen zu wollen.

»Sie fürchten sich nicht mehr«, fragte sie ohne fragende Intonation.

»Nein, nicht mehr«, antwortete Tengo. Es war nicht gelogen. Die Panik, die ihn sonntagmorgens regelmäßig anfiel, hatte – vielleicht dadurch, dass Fukaeri seine Hand hielt – ihre Wucht verloren. Er schwitzte nicht, das harte Hämmern seines Herzens blieb ebenso aus wie die Vision, und sein Atem ging wieder leicht und regelmäßig.

»Das ist gut«, sagte Fukaeri mit tonloser Stimme.

Ja, gut, dachte auch Tengo.

Es erfolgte die schnell gesprochene kurze Durchsage, dass der Zug gleich abfahren würde, und die Türen schlossen sich mit einem lauten Rumpeln, als würde ein riesiges urtümliches Tier erwachen und sich schütteln. Langsam,

fast unentschlossen, entfernte sich der Zug vom Bahnsteig.

Hand in Hand mit Fukaeri, betrachtete Tengo die Szenerie vor dem Fenster. Anfangs fuhren sie noch durch ganz gewöhnliche Wohngebiete. Doch allmählich ließen sie die flache Landschaft von Musashino hinter sich, und es wurde bergig. Ab Higashi-Ome war die Strecke nur noch eingleisig. Nachdem sie dort in einen Zug mit vier Waggons umgestiegen waren, wurde das Land immer gebirgiger. Aus dieser Gegend pendelte kaum noch jemand ins Stadtzentrum. Die Berghänge hatten noch die welken Farben des Winters, aber dazwischen leuchtete Immergrün auf. Wenn sich an den Haltestellen die Türen öffneten, machte sich der veränderte Geruch der Luft bemerkbar. Auch die Geräusche schienen irgendwie verändert. An die Bahnlinie grenzten nun Felder, und immer mehr Häuser sahen wie bäuerliche Gehöfte aus. Die Anzahl der Nutzfahrzeuge nahm gegenüber den Personenwagen zu. Anscheinend legen wir eine ganz schöne Strecke zurück, dachte Tengo. Wie weit es wohl noch war?

»Keine Sorge, wir sind bald da.« Fukaeri schien seine Gedanken gelesen zu haben.

Tengo nickte wortlos. Allmählich kriege ich das Gefühl, als sei ich unterwegs, um den Eltern meiner Verlobten vorgestellt zu werden, dachte er.

Der Bahnhof, an dem die beiden ausstiegen, hieß Futamatao – »Wegscheide«, ein sonderbarer Name. Tengo erinnerte sich nicht, ihn schon einmal gehört zu haben. An dem kleinen Bahnhof mit dem alten Holzgebäude stiegen außer den beiden noch etwa fünf Personen aus. Niemand stieg ein. Nach Futamatao kam man, um in der frischen Luft der Waldwege spazieren zu gehen. Niemand besuchte Futamatao wegen einer Aufführung von Der Mann von La

Mancha, einer besonders wilden Diskothek, eines Aston-Martin-Showrooms oder eines berühmten französischen Restaurants, in dem man Hummergratin servierte. Das sah man schon an den Leuten, die dort ausstiegen.

Der Bahnhofsvorplatz war wie ausgestorben, und es gab nichts, das die Bezeichnung Laden verdient hätte, aber ein Taxi stand bereit. Vermutlich passte es die Ankunftszeit des Zuges ab. Fukaeri klopfte leise ans Fenster. Die Tür ging auf, und sie stieg ein. Sie bedeutete Tengo, ebenfalls einzusteigen. Die Tür schloss sich, Fukaeri teilte dem Fahrer kurz ihr Ziel mit, und dieser nickte.

Die Fahrt im Taxi war nicht sehr lang, aber schwierig. Es ging steil bergauf und bergab, und sie fuhren schmale Feldwege entlang, auf denen man nur mit Mühe aneinander vorbeikam. Es gab massenhaft Kurven und Biegungen. Allerdings dachte der Fahrer nicht daran, an solchen Stellen die Geschwindigkeit zu drosseln, sodass Tengo sich die ganze Zeit wie wahnsinnig am Türgriff festklammern musste. Schließlich fuhren sie einen Hang, steil wie eine Skipiste, hinauf, und auf dem Gipfel eines kleinen Berges kam der Wagen endlich zum Stehen.

Tengo hatte sich eher in einer Berg- und Talbahn auf dem Rummelplatz gewöhnt als in einem Taxi. Er reichte dem Fahrer zwei Tausend-Yen-Scheine aus seinem Portemonnaie und erhielt Wechselgeld und eine Quittung.

Vor dem alten Haus in japanischem Stil standen ein schwarzer Mitsubishi Pajero und ein grüner Jaguar. Der Pajero war blitzblank poliert, aber der Jaguar, ein älteres Modell, war so von weißem Staub bedeckt, dass man seine ursprüngliche Farbe kaum erkennen konnte. Die Windschutzscheibe war ebenso verschmutzt. Anscheinend hatte den Wagen schon länger niemand gefahren. Die Luft

schmeckte prickelnd scharf, und es herrschte eine so tiefe Stille, dass man sein Gehör darauf einstellen musste. Aus einem unendlich klaren und hohen Himmel schien das milde Sonnenlicht warm auf die ihm ausgesetzten Hautpartien. Zuweilen ertönte der ungewohnt grelle Schrei eines Vogels, der sich aber nicht zu erkennen gab.

Die stilvolle große Villa schien bereits vor längerer Zeit erbaut worden zu sein, wurde aber sorgfältig instand gehalten. Auch die Pflanzen im Garten waren gepflegt und zurechtgeschnitten. Einige Büsche hatte man so gewissenhaft und gleichmäßig gestutzt, dass sie wie künstlich wirkten. Eine gewaltige Kiefer warf ihren breiten Schatten auf die Erde. Nichts behinderte die offene Aussicht auf die Umgebung, aber eine weitere menschliche Behausung war, so weit das Auge reichte, nicht zu entdecken. Tengo vermutete, dass ein Mensch, der freiwillig ein so entlegenes Domizil bezog, keinen Wert auf den Kontakt zu anderen legte.

Fukaeri schob die unverschlossene Haustür mit einem klappernden Geräusch auf, trat ein und hieß Tengo, ihr zu folgen. Niemand erschien, um die beiden zu begrüßen. In der ungemütlich weitläufigen Eingangshalle entledigten sie sich ihrer Schuhe und folgten einem spiegelblank gebohnerten Flur in einen Empfangsraum mit Panoramablick auf die Berge. Unter ihnen schlängelte sich in der Sonne glitzernd ein Fluss. Die Aussicht war herrlich, aber Tengo hatte im Moment keinen Sinn dafür und konnte sich nicht an ihr erfreuen. Nachdem Fukaeri ihm einen Platz auf dem großen Sofa angeboten hatte, verließ sie wortlos den Raum. Das Sofa verströmte den Geruch alter Zeiten. Wie alt diese Zeiten genau waren, konnte Tengo nicht sagen.



In dem erstaunlich schmucklosen Empfangsraum stand ein niedriger Tisch, dessen dicke Platte völlig kahl war. Es gab keinen Aschenbecher und nicht einmal eine Tischdecke. An den Wänden hingen keine Bilder. Auch keine Uhr oder ein Kalender. Im ganzen Raum existierte keine einzige Vase. Kein Sideboard oder Ähnliches. Weder Bücher noch Zeitschriften lagen herum. Der verblichene alte Teppich mit dem undefinierbaren Muster stammte wahrscheinlich aus der gleichen Zeit wie die alte Sitzgruppe, zu der neben dem großen Sofa, auf dem Tengo saß wie auf einem Floß, noch drei Sessel gehörten. Außerdem gab es einen großen offenen Kamin, aber kein Anzeichen dafür, dass er in jüngerer Zeit beheizt worden war. Selbst jetzt, mitten im April, war der Raum noch eiskalt, die durchdringende Kälte des Winters schien sich darin gehalten zu haben. Offenbar hatte dieses Zimmer schon vor einer Ewigkeit beschlossen, niemandem mehr einen freundlichen Empfang zu bereiten. Endlich kehrte Fukaeri zurück und ließ sich ohne ein Wort neben ihm nieder.

Lange Zeit sprach keiner von beiden. Fukaeri hatte sich in ihre eigene rätselhafte Welt zurückgezogen, und Tengo entspannte sich, indem er ruhig ein- und ausatmete. Außer den gelegentlichen Vogelrufen aus der Ferne drang lange kein Laut in diesen Raum. Tengo lauschte der Stille, und es kam ihm vor, als verfüge sie über mehrere Nuancen. Diese Stille bestand nicht nur aus der Abwesenheit von Geräuschen. Es war, als würde sie etwas über sich erzählen. Tengo warf einen sinnlosen Blick auf seine Armbanduhr. Dann hob er das Gesicht und schaute aus dem Fenster auf die Landschaft, dann noch einmal auf die Uhr. Es war kaum Zeit vergangen. Sonntagmorgens verging die Zeit immer

sehr langsam.

Nach etwa zehn Minuten öffnete sich ohne Vorankündigung ganz plötzlich die Tür, und ein hagerer Mann betrat mit hastigen Schritten den Empfangsraum. Er war Mitte sechzig und etwa einen Meter sechzig groß, machte aber wegen seiner strammen Haltung keinen mickrigen Eindruck. Sein Rücken war so gerade, als habe er eine Eisenstange verschluckt, und selbst die Ausrichtung seines Kinns hatte etwas Schneidiges. Er hatte dichte Augenbrauen und trug eine dicke Brille mit pechschwarzem Rahmen, wie geschaffen, um seine Mitmenschen einzuschüchtern. Seine Art, sich zu bewegen, erinnerte an eine in allen Einzelteilen kompakt konstruierte, ausgefeilte Maschine. Keine Bewegung war überflüssig, alle Teile korrespondierten in effektivem Einklang miteinander. Tengo wollte aufstehen, um den Mann zu begrüßen, aber der bedeutete ihm mit einer kurzen Geste, Platz zu behalten. Als Tengo sich der Weisung entsprechend wieder auf seinen Sitz sinken ließ, setzte der andere sich rasch, als befänden sie sich in einem Wettlauf, auf einen der Sessel gegenüber. Der Mann musterte ihn eine Weile, ohne etwas zu sagen. Sein Blick war nicht gerade durchdringend, aber seine Augen glitten flink von Kopf bis Fuß über Tengo hinweg. Mitunter kniff er sie ein wenig zusammen, dann weiteten sie sich wieder. Wie ein Fotograf, der die Brennweite seiner Linse einstellt.

Der Mann trug einen tiefgrünen Pullover über einem weißen Hemd, dazu eine dunkelgraue Wollhose. Die Kleidungsstücke saßen wie angegossen, sahen aber aus, als habe er sie ungefähr zehn Jahre lang jeden Tag angehabt, und waren schon recht abgetragen. Wahrscheinlich war er ein Mensch, der sich nicht viel aus seiner Garderobe

machte. Dafür legte er sicher bei anderen auch keinen großen Wert auf Äußerlichkeiten. Sein schütteres Haar betonte seine insgesamt eher längliche Kopfform. Er hatte eingefallene Wangen, ein kantiges Kinn und einen kleinen, fast kindlichen Schmollmund, der nicht so recht zum Gesamteindruck seiner Erscheinung passen wollte. Hier und da schienen beim Rasieren Barthaare stehengeblieben zu sein, was aber vielleicht wegen der Lichtverhältnisse nur so aussah. Das Sonnenlicht der Berge, das durchs Fenster drang, war anders als das Licht, an das Tengo gewöhnt war.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie in solcher Eile habe kommen lassen.« Der Mann sprach mit einer besonderen Intonation. Seine Redeweise war die eines Menschen, der seit langem daran gewöhnt ist, vor Menschenansammlungen unbestimmter Größe zu sprechen. Und zwar logisch und strukturiert. »Da meine Situation es mir augenblicklich nicht erlaubt, mich von hier zu entfernen, blieb mir nichts anderes übrig, als Sie hierherzubemühen.«

Das mache überhaupt nichts, entgegnete Tengo. Er nannte seinen Namen und entschuldigte sich dafür, keine Visitenkarte dabeizuhaben.

»Ich heiße Ebisuno«, sagte der andere, »und habe auch keine Visitenkarte.«

»Ah, Herr Ebisuno«, wiederholte Tengo.

»Alle nennen mich Sensei. Sogar meine eigene Tochter.«

»Wie schreibt sich Ihr Name?«

»Er kommt ziemlich selten vor. Eri, schreib mal die Zeichen!«

Fukaeri nickte. Sie nahm einen Notizblock und schrieb langsam mit Kugelschreiber auf ein weißes Blatt. Es wirkte,

als würde sie die Zeichen mit einer Nadel in einen Backstein ritzen.

»Auf Englisch bedeutet er Field of Savages – Feld der Wilden. Früher habe ich mich mit Kulturanthropologie beschäftigt. Durchaus ein passender Name für diese Wissenschaft«, sagte der Sensei, und so etwas wie ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Doch an der Ruhelosigkeit seines Blicks änderte sich nichts. »Allerdings habe ich die Forschung schon lange an den Nagel gehängt. Was ich momentan mache, hat gar nichts damit zu tun. Ich habe mich auf ein anderes wildes Feld begeben.«

Es war wirklich ein seltener Name, aber Tengo erinnerte sich, ihn schon gehört zu haben. Ende der sechziger Jahre hatte es einen bekannten Wissenschaftler namens Ebisuno gegeben. Er hatte mehrere Bücher veröffentlicht, die damals ziemlich geschätzt wurden. Er wusste nichts Genaueres über ihren Inhalt, nur der Autorenname war in einem Winkel seines Gedächtnisses haften geblieben. Aber in letzter Zeit hatte er ihn nicht mehr gehört.

»Ich glaube, ich kenne Ihren Namen«, sagte Tengo vorsichtig.

»Das kann sein«, sagte der Sensei, den Blick in die Ferne gerichtet, als sei von einem Abwesenden die Rede. »Jedenfalls ist das alles sehr lange her.«

Tengo spürte Fukaeris ruhigen Atem neben sich. Sie atmete langsam und tief ein und aus.

»Tengo Kawana«, sagte der Sensei, als würde er den Namen ablesen.

»Genau«, sagte Tengo.

»Sie haben Mathematik studiert und arbeiten jetzt als Lehrer an einer Yobiko in Yoyogi«, sagte der Sensei.

»Nebenher schreiben Sie. Hat mir Eri erzählt. Stimmt doch?«

»Ja, natürlich«, sagte Tengo.

»Sie sehen weder aus wie ein Mathematiklehrer noch wie ein Schriftsteller.«

Tengo lächelte etwas bekümmert. »Das bekomme ich in letzter Zeit immer wieder zu hören. Es muss an meinem Körperbau liegen.«

»Ich habe es in keinem negativen Sinn gemeint«, sagte der Sensei und tippte mit dem Finger an den Steg seiner schwarzen Brille. »Es ist absolut kein Nachteil, nicht nach etwas Bestimmtem auszusehen. So wird man auch in keine Schublade gesteckt.«

»Danke für das Kompliment. Ein Schriftsteller bin ich übrigens noch längst nicht. Ich versuche nur, einen Roman zu schreiben.«

»Sie versuchen es ...«

»Das heißt, ich arbeite nach dem Trial-and-error-Prinzip.«

»Ich verstehe«, sagte der Sensei und rieb sich leicht die Hände, als würde er erst jetzt bemerken, wie eiskalt es in dem Zimmer war. »Nach allem, was ich gehört habe, redigieren Sie die Geschichte, die Eri geschrieben hat. Sie wollen, dass sie den Preis für das beste Erstlingswerk bekommt, den diese Literaturzeitschrift vergibt. Und Eri wollen Sie der Öffentlichkeit als die Autorin verkaufen. Habe ich das richtig verstanden?«

Tengo wählte seine Worte mit Bedacht. »Im Grunde trifft das zu. Ein Redakteur des Verlags, Herr Komatsu, hat es so geplant. Ob sein Plan wirklich durchführbar ist, weiß ich nicht. Auch nicht, ob er moralisch vertretbar ist. Meine

Aufgabe bestünde lediglich darin, den Text von ›Die Puppe aus Luft‹ zu überarbeiten. Ich bin sozusagen nur der Techniker. Für alle anderen Bereiche ist Herr Komatsu verantwortlich.«

Der Sensei dachte eine Weile konzentriert nach. In der Stille, die nun wieder in den Raum eingekehrt war, konnte man förmlich hören, wie sein Verstand arbeitete. Dann sagte er: »Dieser Herr Komatsu hat also die Sache geplant, und Sie werden die technische Seite übernehmen.«

»So ist es.«

»Ich war immer Wissenschaftler und bin, offen gestanden, nicht unbedingt ein begeisterter Leser von Romanen. Daher kenne ich mich mit den Gepflogenheiten im Literaturbetrieb auch nicht so besonders gut aus, aber für mich klingt das, was Sie da vorhaben, nach einer Art Schwindel. Oder täusche ich mich da etwa?«

»Nein, Sie täuschen sich nicht. Für mich klingt es genauso«, sagte Tengo.

Der Sensei verzog leicht das Gesicht. »Aber Sie wollen trotz moralischer Bedenken von sich aus mitmachen?«

»Von mir aus kann ich nicht sagen, aber mitmachen will ich.«

»Und warum?«

»Das ist eine Frage, die ich mir seit einer Woche immer wieder stelle«, sagte Tengo unverblümt.

Schweigend warteten der Sensei und Fukaeri, dass Tengo fortfuhr.

»Würde ich meiner Vernunft, meinem gesunden Menschenverstand und meinem Instinkt gehorchen, dann ließe ich sofort die Finger von der Sache. Eigentlich bin ich

von Natur aus ein sehr rationaler Mensch. Ich finde keinen Geschmack an Glücksspiel und abenteuerlichen Machenschaften. Man könnte mich auch einen Feigling nennen. Doch diesmal konnte ich einfach nicht Nein sagen, obwohl der Vorschlag, den Herr Komatsu mir gemacht hat, ziemlich riskant ist. Und zwar aus dem einzigen Grund, dass ›Die Puppe aus Luft‹ eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich ausübt. Bei jedem anderen Werk hätte ich abgelehnt, ohne zu zögern.«

Der Sensei musterte Tengu neugierig. »Das heißt, Sie haben kein Interesse an dem betrügerischen Teil des Plans, aber großes Interesse, das Werk zu überarbeiten. Habe ich recht?«

»Genau. Mehr als großes Interesse. Wenn ich ›Die Puppe aus Luft‹ nicht überarbeiten darf, dann soll es auch kein anderer tun. Ich würde diese Aufgabe nie jemand anderem überlassen.«

»So, so«, sagte der Sensei. Er machte ein Gesicht, als habe er sich irrtümlich etwas Saures in den Mund gesteckt. »Ich glaube, ich verstehe ungefähr, was Sie empfinden. Und was ist das Ziel dieses Herrn Komatsu? Geld? Oder geht es ihm auch um den Ruhm?«

»Was Herr Komatsu empfindet, weiß ich, ehrlich gesagt, nicht so genau«, sagte Tengu. »Aber ich habe das Gefühl, ihn treibt etwas Größeres an als der Wunsch, reich oder berühmt zu werden.«

»Zum Beispiel?«

»Herr Komatsu ist sich dessen vielleicht selbst nicht bewusst, aber er ist besessen von Literatur. So jemand hat nur einen Wunsch: Er will, und sei es nur einmal in seinem Leben, etwas ganz Echtes entdecken. Und es dann der Welt

auf dem Präsentierteller darreichen.«

Der Sensei sah Tengo einen Moment lang ins Gesicht. »Das heißt also, Sie haben verschiedene Beweggründe«, sagte er dann. »Aber um Reichtum und Ruhm geht es keinem von Ihnen beiden.«

»So verhält es sich wohl.«

»Doch egal was die Beweggründe sind, der Plan ist höchst riskant. Sie sagen es ja selbst. Sollte irgendwann die Wahrheit ans Licht kommen, wird es zweifellos einen Skandal geben. Und die Vorwürfe der Öffentlichkeit werden nicht nur an Ihnen beiden hängenbleiben. Eri ist erst siebzehn, und so eine Sache könnte ihr für ihr ganzes Leben schaden. Das ist es, was mich an der ganzen Sache am meisten beunruhigt.«

»Es ist ganz natürlich, dass Sie sich Sorgen machen.« Tengo nickte. »Sie haben völlig recht.«

Die Lücke zwischen den pechschwarzen dichten Augenbrauen verringerte sich auf etwa einen Zentimeter. »Dennoch wollen Sie, auch wenn Eri dadurch in Gefahr gerät, ›Die Puppe aus Luft‹ eigenhändig umarbeiten.«

»Wie ich schon sagte, hat mein Drang nichts mit Vernunft oder gesundem Menschenverstand zu tun. Selbstverständlich ist es auch mein Wunsch, Eri so gut wie möglich zu schützen. Aber dass sie nicht dennoch in Gefahr gerät, kann ich nicht garantieren. Ich würde lügen, wenn ich es täte.«

»Ich verstehe«, sagte der Sensei und räusperte sich, wie um das Thema abzuschließen. »Auf jeden Fall scheinen Sie ein ehrlicher Mensch zu sein.«

»Ich bemühe mich, so offen wie möglich zu sein.«

Der Sensei betrachtete seine Hände, die auf seinen Knien



ruhten, als sehe er sie zum ersten Mal. Er blickte auf die Handrücken, drehte sie um und starrte dann auf seine Handflächen. Schließlich hob er den Kopf. »Und dieser Redakteur, Komatsu heißt er wohl – er glaubt, sein Plan wird tatsächlich funktionieren?«

»Sein Motto lautet ›Alles hat zwei Seiten‹«, sagte Tengo.  
»›Eine gute und eine, die gar nicht so schlecht ist.‹«

Der Sensei lachte. »Eine originelle Ansicht. Dieser Komatsu muss ein unverbesserlicher Optimist sein oder ein gewaltiges Selbstvertrauen haben.«

»Keins von beidem. Er ist nur ein Zyniker.«

Der Sensei schüttelte leicht den Kopf. »Zyniker sind entweder Optimisten oder übermäßig selbstbewusst. Ist es bei ihm nicht so?«

»Er hat so eine Neigung.«

»Er ist wohl ein recht schwieriger Mensch?«

»Ja, ziemlich«, sagte Tengo. »Aber er ist nicht dumm.«

Der Sensei stieß einen langen Seufzer aus. Dann wandte er sich an Fukaeri. »Was meinst du, Eri? Was hältst du von dem Plan?«

Fukaeri schaute eine Weile auf einen undefinierbaren Punkt im Raum. »In Ordnung«, sagte sie dann.

Der Sensei ergänzte Fukaeris einfache Ausdrucksweise.  
»Das heißt also, es würde dir nichts ausmachen, wenn er ›Die Puppe aus Luft‹ überarbeitet?«

»Nein«, sagte Fukaeri.

»Es könnte sein, dass du deshalb Schwierigkeiten bekommst.«

Darauf gab Fukaeri keine Antwort. Sie zog nur den Kragen ihrer Jacke noch enger um sich. Doch mit dieser

Bewegung demonstrierte sie ganz unverhohlen die Unerschütterlichkeit ihres Entschlusses.

»Vielleicht hat sie recht«, sagte der Sensei ergeben.

Tengo blickte auf Fukaeris kleine zu Fäusten geballte Hände.

»Aber es gibt da noch ein Problem«, sagte der Sensei zu Tengo. »Sie und dieser Komatsu wollen ›Die Puppe aus Luft‹ groß herausbringen und Eri als Schriftstellerin präsentieren. Aber sie leidet an einer Leseschwäche. Sie ist Legasthenikerin. Das wissen Sie schon, oder?«

»Sie hat mir in der Bahn davon erzählt.«

»Wahrscheinlich ist ihre Legasthenie angeboren. Deshalb hat man in der Schule immer geglaubt, sie sei irgendwie zurückgeblieben, dabei ist sie in Wirklichkeit ein sehr intelligentes Mädchen. Sie verfügt über tiefe Weisheit. Aber dass sie trotz allem Legasthenikerin ist, wird sich wohl, gelinde ausgedrückt, nicht gerade positiv auf den Plan auswirken, den Sie sich da ausgedacht haben.«

»Wie viele Menschen wissen davon?«

»Außer ihr selbst noch drei«, sagte der Sensei. »Ich und meine Tochter Azami. Und jetzt noch Sie. Sonst niemand.«

»Und die Lehrer an der Schule, auf der Eri war, wissen nichts davon?«

»Nein. Es ist eine kleine Dorfschule. Vermutlich haben sie das Wort Legasthenie noch nie gehört. Außerdem ist sie nur ganz kurz auf diese Schule gegangen.«

»Dann können wir die Sache vielleicht unter Verschluss halten.«

Einen Moment lang sah es so aus, als würde der Sensei Tengos Miene abschätzen.

»Aus irgendeinem Grund scheint Eri Ihnen zu vertrauen«, sagte er dann. »Warum, weiß ich nicht. Aber ...«

Tengo schwieg und wartete darauf, dass der Sensei fortfuhr.

»Ich wiederum habe Vertrauen zu ihr. Wenn sie also sagt, man dürfe Ihnen das Werk überlassen, bleibt mir nichts anderes übrig, als das zu akzeptieren. Wenn Sie allerdings wirklich die Absicht haben, mit diesem Plan fortzufahren, gibt es einige Fakten, die Eri betreffen und über die Sie vorsichtshalber Bescheid wissen sollten.« Der Sensei bürstete mehrmals mit der Hand über das rechte Knie seiner Hose, als habe er dort einen winzigen Fussel entdeckt. »Sie müssen erfahren, wo und wie sie ihre Kindheit verbracht hat und welche Umstände dazu geführt haben, dass sie bei mir aufgewachsen ist. Allerdings ist das eine lange Geschichte.«

»Ich möchte sie hören«, sagte Tengo.

Neben ihm setzte sich Fukaeri zurecht. Noch immer hielt sie den Kragen ihrer Jacke mit beiden Händen zusammen.

»Gut«, sagte der Sensei. »Die Geschichte beginnt in den sechziger Jahren. Eris Vater und ich waren lange Zeit sehr eng befreundet. Er ist etwa zehn Jahre älter als ich, und wir unterrichteten das gleiche Fach an der gleichen Universität. Obwohl unsere Charaktere und unsere Weltanschauung nicht verschiedener hätten sein können, waren wir uns aus irgendeinem Grund sympathisch. Wir haben beide spät geheiratet, und jeder von uns bekam eine Tochter. Wir wohnten in der gleichen universitätseigenen Siedlung und besuchten einander auch mit unseren Familien. Beruflich kamen wir ebenfalls gut voran. Bei vielen galten wir damals als junge ›scharfsinnige Gelehrte‹. Sogar die Massenmedien

berichteten über uns. Für uns war das eine unheimlich aufregende Zeit.

Mit dem Ende der sechziger Jahre verschärfte sich die politische Lage immer mehr. Als 1970 das japanisch-amerikanische Sicherheitsabkommen verlängert wurde, erreichten die Studentenproteste ihren Höhepunkt. Es kam zu Blockaden an den Universitäten, Zusammenstößen mit den Sicherheitskräften, es gab zum Teil blutige innere Auseinandersetzungen und sogar Tote. Die Lage eskalierte derart, dass ich beschloss, die Universität zu verlassen. Jede akademische Arbeit war unmöglich geworden, und ich hatte damals alles gründlich satt. Ob man für oder gegen das System war, spielte nicht die geringste Rolle. Letztendlich ging es nur noch um Kämpfe zwischen Organisationen. Und ich habe absolut kein Vertrauen zu Organisationen, ob sie nun groß oder klein sind. Ihrem Äußeren nach waren Sie damals noch kein Student, nicht wahr?«

»Als ich an die Uni kam, hatte sich der ganze Aufruhr schon gelegt.«

»Die Party war sozusagen vorbei.«

»Genau.«

Professor Ebisuno hob für einen Moment die Hände und ließ sie dann wieder auf seine Knie fallen. »Also verließ ich die Universität, und zwei Jahre später kehrte auch Eris Vater ihr den Rücken. Er glaubte damals an Maos Ideen und beschäftigte sich intensiv mit der Großen Kulturrevolution. Damals gab es ja kaum Informationen über ihre grausamen und unmenschlichen Seiten, und die kleine rote Fibel mit Maos Aussprüchen war bei einem Teil der Intellektuellen richtig in Mode. Eris Vater gründete mit

Studenten, die er um sich geschart hatte, eine radikale Zelle, eine Art Pseudo-Rote-Garde, und beteiligte sich an der Bestreikung der Universität. Er hatte auch Anhänger an anderen Universitäten, die an ihn glaubten und sich ihm anschlossen. Zu Zeiten hatte die von ihm geführte Gruppe großen Zulauf. Auf Aufforderung der Universitätsleitung drang das Überfallkommando in die Universität ein und riss die Barrikaden nieder. Er und seine Studenten wurden festgenommen und verhört. Daraufhin wurde er entlassen. Eri war damals noch so klein, dass sie sich an diese Vorkommnisse wohl nicht mehr erinnern kann.«

Fukaeri schwieg.

»Eris Vater heißt Tamotsu Fukada. Nachdem er die Universität verlassen hatte, trat er mit zehn Studenten, die den harten Kern seiner Roten Garde gebildet hatten, der ›Takashima-Schule‹ bei. Der Großteil seiner Studenten war von der Universität verwiesen worden, und sie brauchten einen Platz, an dem sie unterkommen konnten. Takashima war dafür nicht schlecht. Sie war damals schon ein Thema in den Massenmedien. Haben Sie die Sache verfolgt?«

Tengo schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Fukadas Familie begleitete ihn. Das heißt, seine Frau und Eri. Sie zogen also zu Takashima. Sie wissen, worum es sich bei dieser Gruppe handelt?«

»So ungefähr«, sagte Tengo. »Eine Art Landkommune, die ein vollkommenes Gemeinschaftsleben anstrebte und sich vom eigenen Anbau ernährte. Auch ihre Milchwirtschaft galt landesweit als vorbildlich. Alles gehörte allen, Privateigentum wurde nicht anerkannt.«

»Richtig. In diesem System versuchte Fukada sein Utopia zu finden«, sagte der Sensei und machte ein

nachdenkliches Gesicht. »Selbstverständlich existiert auf dieser Welt kein Utopia. Ebenso wenig wie dauerhafte Solidarität und ebenso wenig, wie man Gold machen kann. Die Takashima-Schule produzierte denkfähige Roboter, wenn ich mal so sagen darf. Sie schaltete das eigene Denken in den Köpfen ihrer Mitglieder ab. Sie lebten in einer Welt, die große Ähnlichkeit mit der in George Orwells Roman hatte. Aber wie Ihnen wahrscheinlich bekannt ist, gibt es auf der Welt nicht wenige, die einen hirnlosen Zustand wie diesen anstreben. Denn bequem ist er auf alle Fälle. Niemand braucht sich komplizierte Gedanken zu machen, es genügt, ohne Widerrede das auszuführen, was einem von oben gesagt wird. Und das bei drei Mahlzeiten am Tag. Für Menschen, die so etwas suchen, war Takashima vermutlich wirklich das Paradies.

Aber Fukada war ganz anders, ein Mann mit eigenem Kopf, der alles gründlich selbst durchdenken wollte. Ein Mann, der für die Wissenschaft lebte. Er konnte sich unmöglich mit den Zuständen bei Takashima zufriedengeben. Natürlich wäre Fukada nicht Fukada gewesen, wenn er das nicht von Anfang an durchschaut hätte. Von der Uni vertrieben, mit ein paar hochintelligenten Studenten im Schlepptau, ohne einen Ort, an dem sie unterkommen konnten, hatte er die Landkommune als vorläufigen Unterschlupf gewählt. Was er von Takashima wollte, war Know-how. Sowohl Fukada als auch alle seine Studenten waren in der Stadt aufgewachsen und besaßen keinerlei Kenntnis von der Landwirtschaft. Sie hatten ebenso wenig Ahnung davon wie ich vom Raketenbau. Also musste ihr erster Schritt sein, praktische Fähigkeiten und Techniken zu erwerben. Auch über die Verteilungsmechanismen, die Grenzen und

Möglichkeiten der Selbstversorgung und die konkreten Regeln des Gemeinschaftslebens hatten sie eine Menge zu lernen. Fast zwei Jahre blieb Fukada mit seinen Studenten bei Takashima. In dieser Zeit lernten sie alles, was es zu lernen gab. Und sie waren Menschen, die schnell lernten, wenn sie wollten. Nachdem sie die Stärken und Schwächen der Takashima-Schule genaustens analysiert hatten, verließen Fukada und seine Anhänger sie und gründeten eine eigene Kommune.«

»Bei Takashima war es lustig«, sagte Fukaeri.

Der Sensei lächelte. »Ich glaube, die kleineren Kinder hatten dort tatsächlich eine schöne Zeit. Aber wenn sie in die Pubertät kamen und ihr Selbstbewusstsein erwachte, wurde Takashima für viele Kinder beinahe zu einer Hölle auf Erden. Jeder natürliche Impuls, selbstständig zu denken, wurde gewaltsam unterdrückt. Statt der Füße wurde ihnen das Gehirn abgebunden, könnte man sagen.«

»Statt der Füße«, fragte Fukaeri.

»Im alten China wurden den kleinen Mädchen die Füße gewaltsam eingebunden, damit sie nicht zu groß wurden«, erklärte Tengo.

Stumm schien Fukaeri sich vorzustellen, wie das wohl ausgesehen haben mochte.

»Im Kern bestand Fukadas Fraktion natürlich aus seinen ehemaligen Studenten, der früheren Roten Garde, aber es kamen auch unerwartet viele neue Mitglieder hinzu. Seine Gruppe wuchs geradezu lawinenartig. Nicht wenige seiner neuen Anhänger waren Leute aus der Szene, die sich Takashima aus Idealismus angeschlossen hatten, aber nun unzufrieden und enttäuscht waren. Darunter befanden sich Hippies, frustrierte Linksintellektuelle und solche, die aus

allen möglichen Gründen mit ihrem Leben unzufrieden gewesen und auf der Suche nach einer neuen Spiritualität bei Takashima gelandet waren. Viele waren ledig, aber es gab auch Familien wie die von Fukada. Alles in allem ein ziemlich wild zusammengewürfelter Haufen. Fukada war der geborene Anführer. Er war so etwas wie Moses für die Israeliten. Scharfsinnig, redegewandt und mit einer überlegenen Urteilskraft begabt. Er besaß großes Charisma. Außerdem ist er sehr groß. Ja, genau, er hat etwa Ihre Statur. Die Menschen erkoren ihn ganz selbstverständlich zum Mittelpunkt ihrer Gruppe und beugten sich seinem Urteil.«

Der Sensei breitete beide Arme aus, um die Größe des Mannes zu demonstrieren. Fukaeris Blick wanderte zwischen seinen ausgebreiteten Armen und Tengo hin und her, aber sie sagte nichts.

»Fukada und ich sind charakterlich und körperlich völlig verschieden. Er ist von Natur aus ein Führer, ich bin ein einsamer Wolf. Er ist ein politisch denkender Mensch, ich bin völlig unpolitisch. Er ist ein großer Mann, ich bin klein. Er ist eine imposante Erscheinung, ich bin ein bescheidener Gelehrter mit einem seltsam geformten Kopf. Und dennoch verstanden wir uns als Freunde und Kollegen. Wir akzeptierten und vertrauten uns gegenseitig. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, er war der einzige Freund, den ich in meinem ganzen Leben gehabt habe.«

Unter der Führung von Fukada machte die Gruppe in den Bergen von Yamanashi ein verlassenes Dorf ausfindig, das ihren Vorstellungen entsprach. Die bäuerliche Jugend war in die Städte abgewandert, und allein konnten die zurückgebliebenen Alten die Felder nicht bestellen. So hatte sich das Dorf in eine Art Geisterstadt verwandelt.



Fukadas Gruppe konnte die Äcker und Häuser sozusagen zum Selbstkostenpreis übernehmen. Auch ein paar Gewächshäuser aus Plastik waren vorhanden. Die Behörden gewährten ihnen Unterstützung, mit der Auflage, dass die bestehenden Felder weiter bebaut werden müssten. Fukada steuerte Kapital aus einer persönlichen Quelle bei.

Professor Ebisuno wusste jedoch nicht, woher es gekommen war. »Fukada hat nie darüber gesprochen. Was es mit diesem Geld auf sich hatte, blieb sein Geheimnis. Jedenfalls hat er das Geld, das der Gemeinschaft zum Aufbau noch fehlte, irgendwo aufgetrieben. Damit konnten sie das nötige Baumaterial und die landwirtschaftlichen Maschinen kaufen sowie ein paar Reserven anlegen. Sie renovierten die dortigen Häuser und schufen Wohnraum für etwa dreißig Mitglieder. Das war im Jahr 1974. Die neue Kommune wurde auf den Namen ›Die Vorreiter‹ getauft.«

Die Vorreiter?, dachte Tengo. Den Namen hatte er schon einmal gehört, wusste aber nicht mehr, in welchem Zusammenhang. Es ärgerte ihn ziemlich, dass sein Gedächtnis ihn im Stich ließ. Der Professor fuhr fort.

»Fukada war darauf vorbereitet, dass die Jahre der Eingewöhnung auf dem Land und die Verwaltung der Kommune recht hart werden würden, doch alles entwickelte sich weitaus günstiger, als er erwartet hatte. Außerdem spielten ihnen die klimatischen Verhältnisse öfter in die Hände, und die Einheimischen leisteten ihnen nützliche Nachbarschaftshilfe. Fukadas aufrechter Charakter war den Leuten sympathisch, und auch die jungen Mitglieder der Vorreiter, die im Schweiß ihres Angesichts und mit Begeisterung den Boden bestellten, machten großen Eindruck auf sie. Immer wieder kamen sie vorbei und standen ihnen mit wertvollem Rat zur Seite.

Dadurch eignete sich die Gruppe sehr viel praktisches Wissen über die Landwirtschaft an und lernte, im Einklang mit der Erde zu leben. Im Grunde setzten die Vorreiter zunächst das bei Takashima gelernte Know-how um, aber in einigen Dingen beschritten sie neue und eigene Wege. Zum Beispiel gingen sie vollständig zum organischen Anbau über. Sie bemühten sich, ausschließlich organische Dünger und keine chemischen Insektizide zu verwenden. Schließlich begannen sie mit dem Verkauf von Lebensmitteln an wohlhabendere Schichten in den Städten, bei denen sie höhere Preise erzielen konnten. Das war sozusagen der Beginn der ökologischen Landwirtschaft. Der Zeitpunkt und die Umstände waren ideal. Da die meisten Mitglieder selbst in der Stadt aufgewachsen waren, wussten sie genau, was eine städtische Bevölkerung wünschte. Die Städter waren zunehmend bereit, für unbehandeltes, frisches Gemüse von guter Qualität höhere Preise zu zahlen. Die Vorreiter schlossen einen Vertrag mit einer Spedition ab und schufen ein eigenes vereinfachtes Liefersystem, durch das ihre Waren auf möglichst schnellem Weg in die Städte gelangten. Sie waren die Ersten, die gegen den allgemeinen Trend »urwüchsige Gemüse, an denen noch Erde haftet« verkauften.«

»Ich habe Fukadas Hof immer wieder besucht und mit ihm gesprochen«, erzählte Professor Ebisuno weiter. »Er schien lebhaft von der Idee in Anspruch genommen, eine veränderte Umwelt zu schaffen und neue Möglichkeiten auszuprobieren. Vermutlich war es die friedlichste und hoffnungsvollste Zeit seines Lebens. Auch seine Familie schien sich an ihr neues Dasein gewöhnt zu haben.

Immer mehr Menschen kam der gute Ruf des Vorreiter-Hofs zu Ohren, und viele wollten daran mitwirken. Durch

den Lieferservice wurde der Name zunehmend bekannt in der Öffentlichkeit, und auch die Medien erkoren die Kommune zum leuchtenden Beispiel und berichteten über sie. Nicht wenige Menschen in unserer Gesellschaft möchten ihrem Alltag entkommen, auf Geld und Informationen verzichten und stattdessen im Schweiße ihres Angesichts in der freien Natur arbeiten. Gerade sie fühlten sich zu den Vorreitern hingezogen. Alle Bewerber wurden eingehend befragt und geprüft. Wer einsetzbar war, wurde aufgenommen, das waren jedoch beileibe nicht alle. Qualität und Moral der Mitgliederschaft mussten auf hohem Niveau gehalten werden. Gesucht wurden gesunde Menschen, die Kenntnisse in der Landwirtschaft besaßen und harte körperliche Arbeit verrichten konnten. Man strebte ein ausgewogenes Zahlenverhältnis der Geschlechter an, und so waren auch Frauen sehr willkommen. Mit den Mitgliederzahlen stieg auch der Bedarf an Raum; da es jedoch in der näheren Umgebung noch genügend überzählige Felder und Häuser gab, war es nicht schwer, die Anlagen zu erweitern. Anfangs hatte die Kommune hauptsächlich aus jungen Unverheirateten bestanden, doch allmählich schlossen sich ihr auch immer mehr Familien an. Zu den Neuankömmlingen gehörten viele Akademiker und Leute mit einer Fachausbildung, wie Ärzte, Ingenieure, Lehrer oder Buchhalter. Auch sie waren natürlich äußerst willkommen. Denn Fachleute braucht man immer, nicht wahr?«

»Hatten die Vorreiter das ursprüngliche kommunistische System von Takashima übernommen?«, fragte Tengo.

Der Sensei schüttelte den Kopf. »Nein, Fukada schaffte das System des gemeinsamen Eigentums ab. Er war zwar politisch radikal, aber auch ein kühler Realist. Sein Ziel war

eine mildere Form der Gemeinschaft. Er hatte keinen Ameisenstaat im Sinn. Wenn man mit dem Kollektiv, zu dem man gehörte, unzufrieden war, gab es die Möglichkeit, in eine andere Einheit überzuwechseln, und es stand jedem frei, die Vorreiter ganz zu verlassen. In seiner Zeit bei Takashima hatte er gelernt, dass der frische Wind, den ein System wie dieses mit sich bringt, die Effektivität der Arbeit steigert.«

Die Verwaltung des Vorreiter-Hofs unter Fukadas Leitung lief günstig und nach Plan. Dennoch zerfiel die Gemeinschaft bald in zwei deutlich getrennte Fraktionen. Bei Fukadas System der lockeren durchlässigen Einheiten war eine Spaltung eigentlich ohnehin unvermeidlich. Die eine – militante und revolutionäre – Gruppe rekrutierte sich aus dem harten Kern der von Fukada selbst ins Leben gerufenen Roten Garde. Ihre Angehörigen betrachteten das Leben in der Landkommune letztlich als eine Vorbereitungsphase für die Revolution. Die Landwirtschaft war eine Art Hinterhalt, und wenn die Zeit gekommen war, würden sie zu den Waffen greifen – das war ihre unerschütterliche Überzeugung.

Die andere, gemäßigtere Gruppe teilte zwar den antikapitalistischen Standpunkt der Militanten, propagierte aber als Ideal, sich aus der Politik zurückzuziehen und ein selbstgenügsames Gemeinschaftsleben im Einklang mit der Natur zu führen. Zahlenmäßig überwog diese Gruppe. Gemäßigte und Militante waren wie Wasser und Öl. Da sie durch die Landarbeit ständig beschäftigt waren, kam es zu keinen besonderen Problemen, aber wenn Entscheidungen gefällt werden mussten, die die gesamte Kommune betrafen, gingen die Meinungen stets auseinander. Mitunter reichte es nicht für einen Kompromiss. Dann

flamnten heftige Auseinandersetzungen auf, und es wurde deutlich, dass eine endgültige Spaltung der Kommune nur eine Frage der Zeit war.

Nach und nach wurde der Raum für neutrale Positionen immer enger. Bald musste sich auch Fukada für eine Seite entscheiden. Auch ihm war damals einigermaßen bewusst, dass das Japan der siebziger Jahre keinen Raum dafür bot, eine Revolution anzuzetteln. Was er im Sinn hatte, war die Revolution als Möglichkeit oder anders gesagt als Gleichnis oder Hypothese. Er glaubte, die Entwicklung zerstörerischer, gegen das System gerichteter Absichten sei unerlässlich für eine gesunde Gesellschaft. Sozusagen als gesunde Würze. Aber die Studenten, die ihm gefolgt waren, wollten eine echte Revolution, in der echtes Blut floss. Dafür trug natürlich Fukada die Verantwortung. Er hatte sie mit dem damaligen Zeitgeist infiziert, sie angestachelt und diesen sinnlosen Mythos von der Revolution in ihre Köpfe gepflanzt. Nie hatte er gesagt: ›Die Revolution ist bloß eine Modeerscheinung.‹ Er war ein aufrechter Mann und sehr scharfsinnig. Auch als Wissenschaftler war er brillant. Doch er neigte leider dazu, sich an seiner allzu großen Beredsamkeit und seinen eigenen Worten zu berauschen. So betrachtet, fehlte es ihm an tieferer Einsicht und Erfahrung.

Die Gemeinschaft war nun also in zwei Lager gespalten. Die Gemäßigten blieben als Vorreiter in dem ursprünglichen Dorf, die Militanten zogen in ein anderes Dorf, das nur etwa fünf Kilometer entfernt lag, und errichteten dort eine revolutionäre Basis. Die Familie Fukada beschloss, wie auch die anderen Familien, auf dem Vorreiter-Hof zu bleiben. Die Trennung ging einigermaßen freundschaftlich vonstatten. Offenbar hatte wieder Fukada

das für den Aufbau einer separaten Kommune notwendige Kapital beschafft. Auch nach der Trennung gab es noch eine oberflächliche Zusammenarbeit zwischen den Höfen. So tauschten sie notwendige Geräte und Materialien aus. Aus wirtschaftlichen Gründen benutzten sie weiterhin die gleichen Vertriebswege. Um überleben zu können, waren die beiden kleinen Kooperativen aufeinander angewiesen. Doch mit der Zeit kam der Verkehr zwischen den Mitgliedern der alten Vorreiter und denen der neuen Splittergruppe praktisch zum Erliegen, da beide inzwischen völlig verschiedene Ziele verfolgten. Nur Fukada hielt auch nach der Spaltung noch Kontakt zu den klugen Studenten, die er selbst angeführt hatte. Er fühlte sich stark für sie verantwortlich. Schließlich hatte er sie organisiert und nach Yamanashi in die Berge geführt. Jetzt konnte er sie nicht einfach so im Stich lassen. Vor allem, da die Splitterkommune auf seine geheime Geldquelle angewiesen war.

»Man könnte sagen, dass Fukada selbst in gewisser Weise gespalten war«, erklärte der Sensei. »Er glaubte nicht wirklich an die Möglichkeit einer Revolution. Er war schließlich kein Romantiker. Auf der anderen Seite konnte er auch nicht völlig darauf verzichten. Die Revolution zu leugnen hätte bedeutet, sein bisheriges Leben zu leugnen und vor aller Welt seinen Irrtum zu bekennen. Das konnte er nicht. Dafür war er zu stolz. Außerdem fürchtete er vielleicht, die Studenten, die er selbst geworben hatte, in Verwirrung zu stürzen. Denn in dieser Phase besaß Fukada noch immer genügend Macht, um seine Studenten unter Kontrolle zu halten. Deshalb hatte er beschlossen, sich zwischen den Vorreitern und der abgespaltenen Kommune hin- und herzubewegen. Fukada war der Anführer der

Vorreiter und gleichzeitig Berater der militanten Kommune. Ein Mann, der selbst schon nicht mehr an die Revolution glaubte, fuhr fort, anderen revolutionäre Theorien zu erklären. Neben der Landarbeit widmete sich die neue Gruppe intensiv ihrer militärischen und ideologischen Ausbildung. Politisch traten sie in immer radikaleren Gegensatz zu Fukadas Ideen. Außerdem schotteten sie sich völlig ab und ließen keine Außenstehenden mehr zu. Irgendwann gerieten sie sogar als verfassungsfeindliche Organisation, die zur bewaffneten Revolution aufrief, ins Visier der Nachrichtendienste.«

Der Sensei starrte wieder auf die Knie seiner Hose. Dann hob er das Gesicht.

»Die Spaltung der Vorreiter fand im Jahr 1976 statt. Im Jahr darauf verließ Eri die Gemeinschaft und kam zu uns. Damals gab sich die Splittergruppe den neuen Namen ›Akebono‹.«

Tengo blickte auf und kniff die Augen zusammen. »Einen Moment mal«, sagte er. Akebono. Er erinnerte sich ganz deutlich, diesen Namen schon einmal gehört zu haben. Aber seine Erinnerung war nur vage und verschwommen. Er bekam nur ein paar ungewisse Fragmente zu fassen, scheinbare Fakten. »Hat es nicht vor kurzem einen aufsehererregenden Vorfall gegeben, der mit der Akebono-Gruppe zusammenhing?«

»Richtig«, sagte Professor Ebisuno und maß Tengo mit einem außergewöhnlich ernsten Blick. »Es handelt sich um die bekannte Gruppe Akebono, die sich in der Nähe des Motosu-Sees in den Bergen ein Feuergefecht mit der Polizei geliefert hat.«

Eine Schießerei, dachte Tengo. Jetzt erinnerte er sich.

Eine große Sache. Aber aus irgendeinem Grund waren ihm die Einzelheiten entfallen. Er brachte durcheinander, was davor und danach geschehen war. Er versuchte angestrengt, sich zu erinnern, und hatte dabei das Gefühl, sein gesamter Körper würde verdreht. Als würden sein Oberkörper und sein Unterleib in entgegengesetzte Richtungen geschraubt. In seinem Kopf hämmerte es dumpf, die Luft um ihn herum wurde jäh dünner. Alle Geräusche waren plötzlich gedämpft, als befände er sich unter Wasser. Offenbar bekam er ausgerechnet jetzt einen seiner »Anfälle«.

»Was haben Sie denn?«, fragte der Sensei besorgt. Seine Stimme klang wie aus weiter Ferne.

Tengo schüttelte den Kopf. »Geht schon. Gleich vorbei«, stieß er mühsam hervor.

## KAPITEL 11

### Aomame

#### Der Körper ist ein Tempel

Vermutlich gab es nur wenige Menschen, die es zu einer solchen Meisterschaft darin gebracht hatten, einem Mann in die Hoden zu treten, wie Aomame. Tagtäglich hatte sie den Ablauf dieses Tritts genau studiert und es nicht an praktischen Übungen fehlen lassen. Um Treffsicherheit zu erreichen, war das Wichtigste, dass man jegliches Gefühl von Zaghaftigkeit ablegte. Es galt, den Gegner an seinem schwächsten Punkt erbarmungslos, mit voller Wucht und möglichst unerwartet zu attackieren. Genau wie Hitler, indem er, die Neutralität Hollands und Belgiens ignorierend, in diese Länder einfiel, die Maginot-Linie



durchstieß und damit Frankreich zu Fall brachte. Man durfte nicht zögern. Ein Augenblick des Zögerns war tödlich.

Aomame war fest überzeugt, dass es kein geeigneteres Mittel gab, mit dem eine Frau einen Mann, der größer und stärker war als sie, in einer direkten Konfrontation außer Gefecht setzen konnte. Dieser Körperteil war der empfindlichste Schwachpunkt, der der Gattung Mann – sozusagen – anhing. Und in den meisten Fällen war der Mann nicht in der Lage, ihn wirkungsvoll zu schützen. Ausgeschlossen, diesen Vorteil nicht zu nutzen.

Welchen Schmerz ein solcher mit voller Wucht ausgeführter Tritt in die Hoden verursachte, konnte Aomame als Frau natürlich nicht konkret nachvollziehen. Nicht einmal erraten. Aber Reaktion und Gesichtsausdruck des Getretenen vermittelten ihr eine hinlängliche Vorstellung, wie extrem dieser Schmerz sein musste. Selbst die stärksten, widerstandsfähigsten Männer schienen dieser Pein, mit der offenbar auch ein großer Verlust an Selbstachtung verbunden war, nicht gewachsen.

Einmal bat Aomame einen Mann, ihr diesen Schmerz zu beschreiben. »Es fühlt sich an, als würde im nächsten Moment die Welt untergehen«, sagte er, nachdem er lange nachgedacht hatte. »Dieser Schmerz ist mit nichts zu vergleichen. Es ist etwas anderes als einfach nur Schmerz.« Aomame hatte länger über diese Analogie nachgedacht. Ein Schmerz, als würde die Welt untergehen?

»Umgekehrt ausgedrückt hieße das also, der Weltuntergang fühlt sich an, als würde einem mit voller Wucht in die Hoden getreten?«, fragte Aomame.

»Keine Ahnung, ich habe noch keinen Weltuntergang

erlebt, aber es könnte schon sein«, sagte der Mann und starrte abwesend in die Luft. »Es herrscht nur noch tiefe Ohnmacht. Alles ist düster und erdrückend, und es gibt keine Rettung.«

Irgendwann später sah Aomame zufällig im Spätprogramm den amerikanischen Film *Das letzte Ufer*, gedreht um 1960. Zwischen Amerika und der Sowjetunion bricht ein globaler Krieg aus, und die Nuklearraketen sausen wie Schwärme fliegender Fische zwischen den Kontinenten hin und her, in null Komma nichts ist die Erde zerstört, und der größte Teil der Menschheit stirbt. Aufgrund einer bestimmten Luftströmung jedoch hat der tödliche Fallout die südliche Hemisphäre mit Australien noch nicht erreicht. Dennoch ist seine Ankunft nur eine Frage der Zeit und die endgültige Vernichtung der Menschheit unabwendbar. Der Film handelte davon, wie einige der Überlebenden in jenem Teil der Erde – den sicheren Tod vor Augen – ihre letzten Tage verbrachten. Es war ein düsterer Film voller Hoffnungslosigkeit (aber während Aomame ihn anschaute, war sie wieder einmal überzeugt, dass jeder im Grunde seines Herzens das Ende der Welt herbeisehnte). Aha, so fühlt es sich also an, wenn einem mit voller Wucht in die Eier getreten wird, dachte sie.

Nach ihrem Sportstudium arbeitete Aomame etwa vier Jahre bei einem Hersteller von Fitnessgetränken und Gesundheitskost. Sie war die Topwerferin und die beste Schlägerin in der Softball-Frauenmannschaft ihrer Firma. Das Team war ziemlich erfolgreich und schaffte es bei landesweiten Turnieren mehrmals unter die acht besten. Einen Monat nach Tamaki Otsukas Tod reichte Aomame jedoch ihre Kündigung ein und setzte damit auch einen

Schlusspunkt unter ihre Softball-Karriere. Sie hatte nicht mehr die geringste Lust auf diesen Sport und wollte ihr Leben drastisch und vollständig umkrempeln. Ein etwas älterer Bekannter aus ihrer Studienzeit vermittelte ihr eine Stelle als Trainerin in einem Sportstudio in Hiroo.

Dort unterrichtete sie hauptsächlich Muskeltraining und Kampfsport. Es war ein sehr exklusives Studio mit hohen Aufnahmegebühren und Beiträgen, das zahlreiche prominente Mitglieder hatte. Aomame gab mehrere Selbstverteidigungskurse für Frauen, dies war ihr Spezialgebiet. Sie fertigte eine große Puppe aus Leinen an, der sie als Hoden einen schwarzen Arbeitshandschuh in den Schritt nähte, und ließ die weiblichen Mitglieder ausführlich daran üben. Um eine realistischere Wirkung zu erzielen, stopfte sie den Handschuh manchmal auch mit zwei Squashbällen aus, gegen die immer wieder rasch und erbarmungslos getreten wurde. Den meisten der Damen bereitete diese Übung außergewöhnliches Vergnügen, und sie machten deutliche Fortschritte in dieser Technik. Allerdings gab es auch Mitglieder (naturgemäß waren sie meist männlich), bei denen dieser Anblick Stirnrunzeln hervorrief und die sich bei der Clubleitung beschwerten: Das gehe ja wohl doch ein wenig zu weit. Schließlich wurde Aomame vor den Geschäftsführer zitiert und erhielt die Anweisung, die Hodentretübungen zu unterlassen.

»Aber es ist praktisch unmöglich, dass eine Frau den Angriff eines Mannes abwehrt, ohne ihm in die Hoden zu treten«, versuchte Aomame ihn zu überzeugen. »In der Regel ist der Mann größer und stärker. Ein rascher Tritt in die Hoden ist für die Frau die einzige Chance. Das sagt auch Mao Zedong: Man muss die Schwachstelle des Gegners entdecken und ihn, indem man ihm zuvorkommt,

genau dort angreifen. Nur so hat die Guerilla eine Chance gegen reguläre Truppen.«

»Wie Sie wissen, sind wir eins der führenden und teuersten Sportstudios der Stadt«, erklärte ihr der Geschäftsführer mit besorgter Miene. »Die meisten unserer Mitglieder sind namhafte Persönlichkeiten. Wir haben einen Ruf zu wahren. Unser Image ist wichtig. Dass junge Frauen sich hier versammeln, um – aus welchem Grund auch immer – mit Geschrei einer Puppe in den Schritt zu treten, ist würdelos. Es ist vorgekommen, dass angehende Mitglieder, die sich den Club anschauen wollten und zufällig Zeugen Ihres Kurses wurden, deshalb auf ihren Beitritt verzichtet haben. Egal, was Mao Zedong sagt oder von mir aus Dschingis Khan, ein solcher Anblick verunsichert, verärgert oder verstört die meisten Männer.«

Die Verunsicherung, Verärgerung oder Verstörung männlicher Mitglieder kümmerte Aomame nicht einen Deut. Was bedeutete deren läppisches Unbehagen schon im Vergleich zu den Qualen einer brutalen Vergewaltigung? Doch gegenüber den Anweisungen ihres Vorgesetzten war sie machtlos. Sie war gezwungen, das Niveau ihrer Selbstverteidigungskurse drastisch zu senken. Außerdem wurde ihr untersagt, die Puppe zu verwenden, weshalb das Training zu einer lauwarmen Formsache verkam. Für Aomame war es so natürlich uninteressant, und auch unter den Teilnehmerinnen erhoben sich unzufriedene Stimmen, aber als Angestellter waren ihr bedauerlicherweise die Hände gebunden. Eine andere Möglichkeit, als einem gewalttätigen Verfolger wirkungsvoll in die Hoden zu treten, so erklärte Aomame ihren Teilnehmerinnen, gebe es kaum. Elegante Techniken, wie zum Beispiel einem Angreifer den Arm auf den Rücken

zu drehen, sähen zwar verwegen aus, funktionierten aber in einer echten Konfrontation meist nicht. Die Realität und das, was man in Spielfilmen zu sehen bekomme, klafften weit auseinander. Da sei es immer noch besser, nichts zu tun und wegzulaufen.

Jedenfalls beherrschte Aomame etwa zehn Arten, einem Mann in die Hoden zu treten, die sie auch am lebenden Objekt ausprobiert hatte. An jungen Männern, die natürlich einen Schutz trugen. Aber auch diese beklagten sich – trotz »Eierbecher« – über zu große Schmerzen und baten um Schonung. Sie zögerte nicht im Geringsten, ihre raffinierte Technik, wenn es nötig war, auch praktisch zum Einsatz zu bringen. Sie war entschlossen, jedem Kerl, der es wagte, ihr zu nahe zu kommen, das Jüngste Gericht und das Reich Gottes zu zeigen. Sie würde ihn direkt auf die südliche Halbkugel schicken, wo er sich gemeinsam mit den Kängurus und Wallabys vom tödlichen Fallout berieseln lassen konnte.

Aomame saß an einer Bar und nippte an einem Tom Collins, während sie über das Kommen des Jüngsten Gerichts nachdachte. Sie tat, als würde sie auf jemanden warten, und sah hin und wieder auf die Uhr, aber sie war in Wirklichkeit nicht verabredet, sondern hielt unter den eintreffenden Gästen Ausschau nach einem passenden Liebhaber. Es ging auf halb neun zu. Sie trug einen dunkelblauen Minirock und eine hellblaue Bluse, darüber eine rotbraune Jacke von Calvin Klein. Auch heute hatte sie ihren speziellen Eispick nicht dabei. Er ruhte, in ein Handtuch gewickelt, friedlich in einer Schublade ihrer Kommode.

Das als Singletreff bekannte Etablissement lag in Roppongi. Auch viele Ausländer kamen dorthin. Ihnen

sagte wohl vor allem das Interieur zu, das im Stil einer von Hemingway frequentierten Bar auf den Bahamas gehalten war. Marline zierten die Wände, und Fischernetze hingen von der Decke. Daneben gab es zahlreiche Fotos von Leuten, die riesige Fische geangelt hatten. Und ein Porträt von Hemingway. Ein gut gelaunter Papa Hemingway. Dass der Schriftsteller in seinen späteren Jahren an Alkoholismus gelitten und sich mit einem Jagdgewehr erschossen hatte, kümmerte die Leute, die hierherkamen, wahrscheinlich wenig.

An diesem Abend hatten bereits mehrere Männer Aomame angesprochen, aber keiner hatte ihr gefallen. Von zwei Studenten, die sich für unwiderstehlich hielten, war sie auf so penetrante Art angemacht worden, dass sie nicht einmal Lust hatte zu antworten, und einen wenig attraktiven Büroangestellten um die dreißig hatte sie mit den Worten »Ich warte auf jemanden« abblitzen lassen. Für jüngere Männer hatte Aomame nichts übrig. Sie neigten zur Prahlerei, und das Einzige, von dem sie übermäßig viel besaßen, war Selbstbewusstsein. Ihre Gesprächsthemen waren beschränkt und die Konversation entsprechend langweilig. Im Bett verhielten sie sich gierig, und von echtem erotischem Genuss hatten sie keine Ahnung. Mehr nach ihrem Geschmack waren schon etwas angejahrte Männer mittleren Alters, möglichst mit schütterem Haaransatz. Trotzdem sollten sie keine Macken haben und sauber sein. Außerdem musste die Kopfform eben stimmen. Aber so ein Mann war gar nicht so leicht zu finden. Deshalb musste sie unbedingt Raum für Kompromisse zulassen.

Lautlos seufzend schaute Aomame sich im Lokal um. Warum gab es auf dieser Welt so wenig »geeignete

Männer«? Wie zum Beispiel Sean Connery. Allein beim Gedanken an die Form seines Kopfes bekam sie Herzklopfen. Wenn er plötzlich auftauchen würde, dachte sie, würde ich wahrscheinlich in Deckung gehen, falls ich überhaupt etwas täte. Doch selbstverständlich würde Sean Connery sich nie in einer auf Bahamas getrimmten Bar in Roppongi blicken lassen.

Auf einem großen Fernsehschirm an der Wand des Lokals lief ein Queen-Video. Aomame machte sich nicht viel aus der Musik von Queen. Daher bemühte sie sich, möglichst nicht hinzuschauen und nicht auf die Musik zu hören, die aus den Lautsprechern kam. Als das Queen-Stück zu Ende war, kam ABBA. Du meine Güte, dachte sie. Ihr schwante, dass es ein grässlicher Abend werden würde.

Aomame hatte die alte Dame aus der Weidenvilla in dem Sportstudio, in dem sie arbeitete, kennengelernt. Sie hatte einen von Aomames Selbstverteidigungskursen besucht. Sie war zwar die Kleinste und Älteste gewesen, aber ihre Bewegungen waren leicht und ihre Tritte schnell und präzise. Sie würde, wenn es nötig wäre, einem Mann ohne Zögern in die Hoden treten, dachte Aomame. Ohne überflüssiges Gerede und ohne Umschweife. Gerade das gefiel Aomame an ihr.

»In meinem Alter wird es wohl kaum noch notwendig sein, einen Angreifer abzuwehren«, sagte sie zu Aomame, als der Kurs zu Ende war. Sie lächelte fein.

»Das ist keine Frage des Alters«, sagte Aomame nachdrücklich, »sondern der Lebenseinstellung. Der ernsthafte Wille, sich zu schützen, ist dabei das Wichtigste. Wer einen Angriff duldet, gelangt nirgendwohin. Ein chronisches Gefühl von Machtlosigkeit kann einen Mensch zerstören oder ihm sehr schaden.«

Die alte Dame blickte Aomame einen Moment lang schweigend in die Augen. Die Worte oder der Tonfall hatten aus irgendeinem Grund starken Eindruck auf sie gemacht. Dann nickte sie ruhig. »Sie haben wirklich recht mit dem, was Sie da sagen. Ich finde Ihre Art zu denken sehr vernünftig.«

Einige Tage später erhielt Aomame einen Umschlag. Er war an der Rezeption des Sportstudios hinterlegt worden und enthielt eine kurze Notiz: »Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie die Zeit fänden, mich einmal anzurufen.« Außerdem standen dort in schöner Pinselschrift der Name und die Telefonnummer der alten Dame.

Als Aomame die Nummer anrief, meldete sich die Stimme eines Mannes; es war offenbar der Sekretär, der sie wortlos weiterverband, sobald sie ihren Namen genannt hatte. Die alte Dame hob ab und bedankte sich für den Anruf. »Wenn es Ihnen recht ist, könnten wir zusammen etwas essen gehen. Ich würde gern in Ruhe etwas Persönliches mit Ihnen besprechen«, sagte sie.

»Sehr gern«, erwiderte Aomame. »Wie wäre es dann morgen Abend?«, fragte die alte Dame. Aomame hatte nichts dagegen. Sie fragte sich nur etwas verwundert, was die alte Dame wohl mit ihr besprechen wollte.

Das Treffen fand in einem französischen Restaurant in einem ruhigen Teil von Azabu statt. Die alte Dame schien dort seit längerem Stammgast zu sein, denn sie wurden direkt zu einem bestimmten Tisch geleitet. Der überaus höfliche Kellner in mittleren Jahren, der sie bediente, kannte sie offenbar gut. Sie trug ein schön geschnittenes, einfarbig hellgrünes Kleid (dem Anschein nach ein Givenchy-Modell aus den sechziger Jahren) und eine Kette



aus Jade. Der Geschäftsführer kam eigens an ihren Tisch, um sie ehrerbietig zu begrüßen. Auf der Karte waren viele Gemüsegerichte, und auch der Geschmack war leicht und erlesen. Zufällig bestand die Tagessuppe – passend zu Aomames Namen – aus grünen Erbsen. Die alte Dame nahm nur ein Glas Chablis, und Aomame schloss sich ihr an. Passend zu den Speisen hatte der Wein ein erlesenes zartfeines Bouquet. Als Hauptgang bestellte Aomame einen gegrillten weißen Fisch. Die alte Dame nahm nur ein Gemüsegericht. Die Art, wie sie es verzehrte, war geradezu ein Kunstwerk. In ihrem Alter, so sagte sie, brauche man nur noch sehr wenig Nahrung zum Überleben. »Und möglichst delikat sollte sie sein«, fügte sie halb im Scherz hinzu.

Die alte Dame beabsichtigte, Aomame zu ihrer persönlichen Trainerin zu machen. Ob sie ihr nicht zwei- bis dreimal in der Woche Kampfsportunterricht erteilen und, wenn möglich, auch Dehnübungen mit ihr machen könne?

»Natürlich ist das möglich«, sagte Aomame. »Die Clubleitung hat nichts dagegen, dass wir private Trainingsstunden geben.«

»Gut«, sagte die alte Dame. »Allerdings möchte ich den Trainingsplan nur direkt mit Ihnen besprechen und festlegen, um lästiges Hin und Her und Einmischungen zu vermeiden. Ist das ein Problem?«

»Nein.«

»Dann können wir ja nächste Woche anfangen«, sagte die alte Dame.

Damit war der geschäftliche Teil beendet.

»Wissen Sie«, fuhr die alte Dame fort. »Was Sie kürzlich

im Club zu mir gesagt haben, hat mich sehr beeindruckt. Das über die Machtlosigkeit. Wie sehr Machtlosigkeit einem Menschen schadet. Erinnern Sie sich?»

»Ja.« Aomame nickte.

»Dürfte ich Ihnen eine direkte Frage stellen?«, sagte die alte Dame. »Ich will keine Zeit vergeuden und nicht lange um den heißen Brei herumreden.«

»Sie können mich alles fragen«, antwortete Aomame.

»Sind Sie Feministin? Oder lesbisch?«

Aomame errötete ein wenig, dann schüttelte sie den Kopf. »Ich glaube nicht. Meine Ansichten sind rein persönlicher Natur. Nein, ich bin sicher keine Feministin, und lesbisch bin ich auch nicht.«

»Danke«, sagte die alte Dame und schob sich, sichtlich beruhigt, mit vollendeter Anmut ein Brokkoliröschen in den Mund, kaute manierlich und nahm dann einen winzigen Schluck Wein.

»Verstehen Sie mich recht, auch wenn Sie Feministin oder Lesbierin wären, hätte mir das nicht das Geringste ausgemacht. Solche Dinge haben keinen Einfluss auf mich. Aber dass Sie es nicht sind, macht die Sache einfacher. Sie wissen, was ich damit sagen will?«

»Ich glaube, ich verstehe«, sagte Aomame.

Von nun an besuchte Aomame zweimal wöchentlich die Weidenvilla, um die alte Dame zu trainieren. Es gab dort einen großen verspiegelten Übungsraum, den diese für den Ballettunterricht ihrer Tochter eingerichtet hatte, als sie noch klein gewesen war. Die beiden bewegten ihre Körper dort in exakter Choreographie. Die alte Dame war für ihr Alter sehr gelenkig und machte rasche Fortschritte. Sie hatte immer sorgfältig auf ihren kleinen zierlichen Körper

geachtet und ihn gepflegt. Neben Selbstverteidigungstechniken brachte Aomame ihr die Grundbegriffe des Stretchings bei und massierte sie, um ihre Muskulatur zu lockern.

Aomame hatte ein besonderes Talent für Massage. An der Sportuniversität war sie in diesem Fach stets die Beste gewesen. Sie hatte sich die Namen sämtlicher Knochen und Muskeln des menschlichen Körpers eingeprägt, kannte die Aufgaben und Eigenschaften jedes einzelnen Muskels und wusste, wie man ihn aufbaute und erhielt. Für Aomame war der Körper des Menschen ein Tempel. Ob man darin nun etwas verehrte oder nicht, es war ihre unerschütterliche Überzeugung, dass er zumindest gut in Schuss und sauber gehalten werden sollte.

Aus persönlichem Interesse beschäftigte sie sich neben der üblichen Sportmedizin auch mit Akupunktur und hatte mehrere Jahre regelmäßig bei einem chinesischen Meister Unterricht genommen, den sie mit ihren raschen Fortschritten beeindruckte. Mittlerweile konnte sie sich mit einigem Recht als Profi bezeichnen. Aomame hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und ihre Wissbegier war unersättlich, was die einzelnen Funktionen des menschlichen Körpers betraf. Vor allem aber hatte sie eine ungewöhnliche Intuition in ihren Fingerspitzen. Wie manche Menschen das absolute Gehör haben oder die Fähigkeit, unterirdische Wasseradern zu entdecken, vermochte Aomame mit ihren Fingern sofort die winzigsten Punkte zu erspüren, die unsere Körperfunktionen kontrollieren. Sie beherrschte diese Kunst, die man nicht lernen kann, von Natur aus.

Sooft Aomame und die alte Dame das Training und die Massage beendet hatten, tranken sie noch ein Weilchen

zusammen Tee und plauderten. Stets servierte Tamaru ihnen den Tee auf dem silbernen Tablett. Da er im ersten Monat vor Aomame niemals den Mund aufmachte, musste sie die alte Dame fragen, ob er möglicherweise stumm sei.

Einmal erkundigte sich die alte Dame, ob Aomame in der Praxis schon einmal jemandem in die Hoden getreten habe, um sich zu schützen.

Nur einmal, hatte Aomame geantwortet.

»Und hatten Sie Erfolg?«, fragte die alte Dame.

»Es war sehr wirkungsvoll«, erwiderte Aomame wachsam und wortkarg.

»Glauben Sie, es würde bei unserem Tamaru klappen?«

Aomame schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich nicht. Tamaru kennt sich in diesen Dingen sehr gut aus. Wenn die Bewegung von einem, der sich auskennt, erkannt wird, hat man keine Chance. Der Tritt in die Hoden funktioniert nur bei Anfängern, die nicht an Schlägereien gewöhnt sind.«

»Es ist Ihnen also aufgefallen, dass Tamaru kein ›Anfänger‹ ist?«

Aomame wählte ihre Worte mit Bedacht. »Tja, wie soll ich sagen? Er macht einen anderen Eindruck als gewöhnliche Menschen.«

Die alte Dame goss Sahne in ihren Tee und rührte ihn langsam mit ihrem Löffel um.

»Demnach war der Mann, mit dem Sie es damals zu tun hatten, ein Anfänger? War er groß?«

Aomame nickte, sagte aber nichts. Der Mann war körperlich fit gewesen und offenbar auch kräftig. Aber er war eingebildet und ließ sich überrumpeln, weil sein

Gegner eine Frau war und er sie unterschätzte. Bis dahin hatte Aomame noch nie jemandem in die Hoden getreten und auch nicht damit gerechnet, dass sie einmal in die Verlegenheit kommen würde.

»Haben Sie den Mann ernsthaft verletzt?«

»Nein, es tat ihm nur für eine Weile ziemlich weh.«

Die alte Dame schwieg einen Moment. Dann stellte sie eine weitere Frage. »Haben Sie davor schon einmal einen Mann angegriffen? Ihm nicht nur Schmerz zugefügt, sondern ihn mit Absicht verwundet?«

»Ja«, sagte Aomame. Lügen war nicht ihre Stärke.

»Können Sie darüber reden?«

Aomame schüttelte kurz den Kopf. »Tut mir leid, das geht nicht so einfach.«

»Das macht nichts. Natürlich ist es nicht so leicht, über so etwas zu sprechen. Es muss auch nicht sein«, sagte die alte Dame.

Schweigend tranken die beiden ihren Tee und hingen ihren jeweiligen Gedanken nach.

Bald ergriff die alte Dame wieder das Wort. »Aber sollten Sie irgendwann einmal das Gefühl haben, darüber sprechen zu können, würden Sie mir dann erzählen, was geschehen ist?«

»Ja, vielleicht. Aber möglicherweise werde ich es nie können. Ehrlich gesagt, ich weiß es selbst nicht.«

Die alte Dame blickte Aomame ins Gesicht. »Ich frage nicht aus Neugier«, sagte sie dann.

Aomame schwieg.

»Ich kann sehen, dass Sie eine Last mit sich herumtragen. Eine ziemlich schwere Last. Ich habe es gleich gespürt, als

wir uns das erste Mal begegnet sind. Sie haben einen entschlossenen, starken Blick. Offen gesagt habe auch ich eine solche Erfahrung. Etwas Schweres, das ich mit mir herumtrage. Darum weiß ich Bescheid. Wir haben keine Eile. Dennoch ist es besser, so etwas irgendwann herauszulassen. Ich bin sehr verschwiegen und verfüge über einige praktische Mittel. Wenn alles gutgeht, kann ich Ihnen vielleicht nützlich sein.«

Als Aomame es später wagte, der alten Dame ihre Geschichte zu offenbaren, stieß sie damit eine neue Tür in ihrem Leben auf.

»Was trinken Sie denn da?«, sagte jemand dicht neben Aomames Ohr. Es war die Stimme einer Frau.

Aomame kam zu sich und blickte auf. Eine junge Frau mit einem Pferdeschwanz im Stil der fünfziger Jahre hatte sich auf den Hocker neben ihr gesetzt. Sie trug ein zierlich geblümtes Kleid, und über ihrer Schulter hing eine kleine Umhängetasche von Gucci. Ihre Nägel waren gepflegt und hellrosa lackiert. Sie war nicht dick, hatte aber ein etwas pausbäckiges, ausgesprochen liebenswürdiges Gesicht und einen üppigen Busen.

Aomame war leicht perplex, denn sie hatte nicht erwartet, von einer Frau angesprochen zu werden. Dies war ein Ort, an dem Männer Frauen ansprachen.

»Tom Collins«, sagte Aomame.

»Schmeckt der?«

»Es geht, aber er ist nicht sehr stark, und man kann sich über längere Zeit daran festhalten.«

»Warum heißt er ›Tom Collins‹?«

»Keine Ahnung«, sagte Aomame. »Vielleicht war das der Name des Typen, der ihn zuerst gemacht hat. Allerdings

kann ich mir nicht vorstellen, dass das eine so besonders erstaunliche Erfindung war.«

Die Frau winkte den Barkeeper herbei und bestellte ebenfalls einen Tom Collins. Sie bekam ihn sofort.

»Darf ich mich neben Sie setzen?«, fragte die Frau.

»Natürlich, der Platz ist frei.« Und außerdem sitzt du ja schon, dachte Aomame, sagte aber nichts.

»Sie warten sicher auf jemanden?«, fragte die Frau.

Aomame musterte sie schweigend, ohne zu antworten. Die Frau war ungefähr drei oder vier Jahre jünger als sie.

»Übrigens habe ich kein Interesse an so was, Sie brauchen sich also keine Sorgen zu machen«, offenbarte die Frau ihr flüsternd. »Ich sage es mal vorsichtshalber. Mir sind auch Männer lieber. Wie Ihnen.«

»Wie mir?«

»Sie sind allein hier, um einen attraktiven Mann kennenzulernen, oder nicht?«

»Sieht man das?«

Die andere kniff die Augen zusammen. »Das weiß man doch. Diese Bar ist doch dafür da. Außerdem sind wir keine Professionellen.«

»Natürlich nicht«, sagte Aomame.

»Also, wenn es Ihnen recht ist, könnten wir ein Team bilden. Männern fällt es leichter, zwei Frauen anzusprechen als eine, die allein ist. Zu zweit ist es auch lustiger, und man fühlt sich irgendwie sicherer. Wir würden kein schlechtes Team abgeben, ich bin mehr der weibliche Typ, und Sie haben etwas Knabenhaftes an sich.«

Knabenhaft, dachte Aomame. Es war das erste Mal, dass jemand ihr das sagte.

»Wir kommen einander bestimmt nicht in die Quere, auch wenn wir zusammen auftreten. Das würde bestimmt gut klappen.«

Die Frau kräuselte die Lippen. »Ach, was heißt bestimmt, ganz sicher würde das klappen. Welchen Typ Mann bevorzugen Sie?«

»Wenn möglich jemanden in mittlerem Alter«, antwortete Aomame. »Für junge Männer habe ich nicht viel übrig. Und er sollte schütteres Haar haben.«

»Sie mögen also ältere Typen«, sagte die Frau sichtlich beeindruckt. »Also, mir gefallen ja vor allem junge, gutaussehende, temperamentvolle Männer, andere interessieren mich nicht. Aber wenn Sie es sagen, sollte ich es vielleicht auch mal mit so einem versuchen. Es geht doch nichts über Erfahrungen. Die in mittleren Jahren sind gut, sagen Sie? Also im Bett, meine ich.«

»Das hängt wohl von der Person ab«, erwiderte Aomame.

»Natürlich«, sagte die Frau und kniff die Augen zusammen, als würde sie eine Theorie überprüfen. »Man kann natürlich nicht verallgemeinern. Aber könnten Sie doch zusammenfassend etwas sagen?«

»Sie sind nicht schlecht. Die Häufigkeit spielt für sie keine Rolle. Außerdem nehmen sie sich mehr Zeit. Haben keine Eile. Und man kann es sich mehrmals von ihnen machen lassen.«

Die andere dachte einen Moment nach. »Bei Ihrer Beschreibung kriege ich richtig Lust. Ich werde es auf alle Fälle mal versuchen.«

»Das liegt bei Ihnen«, sagte Aomame.

»Haben Sie schon mal Sex zu viert ausprobiert? Mit Partnertausch?«



»Nein.«

»Ich auch nicht. Hätten Sie Interesse?«

»Ich glaube nicht«, sagte Aomame. »Wir können ein Team bilden, aber dann müsste ich noch etwas mehr über Sie wissen. Sonst widersprechen wir uns vielleicht.«

»Stimmt. Da haben Sie recht. Was möchten Sie denn wissen?«

»Also zum Beispiel ... welchen Beruf Sie ausüben.«

Die Frau nahm einen Schluck von ihrem Tom Collins und stellte das Glas wieder auf den Deckel. Dann tupfte sie sich den Mund mit der Papierserviette ab und inspizierte die Flecken, die ihr Lippenstift darauf hinterlassen hatte.

»Schmeckt gut, oder?«, sagte sie. »Die Basis ist Gin, nicht wahr?«

»Gin, Zitronensaft und Soda.«

»Nicht direkt eine sensationelle Erfindung, aber schmeckt nicht übel.«

»Freut mich.«

»Ja, also, was bin ich von Beruf? Das ist eine etwas schwierige Frage. Ehrlich gesagt, Sie werden es mir wahrscheinlich nicht glauben.«

»Sagen Sie es mir erst mal«, sagte Aomame. »Ich arbeite als Trainerin in einem Sportstudio. Hauptsächlich Kampfsport. Und Stretching.«

»Kampfsport«, sagte die Frau bewundernd. »So ungefähr wie Bruce Lee?«

»So ungefähr.«

»Sind Sie gut?«

»Es reicht.«

Die Frau lächelte und hob ihr Glas. »Wenn es hart auf hart kommt, sind wir auf jeden Fall ein unschlagbares Team. Ich habe ziemlich lange Aikido gemacht. Um die Wahrheit zu sagen, ich bin bei der Polizei.«

»Bei der Polizei«, wiederholte Aomame. Ihr blieb der Mund leicht offen stehen, und sie war sprachlos.

»Ja, ich bin Polizistin. Sieht man mir gar nicht an, oder?«, sagte die Frau.

»Wirklich nicht«, sagte Aomame.

»Aber es stimmt. Ehrlich. Ich heiße Ayumi.«

»Ich bin Aomame.«

»Aomame – Erbse. Ist das Ihr richtiger Name?«

Aomame nickte ernst. »Wenn Sie bei der Polizei sind, dann tragen Sie Uniform und eine Pistole und fahren in einem Streifenwagen?«

»Ich bin Polizistin geworden, weil ich genau das tun wollte, aber so richtig lassen sie mich nicht«, sagte Ayumi und knabberte geräuschvoll an einer Salzbrezel aus der Schale, die vor ihnen stand. »Im Augenblick besteht meine Aufgabe hauptsächlich darin, eine lächerliche Uniform zu tragen und in einem Ministreifenwagen Parksünder zu jagen. Eine Pistole darf ich natürlich nicht tragen. Schließlich muss man wegen harmloser Bürger, die ihren Toyota Corolla vor einem Hydranten geparkt haben, keine Warnschüsse abgeben. Meine Ergebnisse beim Schießtraining sind ziemlich gut, aber das interessiert niemanden. Ich bin ja nur eine Frau. Die kann ruhig Tag für Tag ihre Runde machen und mit Kreide Uhrzeiten und Nummern auf den Asphalt schreiben.«

»Wenn Sie Pistole sagen, meinen Sie dann eine halbautomatische Beretta?«

»Genau. Inzwischen haben wir nur noch solche. Die Beretta ist etwas zu schwer für mich. Wenn sie geladen ist, wiegt sie fast ein Kilogramm.«

»Sie hat 850 Gramm Eigengewicht«, sagte Aomame.

Ayumi sah Aomame an wie einen Pfandleiher, der eine Armbanduhr schätzt. »Warum wissen Sie das so genau?«

»Ich habe mich schon immer für Waffen interessiert«, sagte Aomame. »Natürlich habe ich noch nie mit so einer geschossen.«

»Aha«, sagte Ayumi verständnisvoll. »Ich schieße eigentlich gern. Die Beretta ist zwar schwer, aber weil ihr Rückstoß nicht so stark ist wie bei den alten Polizeiwaffen, kann auch eine kleine Frau sie problemlos handhaben, wenn sie genug übt. Aber so denken die da oben nicht. Sie bezweifeln, dass Frauen überhaupt mit Waffen umgehen können. Bei der Polizei sitzen nur Chauvis in Führungspositionen. Beim Schlagstocktraining war ich so gut, dass die meisten männlichen Kollegen nichts gegen mich ausrichten konnten. Aber anerkannt wurde das von niemandem. Das Einzige, was dabei herauskam, waren anzügliche Bemerkungen. ‚Dich würde ich jederzeit meinen Schlagstock halten lassen. Sag nur Bescheid, wenn du mal üben willst‘ – solches Zeug. Da hat sich seit hundertfünfzig Jahren nichts geändert.«

Ayumi nahm ein Päckchen Virginia Slims aus der Tasche, zog mit geübtem Griff eine heraus, steckte sie zwischen die Lippen und zündete sie mit einem schmalen goldenen Feuerzeug an. Langsam stieß sie den Rauch nach oben aus.

»Warum bist du überhaupt zur Polizei gegangen? Ich darf doch du sagen?«, fragte Aomame.

»Klar. Ursprünglich wollte ich gar nicht zur Polizei, aber

einen normalen Bürojob wollte ich nicht machen. Und große Lust zu studieren hatte ich auch nicht. Entsprechend begrenzt war die Auswahl. Also machte ich im vierten Studienjahr die Aufnahmeprüfung für die Polizeischule. Außerdem sind ein paar Verwandte von mir bei der Polizei. Mein Vater, mein älterer Bruder und auch ein Onkel von mir. Und weil bei der Polizei im Prinzip alles von Seilschaften abhängt, hat man bessere Chancen auf eine Einstellung, wenn man dort Verwandte hat.«

»Aha, eine richtige Polizistenfamilie.«

»Genau. Aber bevor ich zur Polizei kam, hätte ich nie gedacht, dass Frauen dort derart diskriminiert werden. Weißt du, Polizistinnen sind Menschen zweiter Klasse. Du kriegst nur die spannendsten Aufgaben: Verkehrssünder schnappen, am Schreibtisch hocken und Protokolle ausfüllen, weibliche Verdächtige durchsuchen oder die Verkehrserziehung an Grundschulen übernehmen. Und eindeutig unfähigere Männer bekommen einen spannenden Fall nach dem anderen. Die Vorgesetzten reden vornherum munter von Chancengleichheit, aber in Wirklichkeit ist das nicht so einfach. Da vergeht einem jeder Ehrgeiz und jede Motivation. Verstehst du?«

Aomame pflichtete ihr bei.

»Das macht mich echt wütend!«

»Hast du keinen Freund oder so was?«

Ayumi runzelte die Stirn und starrte bitter auf die schlanke Zigarette zwischen ihren Fingern. »Als Polizistin eine Beziehung zu haben ist total kompliziert. Der Dienst ist so unregelmäßig, dass ich mich kaum mit jemandem treffen kann, der normale Arbeitszeiten hat. Und selbst wenn ich es irgendwie schaffe, machen die ›normalen‹

Männer einen flotten Rückzieher, sobald sie erfahren, dass ich Polizistin bin. Wie Krebse, die sich an den Strand flüchten. Grässlich, oder?«

Aomame nickte zustimmend.

»Das Einzige, was einem übrig bleibt, wäre die Beziehung zu einem Kollegen, aber die meisten von denen sind das Letzte. Irgendwelche impotenten Typen, die nichts als dreckige Witze machen können. Entweder sie sind dumm geboren oder sie denken nur an ihre Beförderung oder beides. Und solche Kerle tragen die Verantwortung für die Sicherheit unserer Gesellschaft. Düstere Aussichten für Japans Zukunft.«

»Aber du bist so hübsch. Das fällt doch bestimmt vielen Männern auf«, sagte Aomame.

»Das bringt mir auch nur etwas, solange ich ihnen meinen Beruf nicht verrate. Deshalb habe ich beschlossen, mich hier immer als Versicherungsangestellte auszugeben.«

»Kommst du oft her?«

»Oft würde ich nicht sagen. Ab und zu.« Ayumi überlegte kurz. »Manchmal habe ich das Bedürfnis nach Sex«, gab sie dann zu. »Deutlich ausgedrückt: Ich brauche einen Mann. Hat wohl was mit dem Zyklus zu tun. Ich ziehe mir sexy Unterwäsche an, komme hierher, trinke was und suche mir einen passenden Typen für eine Nacht. Dann habe ich wieder eine Weile Ruhe. Ich habe ganz normale Bedürfnisse, keine ausgefallenen Gelüste oder sexuellen Manien. Mir genügt es, mich ab und an zu entladen. Ohne dass sich daraus irgendwelche Folgen ergeben. Am nächsten Morgen gehe ich dann wieder auf die Jagd nach Falschparkern. Und du?«

Aomame griff nach ihrem Tom Collins und nippte

langsam daran. »Tja. Im Grunde ist es bei mir das Gleiche.«

»Keine feste Beziehung?«

»Ich habe mich dagegen entschieden. Zu umständlich.«

»Ein fester Freund macht eben Umstände.«

»So ist es wohl.«

»Aber manchmal will ich es so sehr, dass ich es nicht mehr aushalten kann«, sagte Ayumi.

»Das Wort, das du benutzt hast – entladen –, gefällt mir. Es passt genau.«

»Es mal richtig krachen lassen?«

»Ist auch nicht schlecht.«

»Jedenfalls eine Sache für eine Nacht, die keine Folgen hat.«

Aomame nickte.

Die Wange in die Hand gestützt, dachte Ayumi nach. »Wir haben eine Menge gemeinsam, oder?«

»Scheint so«, gab Aomame zu. Nur dass du Polizistin bist und ich Menschen töte, dachte sie. Du stehst innerhalb und ich außerhalb des Gesetzes. Das ist ein ziemlich großer Unterschied, was?

»Lass es uns so machen«, sagte Ayumi. »Also: Wir arbeiten bei der gleichen Schadensversicherung. Der Name der Firma bleibt geheim. Du bist meine Vorgesetzte, ich die etwas jüngere Untergebene. Heute war es in der Firma so stinklangweilig, dass wir uns zur Abwechslung hier einen hinter die Binde gießen wollen. Dabei haben wir vergleichsweise gute Laune bekommen. Wie findest du das?«

»Nicht schlecht, aber ich habe so gut wie keine Ahnung von Schadensversicherungen.«

»Das kannst du mir überlassen. Geschichten erfinden ist meine größte Stärke.«

»Ich überlasse alles dir«, sagte Aomame.

»Übrigens sitzen an dem Tisch direkt hinter uns zwei mittelalte Knaben. Die werfen schon die ganze Zeit mit hungrigen Blicken um sich«, flüsterte Ayumi. »Dreh dich doch mal ganz unauffällig um und schau sie dir an.«

Aomame wandte sich beiläufig in diese Richtung. Am übernächsten Tisch saßen zwei Männer mittleren Alters in Anzug und Krawatte. Offenbar Angestellte, die ihren Feierabend hier verbrachten. Ihre Anzüge wirkten nicht abgetragen und auch die Krawatten nicht geschmacklos. Jedenfalls sahen sie nicht ungepflegt aus. Der eine musste etwa Mitte vierzig sein, der andere Ende dreißig.

Der Ältere war sehr schlank. Er hatte ein schmales Gesicht und einen zurückweichenden Haaransatz. Der Jüngere war ein Typ, der früher wahrscheinlich in der Rugbymannschaft seiner Universität gespielt, aber inzwischen durch mangelnde Bewegung Speck angesetzt hatte. Auch wenn sein Gesicht sich etwas Jungenhaftes bewahrt hatte, bekam er bereits ein Doppelkinn. Die beiden saßen in freundschaftlichem Gespräch bei einem Whisky Soda und ließen dabei hin und wieder ihre Blicke interessiert durch den Raum schweifen.

Ayumi analysierte die Lage. »Wie es aussieht, besuchen sie Bars wie diese nicht gewohnheitsmäßig. Sie wollen sich amüsieren, wissen aber nicht, wie man Mädchen anspricht. Wahrscheinlich sind beide verheiratet. Sie haben so etwas Verstohlenes an sich.«

Aomame bewunderte Ayumis präzise Beobachtungsgabe. Offenbar hatte die junge Polizistin, während sie sich

unterhielten, all dies herausgefunden, ohne dass Aomame etwas davon gemerkt hatte. Dazu musste man wohl aus einer Polizistenfamilie stammen.

»Du magst doch Männer mit wenig Haaren, Aomame? Dann würde ich den Kräftigen nehmen. Macht dir das was aus?«

Aomame drehte sich noch einmal um. Die Kopfform des Mannes mit den schütterten Haaren ging so einigermaßen. Lichtjahre von Sean Connery entfernt, natürlich, aber die Mindestpunktzahl erreichte er. Was konnte man schon an einem Abend erwarten, an dem man unentwegt mit Queen und ABBA beschallt wurde. Luxusklasse jedenfalls nicht.

»In Ordnung. Aber wie schaffen wir es, dass sie uns an ihren Tisch bitten?«

»Bis zum Morgengrauen können wir nicht warten. Wir müssen sie von uns aus ansprechen. Freundlich lächeln, liebenswürdig, schön positiv«, sagte Ayumi.

»Im Ernst?«

»Natürlich. Ich gehe hin und beginne eine leichte Unterhaltung, überlass das mir. Du kannst hier warten«, erklärte Ayumi. Sie nahm einen kräftigen Schluck von ihrem Tom Collins und rieb sich die Hände. Dann hängte sie sich entschlossen ihre Gucci-Tasche über die Schulter und lächelte charmant. »Na dann. Zeit für etwas Schlagstocktraining.«

## KAPITEL 12

Tengo

Dein Königreich komme



Professor Ebisuno wandte sich an Fukaeri. »Eri, könntest du uns bitte einen Tee machen?«

Die junge Frau stand auf und verließ den Empfangsraum. Leise schloss sie die Tür. Der Professor wartete wortlos darauf, dass der auf dem Sofa sitzende Tengo zu Atem kam und seine Lebensgeister wieder erwachten. Währenddessen nahm er seine schwarz geränderte Brille ab, putzte sie mit einem nicht ganz reinlich wirkenden Taschentuch und setzte sie wieder auf. Irgendwo fern am Himmel vor dem Fenster zog etwas kleines Schwarzes vorüber. Vielleicht ein Vogel. Oder jemandes Seele, die ans Ende der Welt geweht wurde.

»Entschuldigen Sie«, sagte Tengo. »Alles wieder in Ordnung. Es ist nichts. Bitte fahren Sie fort.«

Professor Ebisuno nickte und begann zu sprechen. »Das Feuergefecht im Jahr 1981 führte zur Zerschlagung der Splitterkommune Akebono. Das war also vor drei Jahren und damit vier Jahre nachdem Eri zu uns gekommen war. Aber das mit Akebono tut vorläufig nichts zur Sache. Eri war zehn Jahre alt, als sie damals völlig unerwartet vor unserer Tür stand. Sie war nicht mehr das Mädchen, das ich gekannt hatte. Aus ihr war ein schweigsames, sehr zurückhaltendes, gegenüber Fremden fast ängstliches Kind geworden. Auch mir gegenüber war sie scheu, obwohl sie mich von klein auf kannte und wir viel miteinander gesprochen hatten. Aber damals befand sie sich in einem Zustand, in dem sie mit niemandem reden konnte. Es war, als habe sie die Sprache verloren. Auch wenn man sie ansprach, nickte sie nur oder schüttelte den Kopf.«

Der Sensei sprach nun immer schneller, und der Klang seiner Stimme wurde klarer. Er schien die Geschichte vorantreiben zu wollen, solange Fukaeri nicht im Raum

war.

»Offenbar hatte es sie große Mühe gekostet, hier heraufzufinden. Sie hatte etwas Geld und einen Brief mit unserer Adresse bei sich, aber sie war ja in völliger Abgeschiedenheit aufgewachsen und konnte überdies nicht richtig sprechen. Dennoch war sie mit dem Zettel in der Hand von einem öffentlichen Verkehrsmittel ins andere gestiegen und hatte sich bis vor unsere Tür durchgeschlagen. Man sah auf den ersten Blick, dass Eri etwas Schlimmes zugestoßen war. Die Frau, die uns im Haushalt hilft, und Azami kümmerten sich um sie. Als sie sich nach einigen Tagen etwas beruhigt zu haben schien, rief ich bei den Vorreitern an. Ich wollte Fukada sprechen. Mir wurde mitgeteilt, Fukada befinde sich in einer Verfassung, in der er nicht telefonieren könne. Auf meine Frage, was das für eine Verfassung sei, erhielt ich keine Antwort. Ich verlangte, seine Frau zu sprechen. Auch sie könne nicht ans Telefon kommen, hieß es. Am Ende musste ich unverrichteter Dinge aufgeben.«

»Haben Sie diesen Leuten damals gesagt, dass Sie Eri bei sich aufgenommen haben?«

Der Professor schüttelte den Kopf. »Ich hatte das Gefühl, es wäre besser, das zu verschweigen, solange ich nicht mit Fukada persönlich gesprochen hatte. Natürlich habe ich seither auf alle möglichen Arten immer wieder versucht, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Aber es ist mir nie gelungen.«

Tengo runzelte die Stirn. »Das heißt, Sie konnten in diesen ganzen sieben Jahren nicht einmal mit Eris Eltern sprechen?«

Der Sensei nickte. »Sieben Jahre lang kein Kontakt.«

»Und Eris Eltern haben sieben Jahre lang nicht versucht, herauszufinden, was aus ihrer Tochter geworden ist?«

»Ja, das ist für mich das größte Rätsel. Die Fukadas liebten Eri über alles. Aber wenn sie ihre Tochter jemandem anvertrauen wollten, kam als Anlaufstelle nur ich in Frage. Die Fukadas hatten jeden Kontakt zu ihren Familien abgebrochen. Eri ist aufgewachsen, ohne ihre Großeltern zu kennen. Außer mir gibt es niemanden, zu dem sie sie hätten schicken können. Außerdem hatten sie Eri eingeschärft, sich im Notfall an mich zu wenden. Ich kann einfach nicht verstehen, warum wir kein Wort von ihnen gehört haben.«

»Sie haben vorhin erwähnt, die Vorreiter seien eine liberale Kommune gewesen«, sagte Tengo.

»Genau. Die Vorreiter hatten sich von Anfang an immer ziemlich liberal verhalten. Doch kurz vor Eris Flucht begannen sie, sich mehr und mehr von der Außenwelt abzuschotten. Das erste Anzeichen für mich war der nachlassende Kontakt zu Fukada. Er war immer ein begeisterter Briefschreiber gewesen und schickte mir lange Episteln, in denen er mir die inneren Angelegenheiten der Kommune, seine eigene geistige Verfassung und alles mögliche andere darlegte. Doch ab einem gewissen Zeitpunkt blieben diese Berichte aus. Auf meine Briefe erhielt ich keine Antwort mehr. Auch telefonisch konnte ich ihn kaum erreichen. Und wenn ich ihn ausnahmsweise mal an den Apparat bekam, waren die Gespräche sehr kurz. Fukada drückte sich so knapp aus, als werde er abgehört.«

Der Sensei faltete die Hände im Schoß.

»X-mal bin ich hingefahren. Ich wollte unbedingt wegen Eri mit Fukada sprechen, und da Briefe und Anrufe keinen

Erfolg brachten, blieb mir nichts anderes übrig, als ihn persönlich aufzusuchen. Aber ich erhielt nicht einmal Zutritt zum Gelände. Buchstäblich weggejagt haben sie mich. Ich verhandelte, ich flehte, aber sie ließen mich einfach nicht hinein. Mittlerweile ist das gesamte Vorreiter-Gelände von einem hohen Zaun umgeben, und alle Außenstehenden werden am Tor abgefertigt.

Die Öffentlichkeit hat keine Ahnung, was im Inneren der Kommune vorgeht. Ich kann ja verstehen, wenn eine radikale Gruppierung wie Akebono Geheimhaltung übt. Ihr Ziel war ein gewaltsamer Umsturz, also hatten sie eine Menge zu verbergen. Aber die Vorreiter waren friedlich und betrieben nur organische Landwirtschaft. Von Anfang an hatten sie sich Außenstehenden gegenüber konsequent aufgeschlossen und freundlich verhalten. Deshalb konnten sie ja auch die Einheimischen so für sich einnehmen. Heute ist das Gelände der Vorreiter eine Festung. Aussehen und Verhalten der Mitglieder haben sich offenbar völlig verändert. Die Nachbarn sind ebenso bestürzt wie ich. Wenn ich nur daran denke, was den Fukadas zugestoßen sein könnte, mache ich mir die größten Sorgen. Damals konnte ich nichts weiter tun, als mich liebevoll ihrer Tochter Eri anzunehmen. Inzwischen sind sieben Jahre vergangen, ohne dass sich das Geringste geklärt hätte.«

»Also wissen Sie noch nicht einmal, ob die Fukadas noch leben?«, fragte Tengo.

Professor Ebisuno schüttelte den Kopf. »Sie sagen es. Ich habe nicht den geringsten Anhaltspunkt. Ich bemühe mich, nicht das Schlimmste zu befürchten. Aber ich kann es nicht normal finden, dass mich seit sieben Jahren keine Nachricht von den Fukadas erreicht. Was bleibt mir übrig, als anzunehmen, dass ihnen etwas zugestoßen ist.« Hier

senkte er die Stimme. »Vielleicht werden sie gewaltsam festgehalten. Oder vielleicht Schlimmeres.«

»Schlimmeres?«

»Ja, man muss mit dem Schlimmsten rechnen. Die Vorreiter sind nicht mehr die friedliche bäuerliche Gemeinschaft, die sie einmal waren.«

»Diese sogenannten Vorreiter haben sich also in eine gefährliche Richtung entwickelt?«

»Das vermute ich. Den dortigen Nachbarn zufolge ist die Zahl der Personen, die bei den Vorreitern ein und aus gehen, stark angestiegen. Unentwegt fahren Autos vor. Viele davon mit Tokioter Nummernschild. Oft sind es große Luxuslimousinen, wie man sie auf dem Land selten sieht. Die Zahl der Funktionäre in der Kommune scheint sich ebenso rapide zu vermehren wie die der Gebäude und Anlagen. Auch die gesamte Ausstattung wurde verbessert. Die Vorreiter kaufen immer mehr Land in der Nachbarschaft zu niedrigen Preisen auf und importieren Traktoren, Bohrgerät, Betonmischer und so weiter in ihre Enklave. Die Landwirtschaft, die sie weiter betreiben wie bisher, soll sich zu einer bedeutenden Einkommensquelle entwickelt haben. ›Vorreiter‹ ist inzwischen ein ziemlich bekannter Markenname für biologisch angebautes Gemüse. Sie beliefern vor allem Restaurants und Geschäfte, die Naturkost anbieten. Auch mit ein paar Feinkostmärkten haben sie Verträge. Die Profite sollen enorm gestiegen sein. Doch neben der Landwirtschaft scheint dort noch etwas anderes vorzugehen. Durch die landwirtschaftlichen Einkünfte allein könnte man, auch bei noch so hohen Erträgen, eine derartige Expansion nicht finanzieren. Weil sie so heimlich tun, vermuten die Einheimischen, dass die Vorreiter das, was bei ihnen im Gang ist – was immer es

auch sei –, vor der Öffentlichkeit verbergen müssen.«

»Ob sie wieder politisch aktiv sind?«, fragte Tengo.

»Das ist ziemlich unwahrscheinlich«, sagte der Sensei sofort. »Die Vorreiter haben nie politische Ziele verfolgt. Deshalb kam es ja seinerzeit zur Spaltung und Gründung von Akebono.«

»Aber später muss etwas geschehen sein, das Eri zur Flucht gezwungen hat.«

»Genau«, sagte der Sensei. »Etwas von so einschneidender Bedeutung, dass sie ihre Eltern zurücklassen und allein fortgehen musste. Aber Eri hat nie auch nur das Geringste erzählt.«

»Vielleicht hatte sie einen Schock, oder die Erfahrung war so traumatisch, dass sie nicht darüber sprechen kann?«

»Nein, Eri machte auch damals nicht den Eindruck, als habe sie einen Schock, Angst vor etwas oder wäre verstört, weil sie von ihren Eltern getrennt und allein war. Sie war einfach wie betäubt. Dann hat sie sich problemlos bei uns eingewöhnt. Beinahe verdächtig leicht und widerstandslos.«

Der Professor schaute zur Tür. Dann wandte er seinen Blick wieder Tengo zu.

»Was auch immer mit Eri passiert ist, ich möchte ihr das Geheimnis nicht mit Gewalt entreißen. Ich glaube, was sie braucht, ist Zeit. Deshalb habe ich sie auch nichts gefragt und werde, auch wenn sie weiter schweigt, so tun, als sei nichts. Eri war die ganze Zeit mit Azami zusammen. Sobald Azami aus der Schule kam, haben sie sich sogar zum Essen in ihr Zimmer zurückgezogen. Was die beiden da gemacht haben, weiß ich nicht. Vielleicht hat Eri sich Azami anvertraut. Aber ich habe da nicht nachgehakt und sie tun

lassen, was ihnen gefiel. Abgesehen davon, dass Eri anfangs nicht gesprochen hat, gab es nie Probleme in unserem Zusammenleben. Sie ist ein intelligentes Mädchen und hörte auf das, was ich ihr sagte. Sie und Azami wurden unzertrennliche Freundinnen. Allerdings ging Eri damals nicht zur Schule, denn ein Kind, das kein Wort spricht, kann man ja nicht zur Schule schicken.«

»Sie und Azami hatten bis dahin allein gelebt?«

»Meine Frau ist vor zehn Jahren gestorben«, sagte der Sensei. Er machte eine Pause. »Sie kam bei einem Auffahrunfall ums Leben. Meine Tochter und ich blieben allein zurück. Eine entfernte Verwandte von uns, die hier in dieser Gegend wohnt, erledigt den größten Teil der Hausarbeit für uns. Sie kümmert sich auch um die Mädchen. Meine Frau zu verlieren war furchtbar für mich, und auch Azami hat sehr gelitten. Ein so plötzlicher Tod trifft einen ja völlig unvorbereitet. So war es, von den näheren Umständen abgesehen, trotz allem ein Glück, dass Eri zu uns zog. Obwohl sie nicht sprach, vermittelte uns seltsamerweise schon ihre bloße Anwesenheit ein Gefühl von Sicherheit. In den sieben Jahren, die seither vergangen sind, hat Eri, wenn auch nur Stück für Stück, die Sprache wiedererlangt. Verglichen mit damals, als sie zu uns kam, hat sich ihre Ausdrucksfähigkeit auffällig verbessert. Vielleicht wirkt ihre Art zu sprechen auf andere Menschen etwas sonderbar, aber wir sehen darin einen bemerkenswerten Fortschritt.«

»Besucht Eri im Moment eine Schule?«

»Nein. Wir haben sie nur der Form halber angemeldet. Realistisch gesehen, wäre der Schulalltag nichts für sie. Sie wird von mir und ein paar Studenten, die ich dafür angestellt habe, privat hier zu Hause unterrichtet. Eine

reguläre schulische Ausbildung kann man das nicht nennen, im Grunde ist das Stückwerk. Weil es ihr so schwerfällt, selbst zu lesen, haben wir ihr bei jeder Gelegenheit vorgelesen. Auch Hörbücher auf Band haben wir für sie gekauft. Das ist ungefähr die Ausbildung, die sie bisher erhalten hat. Allerdings ist sie ein sehr intelligentes Mädchen. Sie besitzt eine erstaunlich schnelle, gründliche und effiziente Auffassungsgabe, wenn sie etwas lernen will. Wirklich herausragend. Dinge, die sie nicht interessieren, ignoriert sie dafür völlig. Da besteht eine große Diskrepanz.«

Die Tür zum Empfangsraum blieb weiter geschlossen. Konnte es wirklich so lange dauern, Wasser zu erhitzen und Tee aufzubrühen?

»Eri hat also Azami die Geschichte von der ›Puppe aus Luft‹ erzählt, ja?«, fragte Tengo.

»Wie gesagt, haben sich die beiden Mädchen abends immer in ihr Zimmer eingeschlossen. Was sie da gemacht haben, weiß ich nicht. Das ist ihr Geheimnis. Doch irgendwann scheint es hauptsächlich um Eris Geschichte gegangen zu sein. Azami hat das, was Eri ihr erzählte, mitgeschrieben oder aufgenommen und es dann auf dem Wortprozessor in meinem Büro zu einem Text verarbeitet. Seither scheint Eri allmählich wieder zu ihren Gefühlen zurückzufinden. Die Apathie, die sie fast wie eine Membran überzogen hatte, ist verschwunden, und ihre Mimik ist zurückgekehrt. Beinahe, als würde die Eri von früher wieder zum Vorschein kommen.«

»Es hat also eine Genesung eingesetzt?«

»Keine vollständige, aber zumindest eine teilweise. Vielleicht ist Eris Rückkehr zu sich selbst dadurch in Gang



gekommen, dass sie ihre Geschichte erzählt hat.«

Tengo dachte nach. Dann wechselte er das Thema.

»Haben Sie wegen der Fukadas die Polizei eingeschaltet?«

»Ja, ich war auf dem örtlichen Polizeirevier. Ich habe nichts von Eri gesagt, nur gemeldet, dass ich seit längerer Zeit zu guten Freunden bei den Vorreitern keine Verbindung hätte. Ob da ein Fall von Freiheitsberaubung vorliegen könne? Leider hatten sie damals keine Handhabe. Das Anwesen der Vorreiter ist Privatbesitz, und solange kein Beweis für ein Verbrechen vorliegt, kann die Polizei keinen Fuß hineinsetzen. Man konnte reden, soviel man wollte, sie gewährten einfach niemandem Zutritt. Und seit 1979 ist es faktisch so gut wie unmöglich, gegen sie zu ermitteln.«

Der Professor schüttelte in der Erinnerung an die damaligen Ereignisse mehrmals den Kopf.

»Ist 1979 etwas Besonderes passiert?«, fragte Tengo.

»In dem Jahr wurden die Vorreiter als Religionsgemeinschaft anerkannt.«

Tengo fehlten für einen Augenblick die Worte. »Als Religionsgemeinschaft?«

»Wirklich erstaunlich«, sagte der Professor. »Die Vorreiter erhielten vom Gouverneur der Präfektur Yamanashi die offizielle Anerkennung als Religionsgemeinschaft. Seither ist es für die Polizei nahezu unmöglich, einen Durchsuchungsbefehl für das Anwesen zu bekommen. Denn damit wäre das verfassungsmäßig garantierte Recht auf freie Religionsausübung bedroht. Und die Vorreiter hatten gute Anwälte und eine starke Verteidigung aufgebaut. Mit der örtlichen Polizei kam man dagegen nicht an. Es war auch die Polizei, die mich über die

Anerkennung der Vorreiter als Religionsgemeinschaft informierte. Ich war völlig verblüfft. Es traf mich wie ein Schlag aus heiterem Himmel, anfangs konnte ich es überhaupt nicht glauben. Selbst als sie mir die Dokumente zeigten und ich mich mit eigenen Augen überzeugt hatte, fiel es mir nicht leicht, es zu verdauen. Ich kenne Fukada seit einer Ewigkeit. Sein Charakter und seine Persönlichkeit sind integer. Durch meine Arbeit als Kulturanthropologe habe ich einen nicht nur oberflächlichen Bezug zur Religion. Doch im Gegensatz zu mir war Fukada immer ein von Grund auf politischer Mensch, ein Mann, dessen oberstes Gebot die Vernunft war. Jedenfalls hatte er eine nahezu physiologische Abneigung gegen alles Religiöse. Eine Anerkennung als Religionsgemeinschaft, und sei es aus strategischen Gründen, hätte er nie akzeptiert.«

»Es ist doch sicher gar nicht so leicht, diesen Status zu erhalten.«

»Ganz gewiss nicht«, sagte der Professor. »Man muss zahllose Anforderungen und Auflagen erfüllen und ein kompliziertes offizielles Gesuch nach dem anderen einreichen, aber wenn politischer Einfluss dahintersteht, lassen sich solche Schranken verhältnismäßig leicht aus dem Weg räumen. Die Grenze zwischen einer richtigen Religion und einer Sekte zu ziehen ist eine viel heiklere Angelegenheit. Es gibt keine bestimmte Definition, alles ist Interpretationssache. Und wo es Raum für Interpretation gibt, gibt es immer auch Raum für politische und sonstige Interessen. Zum Beispiel ist eine Religionsgemeinschaft steuerlich begünstigt und gesetzlich besonders geschützt.«

»Jedenfalls sind die Vorreiter also nicht mehr nur eine Landkommune, sondern auch eine religiöse Gruppe. Noch dazu eine erschreckend abgeschlossene Gruppe.«

»Eine Neue Religion. Oder deutlicher ausgedrückt, eine Sekte.«

»Ich verstehe das nicht. Für eine solche Wende muss es doch einen bedeutsamen Grund gegeben haben.«

Der Sensei betrachtete seine Hände, auf denen eine Menge struppiger grauer Haare wuchsen. »Sie haben recht. Zweifellos hat es ein einschneidendes Ereignis gegeben, das diese Wende veranlasst hat. Ich habe selbst immer wieder darüber nachgedacht. Die verschiedensten Möglichkeiten in Betracht gezogen. Dennoch habe ich nicht die leiseste Ahnung, was dieser Anlass gewesen sein könnte. Sie halten alles völlig geheim und schotten sich so sehr ab, dass die Zustände im Inneren absolut undurchschaubar sind. Auch der Name Fukadas – der ja immerhin Führer der Vorreiter war – ist seither nie mehr aufgetaucht.«

»Und vor drei Jahren kam es zu dieser Schießerei, und Akebono löste sich auf«, sagte Tengo.

Der Professor nickte. »Nur die Vorreiter, aus denen Akebono ja hervorgegangen war, haben überlebt. Und blühten und gediehen.«

»Also hat die Sache mit der Schießerei den Vorreitern nicht besonders geschadet.«

»Genau«, sagte der Sensei. »Im Gegenteil, es war sogar gute Publicity. Diese Leute sind gerissen, und sie haben die Sache zu ihrem Vorteil gewendet. Aber das passierte alles erst, nachdem Eri die Vorreiter schon verlassen hatte. Wie gesagt hatte die Schießerei wohl nicht direkt etwas mit ihr zu tun.«

Sie wechselten das Thema.

»Haben Sie ›Die Puppe aus Luft‹ gelesen?«, fragte Tengo.

»Selbstverständlich.«

»Was halten Sie davon?«

»Eine hochinteressante Geschichte«, sagte der Sensei. »Sehr bildreich und suggestiv. Allerdings verstehe ich, offen gestanden, nicht, was die blinde Ziege, die ›Little People‹ und die ›Puppe aus Luft‹ bedeuten.«

»Glauben Sie, dass Eri in dieser Geschichte etwas erzählt, das sie bei den Vorreitern erlebt hat? Oder zumindest auf etwas Konkretes hinweist, dessen Zeugin sie war?«

»Möglich wäre das. Aber es ist schwer zu bestimmen, wo die Realität aufhört und die Phantasie beginnt. Die Geschichte hat etwas von einem Mythos. Man könnte sie auch als geschickte Allegorie auffassen.«

»Eri hat mir gesagt, die Little People gebe es wirklich.«

Als der Sensei das hörte, machte er ein besorgtes Gesicht.

»Sie glauben also, dass das, was sie in ›Die Puppe aus Luft‹ beschrieben hat, tatsächlich passiert ist?«

Tengo schüttelte den Kopf. »Ich will nur sagen, dass die Geschichte bis in alle Einzelheiten ungewöhnlich realistisch geschildert ist und für einen Roman große Kraft besitzt.«

»Und jetzt möchten Sie diesem Etwas, das der Geschichte innewohnt, eine klarere Form geben, indem Sie sie mit Ihren eigenen Worten neu schreiben. Stimmt das so?«

»Wenn es geht.«

»Ich bin Kulturanthropologe«, sagte der Professor. »Ich habe meine wissenschaftliche Laufbahn beendet, bin aber noch immer von ihrem Geist durchdrungen. Ein Ziel dieser Wissenschaft ist es, besondere Bilder, über die die Menschheit verfügt, miteinander zu vergleichen und darin universelle Gemeinsamkeiten zu entdecken. Und diese wieder auf das Individuum anzuwenden. Dadurch erhält

der Mensch, obwohl er autonom ist, eine Zugehörigkeit. Verstehen Sie, was ich sage?»

»Ich glaube schon.«

»Vielleicht streben Sie mit Ihrer Arbeit etwas Ähnliches an.«

Tengo spreizte beide Hände auf den Knien. »Klingt schwierig.«

»Aber vielleicht lohnt es sich, es zu versuchen.«

»Ich weiß nicht einmal, ob ich die Fähigkeit dazu besitze.«

Der Professor blickte Tengo ins Gesicht. In seinen Augen war jetzt ein besonderes Leuchten.

»Mich würde interessieren«, sagte er, »ob Eri bei den Vorreitern etwas zugestoßen ist. Und welches Schicksal das Ehepaar Fukada erlitten hat. Seit sieben Jahren bemühe ich mich, Licht in die Sache zu bringen, habe aber nie eine Spur entdeckt. Die Mauer, die mir den Zugang versperrt, ist zu dick und hart, als dass ich sie bezwingen könnte. Doch vielleicht verbirgt sich in der Geschichte von der ›Puppe aus Luft‹ ein Schlüssel zur Lösung des Rätsels. Selbst wenn nur die winzigste Chance besteht, möchte ich, dass Sie weitermachen. Ob und inwieweit Sie dafür qualifiziert sind, weiß ich nicht. Aber vielleicht besteht Ihre Befähigung schon darin, dass Sie Eris Geschichte wertschätzen und sich so sehr in sie vertieft haben.«

»Ich möchte, dass Sie mir ganz eindeutig mit Ja oder Nein antworten«, sagte Tengo. »Deshalb bin ich heute hier. Erteilen Sie mir die Erlaubnis, ›Die Puppe aus Luft‹ zu überarbeiten?»

Der Sensei nickte. »Ich möchte Ihre überarbeitete Fassung lesen. Eri scheint Ihnen völlig zu vertrauen. Als

einzigem Menschen, abgesehen von Azami und mir selbstverständlich. Daher gestatte ich Ihnen, es zu versuchen. Ich vertraue Ihnen Eris Werk an. Meine Antwort lautet demnach eindeutig Ja.«

Er machte eine Pause, und eine gewichtige, schicksalsschwangere Stille senkte sich über den Raum. Just in diesem Moment brachte Fukaeri den Tee. Als habe sie vorausberechnet, dass das Gespräch der beiden nun beendet war.

Die Rückfahrt legte Tengo allein zurück. Fukaeri war mit dem Hund spazieren gegangen. Als die Abfahrtszeit des Zuges nahte, rief man Tengo ein Taxi, in dem er zum Bahnhof Futamatao fuhr. In Tachikawa stieg er in die Chuo-Linie um.

Ab Mitaka saßen ihm eine Mutter und ihre kleine Tochter gegenüber. Beide waren sehr adrett. Ihre Kleidung wirkte weder teuer noch besonders neu. Aber sie war makellos sauber und gepflegt. Die weißen Sachen waren so weiß, dass es weißer nicht ging, und alles war sorgfältig gebügelt. Das Mädchen, das wohl in die zweite oder dritte Klasse ging, hatte ebenmäßige Züge und große Augen. Seine Mutter war schlank und hatte ihre Haare im Nacken zusammengebunden. Sie trug eine Brille mit schwarzem Rand und hatte einen verwaschenen, vollgestopften Stoffbeutel dabei. Auch ihre Gesichtszüge waren sehr ebenmäßig, aber sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, die sie älter aussehen ließen, als sie vermutlich in Wirklichkeit war. Sie wirkte seelisch erschöpft. Es war erst Mitte April, dennoch hatte sie einen Sonnenschirm bei sich, der so fest eingerollt war, dass er an einen völlig verdorrten Stock erinnerte.

Die beiden saßen die ganze Fahrt über schweigend auf

ihren Plätzen. Die Mutter wirkte, als würde sie in ihrem Kopf ein Programm zusammenstellen. Die Kleine neben ihr langweilte sich, starrte auf ihre Schuhe, auf den Boden, auf die Reklameposter an der Decke, und hin und wieder streifte ihr Blick auch Tengo, der ihr gegenüber saß. Irgendwie schienen seine Größe und seine Blumenkohlhörnchen ihr Interesse zu wecken. Kinder musterten Tengo häufig, als würden sie ein harmloses, aber seltenes Tier beobachten. Alles Mögliche betrachtete die Kleine, indem sie die Augen lebhaft umherhuschen ließ, ohne ihren Körper oder ihren Kopf zu bewegen.

An der Station Ogikubo stiegen Mutter und Tochter aus. Als die Bahn abbremste, erhob sich die Mutter abrupt und ohne ein Wort. Den Sonnenschirm hielt sie in der linken, den Stoffbeutel in der rechten Hand. Die Kleine sprang sofort auf und folgte ihrer Mutter. Bevor sie ausstieg, warf sie noch einen letzten Blick auf Tengo. Ein seltsamer, fast flehender Ausdruck blitzte darin auf. Er war nur ganz schwach, aber Tengo konnte ihn sehen. Das kleine Mädchen sandte ein Signal aus – das spürte er. Aber es verstand sich von selbst, dass er, auch auf das Signal hin, nichts unternehmen konnte. Er kannte weder die Umstände, noch hatte er ein Recht, sich einzumischen. Das Mädchen stieg also mit seiner Mutter in Ogikubo aus, die Tür ging zu, Tengo blieb sitzen und fuhr weiter zur nächsten Station. Auf ihre Plätze setzten sich drei Teenager, die offenbar gerade von einer Probeklausur kamen, und begannen, sich laut und lebhaft zu unterhalten. Doch die stille Gestalt des kleinen Mädchens schwebte noch eine ganze Weile im Raum.

Ihre Augen hatten Tengo an ein anderes Mädchen erinnert, das ab der dritten oder vierten Klasse zwei Jahre

auf seiner Schule gewesen war. Es hatte die gleichen Augen gehabt wie das kleine Mädchen von eben. Mit diesen Augen hatte es Tengo lange angesehen. Und ...

Die Eltern dieses Mädchens hatten den Zeugen Jehovas angehört, einer Sekte, die den Weltuntergang predigte, für ihre ausgeprägte Missionstätigkeit bekannt war und sich buchstabengetreu an die Aussagen der Bibel hielt. Beispielsweise lehnten sie Bluttransfusionen strikt ab. Wurde eines ihrer Mitglieder bei einem Verkehrsunfall schwer verletzt, waren seine Überlebenschancen ziemlich gering. So kamen auch größere Operationen nicht in Frage. Dafür würden sie nach dem Ende der Welt als Auserwählte Gottes in einem paradiesischen Tausendjährigen Reich leben.

Das Mädchen damals hatte die gleichen großen klaren Augen besessen wie die Kleine in der Bahn. Eindrucksvolle Augen. Und ein schönes Gesicht, das allerdings immer wie von einem undurchsichtigen dünnen Film überzogen gewesen war. Wie um jede lebendige Regung zu verdecken. Solange es nicht unbedingt nötig war, machte sie den Mund nicht auf. Ihr Gesicht zeigte keinerlei Gefühle, und ihre schmalen Lippen waren stets fest aufeinandergepresst.

Sie hatte Tengos Interesse erregt, weil sie jedes Wochenende mit ihrer Mutter missionieren gehen musste. Bei den Zeugen Jehovas war es üblich, dass die Kinder, sobald sie laufen konnten, mit ihren Eltern an allen religiösen Aktivitäten teilnahmen. Schon Dreijährige begleiteten ihre – meist – Mütter, wenn diese von Tür zu Tür gingen, ein Heftchen mit dem Titel Vor der Sintflut verteilten und die Lehre der Zeugen Jehovas erläuterten. In leicht verständlicher Sprache legten sie dar, welches die Anzeichen für den nahenden Untergang der



gegenwärtigen Welt seien. Natürlich wurden sie meist abgewiesen, oft genug schlug man ihnen die Tür vor der Nase zu. Ihre Lehre war zu engstirnig, einseitig und realitätsfern, fern zumindest von dem, was der größte Teil der Menschheit für Realität hielt. Doch hin und wieder hörte ihnen auch mal jemand zu. Es gibt immer Menschen auf der Welt, die Gesprächspartner suchen, egal, was diese zu sagen haben. Und unter diesen wiederum gab es, wenn auch in noch geringerer Zahl, welche, die anschließend an einer Zusammenkunft der Zeugen Jehovas teilnahmen. Auf der Suche nach diesem einen Fall unter tausend wanderten die Frauen von Haus zu Haus und drückten Klingelknöpfe. Es war die ihnen auferlegte heilige Pflicht, unausgesetzt und unermüdlich danach zu trachten, andere Menschen, und seien es auch noch so wenige, zum Erwachen zu führen. Je schwerer diese Pflicht war, je höher die Schwelle zum Ziel, desto strahlender die Glückseligkeit, die später ihrer harren würde.

Auch das Mädchen aus Tengos Klasse musste seine Mutter bei ihren Missionsversuchen begleiten. In der einen Hand trug die Mutter einen Stoffbeutel mit Exemplaren von Vor der Sintflut und in der anderen meist einen Sonnenschirm. Das Mädchen ging einige Schritte hinter ihr. Es hatte wie üblich die Lippen fest aufeinandergepresst, und seine Miene war ausdruckslos. Auf ihren Runden für NHK waren Tingo und sein Vater den beiden mehrmals auf der Straße begegnet. Tingo erkannte das Mädchen, und das Mädchen erkannte ihn. Und jedes Mal leuchteten ihre Augen auf. Natürlich sprachen sie nie ein einziges Wort miteinander. Sie grüßten sich nicht einmal. Tengos Vater war ganz und gar damit beschäftigt, seine Erfolgsrate zu steigern, und die Mutter des Mädchens dachte nur daran,

das angeblich herannahende Ende der Welt zu verkünden. An diesen wenigen Sonntagen waren Tengo und das Mädchen im Schlepptau ihrer Eltern aneinander vorbeigeeilt und hatten kurze Blicke getauscht.

Alle in der Klasse wussten, dass das Mädchen eine Zeugin Jehovas war, die »aus religiösen Gründen« nicht an Weihnachtsfeiern, Ausflügen zu Schreinen oder buddhistischen Tempeln und an Sportfesten teilnehmen durfte. Die Schul- und die Nationalhymne sang sie auch nicht mit. Dieses außergewöhnliche und unverständliche Verhalten führte dazu, dass sie immer mehr ins Abseits geriet. Zu allem Überfluss hatte sie vor dem Mittagessen ein bestimmtes Gebet zu verrichten, das sie so laut aufsagen musste, dass alle es hören konnten. Natürlich war das den anderen Kindern irgendwie unheimlich. Ganz bestimmt verspürte sie nicht den geringsten Wunsch, in aller Öffentlichkeit zu beten. Doch sie konnte das Gebet vor dem Essen nicht auslassen, nur weil ihre Glaubensgenossen sie nicht sahen. Denn »der Vater im Himmel« sah alles, auch die kleinste Kleinigkeit.

Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Königreich komme. Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir unseren Schuldnern vergeben haben. Sei mit uns durch deinen Segen, sei um uns auf unseren Wegen. Amen.

Unser Gedächtnis ist eine wundersame Sache. Obwohl all dies zwanzig Jahre zurücklag, konnte Tengo sich noch genau an das Gebet erinnern. DEIN KÖNIGREICH KOMME. Als Grundschüler hatte er sich immer gefragt, um welche Art von Königreich es sich wohl handeln mochte. Gab es dort öffentlichrechtliche Sender wie NHK? Wahrscheinlich nicht. Und wenn es kein NHK gab, mussten auch keine Gebühren eingesammelt werden. In

diesem Fall, dachte er, wäre es wohl von Vorteil, wenn dieses Königreich möglichst bald käme.

Tengo sprach nie mit ihr. Sie gingen zwar in eine Klasse, aber es ergab sich keine Gelegenheit dazu. Sie stand immer allein und etwas abseits und redete mit keinem, solange es nicht unbedingt nötig war. Sie strahlte auch nichts aus, das andere hätte bewegen können, zu ihr hinzugehen und sie anzusprechen. Doch im Herzen fühlte Tengo mit ihr, denn sie hatten eine einzigartige Gemeinsamkeit. Beide mussten sie an Sonntoder Feiertagen mit einem Elternteil von Haus zu Haus wandern und an fremden Türen klingeln. Gewiss bestand ein Unterschied zwischen Missionieren und Gebühreneintreiben, dennoch wusste Tengo aus eigener Erfahrung ganz genau, wie sehr ein Kind unter einer aufgezwungenen Bürde wie dieser litt. Kinder sollten an Sonntagen nach Herzenslust mit anderen Kindern herumtollen dürfen. Und nicht herumlaufen müssen, um Geld einzusammeln oder den Weltuntergang zu verkünden. So etwas sollten Erwachsene tun – wenn es schon getan werden musste.

Nur ein einziges Mal kam es dazu, dass Tengo mit dem Mädchen sprach. Es war Herbst, und sie waren in der vierten Klasse. Sie hatten Physikunterricht, und die Kinder experimentierten in Gruppen. Das Mädchen wurde von den anderen Kindern in seiner Gruppe beschimpft, weil es irgendetwas falsch gemacht hatte. Worum es sich gehandelt hatte, wusste Tengo nicht mehr. Einer der Jungen verhöhnte sie, weil sie eine Zeugin Jehovas war. Sie könne doch nichts als Häuser abklappern und blöde Prospekte verteilen. Schließlich öffte er sie nach, indem er immer wieder »O Herr, o Herr« rief. So etwas kam selten vor. Normalerweise behandelten die anderen Kinder das

Mädchen so, als würde es gar nicht existieren, wie Luft eben, statt es zu schikanieren oder zu hänseln. Aber von den Experimenten in den naturwissenschaftlichen Fächern konnte man niemanden ausschließen. Jedenfalls war das, was dem Mädchen jetzt an den Kopf geworfen wurde, ziemlich giftig. Tengo gehörte zu einer Gruppe am Tisch nebenan und konnte auf keinen Fall überhören, was los war. Er wusste nicht warum, aber er konnte einfach nicht tatenlos zuzusehen.

Also ging er an den anderen Tisch und forderte sie auf, in seine Gruppe zu wechseln. Er handelte völlig spontan, ohne darüber nachzudenken, ohne zu zögern. Daraufhin erklärte er ihr ausführlich, worum es bei dem Experiment ging. Sie hörte ihm sehr aufmerksam zu, verstand und machte den Fehler danach nicht mehr. Es war das erste (und das letzte) Mal in den zwei Jahren, die sie in einer Klasse waren, dass Tengo mit ihr sprach. Er war gut in der Schule, außerdem groß und kräftig. Er fiel sofort auf. Daher traute sich – zumindest in dieser Situation – niemand, sich darüber lustig zu machen, dass er sie in Schutz nahm. Dennoch war er, weil er für sie Partei ergriffen hatte, in der Achtung der Klasse gesunken. Offenbar hatte etwas von dem Makel, der dem Mädchen anhaftete, auf ihn abgefärbt.

Aber Tengo kümmerte sich nicht darum. Er wusste genau, dass sie ein ganz normales Mädchen war. Wären ihre Eltern keine Zeugen Jehovas gewesen, dann wäre sie wohl völlig normal aufgewachsen und von allen akzeptiert worden. Bestimmt hätte sie gute Freunde gefunden. Nur weil ihre Eltern Zeugen Jehovas waren, wurde sie in der Schule behandelt, als sei sie unsichtbar. Niemand sagte je etwas zu ihr. Sie wurde nicht einmal angesehen. Tengo fand das sehr ungerecht.

Nach diesem Zwischenfall sprachen sie und Tengo nicht mehr miteinander. Es gab keine Notwendigkeit und auch keine Gelegenheit dazu. Aber sooft ihre Blicke sich zufällig begegneten, machte sich eine leichte Unruhe auf ihrem Gesicht bemerkbar. Tengo sah es. Vielleicht war es ihr unangenehm gewesen, wie er sich ihr gegenüber verhalten hatte. Oder sie war böse auf ihn, weil es ihr lieber gewesen wäre, wenn er alles so gelassen und nichts unternommen hätte. Tengo konnte es nicht beurteilen. Er war ein Kind und noch nicht imstande, in den Gesichtern anderer Menschen zu lesen.

Doch eines Tages ergriff das Mädchen Tengos Hand. Es war an einem wunderschönen klaren Nachmittag Anfang Dezember. Nur ein paar dünne weiße Wolkenschleier zogen über den hohen Himmel vor dem Fenster. Die Kinder hatten nach dem Unterricht das Klassenzimmer aufgeräumt, und bis auf Tengo und das Mädchen waren alle anderen schon fort. Plötzlich durchquerte sie schnell und entschlossen das Klassenzimmer, blieb neben Tengo stehen und nahm ohne zu zögern seine Hand. Dann hob sie den Blick und sah ihm direkt ins Gesicht (Tengo war ungefähr zehn Zentimeter größer als sie). Auch Tengo schaute ihr ins Gesicht. Ihre Augen trafen sich. Er erkannte in ihren Augen eine klare Tiefe, die ihm vorher nicht aufgefallen war. Lange und stumm hielt sie seine Hand. Nicht einen Augenblick lockerte sie ihren festen Griff. Dann ließ sie plötzlich los und verließ das Klassenzimmer so rasch, dass ihr Rocksäum flatterte.

Entgeistert und sprachlos vor Staunen blieb Tengo wie angewurzelt an der gleichen Stelle stehen. Sein erster Gedanke war: Wie gut, dass niemand uns gesehen hat. Nicht auszudenken, was dann los gewesen wäre. Er sah sich

um, erleichtert zuerst. Doch dann fühlte er sich zutiefst verstört.

Vielleicht waren die Frau und ihre Tochter, die von Mitaka bis Ogikubo in der Bahn ihm gegenübergesessen hatten, auch Zeugen Jehovas auf ihrer sonntäglichen Tour gewesen. Der dicke Stoffbeutel konnte durchaus mit Vor der Sintflut-Heften vollgestopft gewesen sein. Der Sonnenschirm, den die Mutter dabei hatte, und die glänzenden Augen des Mädchens hatten Tengo stark an seine stille Mitschülerin erinnert.

Nein, die beiden in der Bahn waren keine Zeugen Jehovas gewesen. Wahrscheinlich hatte es sich nur um eine ganz normale Mutter mit ihrem ganz normalen Kind auf dem Weg zu etwas ganz Normalem gehandelt. Und in dem Stoffbeutel hatten sie Klaviernoten, Schreibblätter oder sonst etwas gehabt. Ich werde wirklich übersensibel, dachte Tengo. Dann schloss er die Augen und atmete langsam ein und aus. An Sonntagen hatte die Zeit einen sonderbaren Fluss, und die Welt wirkte seltsam verzerrt.

Zu Hause angekommen, fiel ihm ein, dass er gar nichts zu Mittag gegessen hatte, und er machte sich eine Kleinigkeit zum Abendbrot. Nach dem Essen hätte er gern Komatsu angerufen, um ihm von dem Ausgang des Treffens zu erzählen. Aber der ging sonntags nicht in die Redaktion, und Tengo hatte seine Privatnummer nicht. Und wenn Komatsu wissen wollte, was passiert war, konnte er ja auch Tengo anrufen.

Es war kurz nach zehn, und er wollte gerade ins Bett gehen, als das Telefon klingelte. Tengo vermutete, es sei Komatsu, aber als er abhob, erkannte er die Stimme seiner verheirateten Freundin. Sie habe zwar nicht viel Zeit, sagte sie, doch wolle sie fragen, ob sie übermorgen Nachmittag

kurz bei ihm vorbeikommen dürfe.

Im Hintergrund war leise Klaviermusik zu hören. Anscheinend war ihr Mann noch nicht wieder zu Hause. Natürlich, sagte Tengo. Wenn sie vorbeikäme, würde er die Arbeit am Manuskript von »Die Puppe aus Luft« eine Weile unterbrechen müssen. Doch beim Klang ihrer Stimme spürte Tengo, dass es ihn stark nach ihrem Körper verlangte. Er legte auf, ging in die Küche, goss sich ein Glas Wild Turkey ein und kippte ihn an der Spüle stehend in einem Zug hinunter. Anschließend legte er sich ins Bett, las ein paar Seiten und schlief ein.

So ging für Tengo ein langer, sonderbarer Sonntag zu Ende.

## KAPITEL 13

Aomame

Das geborene Opfer

Als Aomame aufwachte, merkte sie, dass sie einen handfesten Kater hatte. Wo sie doch fast nie einen Kater bekam. Sie konnte trinken, soviel sie wollte, am nächsten Morgen war ihr Kopf stets klar, und sie konnte den Tag sofort in Angriff nehmen. Darauf war sie stolz. Doch aus unerfindlichen Gründen pochten ihr heute schmerzhaft die Schläfen, und ihr Bewusstsein war getrübt. Es fühlte sich an, als umschließe ein eiserner Ring ihren Kopf. Ihrer Uhr nach war es bereits nach zehn. Das grelle vormittägliche Licht stach ihr unangenehm in die Augen. Ein auf der Straße vorbeifahrendes Motorrad verwandelte sich in ihrem Zimmer in ein knatterndes Folterwerkzeug.

Sie lag splitternackt in ihrem Bett, hatte aber nicht die

geringste Erinnerung daran, wie sie nach Hause gekommen war. Ihre Kleider vom Abend zuvor lagen um ihr Bett herum auf dem Fußboden verstreut. Offenbar hatte sie sie irgendwie heruntergerissen und fallen lassen, wo sie gerade stand. Ihre Umhängetasche lag auf dem Schreibtisch. Über die Kleidungsstücke hinwegsteigend, ging sie in die Küche und trank mehrere Gläser Leitungswasser. Im Bad wusch sie sich das Gesicht kalt ab und betrachtete ihren nackten Körper in dem großen Spiegel. Sie untersuchte jeden Winkel, aber es war nichts Ungewöhnliches zu sehen. Sie seufzte erleichtert. Gott sei Dank. Dennoch hatte sie das typische Morgen-danach-Gefühl, das nach heftigem Geschlechtsverkehr im Unterleib zurückbleibt. Diese süße Schwäche, nachdem der Körper bis in sein Innerstes aufgewühlt wurde. Auch im Anus spürte sie ein leichtes Unbehagen. Du meine Güte, dachte Aomame und presste die Fingerspitzen an die Schläfen. Ob sie so weit gegangen war? Aber an etwas Schlimmes erinnerte sie sich nicht.

Noch immer ziemlich benebelt, nahm sie eine heiße Dusche und stützte sich dabei mit einer Hand an der Wand ab. Sie schrubhte sich von oben bis unten mit Seife ab, um sich der Erinnerung an die vergangene Nacht – beziehungsweise des erinnerungsähnlichen, namenlosen Etwas – zu entledigen. Vagina und Anus reinigte sie besonders gründlich. Auch die Haare wusch sie sich. Obwohl der starke Minzgeruch der Zahnpasta ihr zuwider war, putzte sie sich gründlich die Zähne, um den Geschmack, den sie im Mund hatte, loszuwerden. Schließlich sammelte sie Unterwäsche und Strümpfe einzeln vom Schlafzimmerboden auf und warf sie angeekelt in den Wäschekorb.

Sie überprüfte den Inhalt ihrer Umhängetasche. Ihr



Portemonnaie war noch da, Kreditkarte und Bankausweis ebenfalls. Auch das Bargeld in ihrem Portemonnaie hatte sich kaum verringert. Anscheinend hatte sie davon nur das Taxi bezahlt, das sie nach Hause gebracht hatte. Das Einzige, was abhandengekommen war, schienen Kondome zu sein, die sie sicherheitshalber dabeigehabt hatte. Sie zählte. Vier fehlten. Vier? In ihrem Portemonnaie steckte ein zusammengefalteter Zettel mit einer Tokioter Telefonnummer. Sie hatte keinerlei Ahnung mehr, wessen Nummer es war.

Sie rollte sich noch einmal im Bett zusammen und versuchte sich an die Ereignisse der vergangenen Nacht zu erinnern. Ayumi war an den Tisch der Männer gegangen, hatte ein freundliches Gespräch begonnen, sie hatten zu viert etwas getrunken, und alle hatten sich gut amüsiert. Dann nahmen die Dinge ihren üblichen Lauf. Sie besorgten sich zwei Zimmer in einem Hotel in der Nähe. Aomame schlief, wie abgesprochen, mit dem Mann mit dem schütterten Haar. Ayumi bekam den großen jüngeren. Der Sex war nicht schlecht. Sie stiegen zusammen in die Badewanne, dann befriedigte der Mann sie oral, langsam und fürsorglich. Er wehrte sich auch nicht dagegen, ein Kondom überzustreifen, bevor er in sie eindrang.

Nach etwa einer Stunde klingelte das Telefon im Zimmer, und Ayumi fragte, ob sie und ihr Partner zu ihnen herüberkommen könnten. Sie wollten noch ein bisschen zusammen trinken. Aomame war einverstanden, und Ayumi und der andere Mann fanden sich gleich darauf in ihrem Zimmer ein. Sie bestellten eine Flasche Whisky und Eis beim Zimmerservice und tranken zu viert weiter.

An das, was danach geschah, konnte sie sich kaum erinnern. Kurz nachdem sie wieder zu viert gewesen waren,

hatte sie sich plötzlich sehr betrunken gefühlt. Ob es am Whisky lag (Aomame trank normalerweise kaum Whisky)? Vielleicht war sie auch, weil sie im Gegensatz zu sonst nicht allein mit dem Mann war und eine Freundin dabei hatte, irgendwie nachlässig gewesen? Sie erinnerte sich verschwommen, dass sie die Partner getauscht und noch einmal Sex gehabt hatten. Genau, dann war ich mit dem Jüngeren im Bett, und Ayumi hat es mit dem Kahlen auf dem Sofa gemacht. Ja, so war es. Und dann ... Alles danach war in dichtem Nebel versunken. Sie konnte sich an nichts erinnern. Na ja, auch gut, dachte sie. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Ich habe eben mal richtig über die Stränge geschlagen. Das ist alles. Und wiedersehen werde ich diese Leute bestimmt nicht.

Aber hatte der zweite Mann auch ein Kondom benutzt? Und vorschriftsmäßig? Diese Frage bedrückte Aomame. Es wäre das Letzte, wegen einer solchen Belanglosigkeit schwanger zu werden oder sich eine Geschlechtskrankheit zuzuziehen. Aber vielleicht war ja alles gut gegangen. Denn auf so etwas achtete sie, auch wenn sie noch so betrunken und benebelt war.

Musste sie heute arbeiten? Nein. Es war Samstag, der Tag, an dem sie frei hatte. Doch halt, sie musste ja um drei Uhr in der Weidenvilla in Azabu sein und die alte Dame massieren. Tamaru hatte sie doch vor ein paar Tagen angerufen, um den Freitagstermin auf Samstag zu verschieben, weil die alte Dame zu irgendeiner Untersuchung ins Krankenhaus musste. Sie hatte es völlig vergessen. Aber bis fünfzehn Uhr hatte sie noch viereinhalb Stunden Zeit. Bis dahin waren ihre Kopfschmerzen sicher verschwunden, und ihr Kopf würde auch wieder klarer sein.

Sie machte sich heißen Kaffee und schüttete mit Gewalt

mehrere Tassen in sich hinein. Dann kehrte sie nur im Bademantel ins Bett zurück und verbrachte den späten Vormittag damit, an die Decke zu starren. Zu mehr konnte sie sich nicht aufraffen. An der Decke gab es nichts Interessantes zu sehen, aber darüber konnte man sich nicht beschweren. Eine Decke war schließlich nicht dazu da, die Menschen zu unterhalten. Der Uhr nach war es Mittag, aber sie hatte keinen Appetit. Der Lärm der Autos und Motorräder dröhnte noch immer unangenehm in ihrem Kopf. Sie hatte zum ersten Mal einen waschechten Kater.

Dennoch schien der Geschlechtsverkehr ihr gutgetan zu haben. Von einem Mann umarmt, nackt gesehen zu werden, gestreichelt, geleckert, gebissen, penetriert zu werden und mehrere Orgasmen zu erleben, hatte die Spannungen in ihrem Körper gelöst. Der Kater war natürlich lästig, aber ein Gefühl der Befreiung entschädigte sie dafür.

»Aber endlos kann ich nicht so weitermachen«, dachte Aomame. »Wie lange kann ich es wohl? Ich bin fast dreißig. Und dann werde ich bald vierzig.«

Sie beschloss, dieser Frage nicht weiter nachzugehen. Darüber konnte sie ein anderes Mal in Ruhe nachdenken. Im Augenblick drängte sie ja nichts. Wenn sie ernsthaft darüber nachdachte, dann ...

In diesem Moment klingelte das Telefon. Es schrillte in ihren Ohren. Es fühlte sich an, als würde sie in einem Schnellzug aus einem Tunnel herausrasen. Sie stolperte aus dem Bett und nahm den Hörer ab. Die große Wanduhr zeigte halb eins.

»Aomame?«, sagte eine etwas raue Frauenstimme. Es war Ayumi.

»Ja«, sagte Aomame.

»Wie geht es dir? Du klingst, als wärst du gerade von einem Bus überfahren worden.«

»Ungefähr so fühle ich mich auch.«

»Kater?«

»Hm, einen ziemlich üblen«, sagte Aomame. »Woher hast du meine Telefonnummer?«

»Weißt du nicht mehr? Du hast sie aufgeschrieben und mir gegeben. Und gesagt, wir sollten uns bald wieder treffen. Meine Nummer müsste auch in deinem Portemonnaie stecken.«

»Stimmt. Ich kann mich an nichts erinnern.«

»Hm. Das hatte ich schon vermutet und war ein bisschen besorgt. Ich dachte, ich rufe lieber mal an«, sagte Ayumi. »Hab mich gefragt, ob du gut nach Hause gekommen bist. Du bist an einer Kreuzung in Roppongi in ein Taxi gestiegen und hast irgendeine Adresse genannt.«

Aomame seufzte. »Ich weiß nicht mehr, wie, aber irgendwie muss ich es geschafft haben. Immerhin bin ich in meinem Bett aufgewacht.«

»Glücklicherweise.«

»Was machst du gerade?«

»Ich arbeite natürlich«, sagte Ayumi. »Um zehn bin ich in meinen Streifenwagen gestiegen. Seither jage ich Falschparker. Im Moment habe ich Pause.«

»Respekt«, sagte Aomame bewundernd.

»Klar habe ich zu wenig geschlafen. Aber gestern Abend war großartig. So in Stimmung war ich noch nie. Das war nur dir zu verdanken, Aomame.«

Aomame presste einen Finger gegen die Schläfe. »An die

zweite Hälfte des Abends kann ich mich ehrlich gesagt fast gar nicht erinnern. Das heißt, an das, was passiert ist, nachdem ihr in unser Zimmer gekommen seid.«

»Das ist aber schade«, sagte Ayumi ernsthaft. »Dann wurde es nämlich richtig wild. Wir haben zu viert alles Mögliche gemacht. Kaum zu glauben. Wie in einem Pornofilm. Du und ich waren nackt und haben so eine Lesbennummer abgezogen. Und dann, weißt du ...«

Verwirrt unterbrach Aomame ihren Bericht. »Egal. Aber haben wir auch Kondome benutzt? Ich weiß es nicht mehr, und das macht mich unruhig.«

»Natürlich. Alles in Ordnung, denn da passe ich genau auf. Ich hetze ja nicht nur Verkehrssündern hinterher. Ab und zu besuche ich auch die Oberschulen in meinem Bezirk. Dann rufe ich die Schülerinnen in der Aula zusammen und zeige ihnen ausführlich, wie man Kondome benutzt.«

»Ach?«, sagte Aomame erstaunt. »Warum macht die Polizei das?«

»Eigentlich ist es meine Aufgabe, an Schulen über die Gefahren von Vergewaltigungen durch Bekannte, den Umgang mit Perversen und die Prävention von Sexualverbrechen zu informieren. Den Kondomunterricht hänge ich quasi als persönliche Botschaft an. Ich erkläre den Mädchen, dass Sex an sich nichts Schlimmes ist, solange sie nicht schwanger werden oder eine Geschlechtskrankheit bekommen. So was eben. Die Lehrer machen das nie so richtig deutlich. Deshalb habe ich auf diesem Gebiet einen Instinkt entwickelt. Egal was ich intus habe, das vernachlässige ich nie. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Du bist blütenrein. Keine Penetration

ohne Präser. Das ist mein Motto ...«

»Danke. Ich bin erleichtert, das zu hören.«

»Möchtest du nicht wissen, was wir gestern Abend genau gemacht haben?«

»Nächstes Mal«, seufzte Aomame. »Irgendwann kannst du mir mal alles genau erzählen. Aber nicht jetzt. Mir würde wahrscheinlich der Schädel platzen.«

»Verstehe. Dann demnächst«, sagte Ayumi heiter. »Aber weißt du, Aomame, schon seit heute Morgen muss ich daran denken, was für ein tolles Team wir doch sind. Darf ich dich wieder anrufen? Natürlich nur, wenn du wieder mal so was machen willst wie gestern.«

»Klar«, sagte Aomame.

»Freut mich.«

»Vielen Dank für deinen Anruf.«

»Gute Besserung«, sagte Ayumi und legte auf.

Gegen zwei Uhr nachmittags war Aomame dank des schwarzen Kaffees und eines Schläfchens völlig wiederhergestellt. Glücklicherweise waren auch die Kopfschmerzen verschwunden. Nur eine leichte Benommenheit war zurückgeblieben. Aomame packte ihre Sporttasche und verließ das Haus. Natürlich hatte sie ihren Eispick nicht dabei. Nur Kleidung zum Wechseln und ein Handtuch. Wie immer hieß Tamaru sie am Tor willkommen.

Er geleitete Aomame in den schmalen länglichen Wintergarten. Die großen Fenster zum Garten standen offen, aber die Spitzengardinen waren zugezogen, sodass man von außen nicht hineinschauen konnte. Zierpflanzen schmückten den Raum. Aus einem kleinen Lautsprecher an

der Decke ertönte heitere Barockmusik. Eine Blockflötensonate mit Cembalo-Begleitung. Die alte Dame lag bereits bäuchlings auf dem Massagebett in der Mitte des Raumes. Sie trug einen weißen Bademantel.

Als Tamaru gegangen war, zog Aomame sich um. In ihrem Trikot konnte sie sich besser bewegen. Die alte Dame drehte den Kopf und sah zu, wie Aomame sich umkleidete. Aomame störte es nicht sonderlich, wenn eine Angehörige ihres eigenen Geschlechts sie nackt sah. Beim Sport war das etwas ganz Alltägliches, und die alte Dame war bei der Massage ebenfalls fast nackt, denn dann konnte man sich leichter des Zustands der Muskeln vergewissern. Aomame entledigte sich also ihrer Baumwollhose und ihrer Bluse und zog ihr Trikot an. Sie legte die Kleidungsstücke zusammen und stapelte sie in einer Ecke des Raumes.

»Sie haben einen sehr geschmeidigen Körper«, sagte die alte Dame. Sie erhob sich und zog den Bademantel aus. Sie trug jetzt nur noch seidene Unterwäsche.

»Vielen Dank«, sagte Aomame.

»Ich hatte früher eine ähnliche Figur.«

»Das sieht man«, antwortete Aomame. Auf jeden Fall, dachte sie. Auch jetzt noch, obwohl die alte Dame weit über siebzig war, sah man noch ganz deutlich, dass sie einst eine sehr gute Figur gehabt hatte. Sogar ihre Brüste hatten eine gewisse Elastizität bewahrt. Durch eine maßvolle Ernährung und tägliche Bewegung hatte ihre natürliche Schönheit sich erhalten. Aomame vermutete, dass auch ein paar Eingriffe hier und da ihren Teil dazu beigetragen hatten. Die Augen- und Mundwinkel waren gestrafft.

Die alte Dame kräuselte leicht die Lippen. »Besten Dank. Aber kein Vergleich zu früher.«

Aomame gab keine Antwort darauf.

»Mein Körper hat mir und auch anderen immer viel Freude bereitet. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

»Ich glaube schon.«

»Und Sie? Amüsieren Sie sich auch?«

»Manchmal«, sagte Aomame.

»Manchmal könnte zu wenig sein«, erklärte die alte Dame, auf dem Bauch liegend. »Man muss das Leben genießen, solange man jung ist, sonst ist es zu spät. Nach Herzenslust. Denn wenn man alt ist und es nicht mehr kann, wärmt die Erinnerung an frühere Zeiten den Körper.«

Aomame dachte an die vergangene Nacht. In ihrem Anus war das Gefühl einer Penetration zurückgeblieben. Solche Erinnerungen sollten einen im Alter erwärmen?

Aomame legte die Hände auf den Körper der alten Dame und begann sorgfältig, ihre Muskeln zu dehnen. Die leichte Benommenheit, die sie bis eben noch verspürt hatte, war wie weggeblasen. Seit sie ihr Trikot angezogen hatte und ihre Finger den Körper der alten Dame berührten, waren ihre Sinne geschärft.

Mit ihren Fingerspitzen fuhr Aomame jeden einzelnen Muskel nach, als würde sie Straßen auf einer Landkarte folgen. Sie erinnerte sich ganz genau an Spannung, Härte und Dehnbarkeit der einzelnen Stränge. So wie ein Pianist ein langes Stück auswendig spielen kann. Aomame verfügte über ein minutiöses Gedächtnis hinsichtlich der kleinsten körperlichen Eigenschaften. Auch wenn sie etwas kurzzeitig vergaß, erinnerten sich ihre Fingerspitzen sofort wieder daran. Fühlte sich irgendein Muskel auch nur geringfügig anders an als sonst, stimulierte sie ihn aus verschiedenen Winkeln und mit unterschiedlichem



Kraftaufwand, um zu prüfen, wie er reagierte: mit Schmerz, mit Wohlbehagen, mit Taubheit. Sie lockerte nicht nur die steifen und blockierten Bereiche, sie zeigte der alten Dame auch, wie sie diese Muskeln aus eigener Kraft lockern konnte. Natürlich gab es Teile, auf die man selbst nur schwer Einfluss nehmen konnte. Solche Stellen dehnte sie besonders sorgfältig. Was Muskeln allerdings am meisten schätzten, war ein tägliches Training.

»Tut das weh?«, fragte Aomame. Die Oberschenkelmuskulatur fühlte sich sehr viel steifer an als gewöhnlich. Fast verhärtet. Sie legte die Hand in den Beckenzwischenraum und drehte den Schenkel in einem speziellen Winkel.

»Sehr«, sagte die alte Dame, wobei sie das Gesicht verzog.

»Gut. Schmerzempfinden ist eine gute Sache. Wenn Sie keinen Schmerz verspüren würden, wäre es schlimm. Können Sie noch etwas mehr aushalten?«

»Natürlich«, erwiderte die alte Dame. Aomame hätte gar nicht zu fragen brauchen. Die alte Dame gehörte zu den Charakteren, die eine Menge ertragen konnten. Und meist sogar schweigend. Sie verzog vielleicht einmal das Gesicht, aber kaum ein Laut kam über ihre Lippen. Aomame hatte schon mehrmals erlebt, dass auch große kräftige Männer während ihrer Massage unwillkürlich laut aufschrien. Immer wieder musste sie die starke Willenskraft der alten Dame bewundern.

Aomame setzte nun ihren rechten Ellbogen als Hebel an und drehte den Oberschenkel weiter. Ein scharfes Knacken war zu hören, und das Gelenk bewegte sich. Die alte Dame sog die Luft ein, gab aber keinen Laut von sich.

»Jetzt wird es besser sein«, sagte Aomame. »Sie werden

Erleichterung verspüren.«

Die alte Dame stieß einen langen Seufzer aus. Schweißperlen glitzerten auf ihrer Stirn. »Danke«, flüsterte sie.

Genau eine Stunde lang massierte Aomame die alte Dame, stimulierte die Muskeln, dehnte sie und lockerte die Gelenke. Das alles tat sicher ziemlich weh. Aber ohne Schmerzen keine Lösung. Aomame wusste das, und die alte Dame wusste es auch. So verbrachten die beiden diese Stunde in fast völligem Schweigen. Die Blockflötensonate ging irgendwann zu Ende, der CD-Spieler verstummte. Außer den Stimmen der Vögel, die in den Garten kamen, war nichts zu hören.

»Mein ganzer Körper fühlt sich viel leichter an«, sagte die alte Dame nach einer gewissen Zeit. Gelöst und entspannt lag sie auf dem Bauch. Das große Badetuch, das über die Massageliege gebreitet war, war dunkel von Schweiß.

»Das freut mich«, antwortete Aomame.

»Sie sind mir eine große Hilfe. Es wäre schlimm, wenn ich Sie nicht hätte.«

»Keine Sorge. Ich habe momentan nicht die Absicht zu verschwinden.«

Nachdem die alte Dame sich im Schweigen verfangen hatte, als würde sie zögern, fragte sie: »Ich möchte nicht aufdringlich sein, aber gibt es jemanden, den Sie lieben?«

»Ja, den gibt es«, sagte Aomame.

»Das freut mich.«

»Leider liebt dieser Jemand mich nicht.«

»Vielleicht finden Sie die Frage etwas seltsam«, sagte die alte Dame. »Aber warum liebt dieser Jemand Sie nicht?

Objektiv betrachtet sind Sie eine äußerst betörende junge Frau.«

»Weil er nicht weiß, dass es mich gibt.«

Die alte Dame ließ ihre Gedanken einen Moment um das kreisen, was Aomame gesagt hatte. »Meinen Sie nicht, dass Sie ihn über den Umstand Ihrer Existenz aufklären sollten?«

»Im Augenblick nicht«, sagte Aomame.

»Gibt es da einen Grund? Aus dem Sie sich ihm Ihrerseits nicht nähern können?«

»Ja, alle möglichen Gründe. Aber vor allem sind meine eigenen Gefühle das Problem.«

Die alte Dame blickte Aomame verwundert ins Gesicht. »Ich bin ja schon vielen seltsamen Menschen begegnet, aber Sie sind vielleicht einzigartig.«

Aomame verzog leicht die Mundwinkel. »So besonders seltsam bin ich nicht. Ich bin nur ehrlich zu mir selbst.«

»Sie folgen den Regeln, die Sie einmal für sich aufgestellt haben.«

»Ja.«

»Ein wenig stur und verbissen.«

»Kann schon sein.«

»Aber gestern Abend haben Sie über die Stränge geschlagen, stimmt's?«

Aomame errötete. »Das merken Sie?«

»Das erkenne ich an Ihrer Haut. Und am Geruch. Nachdem man mit einem Mann zusammen war, bleibt er am Körper haften. In meinem Alter fällt einem plötzlich alles Mögliche auf.«

Aomame verzog ganz leicht das Gesicht. »Ich brauche das. Manchmal. Ich weiß, das ist nicht gerade etwas, womit man sich brüsten kann.«

Die alte Dame streckte ihre Hand aus und legte sie sachte auf Aomames. »Das ist ganz natürlich. So etwas braucht man eben hin und wieder. Ich werfe Ihnen nichts vor. Ich habe sogar das Gefühl, dass Sie auf ganz normale Art glücklich werden können. Sie kommen mit ihrem Liebsten zusammen, und es gibt ein Happy End.«

»Das würde mir auch gefallen. Aber es ist schwierig, wissen Sie.«

»Weshalb denn?«

Das war nicht so einfach zu erklären, und Aomame blieb ihr die Antwort schuldig.

»Sollten Sie in einer persönlichen Angelegenheit Rat brauchen, wenden Sie sich ruhig an mich«, sagte die alte Dame. Sie zog ihre Hand zurück und wischte sich mit einem kleinen Handtuch den Schweiß vom Gesicht. »Ganz gleich, worum es sich handelt. Vielleicht kann ich etwas für Sie tun.«

»Vielen Dank«, sagte Aomame.

»Es gibt Dinge, von denen man sich nicht befreien kann, ohne über die Stränge zu schlagen.«

»Da haben Sie recht.«

»Sie tun ja nichts, womit Sie sich schaden«, sagte die alte Dame. »Rein gar nichts. Das wissen Sie, oder?«

»Ich weiß«, antwortete Aomame. Genau, dachte sie. Ich tue ja nichts, was mir schadet. Dennoch bleibt insgeheim etwas zurück. Wie der Bodensatz in einer Flasche Wein.

Aomame erinnerte sich noch genau an alles, was mit dem

Tod von Tamaki Otsuka zusammenhing. Bei dem Gedanken, dass sie sie nie wiedersehen, nie mehr mit ihr sprechen würde, hatte sie das Gefühl, in Stücke gerissen zu werden. Tamaki war die erste echte Freundin gewesen, die Aomame in ihrem Leben gehabt hatte. Ihr hatte sie alles sagen können, ohne das Geringste zu verbergen. Vor Tamaki hatte sie keine Freundin gehabt und nach ihr auch nicht mehr. Niemand konnte sie ersetzen. Wäre Aomame ihr nicht begegnet, dann wäre ihr Leben noch elender und düsterer gewesen, als es ohnehin schon war.

Die beiden Mädchen waren gleichaltrig gewesen und hatten gemeinsam in der Softball-Mannschaft der Städtischen Oberschule gespielt. In der Mittel- und Oberstufe war Aomame ganz verrückt nach Softball gewesen. Dabei hatte sie anfangs nur widerwillig mitgemacht und nur, weil man sie aus Mangel an Spielerinnen dazu aufgefordert hatte, doch bald war Softball zu ihrem Lebensinhalt geworden. Von den Stürmen des Lebens gebeutelt, klammerte Aomame sich an diesen Sport wie an einen rettenden Pfosten. Genau das hatte sie gebraucht. Ihr selbst war es nicht bewusst gewesen, aber Aomame hatte das Talent einer herausragenden Sportlerin. Während der gesamten Mittel- und Oberstufe war sie der Mittelpunkt der Mannschaft, und ihr war es zu verdanken, dass das Team bei Turnieren die erstaunlichsten Siege errang und immer weiterkam. Dies verlieh ihr Selbstvertrauen. (Selbstvertrauen war nicht ganz das richtige Wort dafür, aber es kam ihm sehr nahe.) Vor allem tat es Aomame gut, dass sie für das Team keine geringe Bedeutung hatte und ihr im Rahmen dieser kleinen Welt eine klar definierte Position zukam. Sie wurde gebraucht.

Aomame stand als Werferin und Schlägerin auf der vierten Base buchstäblich im Zentrum des Spiels. Tamaki Otsuka spielte auf der zweiten Base, war ebenfalls eine Schlüsselfigur des Teams und zugleich Kapitänin. Die kleine, zierliche Tamaki verfügte über ausgezeichnete Reflexe und verstand es auch, ihren Kopf einzusetzen. Sie besaß die Fähigkeit, jede Spielsituation rasch zu überblicken und einzuschätzen. Sie wusste genau, wohin sie sich bei einem Wurf neigen musste, und weil sie stets sofort voraussah, in welche Richtung ein geschlagener Ball flog, fing sie ihn gleich ab. Es gab kaum Spielerinnen, die diese Kunst beherrschten. Ihr Urteil hatte das Team schon aus so mancher Krise gerettet. Sie schlug keine weiten Distanzen wie Aomame, aber ihre Schläge waren präzise und gefährlich, außerdem war sie sehr schnell. Eine bessere Mannschaftsführerin als Tamaki hätte man sich nicht denken können. Sie schweißte zusammen, entwarf Taktiken, erteilte Ratschläge und ermutigte die anderen. Ihre Weisungen waren streng, aber die anderen Spielerinnen vertrauten ihr blind. So wurde die Mannschaft von Tag zu Tag stärker und kam bei der Großen Tokioter Meisterschaft bis ins Finale. Auch an den Schulmeisterschaften nahm sie teil. Aomame und Tamaki hatten es sogar in das Auswahlteam für die ostjapanischen Meisterschaften geschafft.

Die beiden jungen Frauen hatten ganz natürlich zueinandergefunden. Sie schätzten ihre wechselseitigen Fähigkeiten und waren bald unzertrennliche Freundinnen. Wenn die Mannschaft zu Auswärtsspielen fuhr, verbrachten die beiden sehr viel Zeit miteinander. Sie erzählten einander ihre persönlichen Geschichten, ohne etwas zu verheimlichen. Aomame hatte in der fünften

Klasse den Entschluss gefasst, mit ihren Eltern zu brechen, und war von einem Onkel mütterlicherseits aufgenommen worden. Die Familie des Onkels verstand die Situation und nahm das neue Mitglied herzlich auf, dennoch war dort nicht Aomames richtiges Zuhause. Sie war einsam und hungerte nach Liebe. Ohne zu wissen, worin sie ein Lebensziel und einen Sinn finden konnte, führte sie ein Leben ohne Halt. Tamakis Familie war wohlhabend und gehörte einer höheren Gesellschaftsschicht an, aber die zerrüttete Beziehung ihrer Eltern zerstörte das Familienleben. Ihr Vater war so gut wie nie zu Hause, und ihre Mutter befand sich in einem Zustand geistiger Verwirrung. Mitunter wurde sie tagelang von so starken Kopfschmerzen gequält, dass sie nicht aufstehen konnte. Tamaki und ihr jüngerer Bruder waren fast immer sich selbst überlassen. Meist aßen die beiden Kinder in einer nahe gelegenen Cafeteria oder in Fastfood-Lokalen, oder sie ernährten sich von Fertiggerichten. So hatten beide Mädchen gute Gründe, sich mit Begeisterung in den Sport zu stürzen.

Die einsamen, problembeladenen jungen Frauen hatten bergeweise Gesprächsstoff. In den Sommerferien machten sie eine gemeinsame Reise, und als es einmal nichts zu erzählen gab, hatten die beiden einander eben, nackt in dem Hotelbett liegend, berührt. Letztlich war dies ein einmaliges, unerwartetes Ereignis, das sich nicht wiederholte und über das sie auch nie wieder sprachen. Doch danach hatten sie sich noch mehr verschworen, und ihre Freundschaft war noch inniger geworden.

Auch nachdem sie die Schule beendet hatte und Sport studierte, spielte Aomame weiter Softball. Als landesweit bekannte Spielerin erhielt sie ein Stipendium von einer

privaten Sportuniversität. Auch in der Mannschaft dieser Universität nahm sie wieder eine sehr aktive und zentrale Rolle ein. Schließlich entdeckte sie ihr Interesse für Sportmedizin und begann sich ernsthaft damit zu beschäftigen. Außerdem entwickelte sie eine Neigung zu Kampfsportarten. Sie wollte sich möglichst viel Wissen und Fachkenntnisse aneignen, und so war das Studium für sie keine Zeit unbeschwerter Vergnügungen.

Tamaki studierte Jura an einer erstklassigen Privatuniversität. Nach dem Abitur hatte sie das Interesse am Softball verloren. Der Sport war für Tamaki, die ausgezeichnete Noten hatte, nicht mehr gewesen als ein vorübergehender Zeitvertreib. Sie wollte das Staatsexamen machen und Juristin werden. Trotz ihrer unterschiedlichen Ziele blieben die beiden jungen Frauen enge Freundinnen. Aomame lebte in einem Wohnheim der Universität, in dem sie keine Miete zu zahlen brauchte, und Tamaki besuchte die Universität von ihrem noch immer chaotischen – aber wirtschaftlich günstigen – Zuhause aus. Einmal in der Woche gingen die beiden zusammen essen und erzählten sich, was sich so angesammelt hatte. Sie konnten reden, soviel sie wollten, der Gesprächsstoff ging ihnen einfach nicht aus.

Im Herbst ihres ersten Studienjahres verlor Tamaki ihre Jungfräulichkeit. Sie hatte den ein Jahr älteren Mann beim Tennis kennengelernt. Er lud sie in seine Wohnung ein und vergewaltigte sie dort förmlich. Tamaki war nicht in ihn verliebt gewesen. Sie war zwar seiner Einladung gefolgt und allein in seine Wohnung gegangen, aber die Rücksichtslosigkeit und Grobheit, mit der er den Geschlechtsverkehr erzwang, hatte ihr einen schrecklichen Schock versetzt. Sie trat aus der Tennis-AG aus und verfiel



in einen Zustand der Depression. Der Vorfall hatte ein Gefühl von Machtlosigkeit in Tamaki zurückgelassen. Sie verlor den Appetit und nahm in einem Monat sechs Kilo ab. Dass der Mann Tamaki begehrt hatte, war verständlich und nachvollziehbar. Wenn er es wenigstens gezeigt und sich die Zeit genommen hätte, um sie zu werben, hätte sie sich ihm wahrscheinlich nicht einmal verweigert. Warum in aller Welt hatte er Gewalt anwenden müssen? Obwohl es dafür überhaupt keine Notwendigkeit gegeben hatte. Das konnte Tamaki einfach nicht verstehen.

Aomame versuchte sie zu trösten und schlug vor, den Mann irgendwie zu bestrafen. Doch damit war Tamaki nicht einverstanden. Sie selbst sei unvorsichtig gewesen, jetzt müsse sie damit fertig werden. »Ich trage Mitverantwortung, schließlich habe ich mich verleiten lassen, allein mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Wahrscheinlich bleibt mir nichts anderes übrig, als die Sache einfach zu vergessen«, sagte Tamaki. Doch Aomame war schmerzlich bewusst, wie tief dieser Vorfall ihre beste Freundin verletzt hatte. Es ging nicht um ein oberflächliches Problem wie den Verlust ihrer Jungfräulichkeit, sondern um ihre Würde als Mensch. Niemand hatte das Recht, diese mit Füßen zu treten. Und Hilflosigkeit ist etwas, das einen Menschen bis ins Innerste auffrisst.

Also beschloss Aomame, ihm eine persönliche Lektion zu erteilen. Sie entlockte Tamaki die Adresse des Apartmenthauses, in dem der Mann wohnte, und machte sich mit einem Softballschläger, den sie in einem großen Plastikzylinder verstaut hatte, dorthin auf. Tamaki war an diesem Tag zu einer Totengedenkfeier bei Verwandten nach Kanazawa gefahren. Das würde ihr Alibi sein.

Aomame vergewisserte sich, dass der Mann nicht zu Hause war, ehe sie mit Schraubenzieher und Hammer die Tür aufbrach und in die Wohnung eindrang. Dann zertrümmerte sie mit dem Schläger, den sie, um Geräusche zu vermeiden, mehrfach mit einem Handtuch umwickelt hatte, systematisch die Einrichtung. Fernseher, Stehlampe, Uhr, Schallplatten, Toaster, Blumenvase – sie zerschlug alles, was sich nur zerschlagen ließ. Die Telefonschnur durchtrennte sie mit einer Schere. Von den Büchern riss sie die Rücken ab und verstreute die Seiten. Auf dem Teppich verteilte sie den Inhalt der Zahnpasta- und Rasiercremetuben. Ins Bett goss sie Sojasoße. Sie holte alle Hefte aus den Schubladen und zerfetzte sie. Kulis und Bleistifte wurden zerbrochen und sämtliche Glühbirnen. Vorhänge und Gardinen schlitzte sie mit dem Küchenmesser auf. Die Hemden im Schrank zerschnitt sie ebenfalls mit der Schere. In die Schubladen mit der Unterwäsche und den Socken goss sie Ketchup. Sie schraubte die Sicherung des Kühlschranks heraus und warf sie aus dem Fenster. Sie zertrümmerte den Stopper in der Toilettenspülung und den Duschkopf. Gründlich und flächendeckend vollendete sie ihr Werk der Zerstörung. Am Ende hatte die Wohnung große Ähnlichkeit mit den Bildern, die man nach den Bombenangriffen auf Beirut in den Zeitungen hatte sehen können.

Tamaki war ein sehr intelligentes Mädchen (was die Noten in der Schule anging, konnte Aomame ihr nie das Wasser reichen), und beim Softball hatte sie sich stets als aufmerksame Spielerin gezeigt, der nichts entging. Kaum saß Aomame in der Klemme, kam sie sofort auf den Schlaghügel, gab ihr knappe und nützliche Hilfestellung, lächelte, klopfte ihr mit dem Schläger aufs Hinterteil und

kehrte zur Verteidigung zurück. Tamaki hatte Überblick, ein gutes Herz und Sinn für Humor. Auch bei schulischen Aktivitäten gab sie sich große Mühe, und reden konnte sie auch ausgezeichnet. Hätte sie weiter studieren können, wäre sie eine hervorragende Juristin geworden.

Nur bei Männern versagte ihr Urteilsvermögen seltsamerweise. Tamaki mochte gutaussehende Männer. Es kam ihr, wie man so sagt, sehr auf das Äußere an. Und diese Neigung erreichte – in Aomames Augen – eine fast krankhafte Dimension. Ein Mann konnte die wunderbarste Persönlichkeit haben, die außerordentlichsten Fähigkeiten besitzen und sich noch so sehr um Tamaki bemühen – wenn ihr sein Aussehen nicht gefiel, fühlte sie sich nicht zu ihm hingezogen. Aus irgendeinem Grund hatte sie immer Beziehungen zu eitlen Männern mit nichtssagenden Schönlingsgesichtern. Außerdem war sie in dieser Frage entsetzlich stur. Aomame konnte sagen, was sie wollte, Tamaki hörte nicht auf sie. In anderen Dingen schätzte und folgte sie Aomames Meinung, aber sie akzeptierte nicht die geringste Kritik an ihren Liebhabern. Aomame hatte es mit der Zeit aufgegeben, sie zu warnen. Sie wollte nicht, dass diese Unstimmigkeiten ihre Freundschaft verdarben. Immerhin war es Tamakis Leben. Es blieb Aomame nichts anderes übrig, als sie tun zu lassen, was sie wollte. Jedenfalls lernte Tamaki an der Universität Scharen von Männern kennen, die sie in irgendwelche Schwierigkeiten brachten, hintergingen, verletzten und am Ende fallen ließen. Sie hatte sogar zwei Abtreibungen. All das brachte sie fast um den Verstand. Was Beziehungen zwischen Männern und Frauen anging, war Tamaki das geborene Opfer.

Aomame hatte keinen festen Freund. Manchmal

verabredete sie sich mit Männern, darunter auch mit ein paar, die gar nicht so übel waren, aber eine tiefere Beziehung wurde nie daraus.

»Willst du dir nie einen Liebhaber zulegen, sondern für immer Jungfrau bleiben?«, fragte Tamaki sie.

»Ich bin zu beschäftigt«, sagte Aomame. »Endlich führe ich ein normales Leben. Ich habe keine Zeit, mich mit einem Freund zu vergnügen.«

Nach ihrem ersten Examen blieb Tamaki an der Universität und bereitete sich auf das Zweite Staatsexamen vor. Aomame arbeitete nun bei dem Hersteller für Sportgetränke und Reformkost und spielte Softball in der Firmenmannschaft. Tamaki wohnte noch immer zu Hause und Aomame in einem betriebseigenen Wohnheim in Yoyogi-Hachiman. Wie in ihrer Studentenzeit trafen sie sich am Wochenende zum Essen und zu endlosen Gesprächen.

Mit zweiundzwanzig heiratete Tamaki einen zwei Jahre älteren Mann. Als sie sich mit ihm verlobte, gab sie ihr Jurastudium auf, weil er nicht wollte, dass sie weiterstudierte. Aomame war ihm nur ein einziges Mal begegnet. Er war ein Sohn aus reichem Haus, erwartungsgemäß gut gebaut, mit einem nichtssagenden Gesicht. Sein Hobby war Segeln. Er drückte sich gewählt aus, sein Verstand schien einigermaßen zu funktionieren, aber er hatte keine Persönlichkeit, und seine Worte besaßen kein Gewicht. Aomame mochte ihn von Anfang an nicht, und das beruhte vermutlich auf Gegenseitigkeit.

»Diese Ehe wird nicht gutgehen«, sagte Aomame zu Tamaki. Sie hatte sich nicht unnötig einmischen wollen, aber hier ging es schließlich nicht um eine Liebesaffäre,

sondern ums Heiraten. Als Tamakis älteste und beste Freundin konnte sie nicht einfach schweigend zusehen. Damals hatten die beiden ihren ersten ernsthaften Streit. Tamaki hatte hysterisch auf Aomames Widerstand reagiert und sie mit ätzenden Worten beschimpft. Auch mit solchen, die Aomame lieber nicht gehört hätte. Daraufhin war sie nicht zur Hochzeit erschienen.

Doch Aomame und Tamaki hatten sich bald wieder versöhnt. Sofort als Tamaki von ihrer Hochzeitsreise zurückkam, war sie unangekündigt bei Aomame aufgetaucht, um sich für ihre Grobheit zu entschuldigen. Sie wünsche sich so sehr, dass Aomame vergessen würde, was sie damals gesagt hatte. »Ich war so blöd und vernagelt. Ich habe während der ganzen Hochzeitsreise an dich gedacht.« Sie solle sich keine Gedanken machen. »Ich habe mir sowieso nichts davon gemerkt«, sagte Aomame. Die beiden umarmten sich, witzelten und lachten.

Dennoch hatten sie nach Tamakis Hochzeit auf einmal weniger Gelegenheit, sich zu sehen. Sie schrieben einander häufig und telefonierten. Aber Tamaki schien keine Zeit zu haben, sich mit Aomame zu treffen. »Ich bin dermaßen beschäftigt mit dem Haushalt«, entschuldigte sie sich. »Du glaubst nicht, wie anstrengend es ist, Hausfrau zu sein.« Aber die Art, wie sie es sagte, weckte in Aomame den Verdacht, ihr Mann wolle nicht, dass Tamaki sich außer Haus mit jemandem traf. Und dann lebten sie auch noch mit den Eltern des Mannes zusammen. Anscheinend konnte Tamaki sich nicht ganz frei bewegen, hatte aber Aomame auch noch nie in ihre neue Wohnung eingeladen.

Ihre Ehe sei gut, betonte Tamaki bei jeder Gelegenheit. »Mein Mann ist sehr lieb, und seine Eltern sind ausgesprochen nette Leute. Ich fühle mich auch nicht

unfrei. Manchmal segeln wir am Wochenende nach Enoshima. Ich bin nicht sonderlich traurig, dass ich das Jurastudium an den Nagel gehängt habe. Das Staatsexamen hat mir doch ziemlich Druck gemacht. Dieses mittelmäßige Leben passt vielleicht am Ende doch am besten zu mir. Eines Tages werde ich ein Baby bekommen und eine langweilige Mama von nebenan sein. Dann suche ich vielleicht auch einen Mann für dich.« Tamakis Stimme klang dabei heiter, und es gab keinen Grund, an ihren Worten zu zweifeln.

»Prima«, sagte Aomame. Sie dachte es wirklich. Statt sich zu bewahrheiten, hatten sich ihre bösen Vorahnungen offenbar in Wohlgefallen aufgelöst. Vielleicht war in Tamaki etwas zur Ruhe gekommen, dachte Aomame. Oder bemühte sie sich zu denken.

Es gab sonst niemanden, den Aomame als Freundin hätte bezeichnen können, und ihr Alltag war leer geworden, als es immer weniger Berührungspunkte mit Tamaki gab. Für Softball konnte sie sich auch nicht mehr so begeistern wie früher. Dadurch, dass Tamaki fast aus ihrem Leben verschwunden war, schien auch ihr Interesse an diesem Sport erlahmt zu sein. Aomame war mittlerweile fünfundzwanzig Jahre alt und immer noch Jungfrau. Wenn sie angespannt war, masturbierte sie. Als besonders einsam empfand sie ihr Leben nicht. Es strengte Aomame an, tiefere persönliche Beziehungen zu unterhalten. So blieb sie lieber für sich.

An einem stürmischen Abend im Herbst, drei Tage nach ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag, beging Tamaki Selbstmord. Sie erhängte sich in ihrem Haus. Ihr Mann fand sie, als er am Abend des folgenden Tages von einer Geschäftsreise zurückkam.

»Wir hatten keine familiären Probleme. Sie hat auch nie gesagt, dass sie unglücklich sei. Ich kann mir keinen Grund für diesen Selbstmord vorstellen«, sagte ihr Mann der Polizei. Die Eltern bestätigten seine Aussage.

Aber er hatte gelogen. Die sadistische Gewalt, die Tamakis Mann ständig an ihr verübte, hatte sie körperlich und seelisch durch und durch zermürbt. Sein Verhalten war immer extremer geworden. Auch seine Eltern wussten darüber Bescheid. Der Zustand von Tamakis Leiche erregte zwar den Verdacht der Polizei, aber zu einer Anklage kam es nie. Der Ehemann wurde einbestellt und befragt, aber die Todesursache war eben eindeutig Selbstmord, und er war zum Zeitpunkt ihres Todes auf Dienstreise auf Hokkaido gewesen. Er konnte nicht belangt werden. Tamakis Bruder hatte Aomame später im Vertrauen davon berichtet.

Tamakis Mann war von Anfang an gewalttätig gewesen, und ihre Lage war mit der Zeit immer quälender und düsterer geworden. Doch sie vermochte diesem Albtraum nicht zu entfliehen. Zu Aomame hatte sie nicht ein einziges Wort davon gesagt. Denn schließlich kannte sie von vornherein die Antwort, die sie bekommen hätte. Du verlässt auf der Stelle dieses Haus, hätte Aomame bestimmt gesagt. Aber das konnte sie nicht. Kurz vor ihrem Selbstmord, ganz zuletzt noch, hatte Tamaki einen langen Brief an Aomame geschrieben. Der Tenor des Ganzen war, dass sie von Anfang an unrecht gehabt habe und Aomame im Recht gewesen sei. Sie schloss mit folgenden Worten:

Mein tägliches Leben ist die Hölle. Aber ich kann dieser Hölle nicht entfliehen. Selbst wenn, ich wüsste gar nicht, wohin. Ich bin eine Gefangene dieser grausigen Hölle. Ich habe mich selbst hineinbefördert, mich eingeschlossen und

den Schlüssel weit fort geworfen. Natürlich war diese Hochzeit ein Fehler. Genau wie du es gesagt hast. Aber das wahre Problem ist nicht einmal mein Mann, ich selbst bin es. Die vielen Schmerzen, die ich spüre, habe ich verdient. Ich kann niemandem dafür die Schuld geben. Du bist meine einzige Freundin, der einzige Mensch auf dieser Welt, dem ich vertrauen kann. Aber auch Du kannst mich nicht retten. Bitte versuch mich nicht zu vergessen. Wie schön wäre es gewesen, wenn wir beide einfach für immer zusammen Softball hätten spielen können.

Als Aomame diesen Brief las, geriet sie in furchtbare Panik. Sie konnte nicht aufhören zu zittern. Immer wieder rief sie bei Tamaki an, aber es hob nie jemand ab. Nur eine Bandansage ertönte. Sie stieg in die Bahn und fuhr nach Okusawa im Bezirk Setagaya, wo Tamaki in einer großen Villa mit einem hohen Zaun wohnte. Sie klingelte am Tor, doch die Sprechanlage blieb stumm. Irgendwo im Haus bellte ein Hund. Aomame musste unverrichteter Dinge wieder gehen. Sie wusste es natürlich nicht, aber zu diesem Zeitpunkt war Tamaki bereits gestorben. Sie baumelte ganz allein an dem Seil, das sie am Treppengeländer befestigt hatte. Nur das Läuten des Telefons und die Türglocke hallten durch die Stille des Hauses.

Aomame war daher nicht überrascht, als die Nachricht von Tamakis Tod sie erreichte. Im Grunde ihres Herzens hatte sie es bereits geahnt. Es wallte auch keine Trauer in ihr auf, und sie antwortete eher geschäftsmäßig. Sie legte auf, sank auf einen Stuhl, und nachdem ziemlich viel Zeit vergangen war, hatte sie das Gefühl, sämtliche Körperflüssigkeit sei aus ihr herausgelaufen. Lange stand sie nicht von ihrem Stuhl auf. Sie rief in ihrer Firma an, meldete sich für einige Tage krank und schloss sich in ihrer



Wohnung ein. Sie aß nicht, sie schlief nicht, sie trank kaum einen Schluck Wasser. Sie ging auch nicht zu Tamakis Beerdigung. Es war, als sei etwas in ihr zerbrochen. Ein Bruch hatte stattgefunden, durch den sie ein anderer Mensch geworden war. Aomame hatte das starke Empfinden, eine Grenze überschritten zu haben. Ich werde nie mehr dieselbe sein wie früher, dachte sie.

Aomame fasste den Entschluss, den Mann zu bestrafen. Sie musste ihn erledigen, koste es, was es wolle. Andernfalls würde der Kerl, da gab es keinen Zweifel, einer anderen Frau wieder das Gleiche antun.

Lange und sorgfältig feilte Aomame an ihrem Plan. Sie wusste, dass ein Stich mit einer spitzen Nadel in einen bestimmten Punkt im Nacken eines Menschen augenblicklich dessen Tod verursachte. Er musste in einem bestimmten Winkel ausgeführt werden. Natürlich konnte das niemand. Doch Aomame konnte es. Es fehlten ihr nur noch die Fähigkeit, diesen extrem empfindlichen Punkt in kürzester Zeit zu erspüren, und ein für diese Tat geeignetes Instrument. Sie fertigte mit Hilfe verschiedener Werkzeuge eine Waffe an, die aussah wie ein sehr kleiner, feiner Eispick. Seine Spitze entsprach der Schärfe und Kälte ihres erbarmungslosen Vorhabens. Gewissenhaft übte sie verschiedene Methoden ein. Und als sie überzeugt war, sie zu beherrschen, setzte sie sie in die Tat um. Ohne zu zögern, gelassen und präzise ließ sie das Königreich über den Mann kommen. Anschließend betete sie sogar. Das Gebet kam ihr fast spontan über die Lippen.

Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Königreich komme. Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir unseren Schuldern vergeben haben. Sei mit uns durch deinen Segen, sei um uns auf unseren Wegen. Amen.

Es war danach, dass Aomame periodisch diese heftige Begierde nach dem Körper eines Mannes überfiel.

## KAPITEL 14

### Tengo

Etwas, das noch kein Leser gesehen hat

Komatsu und Tengo trafen sich in ihrem gewohnten Café am Bahnhof Shinjuku. Der Kaffee war nicht gerade billig hier, aber die Tische standen so weit auseinander, dass man sich unterhalten konnte, ohne dass andere mithörten. Die Luft war relativ gut, die Musik unaufdringlich und leise. Wie immer kam Komatsu zwanzig Minuten zu spät. Er konnte einfach nicht pünktlich sein, ebenso wie Tengo nicht zu spät kommen konnte. Das war so etwas wie eine stehende Einrichtung. Komatsu trug das übliche Tweedjackett zu einem dunkelblauen Polohemd und hatte eine Ledermappe mit Papieren dabei.

»Entschuldige die Verspätung«, sagte er, ohne übermäßige Zerknirschung zu zeigen. Seine Laune schien besser als sonst, und das Lächeln auf seinen Lippen glich dem Strahlen einer Mondsichel.

Tengo nickte nur.

»Tut mir leid, dass ich dich so hetzen musste. Das war bestimmt nicht einfach«, sagte Komatsu, während er sich auf den Stuhl gegenüber fallen ließ.

»Ich will nicht übertreiben, aber das waren zehn Tage, in denen ich manchmal nicht wusste, ob ich tot oder lebendig bin«, antwortete Tengo.

»Aber du hast doch alles prima hingekriegt. Ohne

Weiteres die Zustimmung von Fukaeris Vormund erwirkt und den Roman komplett überarbeitet. Donnerwetter! Wirklich eine reife Leistung für unseren weltabgewandten Tengo. Ich muss meine Sicht revidieren.«

Tengo ignorierte das Lob. »Haben Sie gelesen, was ich über Fukaeris Hintergrund geschrieben habe? Ziemlich ausführlich.«

»Ja, ja, habe ich. Klar. Zu lesen hast du mir genug gegeben. Eine – wie soll ich sagen – mordsmäßig komplizierte Geschichte. Das reinste Epos. Jetzt aber mal was ganz anderes. Ich hätte nie gedacht, dass es sich bei Fukaeris Vormund um Ebisuno handelt. Die Welt ist klein. Hat der Professor irgendwas über mich gesagt?«

»Über Sie?«

»Ja, über mich.«

»Nein, nichts weiter.«

»Das ist ja sonderbar.« Komatsu schien einigermaßen verwundert. »Ebisuno und ich hatten früher beruflich miteinander zu tun. Hin und wieder habe ich Manuskripte aus seinem Seminar an der Uni bekommen. Vor langer Zeit, als ich noch ein ganz junger Redakteur war, weißt du.«

»Wenn das schon so lange her ist, hat er es ja vielleicht vergessen. Er hat mich nämlich gefragt, was für ein Mensch Sie seien.«

»Kann nicht sein.« Komatsu schüttelte mit bedenklicher Miene den Kopf. »Auf keinen Fall. Der Professor ist ein Mensch, der nie etwas vergisst. Er hat ein geradezu beängstigend gutes Gedächtnis, und wir diskutierten damals viel über ... Egal. Er ist ein Typ, den man nicht mit normalen Maßstäben messen kann. Nach deinem Bericht ist die kleine Fukaeri in eine ziemlich komplizierte Sache

verwickelt.«

»Ziemlich kompliziert ist gut! Wir halten buchstäblich eine Bombe im Arm. Fukaeri ist in keiner Hinsicht normal. Sie ist nicht einfach ein hübsches siebzehnjähriges Mädchen. Sie leidet an Legasthenie, das heißt, sie kann nicht mal richtig lesen. Schreiben kann sie auch nicht besonders. Außerdem hat sie irgendein Trauma erlitten und den damit verbundenen Teil ihres Gedächtnisses verloren. Sie ist in einer Art Kommune aufgewachsen und kaum zur Schule gegangen. Ihr Vater war Anführer einer linksextremen revolutionären Zelle und hatte indirekt etwas mit der Schießerei zu tun, zu der es mit der Akebono-Gruppe kam. Er war ein bekannter Kulturanthropologe, bevor er sich zurückgezogen hat. Sollte der Roman Erfolg haben, werden die Medien sich zusammenrotten und eine Menge delikater Einzelheiten ausgraben. Wir kommen in Teufels Küche.«

»Allerdings, das gäbe einen Skandal, als hätten sich die Tore der Hölle aufgetan«, sagte Komatsu, ohne dass das Grinsen aus seinem Gesicht schwand.

»Wollen wir den Plan aufgeben?«

»Aufgeben?«

»Die Sache wird zu groß. Zu gefährlich. Kommen Sie, wir bringen das Manuskript wieder in seinen ursprünglichen Zustand.«

»Das geht nicht so einfach. Deine überarbeitete Fassung ist bereits gesetzt worden, es gibt sogar schon Fahnen. Und Fahnen werden, sobald sie gedruckt sind, an den Chefherausgeber und die vier Juroren geliefert. Ich kann jetzt nicht mehr sagen: ›Tut mir leid, alles ein Irrtum. Sie dürfen es jetzt doch nicht lesen, bitte geben Sie alles

zurück.««

Tengo seufzte.

»Nichts zu machen. Wir können die Zeit nicht zurückdrehen«, sagte Komatsu, steckte sich eine Marlboro in den Mund, nahm ein Streichholz aus einer der im Café bereitliegenden Schachteln und zündete sie mit zusammengekniffenen Augen an. »Ich lasse mir was einfallen. Du brauchst dir nicht den Kopf zu zerbrechen. Sollte ›Die Puppe aus Luft‹ den Preis bekommen, werden wir Fukaeri nach Möglichkeit aus der Schusslinie halten. Die Geschichte von der geheimnisvollen Autorin, die nicht in der Öffentlichkeit erscheinen will, dürfte genügen. Ich werde als zuständiger Redakteur die Funktion ihres Sprechers übernehmen. Immerhin kenne ich mich mit dem ganzen Drumherum bestens aus.«

»Ich will Ihre Kompetenz nicht in Zweifel ziehen, Herr Komatsu, aber Fukaeri ist auch in dieser Hinsicht anders als normale Mädchen. Sie ist nicht der Typ, der schweigend das tut, was andere wollen. Wenn sie sich einmal für etwas entschieden hat, zieht sie es durch, ganz gleich, was man ihr sagt. Man kann ihren Willen nicht beeinflussen, mit Worten kommt man ihr nicht bei. So einfach geht das nicht.«

Wortlos drehte Komatsu die Streichholzschachtel in seinen Händen.

»Weißt du, Tengo«, sagte er dann, »jetzt, wo wir so weit gegangen sind, können wir uns nur noch gegenseitig den Rücken stärken. Erstens ist deine Überarbeitung von ›Die Puppe aus Luft‹ eine großartige Leistung. Du hast all meine Erwartungen weit übertroffen. Sie ist im Grunde so gut wie perfekt. Damit bekommen wir den Preis ganz sicher, und

die Geschichte wird eine Sensation. Wir können den Plan jetzt nicht mehr begraben. Ich gebe ja zu, dass es eine Art Vergehen ist. Aber wie gesagt, jetzt ist die Sache schon ins Rollen gekommen.«

»Vergehen?« Tengo sah Komatsu ins Gesicht.

»Es gibt da einen Ausspruch«, sagte Komatsu. »Jede Kunst und jede Lehre, desgleichen jede Handlung und jeder Entschluss, scheint ein Gut zu erstreben, weshalb man das Gute treffend als dasjenige bezeichnet hat, wonach alles strebt.«

»Was ist das?«

»Aristoteles. Die nikomachische Ethik. Hast du Aristoteles gelesen?«

»Fast gar nicht.«

»Solltest du aber. Dir gefällt er ganz bestimmt. Als mir mal die Lektüre ausgegangen ist, habe ich angefangen, die griechischen Philosophen zu lesen. Die bekommt man nie satt. Man kann immer wieder etwas von ihnen lernen.«

»Und was wollte er mit diesem Zitat sagen?«

»Dass das Ergebnis von allem das besagte Gute ist. Am Schluss kommt bei allem immer etwas Gutes heraus. Zweifeln können wir morgen auch noch«, sagte Komatsu. »Das habe ich gemeint.«

»Und was sagt Aristoteles über den Holocaust?«

Komatus Mondsichelgrinsen vertiefte sich. »Aristoteles spricht an dieser Stelle vornehmlich von der Kunst, der Wissenschaft und dem Handwerk.«

Tengo kannte Komatsu nicht erst seit gestern. Mittlerweile kannte er ihn in- und auswendig, von vorn bis hinten. Der Mann streifte in der Verlagswelt umher wie ein

Wolf, und sein ganzes Leben und Handeln erschien fast willkürlich. Viele ließen sich von seinem Auftreten täuschen. Aber wer sich die Zusammenhänge richtig durch den Kopf gehen ließ und ihn genau beobachtete, erkannte, dass Komatsus Aktionen wohlberechnete Schachzüge waren und er seine Gegner stets lange im Voraus durchschaut hatte. Er hatte ein Faible für raffinierte Pläne. Er zog an geeigneter Stelle eine Linie und wich nicht mehr davon ab. Dennoch konnte man ihn als einen empfindsamen Charakter bezeichnen, und ein Großteil seines markigen Geredes und Getues war nicht mehr als harmlose Schauspielerei.

Komatsu sorgte gerne vor und sicherte sich ständig ab. Zum Beispiel schrieb er einmal in der Woche für eine Abendzeitung eine literarische Kolumne, in der er verschiedene Autoren positiv oder negativ besprach. Die negativen Besprechungen waren sehr streng. Solche Artikel waren Komatsus besondere Stärke. Die Kolumne war zwar anonym, aber jeder in der Branche wusste, wer sie schrieb. Es gibt wohl niemanden, dem es gefällt, wenn in der Zeitung schlecht über ihn geschrieben wird. Also achteten die Autoren darauf, Komatsu möglichst nicht zu reizen. Wenn ihnen von seiner Literaturzeitschrift ein Auftrag angeboten wurde, lehnten sie ihn nach Möglichkeit nicht ab. Zumindest übernahmen sie immer mal wieder einen. Denn wenn nicht, waren sie nicht sicher, was Komatsu in seiner Kolumne über sie schreiben würde.

Tengo gefielen Komatsus Machenschaften nicht. Auf der einen Seite verachtete er den Literaturbetrieb, auf der anderen nutzte er das System zu seinem Vorteil. Komatsu verfügte über einen ausgezeichneten Instinkt als Redakteur und tat sehr viel für Tengo. Die Ratschläge, die er ihm über

das Schreiben erteilte, waren meist wertvoll. Dennoch hatte Tengo sich vorgenommen, bei seiner Bekanntschaft mit Komatsu Distanz zu wahren. Nicht dass er ihm in einem ungünstigen Augenblick die Leiter wegzöge. In dieser Hinsicht war auch Tengo ein sehr vorsichtiger Mensch.

»Wie gesagt, ich finde deine Überarbeitung von ›Die Puppe aus Luft‹ nahezu perfekt. Einfach großartig«, fuhr Komatsu fort. »Allerdings gibt es eine Stelle, wohlgemerkt nur eine, an der ich gerne noch etwas geändert hätte, wenn es geht. Es muss nicht jetzt sein. Für den Debütpreis reicht es so allemal. Später, wenn wir den Preis haben, kannst du dann noch einmal Hand anlegen. Wenn der Text in der Zeitschrift erscheint.«

»Um welche Stelle geht es?«

»Als die Little People die Puppe aus Luft gesponnen haben, stehen auf einmal zwei Monde am Himmel. Das Mädchen schaut hoch, und sie sind da. Erinnerst du dich?«

»Natürlich.«

»Meiner Ansicht nach reicht der Hinweis, dass nun zwei Monde da sind, nicht aus. Sie sind nicht ausführlich genug beschrieben. Ich möchte, dass du dieses Phänomen detaillierter und plastischer schilderst. Das ist meine einzige Bitte.«

»Vielleicht ist die Darstellung wirklich etwas spärlich. Aber ich wollte den Fluss von Fukaeris Original nicht mit großen Erklärungen unterbrechen.«

Komatsu hob die Hand, in der er die Zigarette hielt. »Sieh es doch mal so: Die Leser kennen den Himmel mit einem Mond. Verstehst du? Aber einen Himmel mit zwei Monden hat wohl noch keiner gesehen. Und wenn in einem Roman etwas vorkommt, das die Leser noch nie gesehen haben,



brauchen sie in der Regel eine möglichst detaillierte und anschauliche Schilderung. Was man auslassen kann oder sogar muss, sind Beschreibungen von Dingen, die jeder kennt.«

»Ja, das verstehe ich«, sagte Tengo. Was Komatsu sagte, leuchtete ihm ein. »Ich werde den Teil mit den zwei Monden anschaulicher gestalten.«

»Gut. Dann ist es perfekt.« Komatsu drückte seine Zigarette aus. »Mehr habe ich nicht zu sagen.«

»Schön, dass meine Arbeit Ihre Zustimmung findet, aber so richtig darüber freuen kann ich mich nicht«, sagte Tengo.

»Du kommst gut voran«, sagte Komatsu nachdrücklich, als würde er einen Schlusspunkt setzen. »Als Schreibender, als Schriftsteller, meine ich. Das ist besser, als sich richtig zu freuen. Durch die Arbeit an ›Die Puppe aus Luft‹ hast du eine Menge über Literatur gelernt. Das wird dir sehr nützlich sein, wenn du beim nächsten Mal ein eigenes Werk schreibst.«

»Wenn es ein nächstes Mal gibt.«

Komatsu grinste breit. »Darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Du hast deinen Teil erledigt. Jetzt bin ich an der Reihe. Du kannst auf der Tribüne sitzen und dir in aller Ruhe das Spiel anschauen.«

Die Kellnerin kam an ihren Tisch und schenkte kaltes Wasser ein. Tengo trank sein Glas zur Hälfte aus. Als er fertig war, merkte er, dass er gar kein Wasser hatte trinken wollen.

»War es Aristoteles, der sagte, dass sich die menschliche Seele aus Verstand, Mut und Begehren zusammensetzt?«, fragte Tengo.

»Das war Platon. Der Unterschied zwischen Aristoteles und Platon ist ungefähr der gleiche wie der zwischen Mel Tormé und Bing Crosby. Ach ja, früher war alles einfacher«, sagte Komatsu. »Ist es nicht lustig, sich vorzustellen, dass Verstand, Mut und Begierde eine Konferenz abhalten und eifrig debattierend an einem Tisch sitzen?«

»Man kann in etwa vermuten, wer den Sieg davonträgt, oder?«

»Was mir an dir gefällt«, sagte Komatsu und reckte den Zeigefinger in die Luft, »ist dein Sinn für Humor.«

Welcher Humor?, dachte Tengo. Aber er hielt den Mund.

Nachdem sie sich voneinander verabschiedet hatten, ging Tengo in die Buchhandlung Kinokuniya und kaufte mehrere Bücher. Anschließend suchte er sich in der Nähe eine Bar, um ein Bier zu trinken und zu lesen. Was könnte entspannender sein, als bei einem Getränk in einem Lokal zu sitzen und in ein paar Neuerscheinungen zu blättern?

Doch aus irgendeinem Grund konnte er sich an diesem Abend nicht auf die Lektüre konzentrieren. Immer wieder tauchte das Bild seiner Mutter vor ihm auf. Es wollte einfach nicht verschwinden. Sie hatte den Träger ihres weißen Unterkleids hinuntergestreift, entblößte eine wohlgeformte Brust und ließ diesen Mann daran saugen. Der Mann war nicht sein Vater. Er war größer, jünger und hatte ebenmäßiger Züge. Der kleine Tengo schlief ruhig atmend und mit geschlossenen Augen in seinem Bettchen. Als der Mann die Brustwarze seiner Mutter in den Mund nahm, trat ein selbstvergessener Ausdruck auf ihr Gesicht. Ihr Ausdruck ähnelte dem seiner älteren Freundin, wenn sie kurz vor dem Orgasmus war.

Eines Tages, es war schon eine Weile her, hatte Tengo sie

gefragt, ob sie ihm zuliebe einmal ein weißes Unterkleid tragen könnte.

»Klar«, hatte sie gesagt und gelacht. »Nächstes Mal ziehe ich eins an. Wenn dir das gefällt. Hast du vielleicht sonst noch einen Wunsch? Genier dich nicht, du kannst mir alles sagen.«

»Nein, nur ein weißes Unterkleid, wenn's geht. Ein möglichst schlichtes.«

In der Woche darauf kam sie in einer weißen Bluse, unter der sie ein weißes Unterkleid trug. Er zog ihr die Bluse aus, streifte den Träger des Unterkleids hinunter und saugte an ihrer Brustwarze. Genau wie der Mann in seiner Vision, aus dem gleichen Winkel. Dabei überkam ihn ein leichter Schwindel. Er fühlte sich benommen, und Vergangenheit und Gegenwart schienen zu verschwimmen. Eine rasch anschwellende dumpfe Schwere breitete sich in seinem Unterleib aus. Unversehens erbebte er und ejakulierte heftig.

»Was ist denn los? Bist du schon gekommen?«, fragte seine Freundin erstaunt.

Tengo wusste selbst nicht genau, was passiert war. Aber er hatte in Höhe ihrer Hüfte auf das Unterkleid ejakuliert.

»Tut mir leid«, entschuldigte er sich. »Das wollte ich nicht.«

»Du brauchst dich doch nicht zu entschuldigen«, sagte seine Freundin beschwichtigend. »Das kriege ich doch unter dem Wasserhahn ganz leicht raus. Das ist doch nur das Übliche. Sojasoße oder Rotwein wären schlimmer.«

Sie zog das Unterkleid aus und wusch die Stelle mit dem Sperma am Waschbecken aus, dann hängte sie es zum Trocknen über die Stange des Duschvorhangs.

»Der Reiz war wohl zu stark.« Sie lächelte zärtlich und streichelte Tengos Unterleib mit der flachen Hand. »Weiße Unterkleider haben's dir angetan, nicht wahr, Tengo?«

»Ja, vielleicht«, sagte Tengo. Aber warum er sie wirklich um diesen Gefallen gebeten hatte, mochte er ihr nicht erzählen.

»Du kannst mir deine Phantasien ruhig anvertrauen. Ich mache gern mit. Ich mag auch wilde Phantasien. Leute, die keine Phantasien haben, sind nicht lebendig. Findest du nicht? Soll ich nächstes Mal wieder ein weißes Unterkleid tragen?«

Tengo schüttelte den Kopf. »Schon in Ordnung. Das eine Mal hat genügt. Danke.«

Oft überlegte Tengo, ob nicht vielleicht der junge Mann, der in seiner Vision an der Brust seiner Mutter saugte, sein biologischer Vater sein könnte. Das lag vermutlich daran, dass Tengo seinem Vater – dem Mann, der so gewissenhaft die Gebühren für NHK einsammelte – so gar nicht ähnlich sah. Tengo war groß und kräftig, seine Stirn war breit, seine Nase schmal, und er hatte rundliche, zerknitterte Ohren. Sein Vater hingegen war klein und untersetzt und wirkte auch ansonsten nicht gerade imposant. Niedrige Stirn, flache Nase, spitze Pferdeohren. Sein Gesicht unterschied sich so stark von Tengos, dass man geradezu von einem Gegensatz sprechen konnte. Verglichen mit Tengos ruhigen, großmütigen Zügen waren die seines Vaters nervös und kleinlich. Die meisten Leute sagten, sie sähen nicht aus wie Vater und Sohn.

Aber die Fremdheit, die Tengo gegenüber seinem Vater verspürte, hatte weniger mit ihrer Physiognomie zu tun als mit ihren geistigen Eigenschaften und Neigungen. Sein

Vater machte weiß Gott keinen intellektuellen Eindruck. Selbstverständlich hatte er keine ausreichende Schulbildung genossen und als Kind armer Leute nie gelernt, selbstständig zu denken. Tengo fand diese Lebensumstände auch sehr bedauerlich. Dennoch fragte er sich, ob der Wunsch nach Wissen nicht bei mehr oder weniger allen Menschen ein natürliches Grundbedürfnis und bei diesem Mann nur nicht besonders ausgeprägt war.

Er verfügte über alle praktischen Fähigkeiten, die man zum Leben braucht, aber nichts an seiner Haltung wies auf das Bemühen hin, an sich zu arbeiten, oder auf den Drang, die Welt einmal aus einer breiteren Perspektive zu betrachten.

Obwohl sein Vater ganz und gar in seiner armseligen, von kleinlichen Regeln beherrschten Welt lebte, schien er deren erstickende Enge nicht wahrzunehmen. Tengo hatte nie gesehen, dass sein Vater ein Buch zur Hand nahm. Er las nicht einmal Zeitung (es reiche völlig aus, sich regelmäßig die Nachrichten bei NHK anzuschauen, erklärte er). Er interessierte sich weder für Musik noch für Filme. Nie unternahm er einen Ausflug oder eine Reise. Das Einzige, was ihn in eine gewisse Begeisterung versetzen konnte, war die Route durch sein Zuständigkeitsgebiet. Er hatte eine Karte der Viertel angefertigt, in denen er die Gebühren einsammelte, und sie mit verschiedenfarbigen Stiften markiert. In seiner Freizeit brütete er über dieser Karte wie ein Biologe, der Chromosomen sortiert.

Tengo hingegen galt schon früh als kleines Mathematikgenie. Er hatte hervorragende Noten in Arithmetik und konnte bereits in der dritten Klasse Aufgaben für Oberschüler lösen. Auch in den anderen Naturwissenschaften fielen ihm die besten Noten mühelos

zu. In seiner Freizeit las er unentwegt. Sein Wissensdurst war unersättlich, und er schaufelte weitverzweigte Kenntnisse in sich hinein wie ein Schaufelbagger Erde. Wenn er seinen Vater ansah, konnte er nicht begreifen, dass die Gene eines so engstirnigen und unkultivierten Mannes biologisch zumindest eine Hälfte seiner Existenz ausmachten.

Schon in seiner Kindheit war Tengo zu dem Schluss gelangt, sein richtiger Vater müsse sich anderswo aufhalten. Gewiss war er in Wahrheit nur durch bestimmte Umstände bei diesem Mann aufgewachsen, den er zwar Vater nannte, mit dem er aber nicht blutsverwandt war. Wie die unglückseligen Kinder in den Romanen von Dickens.

Diese Möglichkeit war für den Jungen Hoffnung und Albtraum zugleich. Gierig und begeistert verschlang er alle Romane von Dickens, die er in der Stadtbücherei bekommen konnte, beginnend mit Oliver Twist. Auf seinen Reisen durch die Welt dieser Geschichten gab Tengo sich zugleich den verschiedensten Phantasien über seine eigene Herkunft hin. Diese Vorstellungen (oder Wünsche) entwickelten sich in seinem Kopf rasch zu langen und komplexen Abenteuern. Sie folgten stets einem bestimmten Muster, das er in zahllosen Variationen durchspielte. Doch jede davon sagte Tengo, dass er sich nicht am richtigen Platz befand. »Man hat mich irrtümlich in einen falschen Käfig gesperrt. Bestimmt werden meine wahren Eltern mich eines Tages durch eine glückliche Fügung finden, und ich werde aus diesem engen hässlichen Gefängnis erlöst und kann dorthin zurückkehren, wo ich eigentlich hingehöre. Und meine Sonntage werden schön, friedlich und frei sein.«

Sein Vater war froh, dass Tengo so ausgezeichnete Noten nach Hause brachte. Er war sogar stolz darauf und prahlte damit in der Nachbarschaft. Zugleich jedoch empfand er die hohe Intelligenz und die Begabung seines Sohnes tief in seinem Inneren als unangenehm. Immer wieder störte er Tengo, wenn dieser an seinem Schreibtisch saß und lernte, und er tat es ganz offensichtlich mit Absicht. Er gab ihm Arbeiten im Haushalt, regte sich künstlich über irgendetwas Fadenscheiniges auf, das ihm nicht passte, und hackte dann hartnäckig auf Tengo herum. Der Inhalt seiner Vorwürfe war stets der gleiche. »Als Gebührenkassierer muss ich mir jeden Tag die Füße plattlaufen, mich dauernd beleidigen lassen und schuftete wie verrückt. Im Vergleich zu mir führst du ein bequemes Faulenzerleben. Als ich in deinem Alter war, hat meine Familie mich geschunden, bei jeder Kleinigkeit kriegte ich die Fäuste meines Vaters und meiner älteren Brüder zu spüren. Nie bekam ich genug zu essen und wurde nicht besser behandelt als ein Stück Vieh. Du brauchst dir gar nichts auf deine paar guten Noten einzubilden.« Immer und immer wieder spulte sein Vater die gleiche Tirade ab.

Irgendwann kam Tengo der Gedanke, dass sein Vater vielleicht neidisch auf ihn sein könnte. Möglicherweise war er eifersüchtig auf Tengos Wesen oder seine Situation. Aber konnte es denn sein, dass ein Vater seinen Sohn beneidete? Natürlich konnte Tengo so etwas Schwieriges nicht beurteilen. Er war ja noch ein Kind. Aber er spürte, dass Sprache und Verhalten seines Vaters eine Bösartigkeit ausstrahlten, die ihn abstieß. Nein, das war nicht nur Neid. Tengo spürte immer wieder, dass dieser Mann etwas an ihm hasste. Er hasste nicht den Menschen Tengo an sich. Sein Vater hasste etwas, das in ihm war. Etwas, das er nicht

akzeptieren konnte.

Die Mathematik bot Tengo eine geeignete Zuflucht. Um dem qualvollen Gefängnis der Realität zu entkommen, rettete er sich in die Welt der Zahlen. Schon als kleiner Junge hatte er gelernt, dass er sich mühelos in diese Welt versetzen konnte, wenn er einen bestimmten Schalter in seinem Kopf umlegte. Er entdeckte ein grenzenloses Reich der Ordnung und fühlte sich frei, solange er sich darin bewegte. Er schritt durch die gewundenen Korridore eines riesigen Gebäudes und stieß eine nummerierte Schwingtür nach der anderen auf. Sooft sich eine neue Szenerie vor ihm auftat, wurden die hässlichen Spuren der realen Welt, die noch an ihm hafteten, schwächer und lösten sich bald ganz auf. Das Reich, in dem die Zahlen regierten, wurde für ihn ein erlaubtes und vor allem sicheres Versteck. Tengo begriff die Geographie dieser Welt besser als jeder andere und vermochte sich präzise darin zurechtzufinden. Niemand konnte ihm dorthin folgen. Solange er sich hier aufhielt, konnte er die Regeln und Beschwernisse, die ihn in der Wirklichkeit bedrückten, einfach vergessen.

Gegenüber dem prächtigen und luftigen Gebäude der Mathematik war die Welt, die sich Tengo in den Geschichten von Dickens präsentierte, wie ein tiefer Zauberwald. Im Gegensatz zur Mathematik, die sich endlos in den Himmel hinauf erstreckte, breitete sich dieser Wald stumm unter ihm aus. Seine dunklen, massigen Wurzeln verzweigten sich tief in der Erde. Dort gab es keine Landkarte und auch keine nummerierten Schwingtüren.

Von der Grundschule bis in die Mittelstufe absorbierte ihn die Mathematik ganz und gar. Ihre Klarheit und absolute Freiheit zogen ihn stärker in den Bann als alles andere. Sie war lebensnotwendig für ihn. Doch als er in die



Pubertät kam, wuchs in ihm allmählich das Bewusstsein, dass die Mathematik allein ihm nicht genügte. Solange er sich in ihrem Reich aufhielt, hatte er keine Probleme. Alles lief nach Wunsch. Nichts versperrte ihm den Weg. Aber sobald er ihr Reich verließ und in die Realität zurückkehrte (was sich nicht vermeiden ließ), fand er sich im gleichen elenden Gefängnis wieder wie zuvor. Seine Situation hatte sich nicht im Geringsten verbessert. Im Gegenteil, seine Fesseln erschienen ihm umso schwerer. Was nützte ihm also die Mathematik, wenn das so war? War sie nicht nur eine vorübergehende Zuflucht? Verschlechterte sie seine tatsächliche Lage nicht sogar noch?

Angesichts dieser drängenden Fragen beschloss Tengo, einen bewussten Abstand zwischen sich und die Mathematik zu bringen. So kam es, dass die Faszination, die der Wald der Geschichten auf ihn ausübte, immer stärker wurde. Natürlich war die Lektüre von Romanen auch eine Flucht. Sobald er das Buch zuklappte, war er ebenso gezwungen, wieder in die reale Welt zurückzukehren. Aber bei der Rückkehr aus der Welt eines Romans, so erkannte Tengo eines Tages, war das Gefühl der Frustration weniger drastisch als jenes, das er bei der Rückkehr aus dem Reich der Mathematik verspürte. Woran das nur lag? Gründliches Nachdenken brachte ihn bald zu einem Schluss. Der Wald der Geschichten bot, auch wenn Zusammenhänge geklärt wurden, kaum klare Antworten. Ganz anders als in der Mathematik. Vereinfacht ausgedrückt war es die Aufgabe einer Geschichte, eine bestimmte Problematik in eine andere Form umzuwandeln. Durch die Merkmale und die Richtung dieser Wandlung deutete sich auf der erzählenden Ebene eine Antwort an. Und mit dieser Andeutung in der Hand kehrte Tengo in die

Realität zurück. Sie war wie ein Stückchen Papier, auf dem ein unverständlicher Zauberspruch stand. Oft fehlte ihm der inhaltliche Zusammenhang, und es ergab sich nicht sofort ein praktischer Nutzen. Aber er enthielt ein Potential, und eines Tages würde er den magischen Spruch vielleicht verstehen. Diese Möglichkeit erwärmte sein Herz.

Mit zunehmendem Alter interessierte sich Tengo immer mehr für das Wesen dieser narrativen Hinweise. Auch die Mathematik bereitete ihm als Erwachsenen noch immer große Freude. Bei seinem Unterricht an der Yobiko ergriff ihn häufig spontan die gleiche Begeisterung, die er schon als Kind empfunden hatte, und es war ihm ein Bedürfnis, dieses Hochgefühl geistiger Freiheit mit anderen zu teilen. Es war eine großartige Sache. Indessen vermochte Tengo nicht mehr vorbehaltlos und zur Gänze in das von Zahlen beherrschte Reich einzutauchen. Denn er hatte erkannt, dass er die Antworten, die er wirklich brauchte, dort nicht finden würde, und wenn er noch so weit in dieses Reich vorstieß.

Als Tengo in der fünften Klasse war, verkündete er seinem Vater seinen Entschluss. »Ich will nicht mehr jeden Sonntag mit dir die Gebühren für NHK einsammeln. In dieser Zeit möchte ich lernen, Bücher lesen oder etwas unternehmen. Genau wie du deine Arbeit hast, habe auch ich etwas zu tun. Ich will ein normales Leben führen wie alle anderen auch.«

Mehr sagte Tengo nicht. Er hatte seinen Standpunkt kurz, aber schlüssig dargestellt.

Sein Vater wurde natürlich sehr böse. Es sei ihm egal, was andere täten. »Bei uns bestimme ich«, sagte der Vater. »Normales Leben – was soll das? Red nicht so geschwollen daher. Was weißt du schon vom normalen Leben?« Tengo

widersprach nicht. Er schwieg nur. Er wusste von vornherein, dass es zu nichts führen würde, ganz gleich, was er sagte. »Wie du willst«, sagte der Vater. »Aber wer seinen Eltern nicht gehorcht, kriegt auch nichts mehr zu essen. Mach, dass du wegstommst.«

Also packte Tengo seine Sachen und verließ sein Zuhause. Sein Entschluss hatte von Anfang an festgestanden, und auch wenn sein Vater tobte, ihn anschrie, vielleicht sogar die Hand gegen ihn erhob (was er nicht tat), er hatte keine Angst. Vielmehr war er erleichtert, sein Gefängnis verlassen zu dürfen.

Doch wie sollte ein zehnjähriges Kind für sich selbst sorgen? Es blieb Tengo nichts anderes übrig, als nach der Schule die Vertrauenslehrerin aufzusuchen und ihr alles zu erzählen. Er erklärte ihr, dass er keinen Platz mehr zum Schlafen habe und welche Belastung es für ihn sei, jeden Sonntag mit seinem Vater die Rundfunkgebühren kassieren zu gehen. Die Vertrauenslehrerin war Mitte dreißig, unverheiratet und mit ihrer unschönen dicken Brille nicht gerade als hübsch zu bezeichnen. Aber sie hatte einen aufrechten und warmherzigen Charakter. Die zierliche Frau sprach für gewöhnlich nicht viel und machte einen sehr milden Eindruck. Ungeachtet dessen war sie jähzornig. Wenn sie sich ärgerte, war sie plötzlich eine ganz andere, und niemand konnte sie aufhalten. Die meisten Leute reagierten sprachlos auf diese Veränderung. Doch Tengo mochte diese Lehrerin sehr gern. Er empfand sie nie als besonders furchterregend, auch nicht, wenn sie wütend war.

Sie hörte sich Tengos Geschichte an. Sie verstand ihn und gab ihm recht. Sie machte ihm ein Bett auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer, und er durfte bei ihr übernachten.

Frühstück machte sie ihm auch. Am nächsten Abend begleitete sie Tengo nach Hause und führte ein langes Gespräch mit seinem Vater. Tengo musste vor der Tür warten und wusste nicht, was dabei herauskommen würde. Doch am Ende musste sein Vater die Waffen strecken. Auch wenn er sich noch so ärgere, dürfe er ein zehnjähriges Kind nicht allein durch die Straßen irren lassen, erklärte ihm die Lehrerin. Schließlich hätten Eltern eine gesetzliche Fürsorgepflicht für ihre Kinder.

Das Ergebnis des Gesprächs war, dass Tengo seine Sonntage von nun an verbringen durfte, wie er wollte. Vormittags musste er im Haushalt helfen, aber danach durfte er auf eigene Faust etwas unternehmen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Tengo seinem Vater ein Zugeständnis abgerungen. Der Vater war so böse auf ihn, dass er lange nicht mit ihm sprach, was für Tengo jedoch keinen Verlust bedeutete. Er hatte etwas weit Wichtigeres gewonnen: einen ersten Schritt in Richtung Freiheit und Unabhängigkeit.

Nach der Grundschule verlor er seine Vertrauenslehrerin für längere Zeit aus den Augen. Hätte er an den Klassentreffen teilgenommen, die hin und wieder stattfanden, wäre er ihr sicher begegnet, aber Tengo verzichtete darauf. Er hatte kaum glückliche Erinnerungen an diese Zeit. Dennoch dachte er manchmal an seine Lehrerin. Immerhin hatte sie, abgesehen davon, dass er bei ihr hatte übernachten dürfen, seinen maßlos sturen Vater überzeugt. Das würde er ihr nicht so leicht vergessen.

Er war in der elften Klasse, als er sie wiedersah. Tengo gehörte damals zur Judo-Mannschaft seiner Schule, konnte aber wegen einer Verletzung an der Wade zwei Monate lang an keinem Wettkampf teilnehmen. Stattdessen

rekrutierte man ihn als Paukisten für die Blaskapelle der Schule. Ein Wettbewerb stand vor der Tür, aber von den beiden Paukisten hatte einer unvermutet die Schule gewechselt, während der andere eine schwere Grippe bekam. In dieser Zwangslage hätte die Kapelle jeden genommen, der nur zwei Stöcke halten konnte. Der durch seine Verletzung zum Nichtstun verurteilte Tengo erregte die Aufmerksamkeit des Musiklehrers und wurde für das Orchester verpflichtet. Dafür versprach man ihm, bei seiner Abschlussarbeit ein Auge zuzudrücken, und ein gutes Essen.

Tengo hatte bis dahin noch nie Pauke gespielt und auch gar kein Interesse an diesem Instrument, aber als er es ausprobierte, passte es erstaunlich gut zum Wesen seines Intellekts. Es bereitete ihm eine natürliche Freude, die Zeit in Intervalle einzuteilen und Fragmente zu einer gültigen Tonfolge zusammenzusetzen. Er sah sämtliche Töne als Schema im Geiste vor sich. Wie ein Schwamm Wasser aufsaugt, begriff Tengo die verschiedenen Schlagzeugsysteme. Auf Empfehlung des Musiklehrers erhielt er von einem Paukisten, der bei einem Symphonieorchester beschäftigt war, eine Einführung. Während der mehrstündigen Unterweisung lernte Tengo, wie das Instrument aufgebaut war und wie man es handhabte. Da die Noten Ähnlichkeit mit Zahlen hatten, fiel es ihm nicht schwer, sich zu merken, wie sie zu lesen waren.

Für den Musiklehrer war die Entdeckung seines musikalischen Talents eine freudige Überraschung. »Offenbar hast du ein angeborenes Gefühl für Rhythmus. Dein akustisches Empfinden ist ebenfalls ausgezeichnet. Wenn du weiter fleißig übst, könntest du es sogar zum

Berufsmusiker bringen«, sagte er.

Die Pauke war ein schwieriges Instrument. Sie verfügte über eine besondere Tiefe und Überzeugungskraft und barg unendlich viele Möglichkeiten, Töne zu kombinieren. Damals übte das Orchester mehrere Sätze aus der Sinfonietta von Janáček, die für Bläser arrangiert waren. Sie sollten beim Wettbewerb der Jugendblasorchester in der »freien Auswahl« aufgeführt werden. Die Sinfonietta war für Schüler ein schweres Stück. Im Fanfarenteil spielten die Pauken eine entscheidende Rolle. Der Musiklehrer, der das Orchester leitete, hatte bei der Auswahl des Stückes den Einsatz seiner beiden guten Paukisten mit einkalkuliert. Aber da aus den zuvor genannten Gründen plötzlich beide ausfielen, saß er in der Klemme. Dementsprechend wichtig war nun die Rolle, die der eingesprungene Tengo zu erfüllen hatte. Doch das bedrückte diesen wenig, und seine Darbietung bereitete ihm außerordentliches Vergnügen.

Als der Wettbewerb geendet hatte (alles war problemlos gelaufen, sie hatten ihn nicht gewonnen, aber einen der oberen Plätze erreicht), trat Tengos frühere Vertrauenslehrerin an ihn heran und lobte seinen Auftritt.

»Ich habe dich auf den ersten Blick erkannt«, sagte die kleine Lehrerin (Tengo konnte sich nicht an ihren Namen erinnern). »Du bist ja ein ausgezeichnete Paukist, ich musste immer wieder zu dir hinsehen. Du bist zwar sehr groß geworden, aber ich habe dich gleich erkannt. Wann hast du denn angefangen zu musizieren?«

Tengo erzählte ihr kurz, wie es dazu gekommen war. »Du hast wirklich viele Talente«, sagte sie beeindruckt.

»Mir macht die Musik fast mehr Spaß als Judo.« Tengo lachte.

»Wie geht es übrigens deinem Vater?«, fragte sie.

»Danke, ganz gut«, erwiderte Tengo, aber das war nur so dahingesagt, denn eigentlich wusste er nicht, ob es seinem Vater gut ging oder nicht. Es war keine Frage, über die er besonders gern nachdachte. Mittlerweile war er von zu Hause ausgezogen und lebte in einem Wohnheim. Er hatte schon länger nicht mehr mit seinem Vater gesprochen.

»Warum sind Sie denn hier?«, fragte er die kleine Lehrerin.

»Meine Nichte spielt Klarinette im Blasorchester einer anderen Schule. Sie hat ein Solo und hat mich gebeten zu kommen«, sagte sie. »Wirst du weiter Musikunterricht nehmen?«

»Wenn mein Bein geheilt ist, mache ich wieder Judo. Wer Judo kann, muss niemals Hunger leiden. An unserer Schule werden die Judokas besonders gefördert. Man bekommt ein Zimmer im Wohnheim und Essensgutscheine für drei Mahlzeiten am Tag. Die Musiker nicht.«

»Du willst auf keinen Fall Hilfe von deinem Vater annehmen, nicht wahr?«

»Weil er so ist, wie er ist«, sagte Tengo.

Die Lehrerin lächelte. »Das ist schade. Wo du so begabt bist.«

Tengo sah zu der kleinen Lehrerin hinunter. Er erinnerte sich, wie er damals bei ihr übernachtet hatte, und sah ihre etwas unpersönliche, sehr aufgeräumte Wohnung vor sich. Spitzengardinen und ein paar Topfpflanzen. Ein Bügelbrett und aufgeschlagene Bücher. Ein kleines rosafarbenes Kleid, das irgendwo hing. Der Geruch des Sofas, auf dem er schlafen durfte. Jetzt erst merkte Tengo, dass die Frau, die vor ihm stand, schüchtern war wie ein junges Mädchen.

Ihm wurde bewusst, dass er kein hilfloses zehnjähriges Kind mehr war, sondern ein kräftiger siebzehnjähriger junger Mann mit einer breiten Brust, Bartwuchs und einem unersättlichen sexuellen Appetit. Und seltsamerweise fand er den Umgang mit älteren Frauen besonders entspannend.

»Schön, dass wir uns wieder einmal begegnet sind«, sagte die kleine Lehrerin.

»Mich hat es auch sehr gefreut«, sagte Tengo und meinte es ehrlich. Aber an ihren Namen konnte er sich einfach nicht erinnern.

## KAPITEL 15

### Aomame

#### Fest verankern wie einen Luftballon

Aomame achtete streng auf ihre Ernährung. Ihr täglicher Speiseplan bestand zum großen Teil aus Gemüsegerichten, dazu kamen Meeresfrüchte und Fisch, vor allem Weißfische. An Fleisch aß sie nur Geflügel. Sie verwendete ausschließlich frische Zutaten und nicht zu viele Gewürze. Fettreiche Speisen mied sie und nahm auch genügend Kohlehydrate zu sich. Statt fertiger Salatsoßen benutzte sie nur Olivenöl, Salz und Zitronensaft. Sie aß nicht einfach nur viel Gemüse, sondern beschäftigte sich auch mit dem Nährstoffgehalt und bemühte sich um eine ausgewogene Zusammenstellung. Sie stellte ihren eigenen Speiseplan zusammen und beriet auf Wunsch auch die Mitglieder des Sportclubs. Vom Kalorienzählen hielt sie nichts. Wer ein Gefühl dafür erlangt hatte, sich richtig und in angemessenen Portionen zu ernähren, brauchte sich darum keine Gedanken mehr zu machen.



Dennoch lebte sie nicht ausschließlich nach ihrem asketischen Speiseplan, es kam auch vor, dass sie, wenn sie Heißhunger darauf verspürte, in ein Restaurant ging und ein großes Steak oder ein Lammkotelett bestellte. Den unbezähmbaren Appetit auf ein Nahrungsmittel deutete sie als den Hinweis ihres Körpers auf einen Mangel, sozusagen einen Ruf der Natur, dem zu folgen war.

Aomame trank gern Wein und japanischen Sake, doch um ihre Leber zu schonen und auch nicht zu viel Zucker zu sich zu nehmen, verzichtete sie an drei Tagen in der Woche ganz auf Alkohol. Aomame betrachtete ihren Körper als einen geheiligten Tempel, der unter allen Umständen stets rein gehalten werden musste. Makellos rein. Was genau sie dort anbetete, war eine andere Frage. Darüber konnte sie später auch noch nachdenken.

Momentan hatte sie kein Gramm Fett zu viel an ihrem Körper und eine ausgeprägte Muskulatur. Diesen Zustand überprüfte sie einmal täglich nackt vor dem Spiegel. Sie war fasziniert von ihrem Körper, auch wenn sie ihre Brüste nicht groß genug fand – ganz zu schweigen von der Asymmetrie zwischen der rechten und der linken – und ihr Schamhaar wucherte, dass es aussah wie ein von einer Infanterieeinheit niedergetrampeltes Gebüsch. Unwillkürlich runzelte sie jedes Mal ein wenig die Stirn, wenn sie sich im Spiegel anschaute. Immerhin hatte sie kein Fett an sich. Der Kneiftest ergab kein überschüssiges Fleisch.

Aomame führte ein bescheidenes Leben. Nur für Lebensmittel gab sie bewusst viel Geld aus. So trank sie nur gute Weine. Diese Ausgaben reuten sie nicht. Wenn sie essen ging, wählte sie ein Lokal, in dem anständig und sorgfältig gekocht wurde. Andere Güter bedeuteten ihr

nicht viel.

Sie hatte wenig Interesse an Kleidung, Kosmetika und Schmuck. Für das Sportstudio genügte eine saloppe Garderobe wie Jeans und Pullover. Einmal dort angekommen, verbrachte sie ohnehin den ganzen Tag in Trainingskleidung. Schmuck oder Accessoires konnte sie dort natürlich nicht tragen. Die Gelegenheit, sich schick zu machen und auszugehen, ergab sich für sie äußerst selten. Sie hatte keinen Freund, traf sich mit niemandem. Nach Tamaki Otsukas Heirat hatte sie nicht einmal mehr eine Freundin gehabt, mit der sie essen gehen konnte. Wenn sie auf die Jagd nach einem flüchtigen Liebhaber ging, machte sie sich entsprechend zurecht und zog sich gut an, aber auch das geschah ja höchstens einmal im Monat. Viel Kleidung brauchte sie also wirklich nicht.

Und wenn sie etwas benötigte, durchstreifte sie die Boutiquen in Aoyama und kaufte ein brandaktuelles »Killer-Kleid« und ein paar Accessoires dazu. Ein Paar hohe Schuhe reichten für sie aus. Normalerweise trug sie flache Schuhe und band ihr Haar im Nacken zusammen. Das Gesicht schrubbte sie sich mit Seife und benutzte anschließend eine einfache Creme, die ihrer Haut eine strahlende Frische verlieh. Wer einen sauberen, gesunden Körper hatte, dem fehlte es an nichts.

Aomame war von Kind an ein anspruchsloses Leben ohne Extravaganzen gewohnt. Seit sie denken konnte, hatte man ihr die Prinzipien von Enthaltbarkeit und Mäßigung eingebläut. In ihrer Familie gab es nie etwas im Überfluss. »Verschwendung« war das Wort, das ihre Eltern unentwegt im Munde führten. Sie besaßen weder einen Fernseher, noch abonnierten sie eine Tageszeitung. Nachrichten galten als unnötig. Fleisch oder Fisch kamen nur selten auf

den Tisch. Die für ihr Wachstum nötigen Nährstoffe erhielt Aomame hauptsächlich durch das Essen in der Schulkantine. Andere Kinder waren oft sehr wählerisch und mochten dies nicht und das nicht, aber Aomame verleibte sich gern noch ihre Portion mit ein.

Aomames Garderobe war ausnahmslos geerbt. Ihre Glaubensgemeinschaft unterhielt eine Art Tauschbörse für gebrauchte Kleidungsstücke, und so bekam sie abgesehen von der vorgeschriebenen Schuluniform nicht ein einziges Mal etwas Neues zum Anziehen. Sie konnte sich auch nicht erinnern, jemals Kleider oder Schuhe getragen zu haben, die genau ihre Größe hatten. Die Farben und die Schnitte waren sowieso scheußlich. Wenn Menschen nur ein ärmliches Leben führen können, weil sie mittellos sind, lässt sich das eben nicht ändern. Aber Aomames Familie war nicht einmal arm. Ihr Vater arbeitete als Ingenieur und verfügte über ein normales Einkommen und sogar über Ersparnisse. Er hatte sich lediglich aus Prinzip für dieses karge Dasein entschieden.

Jedenfalls unterschied sich Aomames Alltag zu sehr von dem der normalen Kinder in ihrer Umgebung, als dass sie Freundschaften hätte schließen können. Sie besaß keine angemessene Kleidung und hätte auch gar nicht die Mittel gehabt, um etwas mit Freunden zu unternehmen. Sie bekam kein Taschengeld, und selbst wenn jemand sie zu seinem Geburtstag eingeladen hätte (was glücklicher- oder unglücklicherweise niemals vorkam), hätte sie nicht einmal ein kleines Geschenk kaufen können.

Aus all diesen Gründen waren Aomame nicht nur ihre Eltern, sondern auch der Kreis, dem diese angehörten, und die damit verbundenen Ansichten zutiefst verhasst. Was sie sich wünschte, war ein normales Leben wie alle anderen.

Nicht dass sie sich nach Luxus gesehnt hätte. Ein ganz alltägliches Leben hätte ihr schon genügt. Mehr brauchte sie nicht. Sie sehnte sich danach, möglichst schnell erwachsen zu werden, um sich von ihren Eltern lossagen und nach ihrer eigenen Fassung leben zu können. Nur das essen, was sie essen wollte, und frei über das Geld in ihrem Portemonnaie verfügen. Sie wollte ungebrauchte Kleidung nach ihrem eigenen Geschmack kaufen, Schuhe tragen, die ihr passten, gehen, wohin sie gehen wollte, Freundschaften schließen und hübsch verpackte Geschenke austauschen.

Doch als Aomame erwachsen war, entdeckte sie, dass sie sich am wohlsten fühlte, wenn sie ein genügsames, maßvolles Leben führte. Es ging ihr gar nicht so sehr darum, sich mit Freunden zu treffen und zu feiern, stattdessen war es ihr viel lieber, im Trainingsanzug zu Hause zu sitzen.

Nach Tamakis Tod kündigte Aomame ihre Stelle bei der Sportgetränkefirma und zog von dem Wohnheim, in dem sie bis dahin gelebt hatte, in ein Mietshaus in Jiyugaoka. Ihre neue Wohnung hatte ein Schlafzimmer, einen Wohn-, Ess- und Küchenbereich und war nicht gerade als groß zu bezeichnen, aber durch ihre Leere wirkte sie geräumiger, als sie eigentlich war. Aomame las viel, aber sobald sie ein Buch ausgelesen hatte, verkaufte sie es an ein Antiquariat. Sie hörte auch gern Musik, sammelte aber keine Platten. Aus irgendeinem Grund konnte Aomame den Anblick angesammelter Habseligkeiten nur schwer ertragen. Sooft sie in ein Geschäft ging, um etwas zu kaufen, verspürte sie ein Gefühl von Schuld. Brauchst du das wirklich?, fragte sie sich dann. Der Anblick hübscher Kleider oder Schuhe in ihrem Schrank schnürte ihr die Luft ab. Schönheit und Großzügigkeit erinnerten Aomame paradoxerweise an ihre

armselige, unfreie Kindheit, in der sie nie etwas für sich bekommen hatte.

Häufig fragte sie sich, was es eigentlich bedeutete, frei zu sein. War es nicht so, dass man, kaum war man dem einen Gefängnis glücklich entronnen, nur wieder in ein anderes, noch schlimmeres geriet?

Nachdem sie einen bestimmten Mann ins Jenseits befördert hatte, bekam sie von der alten Dame in Azabu eine Art Belohnung. Dabei handelte es sich um ein fest in Papier eingewickeltes Bündel Geldscheine, auf dem weder Name und Adresse des Absenders noch des Adressaten vermerkt waren. Es war in einem privaten Postfach deponiert. Aomame erhielt von Tamaru den Schlüssel, nahm das Päckchen heraus und gab den Schlüssel anschließend zurück. Das versiegelte Päckchen warf sie ungeöffnet in ein Bankschließfach. Zwei backsteinharte Päckchen lagen bereits darin.

Aomame verbrauchte nicht einmal ihr monatliches Gehalt. Sie sparte sogar noch etwas davon. Somit benötigte sie dieses Geld überhaupt nicht, was sie der alten Dame auch gesagt hatte, als sie beim letzten Mal ihre Belohnung erhielt.

»Das geschieht doch nur der Form halber«, hatte die alte Dame sie mit leiser, sanfter Stimme ermahnt. »Sehen Sie es bitte als eine Verfahrensweise. Sie müssen es vorläufig einmal annehmen. Wenn Sie das Geld nicht benötigen, brauchen Sie es ja nicht zu verwenden. Und sollte es Ihnen gänzlich zuwider sein, spenden Sie es einfach anonym einer wohltätigen Organisation. Sie können völlig frei darüber verfügen. Allerdings würde ich Ihnen raten, es eine Weile nicht aus der Hand zu geben und lieber irgendwo zu deponieren.«

»Aber für so etwas möchte ich nicht bezahlt werden«, sagte Aomame.

»Das kann ich sehr gut verstehen. Aber dadurch, dass Sie diese nutzlosen Subjekte so sauber entfernt haben, kommt es auch nicht zu zermürbenden Scheidungsprozessen und Streitigkeiten um das Sorgerecht. Und die Frauen brauchen nicht in der Angst zu leben, dass ihre Männer wieder auftauchen und ihnen das Gesicht zu Brei schlagen. Sie bekommen Lebensversicherungen und Hinterbliebenenrenten ausbezahlt. Sehen Sie das Geld, das man Ihnen gibt, als eine Form des Dankes. Denn Sie, Aomame, tun das Richtige. Und das sollte nicht unbelohnt bleiben. Verstehen Sie auch, warum?«

»Nein«, sagte Aomame rundheraus.

»Weil Sie weder ein Engel noch Gott sind. Ich weiß genau, dass Sie das, was Sie tun, uneigennützig und reinen Herzens tun. Deshalb verstehe ich auch Ihre Bedenken, Geld dafür anzunehmen. Aber ein makellos reines Gewissen birgt auch Gefahren. Es ist nicht normal für einen Menschen, in einem Gefühl wie diesem zu leben. Deshalb müssen Sie es fest am Boden verankern wie einen Luftballon. Und dazu dient das Geld. Auch wenn etwas richtig ist, wenn man reinen Herzens das Richtige tut, heißt das noch lange nicht, dass man es darf. Verstehen Sie mich?«

Nachdem Aomame kurz nachgedacht hatte, nickte sie. »Nicht genau. Aber vorläufig werde ich tun, was Sie sagen.«

Die alte Dame lächelte. Und nahm einen Schluck Kräutertee. »Sie dürfen es auf keinen Fall am Schalter einer Bank einzahlen oder so etwas. Das Finanzamt darf nicht darauf aufmerksam werden. Werfen Sie die Scheine einfach

in ein Bankschließfach. Eines Tages werden sie Ihnen vielleicht gute Dienste leisten.«

»So mache ich es«, sagte Aomame.

Aomame war gerade vom Sportstudio nach Hause gekommen und machte sich etwas zum Abendessen, als das Telefon klingelte.

»Hallo, Aomame«, sagte eine etwas heisere Frauenstimme. Es war Ayumi.

Den Hörer am Ohr, streckte Aomame einen Arm aus und drehte das Gas klein. »Hallo, wie geht's? Alles klar bei der Polizei?«

»Heute habe ich in einer Tour Strafzettel für falsches Parken ausgefüllt. Ich hasse alle Menschen. Kein Mann in Sicht, nur schufteten und nichts zu lachen.«

»Sehr tapfer.«

»Was machst du gerade?«

»Abendessen.«

»Hättest du übermorgen Zeit? So gegen Abend?«

»Ja, aber zu so etwas wie letztes Mal habe ich keine Lust. Damit mache ich lieber erst mal Pause.«

»Mir reicht es auch für eine Weile. Aber ich würde dich gern sehen.«

Aomame überlegte einen Moment. Aber so plötzlich konnte sie sich nicht entscheiden.

»Weißt du, ich habe gerade etwas auf dem Herd«, sagte sie. »Kannst du vielleicht in einer halben Stunde noch mal anrufen?«

»Klar. Also dann in einer halben Stunde.«

Aomame legte auf und garte ihr Pfannengericht. Dazu

machte sie sich eine Miso- Suppe mit Sojabohnenkeimen und braunen Reis. Sie trank eine halbe Dose Bier, den Rest goss sie in die Spüle und wusch anschließend ab. Gerade hatte sie sich mit einem Seufzer aufs Sofa fallen lassen, als Ayumi wieder anrief.

»Vielleicht können wir zusammen essen gehen«, sagte Ayumi. »Es ist so langweilig, immer allein zu essen.«

»Du isst immer allein?«

»Na ja, eigentlich gibt es im Wohnheim Verpflegung. Beim Essen herrscht immer ein Riesengetümmel. Ich hätte nichts dagegen, mal wieder ganz gemütlich und in Ruhe was Gutes zu essen, möglichst in einem schicken Restaurant. Aber allein habe ich keine Lust. Kennst du das Gefühl?«

»Natürlich.«

»Aber ich habe niemanden, mit dem ich essen gehen könnte. Weder Mann noch Frau. Alle hocken ständig nur in irgendwelchen Kneipen. Also habe ich mich gefragt, ob wir vielleicht mal zusammen in ein schönes Restaurant gehen könnten. Aber vielleicht hast du ja auch keine Lust?«

»Doch, warum nicht?«, sagte Aomame. »Also abgemacht, wir beide gehen ganz schick essen. Bei mir ist das auch schon länger her.«

»Wirklich?«, sagte Ayumi. »Ich freue mich!«

»Bleibt es bei übermorgen?«

»Am Tag darauf habe ich frei. Kennst du ein gutes Restaurant?«

Aomame nannte ein französisches Restaurant in Nogizaka.

Als Ayumi den Namen hörte, schluckte sie. »Das ist doch



total berühmt. Und wahnsinnig teuer. Dafür reicht mein Gehalt nicht aus. Außerdem habe ich in einer Zeitschrift gelesen, dass man da zwei Monate im Voraus reservieren muss.«

»Keine Angst. Der Inhaber ist Mitglied in dem Sportstudio, in dem ich arbeite. Ich bin sein Personal Trainer. Außerdem berate ich ihn ein bisschen wegen der Nährwerte der Gerichte auf seiner Speisekarte. Deshalb bekomme ich jederzeit einen Tisch und einen ordentlichen Preisnachlass. Allerdings wird es wahrscheinlich kein besonders guter Tisch sein.«

»Ich würde auch in der Besenkammer sitzen.«

»Also gehen wir mal richtig schick essen.«

Als sie aufgelegt hatte, wurde Aomame zu ihrer Überraschung bewusst, dass sie eine spontane Zuneigung für die junge Polizistin empfand. Es war das erste Mal seit Tamaki Otsukas Tod, dass sie ein solches Gefühl verspürte. Natürlich war es etwas ganz anderes als das, was sie für Tamaki empfunden hatte. Aber immerhin war es schon sehr lange her, dass sie auch nur in Betracht gezogen hatte, mit jemandem essen zu gehen. Noch dazu, wo ihre neue Freundin ausgerechnet Polizistin war. Aomame seufzte. Es ging schon seltsam zu auf der Welt.

Aomame trug ein blaugraues Kleid mit kurzen Ärmeln und hohe Schuhe von Feragamo, dazu Ohrringe und ein schmales goldenes Armband. Um die Schultern hatte sie sich eine kleine weiße Strickjacke gehängt. Die übliche Umhängetasche ließ sie zu Hause (den Eispick natürlich auch) und entschied sich stattdessen für eine kleine Handtasche von La Bagagerie. Ayumi hatte sich in ein einfaches schwarzes Jackett von Commes des Garçons, ein

großes ausgeschnittenes braunes T-Shirt und einen geblühten weiten Rock geworfen, dazu trug sie wieder die Gucci-Tasche, kleine Perlohrstecker und flache braune Schuhe. Sie wirkte viel hübscher und eleganter als beim letzten Mal. Und ganz und gar nicht wie eine Polizistin.

Nach einem leichten Mimosa – Champagner mit Orangensaft – an der Bar wurden die beiden an ihren Tisch geführt. Es war keineswegs ein schlechter Tisch. Der Küchenchef kam in den Gastraum, um Aomame zu begrüßen. Der Wein gehe aufs Haus, sagte er.

»Sie müssen entschuldigen, aber wir haben ihn schon entkorkt und probiert. Wir hatten gestern eine Reklamation wegen seines Geschmacks und haben dem Gast daraufhin einen anderen Wein serviert. An diesem gibt es nicht das Geringste auszusetzen. Aber der betreffende Gast ist ein bekannter Politiker und gilt in seinen Kreisen – nicht ganz verdient – als großer Weinkenner. Beschwerft hat er sich wohl vor allem, um sich vor seinen Begleitern ein bisschen wichtig zu machen. Ob dieser Burgunder nicht etwas zu viel Säure habe? Da der Mann ist, wer er ist, haben wir entsprechend reagiert: ›Ja, der Herr hat völlig recht, der Wein hat vielleicht ein wenig zu viel Säure. Möglicherweise hat man im Lager des Importeurs nicht aufgepasst. Wir bringen Ihnen sofort eine andere Flasche. Da erkennt man doch gleich den Connaisseur ...‹ Auf diese Weise gibt es keinen Ärger. Und – ich darf es eigentlich nicht laut sagen – man kann die Rechnung ja entsprechend erhöhen. Das geht sowieso auf Spesen. Aber ein Restaurant wie das unsere reagiert selbstverständlich auf jede Beschwerde.«

»Aber uns macht so was ja nichts aus.«

Der Küchenchef zwinkerte ihr zu. »Bestimmt nicht,

oder?«

»Natürlich nicht.«

»Überhaupt nichts.«

»Ist diese hübsche junge Dame Ihre Schwester?«, erkundigte der Chef sich bei Aomame.

»Sehen wir denn aus wie Schwestern?«, fragte Aomame.

»Nicht direkt, aber Sie haben eine ähnliche Ausstrahlung«, sagte der Küchenchef.

»Wir sind befreundet«, erklärte Aomame. »Sie ist Polizistin.«

»Wirklich?« Der Küchenchef musterte Ayumi noch einmal mit ungläubiger Miene. »Sie haben eine Pistole und gehen auf Streife?«

»Aber ich habe noch nie auf jemanden geschossen«, sagte Ayumi.

»Ich hoffe, ich habe nichts Falsches gesagt.«

Ayumi schüttelte den Kopf. »Aber nein, gar nicht.«

Der Chef faltete lächelnd die Hände vor der Brust. »Jedenfalls ist das hier ein Burgunder, den ich Ihnen mit bestem Gewissen empfehlen kann. Er stammt von einem alten, angesehenen Weingut, ist ein guter Jahrgang und kostet, wenn man ihn regulär bestellt, mehrere zehntausend Yen.«

Ein Kellner erschien und schenkte den beiden ein. Aomame und Ayumi stießen mit dem kostbaren Wein an. Es klang wie fernes Himmelsgeläut, als ihre Gläser sanft aufeinandertrafen.

»Ah, einen so köstlichen Wein trinke ich zum ersten Mal in meinem Leben«, sagte Ayumi mit halb geschlossenen Augen, nachdem sie einen Schluck genommen hatte. »Wer

in aller Welt würde sich über diesen Wein beschweren?«

»Es gibt Leute, die sich über alles beschweren«, sagte Aomame.

Ausführlich studierten die beiden die Speisekarte. Ayumi las sie gewissenhaft zweimal von vorn bis hinten durch, wie ein tüchtiger Rechtsanwalt einen wichtigen Vertrag studiert. Hatte sie auch nichts Wichtiges übersehen? Oder verbarg sich doch irgendwo ein raffiniertes Schlupfloch? Sie ließ sich die verschiedenen Bedingungen und Klauseln angestrengt durch den Kopf gehen und überdachte das sich daraus ergebende Resultat. Sie wog Vor- und Nachteile genau ab. Aomame beobachtete sie interessiert von ihrem Platz gegenüber.

»Hast du dich entschieden?«, fragte sie.

»Einigermaßen«, sagte Ayumi.

»Und was nimmst du?«

»Die Miesmuschelsuppe, den Salat aus drei Zwiebelsorten und dann das in Bordeaux gesimmerte Hirn vom Iwate-Kalb. Und du?«

»Linsensuppe, die Platte aus gemischten Frühlingsgemüsen, dann in Folie gebackenen Seeteufel mit Polenta. Rotwein passt nicht so gut dazu, aber ich will nicht meckern, er geht ja aufs Haus.«

»Können wir voneinander probieren?«

»Natürlich«, sagte Aomame. »Und wenn es dir recht ist, teilen wir uns als Vorspeise eine Portion frittierte junge Garnelen.«

»Wunderbar«, sagte Ayumi.

»Wir klappen besser die Speisekarten zu«, erklärte Aomame. »Sonst kommt der Kellner nie.«

»Gewiss.« Ayumi schloss bedauernd die Karte und legte sie auf den Tisch zurück. Sofort erschien der Kellner, um ihre Bestellung aufzunehmen.

»Kaum habe ich bestellt, habe ich das Gefühl, das Falsche bestellt zu haben«, sagte Ayumi, als der Kellner gegangen war. »Geht dir das auch so?«

»Und wenn schon, es ist doch nur Essen. Besser als im richtigen Leben einen Fehler zu machen. Dagegen ist das doch eine Lappalie.«

»Wenn man es so sieht, natürlich«, sagte Ayumi. »Aber für mich ist es wichtig. Schon als Kind war das bei mir so. Ständig habe ich meine Entscheidung bereut: ›Ach, hätte ich doch lieber statt dem Hamburger eine Shrimp-Krokette genommen.‹ Warst du schon immer so gelassen?«

»In der Familie, in der ich aufgewachsen bin, war es aus bestimmten Gründen nicht üblich, essen zu gehen. Das gab es nicht. Nie. Soweit ich zurückdenken kann, waren wir nicht ein einziges Mal in einem Restaurant. Eine Speisekarte gelesen, mir etwas ausgesucht und bestellt, was ich gern essen möchte, habe ich zum ersten Mal, als ich schon erwachsen war. Bis dahin habe ich tagein, tagaus gegessen, was auf den Tisch kam. Auch wenn es mir nicht schmeckte oder zu wenig war, es wurde sich nicht beschwert. Aber um die Wahrheit zu sagen, diese Dinge bedeuten mir auch heute nicht viel.«

»Ach so? Das wirkt aber überhaupt nicht so. Ich dachte eher, du wärest von Kindheit an feine Restaurants gewöhnt.«

Tamaki Otsuka hatte Aomame in all diese Dinge eingeführt. Wie man sich in eleganten Restaurants benahm, ohne sich zu blamieren, wenn man ein Gericht auswählte, wie man Wein oder ein Dessert bestellte, wie

man sich Kellnern gegenüber verhielt, wie man Besteck korrekt benutzte, all das hatte Tamaki gewusst und Aomame beigebracht. Auch sich zurechtzumachen – Kleidung, Schmuck und Accessoires auszuwählen und sich zu schminken – hatte Aomame von Tamaki gelernt. All das war für Aomame völliges Neuland gewesen. Tamaki hingegen war in einem wohlhabenden Haus in der Oberstadt aufgewachsen, und ihre Mutter, eine Dame der Gesellschaft, hatte stets übermäßig auf die Manieren und die Garderobe ihrer Tochter geachtet. Deshalb verfügte Tamaki schon als Oberschülerin über große Weltläufigkeit. Auch an Orten, an denen für gewöhnlich nur Erwachsene verkehrten, bewegte sie sich völlig souverän. Aomame hatte diese Kenntnisse gierig aufgesogen. Hätte sie nicht zufällig in Tamaki eine so gute Lehrerin gefunden, wahrscheinlich wäre ein ganz anderer Mensch aus ihr geworden. Manchmal hatte Aomame sogar insgeheim das Gefühl, dass Tamaki in ihr weiterlebte.

Ayumi war anfangs etwas aufgereggt gewesen, aber je mehr sie von dem Wein trank, desto gelöster wurde sie.

»Du, Aomame, ich würde dich gern etwas fragen«, sagte Ayumi. »Du brauchst natürlich nicht zu antworten, wenn du nicht willst. Aber ich möchte es wirklich gern wissen. Verärgern will ich dich natürlich auch nicht.«

»Wirst du schon nicht.«

»Ich meine es nicht böse, auch wenn ich manchmal komische Fragen stelle. Das weißt du ja. Ich bin nur so neugierig. Aber manche Leute werden gleich unheimlich sauer.«

»Okay, ich werde nicht sauer.«

»Wirklich nicht? Das sagen alle, und dann werden sie

doch sauer.«

»Ich bin die Ausnahme. Frag schon.«

»Als du klein warst, hat da ein Mann mal was Komisches mit dir gemacht?«

Aomame schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Wieso?«

»Nur eine Frage. Wenn nicht, umso besser«, sagte Ayumi. Dann wechselte sie das Thema. »Hast du schon mal einen Freund gehabt? Eine ernstzunehmende Beziehung, meine ich.«

»Nein.«

»Überhaupt nie?«

»Nein, nie«, sagte Aomame. Sie zögerte. »Ehrlich gesagt war ich bis zu meinem sechszwanzigsten Lebensjahr Jungfrau.«

Ayumi verschlug es für einen Moment die Sprache. Sie legte Messer und Gabel ab und wischte sich mit der Serviette den Mund. Eine Weile starrte sie Aomame forschend ins Gesicht.

»Eine so schöne Frau wie du? Unglaublich.«

»Ich hatte überhaupt kein Interesse.«

»An Männern?«

»Nur an einem«, sagte Aomame. »Ich habe mich mit zehn Jahren in ihn verliebt und seine Hand gehalten.«

»Du hast dich mit zehn Jahren in einen Jungen verliebt? Und das war alles?«

»Ja.«

Ayumi nahm Messer und Gabel und zerschnitt nachdenklich eine junge Garnele. »Und wo ist dieser Junge jetzt, und was macht er?«

Aomame zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. In Ichikawa waren wir im dritten und vierten Schuljahr in einer Klasse. In der fünften bin ich auf eine Schule in der Innenstadt gekommen, und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen oder gesprochen. Falls er noch lebt, muss er jetzt neunundzwanzig Jahre alt sein, mehr weiß ich nicht von ihm. Wahrscheinlich wird er im Herbst dreißig.«

»Heißt das, du willst nicht herausfinden, wo er jetzt ist und was er macht? Allzu schwer dürfte das doch nicht sein.«

Aomame schüttelte heftig den Kopf. »Ich hatte nie Lust, nach ihm zu forschen.«

»Komisch. Also, ich an deiner Stelle würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um ihn zu finden. Wenn du ihn so magst, wäre es doch das Beste, ihm deine Liebe zu gestehen.«

»Aber das will ich nicht«, sagte Aomame. »Ich will, dass wir uns eines Tages zufällig begegnen. Zum Beispiel, dass wir auf der Straße aneinander vorbeigehen oder in denselben Bus einsteigen oder so was.«

»Eine schicksalhafte Begegnung.«

»Ja, so was in der Art«, sagte Aomame und nahm einen Schluck Wein. »Dann würde ich ihm alles sagen. Dass er die einzige Liebe meines Lebens ist.«

»Das finde ich unheimlich romantisch«, sagte Ayumi leicht resigniert. »Aber die Wahrscheinlichkeit, dass ihr euch wirklich begegnet, ist ziemlich gering, fürchte ich. Schließlich habt ihr euch zwanzig Jahre nicht gesehen, und er hat sich bestimmt äußerlich ganz schön verändert. Ob ihr euch überhaupt erkennen würdet, wenn ihr auf der Straße aneinander vorbeigeht?«



Aomame nickte. »Ganz egal, wie sehr er sich verändert hat, ich würde ihn auf den ersten Blick erkennen. Ohne jeden Zweifel.«

»Wirklich?«

»Doch, ganz sicher.«

»Du hoffst also allen Ernstes auf diese zufällige Begegnung?«

»Deshalb gehe ich nie unaufmerksam durch die Straßen.«

»Hm«, machte Ayumi. »Und obwohl du ihn so sehr liebst, macht es dir nichts aus, mit anderen Männern Sex zu haben? Also seit deinem sechsundzwanzigsten Lebensjahr.«

Aomame überlegte kurz. »Ach, das sind doch nur vorübergehende Geschichten. Von denen nichts zurückbleibt.«

Die beiden schwiegen eine Weile und konzentrierten sich auf ihre Speisen. Ayumi sprach als Erste. »Verzeih mir die aufdringliche Frage, aber ist irgendetwas geschehen, als du sechsundzwanzig warst?«

Aomame nickte. »Ja, damals ist etwas geschehen, das mich völlig verändert hat. Aber das kann ich dir nicht hier und jetzt erzählen. Entschuldige.«

»Völlig in Ordnung«, sagte Ayumi. »Du nimmst es mir doch nicht übel, dass ich so hartnäckig frage?«

»Kein bisschen«, sagte Aomame.

Die Suppe wurde serviert, und sie aßen schweigend. Dann legten sie ihre Löffel ab, und der Kellner räumte ab. Erst jetzt nahmen sie ihr Gespräch wieder auf.

»Aber hast du denn gar keine Angst, Aomame?«

»Wovor zum Beispiel?«

»Davor, dass du ihm vielleicht nie begegnest. Natürlich gibt es solche Zufälle. Ich würde das auch am schönsten finden und wünsche es dir von Herzen. Aber realistisch betrachtet ist es doch viel wahrscheinlicher, dass ihr euch niemals wiederseht. Oder gesetzt den Fall, ihr trefft euch wieder, aber er ist schon mit einer anderen Frau verheiratet. Und hat womöglich zwei Kinder. Könnte doch sein, oder? Dann würdest du dein ganzes restliches Leben allein verbringen. Ohne mit dem einzigen Menschen auf der Welt, den du liebst, zusammen sein zu können. Macht dir diese Vorstellung denn keine Angst?«

Aomame betrachtete den roten Wein in ihrem Glas. »Vielleicht habe ich wirklich Angst. Aber zumindest habe ich jemanden, den ich liebe.«

»Auch wenn der andere dich vielleicht gar nicht liebt?«

»Es genügt, einen einzigen Menschen von ganzem Herzen zu lieben, denn dann gibt es eine Rettung im Leben. Auch wenn man mit diesem Menschen nicht zusammen sein kann.«

Ayumi dachte eine Weile nach. Der Kellner kam, um ihnen nachzuschenken, und Aomame nahm einen Schluck. Ayumi hat recht, dachte sie, wer würde sich über diesen herrlichen Wein beschweren?

»Du bist einmalig, Aomame. So voller Weisheit!«

»Das ist keine Weisheit. Nur meine ehrliche Meinung.«

»Ich habe auch mal jemanden geliebt«, gestand Ayumi. »Den Mann, mit dem ich gleich nach der Oberschule zum ersten Mal geschlafen habe. Er war drei Jahre älter als ich. Danach war er sofort mit einem anderen Mädchen zusammen. Das hat mich ziemlich mitgenommen. Ich war sehr verletzt. Der Mann bedeutet mir längst nichts mehr,

aber die Verletzung ist noch immer nicht richtig geheilt. Ein hinterhältiger Kerl, der zweigleisig gefahren ist. So ein aalglatter Typ. Trotzdem habe ich mich in ihn verliebt.«

Aomame nickte. Auch Ayumi nahm ihr Weinglas und trank.

»Der ruft mich sogar jetzt noch manchmal an. Ob wir uns nicht mal treffen wollen. Natürlich will er nur Sex. Das weiß ich ganz genau. Deshalb treffe ich mich auch nicht mit ihm, sonst würde es wieder fürchterlich werden. Aber auch wenn ich es im Kopf kapiert habe, reagiert mein Körper ganz anders. Ich sehne mich danach, von ihm in die Arme genommen zu werden. Und wenn dann eins zum anderen kommt, möchte ich ab und zu richtig loslassen. Kannst du das verstehen?«

»Ja, kann ich«, sagte Aomame.

»Im Grunde ist der Typ ja das Letzte. Fieser Charakter und im Bett auch eine ziemliche Null. Aber er hat wenigstens keine Angst vor mir. Und zumindest ist er aufrichtig um mich bemüht.«

»Gefühle kannst du dir nicht aussuchen«, sagte Aomame. »Sie dringen einfach von außen in dich ein. Das ist schon etwas anderes, als ein Gericht von der Speisekarte zu wählen.«

»Aber wenn du dich für das Falsche entschieden hast, bereust du es in beiden Fällen.«

Beide lachten.

»Wir sind so erpicht darauf, selbst zu entscheiden, ob es nun um Männer geht oder Speisekarten«, sagte Aomame, »dabei haben wir in Wirklichkeit womöglich nicht mal die Wahl. Vielleicht bilden wir uns nur ein, sie zu haben, und doch ist alles von Anfang an vorherbestimmt. Dann wäre so

etwas wie ein freier Wille nur unser subjektiver Eindruck. Mitunter glaube ich, es ist so.«

»Diese Perspektive finde ich ziemlich trübsinnig.«

»Mag sein.«

»Aber wenn du jemanden hast, den du wirklich liebst, auch wenn er vielleicht das Letzte ist oder dich gar nicht wiederliebt, ist das Leben zumindest keine Hölle. Wenn auch manchmal ein bisschen trübsinnig.«

»Stimmt.«

»Weißt du, Aomame«, sagte Ayumi. »Ich glaube, auf dieser Welt gibt es keine Vernunft, und an Güte fehlt es auch.«

»Kann sein«, sagte Aomame. »Aber das lässt sich wohl jetzt nicht mehr ändern.«

»Das Rückgabedatum ist abgelaufen«, sagte Ayumi.

»Und die Quittung weggeschmissen.«

»Könnte man sagen.«

»Die Welt verlischt in einem Augenblick.«

»Das wäre lustig.«

»Und das Königreich kommt.«

»Ich kann's kaum erwarten«, sagte Ayumi.

Die beiden verzehrten ihr Dessert, tranken noch einen Espresso und teilten die (erstaunlich niedrige) Rechnung. Anschließend tranken sie in einer Bar in der Nähe noch einen Cocktail.

»Guck mal, Aomame, der da drüben, könnte der nicht dein Typ sein?«

Aomame sah hinüber. Ein großer Mann mittleren Alters stand allein am Ende der Bar und trank einen Martini. Er

war der Typ, der in der Schule gut in Sport gewesen und nun in die Jahre gekommen war. Sein Haar hatte sich schon etwas gelichtet, aber sein Gesicht wirkte noch jugendlich.

»Ja, kann sein, aber heute will ich keinen Mann«, sagte Aomame entschieden. »Außerdem ist das hier eine seriöse Bar.«

»Ich wollte es dir nur sagen.«

»Nächstes Mal wieder, ja?«

Ayumi sah Aomame ins Gesicht. »Heißt das, wir gehen wieder mal zusammen los? Auf die Pirsch?«

»Klar«, sagte Aomame. »Machen wir.«

»Super. Ich habe das Gefühl, mit dir zusammen kann ich alles schaffen.«

Aomame trank von ihrem Daiquiri und Ayumi von ihrem Tom Collins.

»Übrigens, du hast doch letztes Mal am Telefon gesagt, wir hätten da so was Lesbisches gemacht. Was war das denn?«

»Ach das«, sagte Ayumi. »Nichts Großartiges. Nur um es aufregender zu machen. Erinnerst du dich gar nicht? Immerhin warst du ziemlich erregt.«

»Ich erinnere mich an gar nichts. Totaler Blackout«, sagte Aomame.

»Wir waren nackt und haben unsere Brüste gestreichelt und uns dort geküsst ...«

»Dort geküsst?« Aomame blickte sich hastig um. Es war ruhig in der Bar, und sie hatte viel zu laut gesprochen. Glücklicherweise schien niemand sie gehört zu haben.

»Nur so pro forma. Ohne Zunge.«

»Du meine Güte.« Aomame presste sich die Finger gegen

die Schläfen und seufzte. »Unglaublich, was ich alles gemacht habe.«

»Tut mir leid«, sagte Ayumi.

»Schon gut. Du kannst ja nichts dafür. Ich darf mich eben nicht so besaufen.«

»Aber du wirktest so unschuldig. Man hatte das Gefühl, es sei ganz neu für dich.«

»Weil es auch ganz neu für mich war«, sagte Aomame.

»Noch nie gemacht?«

Aomame schüttelte den Kopf. »Nie. Hast du lesbische Neigungen?«

Ayumi schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe das auch zum ersten Mal im Leben gemacht. Wirklich. Aber ich war ziemlich betrunken. Außerdem fand ich es okay, weil du es warst. Man kann doch zum Spaß mal so tun. Und du, Aomame, magst du Frauen?«

»Nein, kein Interesse. Aber ich habe so etwas mal mit einer guten Freundin gemacht, als ich noch auf der Schule war. Wir hatten es gar nicht geplant, es hat sich einfach irgendwie ergeben, weißt du.«

»So was kommt vor. Und hast du damals etwas empfunden?«

»Ja, ich glaube schon«, sagte Aomame offen. »Aber das war das einzige Mal. Ich fand, wir durften das nicht tun.«

»Ihr durftet nicht?«

»Damit meine ich nicht, dass ich es verboten oder schmutzig fand. Ich fand nur, wir – sie und ich – sollten keine solche Beziehung haben. Unsere Freundschaft war mir sehr wichtig, und ich wollte sie nicht auf eine andere, vielleicht vulgäre Ebene ziehen.«

»Aha«, sagte Ayumi. »Du, Aomame, dürfte ich heute vielleicht bei dir übernachten? Ich möchte jetzt nicht ins Wohnheim zurück. Dann wäre die ganze schöne Eleganz mit einem Schlag wieder dahin.«

Aomame nahm den letzten Schluck von ihrem Daiquiri und stellte das Glas auf die Theke. »Du kannst bei mir schlafen, aber keine Spielchen.«

»O ja, danke. Und nein, natürlich keine Spielchen. Ich möchte nur noch ein bisschen mit dir zusammen sein. Ich schlafe, wo Platz ist, ganz egal. Auch auf dem Fußboden. Außerdem habe ich morgen frei und kann es langsam angehen.«

Sie stiegen in eine Bahn und fuhren zu Aomames Apartment in Jiyugaoka. Es war noch vor elf Uhr. Die beiden waren angeheitert und fühlten sich angenehm schläfrig. Aomame machte auf dem Sofa ein Bett zurecht und ließ Ayumi einen Pyjama.

»Darf ich noch zu dir ins Bett? Nur ganz kurz kuscheln. Kein Gefummel. Versprochen«, sagte Ayumi.

»Na gut«, sagte Aomame. Schon bemerkenswert: Eine Frau, die bisher drei Männer getötet hatte, und eine Polizistin legten sich zusammen in ein Bett. Es ging doch sonderbar zu auf dieser Welt.

Ayumi schlüpfte in ihr Bett und schlang beide Arme um Aomame. Ihre festen Brüste wurden gegen Aomames Arm gepresst. Ihr Atem roch nach einer Mischung aus Alkohol und Zahnpasta.

»Du, Aomame? Findest du, dass meine Brüste zu groß sind?«

»Nein, gar nicht. Sie sind sehr schön.«

»Aber Frauen mit großen Brüsten gelten doch als dumm.

Außerdem wabbeln sie, wenn man rennt, ganz zu schweigen von der Peinlichkeit, BHs zum Trocknen aufzuhängen, die wie zwei Salatschüsseln aussehen.«

»Männer scheinen eine Vorliebe für große Brüste zu haben.«

»Außerdem sind meine Brustwarzen zu groß.«

Ayumi knöpfte den Pyjama auf, holte eine Brust hervor und zeigte Aomame die Brustwarze. »Guck mal. Riesig, oder? Findest du das nicht abartig?«

Aomame betrachtete die Brustwarze. Sie war tatsächlich nicht gerade klein, aber auch nicht auffallend groß. Vielleicht ein bisschen größer als die von Tamaki. »Sieht doch hübsch aus. Hat dir einer gesagt, sie seien zu groß?«

»Ja, so ein Typ. So riesige Brustwarzen hätte er noch nie gesehen.«

»Dann hat er noch nicht viele gesehen. Die sind doch ganz normal. Nur meine sind zu klein.«

»Aber deine Brüste gefallen mir unheimlich gut. Ihre Form ist elegant, das macht einen intelligenten Eindruck.«

»Quatsch. Sie sind zu klein. Außerdem sind sie asymmetrisch. Deshalb habe ich Schwierigkeiten, BHs zu finden. Ich brauche verschiedene Größen für rechts und links.«

»Aha. So hat jeder seine Probleme.«

»Genau so ist es«, sagte Aomame. »Also, schlaf jetzt.«

Ayumi streckte die Arme nach unten aus und versuchte ihre Hände unter Aomames Pyjama zu schieben. Aomame hielt sie fest und drückte sie beiseite.

»Lass das. Du hast es doch eben versprochen, oder nicht? Kein Gefummel.«



»Tschuldige.« Ayumi zog ihre Hände zurück. »Stimmt, ich habe es ja gerade versprochen. Ich muss betrunken sein. Aber ich schwärme für dich, Aomame. Wie eine verträumte Oberschülerin.«

Aomame schwieg.

»Das Wichtigste bewahrst du für diesen Jungen auf, oder?«, fragte Ayumi leise. »Darum beneide ich dich. Dass du einen Menschen hast, für den du alles tun würdest.«

Mag sein, dachte Aomame. Aber was ist wohl das Wichtigste für mich?

»Schlaf jetzt«, sagte sie. »Du kannst dich an mich schmiegen, bis du einschläfst.«

»Danke«, sagte Ayumi. »Tut mir leid, dass ich dich nerve.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, antwortete Aomame. »Du nervst nicht.«

Aomame spürte Ayumis warmen Atem, in der Ferne bellte ein Hund, irgendwo schlug jemand ein Fenster zu. Währenddessen streichelte sie die ganze Zeit Ayumis Haar.

Als Ayumi eingeschlafen war, verließ Aomame das Bett. Es sah ganz so aus, als würde sie die Nacht auf dem Sofa verbringen. Sie nahm eine Flasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank und trank zwei Gläser. Dann trat sie auf den kleinen Balkon hinaus, setzte sich auf den Aluminiumstuhl und schaute auf die Straße. Die Nacht war mild. Der Lärm der fernen Straßen, den der leichte Wind zu ihr herübertrug, klang wie künstliches Meeresrauschen. Es war nach Mitternacht, und der Schein der Neonlichter war schwächer geworden.

Aomame sprach in Gedanken mit Tamaki. »Ich mag diese junge Frau, Ayumi heißt sie, richtig gern. Ich möchte mich

ihrer ein bisschen annehmen. So gut ich eben kann. Seit du tot bist, lebe ich ohne jede engere Beziehung dahin. Eigentlich wollte ich keine neue Freundin. Aber Ayumi habe ich ganz spontan ins Herz geschlossen. Warum, weiß ich nicht. Bis zu einem gewissen Grad kann ich ihr sogar ehrlich sagen, was ich fühle. Natürlich ist sie ganz anders als du. Du bist ein ganz besonderes Wesen. Wir sind zusammen erwachsen geworden. Kein anderer Mensch kann dich jemals ersetzen.«

Aomame legte den Kopf in den Nacken und sah zum Himmel hinauf. Sie verlor sich in den Weiten ihrer Erinnerung. Sie dachte an die Zeit, die sie mit Tamaki verbracht hatte, an die Dinge, die sie einander erzählt hatten. An damals, als sie einander berührt hatten ... Plötzlich fiel ihr auf, dass der nächtliche Himmel vor ihr irgendwie anders aussah als sonst. Etwas hatte sich verändert. Es war etwas Fremdes dort, ein leichter, aber eindeutiger Unterschied.

Es dauerte einen Augenblick, bis ihr klar wurde, was es war. Und auch nachdem sie es entdeckt hatte, konnte sie es kaum glauben. Sie traute ihren Augen nicht.

Am Himmel standen zwei Monde. Ein großer und ein kleiner. Nebeneinander. Der große war der ihr vertraute gute alte Mond. Er war fast voll und gelb. Aber neben ihm befand sich ein weiterer Mond, der ihr ganz und gar nicht vertraut war. Er war ein wenig asymmetrisch und grünlich, wie von zartem Moos überwachsen. Das war es, was sie sah.

Aomame kniff die Augen zusammen und starrte die beiden Monde an. Dann schloss sie die Augen, wartete einen Moment, atmete tief durch und öffnete sie wieder. Sie hoffte, alles wäre wieder beim Alten, und es würde wieder nur ein Mond am Himmel stehen. Aber die Lage

blieb die gleiche. Es war weder eine optische Täuschung, noch stimmte etwas nicht mit ihren Augen. Kein Zweifel: Am Himmel standen, hübsch säuberlich nebeneinander, zwei Monde. Ein gelblicher und ein grüner.

Aomame überlegte erst, ob sie Ayumi wecken sollte. Um sie zu fragen, ob da wirklich zwei Monde am nächtlichen Himmel waren. Aber sie entschied sich dagegen. Vielleicht würde Ayumi sagen: »Das ist doch ganz normal. Seit vorigem Jahr haben wir zwei Monde.« Oder: »Was redest du da, Aomame? Ich sehe nur einen. Mit deinen Augen stimmt wohl was nicht?« Wie auch immer die Antwort ausfallen würde, ihr Problem wäre damit nicht gelöst. Es würde alles nur noch schlimmer machen.

Das Kinn in die Hände geschmiegt, starrte Aomame die beiden Monde an. Irgendetwas musste im Gange sein. Ihr Herzschlag beschleunigte sich. Entweder mit der Welt stimmt etwas nicht oder mit mir, dachte sie. Eins von beidem. Liegt es am Topf oder am Deckel?

Sie kehrte in die Wohnung zurück, schloss die Glastür und zog die Vorhänge zu. Sie nahm eine Flasche Brandy aus der Vitrine und schenkte sich ein Glas ein. Vom Bett waren Ayumis friedliche Atemzüge zu hören. Aomame ließ ihren Blick auf ihr ruhen, während sie in kleinen Schlucken ihren Brandy trank. Dann stützte sie beide Ellbogen auf den Küchentisch und bemühte sich, nicht an das zu denken, was sich jenseits der Vorhänge hinter ihr befand.

Möglicherweise, dachte sie, geht die Welt wirklich ihrem Ende entgegen.

»Und dann kommt das Königreich«, flüsterte Aomame.

»Ich kann's kaum erwarten«, sagte irgendwer irgendwo.

## KAPITEL 16

Tengo

Ich bin froh, dass es dir gefällt

Nach den zehn Tagen, in denen Tengo das Manuskript von »Die Puppe aus Luft« sozusagen runderneuert hatte, trat so etwas wie eine Flaute ein. Es waren sehr ruhige Tage. Dreimal in der Woche unterrichtete er an der Yobiko, einmal traf er sich mit seiner verheirateten Freundin. In der übrigen Zeit erledigte er verschiedene Arbeiten im Haushalt, ging spazieren und schrieb an seinem Roman. So verging der April. Die Kirschblüten fielen, junge Blätter sprossen, und die Magnolien standen in voller Blüte. Allmählich änderte sich die Jahreszeit. Die Tage verliefen gleichförmig, reibungs- und ereignislos. Es war genau das Leben, das Tengo sich immer gewünscht hatte. Eine Woche ging bruchlos und fast unmerklich in die nächste über.

Dennoch spürte Tengo eine Veränderung. Eine Veränderung zum Besseren. Beim Schreiben wurde ihm bewusst, dass eine Art neue Quelle in ihm entstanden war. Es war zwar ein bescheidener, zwischen Felsen verborgener Quell, der nicht sonderlich ergiebig sprudelte. Doch auch wenn die Menge gering war, floss das Wasser unaufhörlich. Er hatte es nicht eilig, er war nicht ungeduldig. Er konnte warten, bis sich genügend Wasser in den felsigen Vertiefungen gesammelt hatte, um es dann mit hohlen Händen auszuschöpfen. Anschließend brauchte er sich nur noch an den Schreibtisch zu setzen und das Geschöpfte in Text zu verwandeln. So nahm seine Geschichte ganz natürlich ihren Lauf.

Womöglich hatte er durch die angestrengte,

konzentrierte Arbeit am Manuskript von »Die Puppe aus Luft« einen Felsen gesprengt, der die Quelle bis dahin blockiert hatte. Die Gründe dafür waren Tengo nicht klar, aber ganz offenbar hatte eine Reaktion stattgefunden. Ein schwerer Deckel hatte sich endlich gehoben. Es fühlte sich an, als habe er einen engen Raum verlassen und könne Arme und Beine nun frei bewegen. Wahrscheinlich hatte »Die Puppe aus Luft« etwas in Bewegung gebracht, das bereits in ihm gewesen war.

So etwas wie Ehrgeiz war in ihm entstanden. Er konnte sich nicht erinnern, jemals Derartiges empfunden zu haben. Seine Judo-Trainer an Oberschule und Uni hatten ihm sogar häufig einen Mangel in dieser Hinsicht vorgeworfen. »Du hast Talent und Kraft, trainieren tust du auch genügend, aber Ehrgeiz hast du keinen.« Und genau so war es. Der »Wille zum Sieg« war bei Tengo sehr schwach ausgeprägt. So kam es öfter vor, dass er zwar das Halbfinale oder sogar das Finale erreichte, aber wenn es hart auf hart kam, zu leicht aufgab. Diese Neigung hatte Tengo nicht nur beim Judo, sondern bei allem, was er tat. Er war sehr nachgiebig, wollte eigentlich niemals etwas um jeden Preis erreichen. Ebenso verhielt es sich mit seinen Ambitionen beim Schreiben. Er schrieb nicht schlecht und brachte sogar ein paar recht ordentliche Geschichten zustande. Aber sie besaßen nicht die Macht, den Leser völlig in ihren Bann zu ziehen. Nach der Lektüre blieb stets eine gewisse Unzufriedenheit zurück, das Gefühl, dass etwas gefehlt hatte. So kam Tengo mit seinen Bewerbungen um den Preis für das beste Erstlingswerk zwar stets in die engere Wahl, aber für sich entscheiden konnte er sie nie.

Nachdem Tengo die Arbeit an »Die Puppe aus Luft« beendet hatte, verspürte er zum ersten Mal in seinem

Leben eine starke Gereiztheit. Beim Umschreiben des Manuskripts hatte er sich völlig in den Text vertieft. Hatte die Hände über die Tastatur gleiten lassen, ohne an irgendetwas anderes zu denken. Als er fertig war und das Manuskript Komatsu übergeben hatte, überfiel ihn zunächst eine große Erschöpfung. Als sie schließlich nachließ, trat eine Art Zorn an ihre Stelle, der aus seinem tiefsten Inneren zu kommen schien. Dieser Zorn richtete sich gegen ihn selbst. »Ich habe mir die Geschichte eines anderen Menschen angeeignet und sie in eine Fälschung verwandelt. Und das mit größerer Begeisterung, als ich sie je für meine eigenen Werke aufbringen konnte.« Dieser Gedanke erzürnte und beschämte Tengo. War er denn nicht selbst ein Schriftsteller? Konnte er keine eigenen Geschichten hervorbringen und mit den richtigen Worten schildern? War das nicht erbärmlich? Wer so gerne schrieb wie er, hätte doch auch in der Lage sein sollen, etwas Eigenes zustande zu bringen, oder?

Aber das musste er erst beweisen.

Tengo beschloss, sich völlig von dem zu lösen, was er bisher verfasst hatte, und seine sämtlichen alten Manuskripte wegzuwerfen. Auf unbeschriebenem weißem Papier ganz von vorne anzufangen. Lange lauschte er mit geschlossenen Augen auf die kleine Quelle, die in ihm zu sprudeln begonnen hatte. Endlich quollen die Worte ganz natürlich aus Tengo hervor, und langsam fügte er eines nach dem anderen zu einem Text zusammen.

Im Mai erhielt er nach einer längeren Pause wieder einen Anruf von Komatsu. Es war kurz vor neun Uhr abends.

»Wir haben ihn«, sagte Komatsu. In seiner Stimme schwang eine gewisse, für ihn ungewöhnliche Erregung mit.

Anfangs verstand Tengo nicht richtig, was Komatsu meinte. »Wen haben wir?«

»Das fragst du noch? ›Die Puppe aus Luft‹ hat gerade den Preis für das beste Erstlingswerk bekommen. Die Jury hat sich einstimmig dafür entschieden. Offenbar gab es nicht mal eine Diskussion. Aber das war ja klar. Die einzige Arbeit, die das Zeug dazu hatte. Jedenfalls läuft die Sache an. Jetzt sitzen wir wirklich alle in einem Boot. Wir müssen fest zusammenhalten.«

Tengo warf einen Blick auf den Kalender. Tatsächlich, es war der Tag der Preisvergabe. Er war so in seine eigene Arbeit vertieft gewesen, dass er nicht auf das Datum geachtet hatte.

»Und was passiert jetzt? Ich meine, wie geht es offiziell weiter?«, fragte Tengo.

»Morgen steht es in allen Zeitungen. Landesweit erscheinen Artikel. Eventuell auch Fotos. Unsere süße Siebzehn dürfte die Sensation des Tages werden. Das ist medienwirksam. Ein dreißigjähriger Yobiko-Mathematiklehrer, der aussieht wie ein eben aus dem Winterschlaf erwachter Bär, könnte da als Preisträger nicht mithalten.«

»Ein Unterschied wie Feuer und Wasser«, sagte Tengo.

»Die Preisverleihung findet am 16. Mai in einem Hotel in Shimbashi statt. Es gibt auch eine Pressekonferenz.«

»Nimmt Fukaeri daran teil?«

»Besser wäre es. Zumindest dieses eine Mal. Undenkbar, dass die Preisträgerin nicht an der Verleihung teilnimmt. Wenn wir das ohne größere Katastrophen über die Bühne bringen, können wir uns anschließend auf die Privatsphäre der Autorin berufen. Tut uns leid, aber die junge Frau ist

publikumsscheu und hasst jeden Rummel um ihre Person. So was wirkt.«

Tengo stellte sich Fukaeri bei der Pressekonferenz in der Hotelhalle vor. Reihenweise Mikrofone, Blitzlichtgewitter. Richtig realistisch erschien ihm das nicht.

»Wollen Sie diese Pressekonferenz wirklich abhalten?«

»Einmal müssen wir es durchziehen, weißt du.«

»Das geht bestimmt schief.«

»Nichts geht schief, wenn du deine Sache gut machst.«

Tengo schwieg in die Sprechmuschel. Eine böse Vorahnung zog in ihm auf wie eine dunkle Wolke am Horizont.

»Was ist los? Bist du noch da?«, fragte Komatsu.

»Ja«, sagte Tengo. »Was heißt das? Was ist meine Sache?«

»Du sollst Fukaeri auf die Pressekonferenz vorbereiten. Auf Fragen, die kommen könnten, und solches Zeug. Du gehst mit ihr vorher die Antworten auf eine Reihe voraussichtlicher Fragen durch und lässt sie sie auswendig lernen. Du unterrichtest doch an einer Yobiko. Da solltest du den richtigen Dreh raushaben.«

»Das soll ich machen?«

»Klar. Aus irgendeinem Grund hat Fukaeri Vertrauen zu dir. Auf dich wird sie hören. Bei mir hätte das gar keinen Zweck. Bisher hat sie sich ja noch nicht mal mit mir getroffen.«

Tengo seufzte. Am liebsten hätte er gar nichts mehr mit »Die Puppe aus Luft« zu tun gehabt. Er hatte getan, was man ihm gesagt hatte, und jetzt wollte er sich auf seine eigene Arbeit konzentrieren. Andererseits hatte er schon geahnt, dass er so nicht davonkommen würde. Und düstere



Vorahnungen hatten immer eine höhere Trefferquote als gute.

»Hast du übermorgen Abend Zeit?«, fragte Komatsu.

»Ja, habe ich.«

»Dann um sechs in unserem üblichen Café in Shinjuku. Fukaeri wird da sein.«

»Hören Sie, Herr Komatsu, ich kann das nicht. Ich weiß nicht mal genau, was eine Pressekonferenz eigentlich ist. Ich habe so was noch nie gesehen.«

»Du willst doch Schriftsteller werden, oder? Also lass deine Phantasie spielen. Ist es nicht Aufgabe eines Schriftstellers, sich Dinge auszumalen, die er noch nie gesehen hat?«

»Aber Sie haben gesagt, ich brauchte nichts weiter zu tun, als ›Die Puppe aus Luft‹ zu überarbeiten. Alles andere könnte ich Ihnen überlassen. Ich könnte auf der Tribüne sitzen und zuschauen. Das haben Sie gesagt!«

»Mein lieber Tengo. Wenn ich könnte, würde ich das liebend gern selbst übernehmen. Ich bin kein Mensch, der gern um etwas bittet. Aber weil ich es eben nicht kann, muss ich deine Hilfe in Anspruch nehmen. Lass mich den Vergleich mit dem Boot noch mal aufgreifen. Wir sind in eine starke Strömung geraten, und weil ich so mit Rudern beschäftigt bin, habe ich keine Hand frei. Deshalb übergebe ich dir das Steuer. Wenn du versagst, wird das Boot kentern, und wir werden alle untergehen. Einschließlich Fukaeri. Das willst du doch nicht, oder?«

Tengo seufzte erneut. Warum geriet er dauernd in solch ausweglose Situationen? »Nein, natürlich nicht. Ich werde mein Möglichstes tun, aber garantieren kann ich für nichts.«

»Das genügt. Ich stehe in deiner Schuld. Vor allem solltest du sicherstellen, dass Fukaeri nur mit dir spricht«, sagte Komatsu. »Und noch was: Wir gründen eine Firma.«

»Eine Firma?«

»Geschäft, Büro, Produktionsfirma ... Nenn es, wie du willst. Eine Gesellschaft eben, die sich um Fukaeris literarische Laufbahn kümmert. Natürlich besteht sie nur auf dem Papier. Offiziell wird Fukaeri von dieser Firma bezahlt. Ihr Repräsentant wird Professor Ebisuno sein. Auch du wirst von dieser Firma angestellt. Deinen Posten kannst du dir aussuchen, auf alle Fälle bekommst du ein Gehalt. Auch ich gehöre dieser Firma an, ohne dass mein Name offiziell erscheint. Wenn rauskäme, dass ich meine Finger im Spiel habe, könnte es Probleme geben. Die erwirtschafteten Profite werden geteilt. Du brauchst nur deinen Stempel unter ein Dokument zu setzen. Um alles andere kümmere ich mich. Ich kenne da einen sehr guten Anwalt.«

Tengo überlegte. »Herr Komatsu, hören Sie zu. Könnte ich denn nicht von der ganzen Sache zurücktreten? Ich brauche keine Bezahlung. ›Die Puppe aus Luft‹ zu überarbeiten hat mir Spaß gemacht. Außerdem habe ich eine Menge dabei gelernt. Die Hauptsache ist doch, dass Fukaeri den Preis bekommen hat. Ich arbeite jetzt noch etwas aus, womit sie auf der Pressekonferenz gut über die Runden kommen wird. So weit bin ich noch dabei. Aber mit dieser zwielichtigen Firma will ich nichts zu tun haben. Das ist doch ganz klar organisierter Betrug!«

»Mein lieber Tengo, du kannst jetzt nicht mehr zurück«, sagte Komatsu. »Organisierter Betrug? Natürlich, so könnte man es nennen. Aber das hast du doch von Anfang an gewusst. Wir hatten doch von vornherein den Plan, die

Öffentlichkeit mit Fukaeri als quasi fiktiver Autorin zu täuschen. Hast du das vergessen? Natürlich geht es dabei um Geld, und wir brauchen ein ausgeklügeltes System, um damit umzugehen. Das ist kein Kinderspiel. Aber jetzt zu jammern ›Ich hab Angst, ich will nichts damit zu tun haben, ich brauche kein Geld‹, das gilt nicht. Wenn du aus dem Boot aussteigen willst, hättest du das früher tun müssen, als die Strömung noch ruhig war. Jetzt ist es zu spät. Um eine Firma zu gründen, braucht man die Namen von ein paar Personen. Leider muss ich von dir verlangen, dass du der Firma beitretest. Wenn du formal dabei bist, wird alles prima laufen.«

Tengo rauchte der Kopf. Was nicht hieß, dass ein einziger guter Gedanke darin schmorte.

»Eine Frage habe ich noch«, sagte Tengo. »Ihren Äußerungen entnehme ich, dass Professor Ebisuno sich vorbehaltlos an dem Plan beteiligen will. Es klingt, als hätte er schon zugestimmt, diese Scheinfirma mit Ihnen zu gründen und ihr Repräsentant zu werden.«

»Der Professor hat mir als Fukaeris Vormund grünes Licht gegeben. Ich habe ihn damals, nachdem du mir berichtet hattest, sofort angerufen. Er erinnert sich natürlich an mich. Er wollte nur mal deine Einschätzung hören. Er sei beeindruckt von deiner Menschenkenntnis, sagt er. Was hast du dem Professor denn über mich gesagt?«

»Was in aller Welt bringt ihn dazu, bei diesem Plan mitzumachen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass er es wegen des Geldes tut.«

»Natürlich nicht. Er ist wahrhaftig kein Mensch, der hinterm Geld her ist.«

»Aber warum beteiligt er sich dann an so einem riskanten Plan? Irgendetwas muss ihn doch dazu bewogen haben.«

»Das weiß ich auch nicht. Er ist nicht leicht zu durchschauen. Ein recht abgründiger Mensch, bei dem man nicht so leicht in die Tiefe blicken kann.«

»Also wenn nicht einmal Sie ihn durchschauen, Herr Komatsu, müssen diese Abgründe ja ziemlich tief sein.«

»Stimmt«, sagte Komatsu. »Er wirkt wie ein harmloser alter Mann, aber in Wirklichkeit ist er ein ganz geheimnisvoller Typ.«

»Inwieweit weiß Fukaeri über all das Bescheid?«

»Fukaeri braucht von alldem nichts zu wissen. Sie vertraut dem Professor, und sie mag dich. Deshalb muss ich dich ja auch bitten, uns noch mal zu helfen.«

Tengo wechselte den Hörer in die andere Hand. Er musste irgendwie auf den Stand der Dinge kommen. »Professor Ebisuno arbeitet ja nicht mehr als Wissenschaftler. Er hat die Universität verlassen, und Bücher schreibt er auch keine mehr.«

»Ja, mit der Wissenschaft hat er seit einiger Zeit ganz klar gebrochen. Er war ein brillanter Gelehrter, kam aber in den akademischen Kreisen wohl nicht besonders gut zurecht. Er ist zu nonkonformistisch und war nie richtig in der Lage, Autoritäten anzuerkennen und sich in bestehende Strukturen einzufügen.«

»Und welchen Beruf übt er im Augenblick aus?«

»Offenbar betätigt er sich als Aktienmakler«, sagte Komatsu. »Oder, falls dir die Bezeichnung zu altmodisch ist, Investment Consultant. Er hat eine Menge Kapital auf die Seite gebracht und durch bestimmte Bewegungen große Gewinnspannen erzielt. Von diesem Berg aus, auf den er

sich zurückgezogen hat, gibt er seine Instruktionen zu Kauf und Verkauf. Er hat einen ziemlich guten Riecher. Er ist sehr gut in der Analyse von Informationen und hat ein eigenes System entwickelt. Anfangs war es wohl mehr ein Hobby, aber bald hat er einen Beruf daraus gemacht. So ungefähr. Er scheint in der Branche ziemlich bekannt zu sein. Eins kann man mit Sicherheit sagen – er ist finanziell unabhängig.«

»Mir ist nicht ganz klar, welche Verbindung zwischen Kulturanthropologie und Aktienhandel besteht.«

»Allgemein betrachtet gibt es da auch keine. Aber für ihn offenbar schon.«

»Der Mann ist undurchschaubar.«

»So ist es.«

Tengo presste kurz die Fingerkuppen gegen die Schläfe. »Ich treffe mich also übermorgen um sechs Uhr mit Fukaeri in dem üblichen Café in Shinjuku, und wir besprechen die Pressekonferenz, auf die ihr beide gehen sollt. So ist es doch gedacht, oder?«

»Das ist der Plan«, sagte Komatsu. »Also, mein lieber Tengo, denk daran, das sind nur vorübergehende Schwierigkeiten. Überlass dich einfach der Strömung. So was passiert im Leben immer wieder. Auf der Welt geht es zu wie in einem fulminanten Schelmenroman. Rechne mit dem Schlimmsten, und freu dich noch am übelsten Gestank. Lass uns die Fahrt durch die Stromschnellen genießen. Und wenn wir einen Wasserfall hinunterstürzen, gehen wir gemeinsam mit Pauken und Trompeten unter.«

Zwei Abende später traf Tengo sich mit Fukaeri in dem Café in Shinjuku. Sie trug einen leichten Sommerpullover, unter dem ihre Brüste sich deutlich abzeichneten, und enge

Bluejeans. Ihre langen Haare waren offen, und ihre Haut strahlte. Alle Männer sahen sich verstohlen nach ihr um. Tengo spürte ihre Blicke. Doch Fukaeri selbst schien nichts davon zu merken. Eine junge Frau wie sie würde durchaus einiges Aufsehen erregen, wenn sie den Literaturpreis entgegennahm.

Er hatte Fukaeri schon angerufen, und sie wusste, dass »Die Puppe aus Luft« den Preis bekommen hatte. Sie machte allerdings nicht den Eindruck, als würde sie sich besonders freuen. Es schien ihr ziemlich gleichgültig zu sein, dass sie den Preis bekommen hatte. Der Tag war fast sommerlich warm, dennoch bestellte sie eine heiße Schokolade. Sie trank andächtig, den Becher mit beiden Händen umschließend. Von der Pressekonferenz hatte er ihr noch nichts gesagt, doch auch als sie davon hörte, zeigte sie keine Reaktion.

»Du weißt schon, was eine Pressekonferenz ist, oder?«

»Pressekonferenz«, wiederholte Fukaeri.

»Reporter von Zeitungen und Zeitschriften kommen zusammen und stellen dir alle möglichen Fragen. Du sitzt auf einem Podium. Es werden auch Fotos gemacht. Vielleicht kommt auch das Fernsehen. Deine Antworten werden im ganzen Land verbreitet. Es kommt schließlich nicht alle Tage vor, dass eine Siebzehnjährige den Preis für das beste Erstlingswerk der Zeitschrift Literatur und Kunst erhält. Diese Nachricht ist von gesellschaftlicher Bedeutung. Die Sensation ist, dass alle Juroren einstimmig dein Buch gewählt haben. Das ist normalerweise nie der Fall.«

»Sie stellen Fragen«, erkundigte sich Fukaeri.

»Sie stellen Fragen, und du beantwortest sie.«

»Was für Fragen.«

»Verschiedene. Über dein Buch, über dich, dein Privatleben, deine Hobbys, deine Pläne für die Zukunft. Vielleicht ist es besser, wenn wir schon einmal ein paar Antworten auf diese Fragen vorbereiten.«

»Warum.«

»Weil es sicherer ist. Damit du bei der Antwort nicht stecken bleibst oder etwas sagst, das zu Missverständnissen führt. So eine Art Probe kann nicht schaden.«

Fukaeri trank wortlos ihren Kakao und musterte Tengo mit einem Blick des Inhalts: Interessiert mich nicht, aber wenn Sie es für nötig halten. Bisweilen sagten ihre Augen mehr als ihr Mund. Zumindest sprachen sie in ganzen Sätzen. Leider ließ sich eine Pressekonferenz nicht nur mit Blicken bestreiten.

Tengo nahm ein paar Blätter mit mutmaßlichen Fragen aus seiner Mappe und breitete sie auf dem Tisch aus. Er hatte sich am Abend zuvor noch das Hirn darüber zermartert.

»Ich stelle jetzt Fragen wie ein Zeitungsreporter, und du beantwortest sie, ja?«

Fukaeri nickte.

»Haben Sie bisher schon viel geschrieben?«

»Ja«, antwortete Fukaeri.

»Wann haben Sie mit dem Schreiben angefangen?«

»Vor langer Zeit.«

»Das reicht völlig aus«, sagte Tengo. »Deine Antworten können ruhig kurz sein. Du brauchst nichts Überflüssiges zu erzählen. So genügt es völlig. Schließlich hat Azami alles für dich aufgeschrieben, oder?«

Fukaeri nickte.

»Das brauchst du aber nicht zu sagen. Das ist ein Geheimnis zwischen dir und mir.«

»Ich sage nichts«, versprach Fukaeri.

»Haben Sie damit gerechnet, den Debütpreis zu bekommen?«

Sie lächelte und schwieg. Das Schweigen dauerte an.

»Möchten Sie darauf nicht antworten?«, fragte Tengo.

»Genau.«

»Ganz prima. Wenn du nicht antworten willst, lächelst du nur freundlich. Bei jeder dummen Frage.«

Fukaeri nickte wieder.

»Woher haben Sie denn die Geschichte der ›Puppe aus Luft‹?«

»Von der blinden Ziege.«

»›Blinde Ziege‹ klingt nicht gut«, sagte Tengo. »Besser du sagst: ›von einer Ziege, die nicht sehen kann.««

»Warum.«

»›Blind‹ ist ein diskriminierender Begriff. Einer der Reporter könnte einen Herzanfall erleiden.«

»Diskriminierender Begriff.«

»Es würde zu lange dauern, dir das zu erklären. Sag statt ›blinde Ziege‹ einfach Ziege, die nicht sehen kann, ja?«

Fukaeri machte eine kleine Pause. »Von einer Ziege, die nicht sehen kann«, sagte sie dann.

»So ist es gut«, sagte Tengo.

»›Blind‹ soll ich nicht sagen«, vergewisserte sich Fukaeri.

»Genau. Aber deine Antwort ist sehr gut.«



Tengo fragte weiter. »Was sagen Ihre Mitschüler dazu, dass Sie den Preis bekommen haben?«

»Ich gehe nicht zur Schule.«

»Warum gehen Sie nicht zur Schule?«

Keine Antwort.

»Werden Sie nun weiterschreiben?«

Schweigen.

Tengo trank seinen Kaffee aus und stellte die Tasse auf den Unterteller zurück. Aus den in die Decke eingelassenen Lautsprechern ertönte leise Geigenmusik. Sie stammte aus The Sound of Music. Regentropfen, Rosen, Schnurrbart vom Kätzchen.

»War das falsch«, fragte Fukaeri.

»Nein, gar nicht«, antwortete Tengo. »Keineswegs. Sehr gut.«

»Da bin ich froh«, sagte Fukaeri.

Tengo empfand es wirklich so. Auch wenn sie jedes Mal nur einen Satz sagte und die Betonung fehlte, war ihre Art zu antworten perfekt. Vor allem, weil sie so prompt war. Und weil sie ihrem Gegenüber dabei fest und ohne zu blinzeln in die Augen sah. Das unterstrich die Ehrlichkeit ihrer Antwort und bewies, dass sie mit der Kürze ihrer Antworten die Leute nicht für dumm verkaufen wollte. Außerdem würde niemand genau verstehen, was sie sagte. Ebendas war es, was Tengo wollte. Dass sie den Eindruck von Aufrichtigkeit vermittelte und die Reporter zugleich einnebelte.

»Was ist Ihr Lieblingsbuch?«

»Die Geschichte von den Heike.«

Eine tolle Antwort, dachte Tengo. »Was gefällt Ihnen an

der Geschichte von den Heike?«

»Alles.«

»Und was mögen Sie noch?«

»Die Geschichten aus alter Zeit.«

»Lesen Sie keine moderne Literatur?«

Fukaeri überlegte einen Moment. »Sansho, der Landvogt.«

Großartig. Die Erzählung von Ogai Mori stammte aus dem Jahre 1915. Anfang der Taisho-Zeit. Das verstand sie also unter moderner Literatur.

»Haben Sie Hobbys?«

»Musik hören.«

»Welche Musik hören Sie?«

»Ich mag Bach.«

»Gibt es ein Werk, das Ihnen besonders gut gefällt?«

»BWV 846 bis BWV 893.«

Tengo dachte nach und sagte dann: »Das Wohltemperierte Klavier. Teil eins und zwei.«

»Ja.«

»Warum haben Sie die Nummern genannt?«

»Die kann ich mir leichter merken.«

Für einen Mathematiker war Das wohltemperierte Klavier die reinste Himmelsmusik. Jeder Teil umfasste vierundzwanzig Satzpaare aus Präludium und Fuge. Alle zwölf Tonarten kamen darin jeweils in Dur und Moll zum Einsatz. Erster und zweiter Teil ergaben zusammen achtundvierzig Stücke.

»Und was noch?«

»BWV 244.«

Tengo konnte sich nicht sofort erinnern, worum es sich bei BWV 244 handelte. Die Nummer kam ihm bekannt vor, aber der Titel fiel ihm nicht ein.

Fukaeri begann zu singen:

Buß' und Reu'

Buß' und Reu'

Knirscht das Sündenherz entzwei

Buß' und Reu'

Buß' und Reu'

Knirscht das Sündenherz entzwei

Knirscht das Sündenherz entzwei

Buß' und Reu'

Buß' und Reu'

Knirscht das Sündenherz entzwei

Buß' und Reu'

Knirscht das Sündenherz entzwei

Dass die Tropfen meiner Zähren

Angenehme Spezerei

Treuer Jesu, dir gebären.

Eine Zeit lang war Tengo sprachlos. Die Töne stimmten nicht ganz, aber ihre deutsche Aussprache wirkte erstaunlich klar und präzise.

»Die Matthäus-Passion«, sagte Tengo. »Du kannst den Text!«

»Nein, eigentlich nicht«, antwortete die junge Frau.

Tengo wollte etwas sagen, aber ihm fehlten wieder die Worte. Ergeben schaute er auf seine Notizen und ging zur nächsten Frage über.

»Haben Sie einen Freund?«

Fukaeri schüttelte den Kopf.

»Warum denn nicht?«

»Weil ich nicht schwanger werden möchte.«

»Aber man muss doch nicht unbedingt schwanger werden, nur weil man einen Freund hat.«

Fukaeri sagte nichts. Sie schloss und öffnete nur mehrmals ruhig ihre Lider.

»Warum möchten Sie nicht schwanger werden?«

Fukaeri blieb stumm. Tengo hatte das Gefühl, eine völlig idiotische Frage gestellt zu haben.

»Lass uns aufhören. Das reicht«, sagte er und packte seine Liste wieder in die Mappe. »Eigentlich wissen wir ja gar nicht, welche Fragen drankommen. Du antwortest einfach, wie du willst. Du schaffst das schon.«

»Da bin ich froh«, sagte Fukaeri sichtlich erleichtert.

»Du findest es sowieso sinnlos, dich auf irgendwelche Interviewfragen vorzubereiten, stimmt's?«

Fukaeri zuckte leicht mit den Schultern.

»Ich kann dir nur recht geben. Mir gefällt das auch nicht. Aber Herr Komatsu hat mich darum gebeten.«

Fukaeri nickte.

»Allerdings«, sagte Tengo, »möchte ich nicht, dass du jemandem erzählst, ich hätte ›Die Puppe aus Luft‹ überarbeitet. Das weißt du, ja?«

Fukaeri nickte abermals. »Ich habe alles allein gemacht.«

»›Die Puppe aus Luft‹ stammt auf jeden Fall von dir und niemand anderem. Das war von Anfang an klar.«

»Von mir allein«, wiederholte Fukaeri.

»Hast du meine überarbeitete Fassung gelesen?«

»Azami hat sie mir vorgelesen.«

»Und wie fandest du sie?«

»Sie schreiben sehr gut.«

»Also hat sie dir gefallen?«

»Als hätte ich sie geschrieben«, sagte Fukaeri.

Tengo sah sie an. Fukaeri nahm ihre Tasse mit Kakao und trank. Es kostete ihn einige Anstrengung, nicht auf die anziehende Wölbung ihrer Brüste zu schauen.

»Das freut mich«, sagte er. »Die Arbeit hat mir viel Spaß gemacht. Aber natürlich habe ich mir auch Mühe gegeben, dass ›Die Puppe aus Luft‹ allein dein Werk bleibt. Deshalb ist es für mich die Hauptsache, dass dir das Ergebnis gefällt.«

Fukaeri nickte schweigend und berührte nachdenklich ihr kleines wohlgeformtes Ohrläppchen.

Die Kellnerin kam und schenkte beiden kaltes Wasser nach. Tengo nahm einen Schluck, um seine Kehle zu befeuchten. Dann fasste er sich ein Herz und sprach eine Idee an, die ihm gerade gekommen war.

»Ich hätte eine persönliche Bitte. Natürlich nur, wenn es dir recht ist.«

»Was denn.«

»Könntest du vielleicht auf der Pressekonferenz das Gleiche anziehen wie heute?«

Fukaeri sah ihn verständnislos an. Dann musterte sie jedes einzelne ihrer Kleidungsstücke, als sei ihr bis eben gar nicht bewusst gewesen, was sie anhatte.

»Ich soll diese Sachen dort tragen«, fragte sie.

»Ja. Das, was du heute anhast, sollst du auf der Pressekonferenz tragen.«

»Warum.«

»Weil sie dir sehr gut stehen. Äh, na ja, dein Busen kommt darin sehr hübsch zur Geltung, und – es ist nur so eine Ahnung von mir – es könnte doch sein, dass die Reporter dann eher dorthin sehen und weniger bohrende Fragen stellen, oder? Aber wenn es dir unangenehm ist, auch kein Problem. Ich will dich nicht zwingen.«

»Azami sucht meine Sachen aus«, sagte Fukaeri.

»Du suchst deine Kleidung nicht selbst aus?«

»Mir ist egal, was ich anhabe.«

»Und das, was du heute anhast, hat auch Azami ausgesucht?«

»Ja.«

»Das steht dir sehr gut.«

»In dem Pullover habe ich einen schönen Busen«, fragte sie ohne fragende Intonation.

»Auf jeden Fall. Geradezu sensationell.«

»Die Kombination von diesem Pullover mit dem BH ist gut«, sagte Fukaeri und sah ihm direkt in die Augen. Tengo spürte, wie er errötete.

»Von solchen Kombinationen verstehe ich nicht genug, aber auf alle Fälle ist – äh, wie soll ich sagen – das Ergebnis sehr gut«, sagte er.

Fukaeri starrte ihm wieder lange und ernst in die Augen. »Mussten Sie hinsehen«, fragte sie.

Tengo wählte seine Worte sorgfältig. »Ich konnte nicht umhin, es zu bemerken«, erwiderte er.

Fukaeri zog am Ausschnitt ihres Pullovers und steckte die Nase hinein. Vielleicht um sich zu vergewissern, welche Unterwäsche sie heute trug. Dann betrachtete sie eine Weile Tengos rot übergossenes Gesicht, als würde sie Zeugin eines überaus seltenen Phänomens. »Ich mache es, wie Sie sagen«, erklärte sie kurz darauf.

»Danke«, sagte Tengo. Damit war ihr Treffen beendet.

Tengo brachte Fukaeri zum Bahnhof Shinjuku. In den Straßen sah man schon viele Männer ohne Jackett und sogar Frauen in ärmellosen Kleidern. Der Lärm der Menschenmenge verschmolz mit dem des Verkehrs zur typischen Geräuschkulisse der Großstadt. Eine erfrischende frühsummerliche Brise wehte durch die Straßen. Tengo fragte sich verwundert, woher dieser wundervolle Duft nur kommen mochte.

»Fährst du jetzt nach Hause?«, fragte er Fukaeri. Die Züge waren voll, und sie würde unglaublich lange brauchen.

Sie schüttelte den Kopf. »Wir haben eine Wohnung in Shinanomachi.«

»Dort übernachtet du, wenn es spät wird, ja?«

»Weil Futamatao zu weit ist.«

Wie beim letzten Mal ergriff Fukaeri unterwegs Tengos linke Hand. Sie ging wie ein kleines Kind an der Hand eines Erwachsenen neben ihm her, und dennoch brachte die Berührung eines so schönen Mädchens sein Herz zum Klopfen.

Am Bahnhof angekommen, ließ Fukaeri seine Hand los und kaufte an einem Automaten einen Fahrschein nach Shinanomachi.

»Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Pressekonferenz«, sagte Fukaeri.

»Ich mache mir keine Sorgen.«

»Auch wenn man sich keine Sorgen macht, geht alles gut.«

»Ich weiß«, sagte Tengo. »Kein Grund zur Sorge. Es wird alles gut.«

Ohne ein Wort zu sagen, verschwand Fukaeri in der Menge hinter der Fahrkartensperre.

Nachdem sie sich getrennt hatten, ging Tengo in eine kleine Bar in der Nähe der Buchhandlung Kinokuniya und bestellte einen Gin Tonic. Die Bar, die er hin und wieder aufsuchte, war altmodisch eingerichtet, und es wurde keine Musik gespielt. Das gefiel ihm. Er setzte sich an die Theke und betrachtete versonnen seine linke Hand. Die Hand, die Fukaeri noch vor kurzem gehalten hatte. Er konnte die Berührung ihrer Finger noch spüren. Er musste an ihre Brüste denken. Sie waren sehr hübsch. So schön und wohlgeformt waren sie, dass sie dadurch beinahe jede erotische Bedeutung verloren.

In Tengo stieg der Wunsch auf, seine verheiratete Freundin anzurufen. Er hätte gern mit ihr über ihre Schwierigkeiten bei der Kindererziehung oder den Beliebtheitsgrad der Regierung Nakasone gesprochen. Oder etwas anderes, egal was. Er sehnte sich danach, ihre Stimme zu hören. Und sich möglichst sofort mit ihr zu treffen und mit ihr zu schlafen. Aber er konnte sie nicht zu Hause anrufen. Vielleicht würde ihr Mann ans Telefon gehen. Oder eines ihrer Kinder. Er durfte sie nicht anrufen. So lautete ihre Abmachung.

Tengo bestellte noch einen Gin Tonic. Während er wartete, stellte er sich vor, dass er in einem kleinen Boot saß und in reißender Strömung dahinschoss. »Wenn wir



einen Wasserfall hinunterstürzen, gehen wir zusammen mit Pauken und Trompeten unter«, hatte Komatsu am Telefon gesagt. Aber konnte er sich auf das, was Komatsu sagte, überhaupt verlassen? Würde Komatsu nicht, sobald sie den Wasserfall erreichten, mit einem Satz auf den nächsten Felsen in seiner Reichweite springen? Und ihn sitzen lassen? »Tut mir leid, Tengo, mir fällt gerade ein, dass ich noch etwas ganz Dringendes zu erledigen habe. Aber alles Weitere kannst du mir überlassen.«

Und er würde rettungslos und allein mit Pauken und Trompeten den Wasserfall hinuntertauchen. Unmöglich war das nicht. Nein, ganz sicher würde es so enden.

Er fuhr nach Hause, schlief ein und träumte. So realistisch hatte er schon lange nicht mehr geträumt. Er war ein winziges Stück eines gigantischen Puzzles. Aber er veränderte ständig seine Form, weshalb er nirgendwo richtig hineinpasste. Außerdem musste er parallel zu der Aufgabe, seinen Platz im Puzzle zu finden, in einem vorgeschriebenen Zeitraum die Notenblätter für ein Paukenstück aufsammeln. Sie waren von einem starken Windstoß davongeweht und überall verstreut worden. Blatt für Blatt hob er sie auf. Nun musste er die Seitenzahlen überprüfen und in die richtige Reihenfolge bringen. Dabei veränderte er wie eine Amöbe immer wieder seine Form. Er konnte die Situation einfach nicht unter Kontrolle bringen. Irgendwann tauchte Fukaeri auf und ergriff seine linke Hand. Plötzlich hörte Tengo auf, seine Gestalt zu verändern. Auch der Wind legte sich, und die Notenblätter flogen nicht mehr herum. Tengo war erleichtert. Doch währenddessen lief auch seine Zeit ab. »Jetzt ist Schluss«, mahnte Fukaeri mit leiser Stimme und sogar in einem ganzen Satz. Die Zeit blieb pünktlich stehen, und die Welt

endete. Die Erdrotation kam zum Stillstand. Alle Geräusche verstummten. Alle Lichter erloschen.

Als Tengo am nächsten Tag aufwachte, bestand die Welt unverändert fort. Alles war wie vorher. Der große Kreislauf, das riesige Rad der indischen Mythologie, hatte sich wieder in Bewegung gesetzt und überrollte unablässig sämtliche Lebewesen vor sich.

## KAPITEL 17

Aomame

Glück oder Pech

Am folgenden Abend waren es noch immer zwei Monde. Der große, Aomame vertraute Mond war in ein sonderbares Weiß getaucht, als sei er gerade einem Ascheberg entstiegen, doch abgesehen davon war es der gute alte Mond. Der Mond, auf den Neil Armstrong im heißen Sommer des Jahres 1969 jenen kleinen und zugleich großen ersten Schritt gesetzt hatte. Neben ihm stand der kleinere, etwas verbeulte grünliche Mond. Ein wenig verlegen, wie ein Kind mit schlechten Noten, schmiegte er sich an den großen.

Ich bin eindeutig nicht ganz richtig im Kopf, dachte Aomame. Es gab immer nur einen Mond, und auch jetzt kann es nur einen geben. Käme plötzlich ein zweiter hinzu, ergäben sich ja daraus alle möglichen Veränderungen für das Leben auf der Erde. Zum Beispiel würde sich das Verhältnis von Ebbe und Flut verschieben. Die Nachrichten wären voll davon. Unmöglich, davon nichts mitzubekommen. Das ist eine andere Dimension, als ungewollt einen Zeitungsartikel zu übersehen.

Aber bin ich wirklich verrückt? Kann ich das mit hundertprozentiger Sicherheit feststellen?

Aomame runzelte kurz die Stirn. Ständig ereignen sich seltsame Dinge um mich herum, dachte sie. Dinge verändern sich ohne mein Wissen. Als würde die Welt ein Spiel spielen, bei dem sich alles bewegen darf, sobald ich die Augen schließe. Angenommen es wäre so, dann wäre es auch gar nicht so seltsam, wenn am Himmel zwei Monde erscheinen. Als ich einmal nicht aufgepasst habe, ist zufällig von irgendwo aus dem Raum ein entfernter Cousin des Mondes aufgetaucht und hat beschlossen, sich im Gravitationsfeld der Erde ansässig zu machen.

Die Polizei hatte ihre Uniform und Bewaffnung vollständig erneuert. In den Bergen von Yamanashi war es zwischen Einheiten der Polizei und einer radikalen Gruppe zu einem Feuergefecht gekommen. All das war geschehen, ohne dass Aomame etwas davon mitbekommen hatte. Dann die Nachricht, dass Amerika und die Sowjetunion eine gemeinsame Mondbasis errichten wollten. Ob das in Zusammenhang mit der gestiegenen Anzahl der Monde stand? Sie wühlte in ihrem Gedächtnis. Hatte es in den Zeitungen, die sie in der Bücherei durchforstet hatte, einen Artikel gegeben, der sich auf einen neuen Mond bezogen haben könnte? Ihr fiel kein einziger ein.

Hätte sie nur jemanden fragen können. Aber wie sollte sie eine solche Frage formulieren? »Äh, übrigens, ich glaube, es gibt da jetzt auf einmal zwei Monde. Ob Sie vielleicht mal gucken könnten?« Das war in jedem Fall eine idiotische Frage. Falls es wirklich zwei Monde gab, wäre es seltsam, nichts davon zu wissen. Falls es aber wie bisher nur einen gab, würde man sie für verrückt halten.

Aomame ließ sich in den Rohrstuhl sinken, legte die

Beine auf das Geländer und überlegte sich ungefähr zehn Möglichkeiten, wie sie die Frage stellen konnte. Sie klangen alle gleich idiotisch. Da konnte man nichts machen. Die Situation an sich war zu abwegig. Sie konnte niemanden fragen, das war offensichtlich.

Sie beschloss, das Problem mit dem zweiten Mond vorläufig beiseite zu lassen. Sie würde sich ihm später noch einmal widmen. Im Augenblick bereitete es ihr ja keine konkreten Schwierigkeiten. Vielleicht würde dieser Mond ja auch ebenso unversehens wieder verschwinden, wie er aufgetaucht war.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages fuhr sie nach Hiroo ins Sportstudio, wo sie zwei Kampfsportkurse und eine Privatstunde zu geben hatte. Als sie kurz an der Rezeption stehen blieb, übergab man ihr eine Nachricht von der alten Dame aus Azabu. Das war ungewöhnlich. Aomame möge sie anrufen, sobald sie Zeit habe, stand darin.

Wie immer war Tamaru am Apparat. »Wenn es dir passt, sollst du morgen herkommen. Ihr werdet euer übliches Programm absolvieren und anschließend eine Kleinigkeit zusammen essen«, erklärte er Aomame.

»Du kannst ihr ausrichten, ich käme gegen vier Uhr und würde auch gern mit ihr zu Abend essen«, sagte Aomame.

»In Ordnung«, sagte Tamaru. »Also dann, morgen gegen vier.«

»Du, Tamaru? Hast du dir in letzter Zeit mal den Mond angeschaut?«, fragte Aomame.

»Den Mond?«, fragte Tamaru. »Den Mond am Himmel?«

»Genau den.«

»Nicht bewusst. Ich weiß nicht. Was ist mit dem Mond?«

»Ach, nichts«, sagte Aomame. »Also dann, bis morgen um vier Uhr.«

Tamaru zögerte einen Moment, dann legte er auf.

Auch in dieser Nacht waren es zwei Monde. Beide waren zwei Tage vom Vollmond entfernt. Lange betrachtete Aomame, ein Glas Brandy in der Hand, abwechselnd den großen und den kleinen Mond, wie man ein ganz und gar unlösbares Rätsel betrachtet. Je mehr sie schaute, desto rätselhafter erschien ihr das Ensemble. Am liebsten hätte sie sich an den Mond selbst gewandt und ihn gefragt. Wie kommt es, dass du plötzlich diesen kleinen grünen Kameraden bei dir hast? Aber natürlich konnte der Mond nicht antworten.

Seit undenklichen Zeiten betrachtete der Mond den Erdball ganz aus der Nähe. Niemand sonst kannte ihn so gut. Wahrscheinlich war er Zeuge aller Phänomene und Ereignisse, die jemals auf der Erde stattgefunden hatten. Aber der Mond schwieg und sprach nie. Kühl und ungerührt trug er die Last der vergangenen Zeiten. Dort oben gab es keine Luft und auch keinen Wind. Vielleicht war dieses Vakuum besonders gut geeignet, Erinnerungen unbeschädigt zu bewahren. Niemand konnte das Herz dieses Monds erweichen. Aomame erhob ihr Glas in seine Richtung.

»Hast du in letzter Zeit mal im Arm von jemandem geschlafen?«, fragte Aomame den Mond.

Der Mond antwortete nicht.

»Hast du Freunde?«, fragte sie.

Der Mond gab keine Antwort.

»Hast du dieses coole Leben nicht mitunter satt?«

Keine Antwort vom Mond.

Wie üblich war es Tamaru, der Aomame am Tor empfing.

»Ich habe mir gestern Abend den Mond angeschaut«, sagte er als Erstes.

»Aha?«, sagte Aomame.

»Du hast mich darauf gebracht. Der Mond ist schön, wenn man ihn nach langer Zeit mal wieder betrachtet. Es wird einem ganz friedlich zumute.«

»Hast du ihn gemeinsam mit deinem Freund angesehen?«

»Ja«, sagte Tamaru. Er legte einen Finger an den Nasenflügel. »Und was ist mit dem Mond?«

»Nichts«, sagte Aomame. Sie überlegte sich ihre Worte genau. »Er beschäftigt mich neuerdings irgendwie.«

»Ohne einen Grund?«

»Ohne Grund.«

Tamaru nickte stumm. Er schien etwas zu mutmaßen. Er war nicht überzeugt davon, dass sie wirklich keinen Grund hatte. Doch statt weiter in sie zu dringen, ging er Aomame voran, um sie in den Wintergarten zu führen. Die alte Dame saß im Trainingsanzug in einem Lehnstuhl und las ein Buch, während sie einer Instrumentalversion von »Lachrimae« von John Dowland lauschte. Es war eines ihrer Lieblingsstücke. Auch Aomame hatte es immer wieder gehört, und die Melodie war ihr vertraut.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie gestern so plötzlich herbestellt habe«, sagte die alte Dame. »Ich bin froh, dass Sie einen früheren Termin einrichten konnten, denn ich hatte gerade eine Lücke.«

»Machen Sie sich keine Gedanken«, sagte Aomame.

Tamaru brachte das Tablett mit dem Kräutertee herein und schenkte etwas davon in zwei elegante Tassen ein.

Dann verließ er den Raum und schloss die Tür. Still tranken die alte Dame und Aomame ihren Tee, während sie der Musik von Dowland zuhörten und die voll erblühten Azaleen im Garten betrachteten. Jedes Mal, wenn Aomame hierherkam, hatte sie das Gefühl, eine andere Welt zu betreten. Die Luft hatte eine gewisse Schwere, und die Zeit verfloss auf ganz eigene Weise.

»Diese Musik versetzt mich mitunter in eine seltsame Stimmung«, sagte die alte Dame, als habe sie in Aomames Gemüt gelesen. »Ist die Vorstellung, dass Menschen vor vierhundert Jahren die gleiche Musik gehört haben, nicht seltsam?«

»Ja, wirklich«, sagte Aomame. »Wenn man es richtig bedenkt, haben die Menschen vor vierhundert Jahren auch den gleichen Mond gesehen wie wir.«

Die alte Dame musterte Aomame ein wenig erstaunt. Dann nickte sie. »Eigentlich haben Sie recht. Wenn man es so sieht, ist es vielleicht gar nicht so verwunderlich, dass wir eine Musik hören, von der uns vier Jahrhunderte trennen.«

»Vielleicht sollte man sagen, es ist fast der gleiche Mond.« Aomame sah die alte Dame aufmerksam an. Aber ihre Äußerung schien kein besonderes Interesse bei ihr zu wecken.

»Das Konzert auf der CD wurde mit antiken Instrumenten aufgeführt«, sagte die alte Dame. »Und nach den damaligen Noten gespielt. Somit müsste die Musik ungefähr den gleichen Klang haben wie einst. Ebenso wie der Mond noch der gleiche ist.«

»Auch wenn die Dinge die gleichen sind, so ist doch die Art, in der die Menschen sie jetzt wahrnehmen, eine ganz

andere. Die nächtliche Dunkelheit war damals viel tiefer, ja, es muss stockfinster gewesen sein. Entsprechend wirkte der Mond sicher viel heller und größer. Und es gab natürlich auch keine Schallplatten, Tonbänder oder CDs. Die Menschen konnten nicht nach Belieben so rein klingende Musik hören. Sie war etwas ganz Besonderes.«

»Sie haben recht«, gab die alte Dame zu. »All der Komfort, in dem wir leben, hat uns abgestumpft, nicht wahr? Auch wenn der Mond am Himmel noch derselbe ist, sehen wir ihn doch ganz anders. Vielleicht waren wir vor vierhundert Jahren geistig reicher und der Natur viel näher.«

»Aber es war auch eine grausame Welt. Über die Hälfte der Menschen starb bereits im Kindesalter an Seuchen und Unterernährung. Polio, Tuberkulose, Pocken und Masern kosteten viele Menschen schon früh das Leben. Im einfachen Volk wurden nicht viele älter als vierzig Jahre. Die Frauen bekamen ein Kind nach dem anderen und waren mit dreißig zahnlose Großmütter. Gewalt war häufig das einzige Mittel, um zu überleben. Kinder mussten von klein auf Schwerstarbeit verrichten, die ihre Knochen deformierte, und Kinderprostitution war – bei Mädchen und Jungen – an der Tagesordnung. Die meisten Menschen führten ein armseliges Dasein, weit entfernt von geistigen Werten und seelischer Empfindsamkeit. In den Straßen der Städte wimmelte es von Leibeigenen, Bettlern und Schurken. Gefühlvoll den Mond zu betrachten, Shakespeares Stücke zu genießen und Dowlands schöner Musik zu lauschen, war vermutlich nur einem winzigen Teil der Menschheit vergönnt.«

Die alte Dame lächelte. »Sie sind ein Mensch mit ausgeprägten Interessen.«



»Ich bin ganz durchschnittlich«, sagte Aomame. »Ich lese nur sehr gern. Hauptsächlich Bücher über Geschichte.«

»Das tue ich auch gern. Die Geschichte lehrt uns, dass Vergangenheit und Gegenwart im Grunde eins sind. Ganz gleich, wie sehr wir uns in Garderobe und Lebensart unterscheiden, unsere Gedanken und Taten sind gar nicht so unterschiedlich. Wir Menschen sind letztlich nur Träger von Genen. Auf ihrem Weg reiten sie auf uns von Generation zu Generation, gerade so, wie man Pferde zu Tode reitet. Die Gene denken nicht in Kategorien von Gut und Schlecht. Wir haben Glück oder Pech mit ihnen, aber sie wissen nichts davon. Denn wir sind nicht mehr als ein Mittel zum Zweck. Für die Gene zählt nur, was für sie selbst den größten Nutzen bringt.«

»Dennoch ist es uns unmöglich, nicht darüber nachzudenken, was gut und was schlecht ist. Nicht wahr?«

Die alte Dame nickte. »So ist es. Wir Menschen müssen ständig darüber nachdenken. Und dennoch sind es die Gene, die unsere Lebensweise von Grund auf beherrschen. Selbstverständlich entstehen aus dieser Situation Widersprüche«, sagte sie und lächelte.

An dieser Stelle endete ihr Gespräch. Sie tranken ihren Kräutertee aus und gingen zu ihren Kampfsportübungen über.

Anschließend nahmen sie in der Villa eine leichte Mahlzeit ein.

»Ich kann Ihnen nur eine Kleinigkeit anbieten. Ich hoffe, es genügt?«, sagte die alte Dame.

»Natürlich«, sagte Aomame.

Tamaru fuhr das Essen auf einem Servierwagen herein. Die Zubereitung oblag einem Koch, aber das Servieren war

seine Aufgabe. Er entkorkte den Weißwein, der in einem Kühler mit Eis stand, und schenkte mit geübter Hand ein. Die alte Dame und Aomame tranken. Der Wein hatte ein feines Bouquet und war genau richtig temperiert. Das Menü bestand aus gekochtem weißem Spargel, Salat Niçoise und Omelette mit Krebsfleisch. Dazu wurden Brötchen und Butter gereicht. Alle Zutaten waren frisch und schmackhaft. Die Portionen hatten gerade die richtige Größe. Die alte Dame nahm ohnehin immer sehr wenig zu sich. Wie ein kleiner Vogel. Anmutig mit Messer und Gabel hantierend, schob sie sich winzige Bissen in den Mund. Während sie aßen, hielt sich Tamaru die ganze Zeit über unauffällig in einer entfernten Ecke des Raumes bereit. Dass ein Mann von seiner Statur sich so lange nahezu unsichtbar machen konnte, versetzte Aomame stets aufs Neue in Erstaunen.

Die beiden Frauen konzentrierten sich ganz auf ihre Mahlzeit und sprachen nur gelegentlich. Leise Musik erklang. Ein Cellokonzert von Haydn, für das die alte Dame ebenfalls eine Vorliebe hegte.

Es wurde abgeräumt und eine Kanne mit Kaffee serviert. Als Tamaru sich bückte, um einzuschenken, hob die alte Dame einen Finger.

»Ich brauche Sie jetzt nicht mehr, danke«, sagte sie.

Tamaru verbeugte sich leicht und verließ wie immer geräuschlos den Raum. Er schloss leise die Tür. Während die beiden ihren Kaffee tranken, endete die CD, und Stille senkte sich über den Wintergarten.

»Sie und ich, wir vertrauen einander. Nicht wahr?«, sagte die alte Dame und sah Aomame ins Gesicht.

Aomame stimmte ihr knapp, aber ohne Vorbehalt zu.

»Wir teilen ein bedeutendes Geheimnis«, sagte die alte Dame. »Wir verlassen uns sozusagen aufeinander.«

Aomame nickte schweigend.

Hier in diesem Wintergarten hatte Aomame der alten Dame ihr Geheimnis anvertraut. Sie erinnerte sich noch genau daran. Irgendwann hatte sie nicht mehr anders gekonnt, eine Grenze war erreicht. Sie musste jemandem ihr Herz ausschütten. Sie konnte das, was auf ihrer Seele lastete, nicht mehr allein tragen. Also öffnete Aomame, als die alte Dame es ihr anbot, mit einem kühnen Stoß die lange verschlossene Tür zu ihrem Geheimnis und erzählte ihr alles.

Dass ihre beste Freundin jahrelang von ihrem Mann misshandelt worden war, das seelische Gleichgewicht verloren hatte, nicht mehr entkommen konnte und schließlich ihren Qualen durch Selbstmord ein Ende bereitet hatte. Dass sie, Aomame, kaum ein Jahr später das Haus des Mannes aufgesucht und geschickt eine Situation herbeigeführt hatte, die es ihr ermöglichte, ihm eine spitze Nadel in den Nacken zu rammen und ihn so zu töten. Mit nur einem Stich, ohne dass Blut floss oder eine Wunde zurückblieb. Alle glaubten, er sei aufgrund einer Erkrankung eines natürlichen Todes gestorben. Niemand meldete auch nur den geringsten Zweifel an. Aomame hatte nicht das Gefühl, etwas Falsches getan zu haben. Dieser Meinung war sie auch jetzt nicht. Sie hatte nicht einmal ein schlechtes Gewissen. Aber, so sagte sie zu der alten Dame, das könne die Schwere ihrer Tat – die vorsätzliche Vernichtung eines menschlichen Lebens – nicht mindern.

Es war ein ausführliches Geständnis, und Aomame sprach mit erstickter Stimme. Schweigend lauschte die alte Dame, bis sie ihre Geschichte zu Ende erzählt hatte. Dann erst

stellte sie einige Fragen zu verschiedenen Einzelheiten, die ihr nicht ganz klar waren. Schließlich drückte sie lange und fest Aomames Hand.

»Sie haben das Richtige getan«, erklärte die alte Dame langsam. »Wäre dieser Mann am Leben geblieben, hätte er früher oder später einer anderen Frau etwas Ähnliches angetan. Irgendwo hätte er immer wieder ein Opfer gefunden. Und alles hätte sich wiederholt. Sie haben dieses Übel an der Wurzel gepackt. Das ist etwas anderes, als nur persönliche Rache zu nehmen. Seien Sie also ganz ruhig.«

Aomame vergrub das Gesicht in den Händen und weinte rückhaltlos. Es war Tamaki, um die sie weinte. Die alte Dame zog ein Taschentuch hervor und wischte ihr die Tränen ab.

»Es ist ein seltsamer Zufall«, sagte sie mit fester, ruhiger Stimme. »Aber auch ich habe aus dem gleichen Grund einen Menschen vernichten lassen.«

Aomame hob das Gesicht und blickte die alte Dame an. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Wovon redete sie?

»Natürlich habe ich das nicht mit meinen eigenen Händen getan«, fuhr die alte Dame fort. »Dazu besitze ich gar nicht die körperliche Kraft, und eine besondere Technik, so wie Sie, beherrsche ich auch nicht. Ich habe andere Mittel angewandt, um diesen Mann zu vernichten. Ohne einen einzigen konkreten Beweis zu hinterlassen. Es ist faktisch unmöglich, mir etwas nachzuweisen, es sei denn, ich würde mich stellen und ein Geständnis ablegen. Es ist genau wie in Ihrem Fall. Sollte es so etwas wie ein jüngstes Gericht geben, wird Gott über mich urteilen. Aber davor fürchte ich mich nicht im Geringsten. Ich habe nichts Falsches getan. Ich nehme für mich in Anspruch, eine

Rechtfertigung zu haben.«

Die alte Dame seufzte beinahe erleichtert. Dann fuhr sie fort: »Wir teilen nun bedeutende Geheimnisse, nicht wahr?«

Aomame hatte noch immer nicht richtig verdaut, was die alte Dame ihr erzählt hatte. Vernichten lassen? Mit zutiefst ungläubigem und erschrockenem Gesicht starrte sie die alte Dame an. Um sie zu beruhigen, erklärte diese ihr mit sanfter Stimme, was geschehen war.

Die Tochter der alten Dame war unter ähnlichen Umständen ums Leben gekommen wie Tamaki Otsuka. Sie hatte den falschen Mann geheiratet, und die alte Dame hatte von Anfang an gewusst, dass die Ehe nicht funktionieren würde. In ihren Augen war der Mann eindeutig pervers. Auch zuvor waren schon Probleme aufgetreten, deren Ursachen vermutlich tief wurzelten. Dennoch hatte niemand die Hochzeit verhindern können. Erwartungsgemäß kam es immer wieder zu heftigen Ausbrüchen häuslicher Gewalt, und allmählich verlor die Tochter der alten Dame jede Selbstachtung und jedes Selbstvertrauen. Völlig in die Enge getrieben, fiel sie in eine tiefe Depression. Die Kraft, sich zu behaupten, war ihr geraubt worden, und wie eine Ameise, die in den Trichter eines Ameisenlöwen gestürzt ist, hatte sie keine Möglichkeit mehr, sich zu befreien. So hatte sie eines Tages eine große Menge Schlaftabletten mit Whisky heruntergespült.

Bei der Untersuchung der Leiche wurden zahllose Spuren von Gewalt entdeckt. Male von heftigen Schlägen und Hieben, kaum verheilte Knochenbrüche, etliche Verbrennungen, wo Zigaretten auf ihr ausgedrückt worden waren. An beiden Handgelenken waren Verletzungen von

Fesseln zurückgeblieben. Die Polizei lud den Ehemann vor und verhörte ihn. Er gab die Misshandlungen zu, behauptete aber, sie hätten in gegenseitigem Einverständnis als Teil des Geschlechtsverkehrs stattgefunden. Seine Frau habe ihn sogar dazu aufgefordert und Gefallen daran geäußert.

Am Ende konnte die Polizei, ebenso wie in Tamakis Fall, den Mann nicht mit rechtlichen Mitteln zur Verantwortung ziehen. Außerdem gehörte er der besseren Gesellschaft an und hatte sich einen bekannten Anwalt genommen. Die Ehefrau konnte keine Anklage mehr erheben, sie war ja tot. Hinzu kam, dass die Todesursache zweifelsfrei Selbstmord war.

»Und diesen Mann haben Sie umbringen lassen?«, fragte Aomame eindringlich.

»Nein, getötet habe ich ihn nicht«, sagte die alte Dame.

Aomame konnte ihr nicht folgen und sah sie nur stumm an.

»Der frühere Mann meiner Tochter, dieses niederträchtige Subjekt, ist noch am Leben. Er wacht jeden Morgen in seinem Bett auf und läuft auf beiden Beinen durch die Gegend. Ich habe auch nicht die Absicht, ihn töten zu lassen.« Die alte Dame machte eine Pause. Sie wartete, bis ihre Worte bei Aomame angekommen waren.

»Ich habe meinem früheren Schwiegersohn etwas viel Schlimmeres angetan. Ich habe ihn gesellschaftlich und beruflich ruiniert. Das hat ihn völlig fertiggemacht. Zufällig hatte ich die Macht dazu. Dieser Mann ist ein Schwächling. An sich ist er recht intelligent, kann gut reden und hatte es auch zu einigem Erfolg gebracht, doch im Grunde ist er ein erbärmlicher Waschlappe. Männer, die ihre Frauen und

Kinder misshandeln, haben immer eine schwache Persönlichkeit. Und weil sie selbst schwach sind, müssen sie sich noch Schwächere suchen, denn ohne Opfer kommen sie nicht aus. Ihn zu ruinieren war ganz leicht. Ist ein solcher Mann einmal erledigt, kommt er niemals wieder auf die Füße. Der Tod meiner Tochter liegt nun schon längere Zeit zurück, und dennoch lasse ich diesen Mann nicht aus den Augen. Sobald er versucht, nach oben zu kommen, verhindere ich es. Er ist noch am Leben, aber praktisch wie tot. Er bringt sich nicht um, denn er hat nicht den Mut, den man dazu braucht. Ich töte ihn nicht einfach, ich mache ihn auf meine Art kaputt. Ich quäle ihn gnadenlos und unaufhörlich, aber ich füge ihm keine tödlichen Wunden zu. Es ist, als zöge ich ihm bei lebendigem Leibe die Haut ab. Aber ich habe meine Gründe dafür.«

Die alte Dame hatte Aomame noch mehr zu berichten. Im Jahr nach dem Selbstmord ihrer Tochter hatte sie für Frauen, die wie diese Opfer häuslicher Gewalt waren, ein privates Frauenhaus eingerichtet. In der Nähe ihrer Villa in Azabu besaß sie ein kleines einstöckiges Apartmenthaus, das leer stand und über kurz oder lang abgerissen worden wäre. Das Gebäude ließ sich leicht sanieren, und sie beschloss, es zu einer Zuflucht für Frauen zu machen, die ihre Bleibe verloren hatten. Ein Anwalt aus der Stadt übernahm den Vorsitz und richtete eine »Beratungsstelle für Opfer häuslicher Gewalt« ein. Ehrenamtliche Mitarbeiter erteilten abwechselnd persönliche und telefonische Beratung. Es gab auch eine Telefonverbindung zum Haus der alten Dame. Ins Frauenhaus wurden diejenigen aufgenommen, die sofort eine Unterkunft brauchten. In vielen Fällen hatten sie kleine Kinder.

Darunter zehnjährige Mädchen, die sexuellen Übergriffen seitens ihrer Väter ausgesetzt gewesen waren. Sie konnten bleiben, bis ihre Situation sich geklärt hatte, und wurden mit allem ausgestattet, was sie an Lebensmitteln und Kleidung benötigten. Die Frauen führten eine Art Gemeinschaftsleben, bei dem sie sich gegenseitig unterstützten. Die Kosten bestritt die alte Dame aus ihrem Vermögen.

Der Anwalt und die Berater statteten dem Frauenhaus regelmäßig Besuche ab, kümmerten sich um die Frauen und besprachen künftige Maßnahmen mit ihnen. Auch die alte Dame kam vorbei, wenn sie Zeit hatte, unterhielt sich mit Einzelnen und gab ihnen Ratschläge. Es kam auch vor, dass sie Arbeitsplätze und Wohnungen für sie suchte. Ärger, der eine physische Intervention notwendig machte – zum Beispiel, falls ein Mann seine Frau mit Gewalt zurückholen wollte –, überließ man Tamaru, der auf seine Weise damit umging. Es gab wohl niemanden, der mit solchen Dingen wirkungsvoller und schneller fertig werden konnte als Tamaru.

»Allerdings gibt es Fälle, mit denen Tamaru und ich allein nicht fertig werden. Da hilft uns auch kein Gesetz«, sagte die alte Dame.

Aomame sah, dass das Gesicht der alten Dame beim Reden einen besonderen goldbronzenen Glanz angenommen hatte. Der übliche warme und vornehme Ausdruck war immer mehr daraus gewichen und schließlich ganz verschwunden. An seine Stelle war etwas getreten, das über bloße Furcht oder Abneigung hinausging. Vielleicht war es das Innerste ihrer Seele, eine Art leichter, kleiner und undefinierbarer Kern. Ihr kühler Tonfall blieb jedoch die ganze Zeit über gleich.



»Natürlich darf man nicht aus praktischen Erwägungen über ein Menschenleben entscheiden. Weil man zum Beispiel beim Tod des Ehemanns die Zeit für eine Scheidung sparen oder eine Lebensversicherung gleich ausbezahlt bekommen würde. Eine solche Tat kann nur als unvermeidlich gelten, wenn man nach einer streng neutralen Untersuchung aller Fakten zu dem Schluss gekommen ist, dass der Betreffende kein Erbarmen verdient. Das gilt für Männer, die – wie Parasiten – nur leben können, indem sie anderen das Blut aussaugen. Männer, die unheilbar pervers sind, ohne den geringsten Willen zur Besserung, und bei denen nicht im Mindesten einzusehen ist, welchen Wert ihr Weiterleben hätte.«

Die alte Dame verstummte und musterte Aomame mit einem Blick, der eine steinerne Mauer zum Einsturz gebracht hätte. Dann sprach sie mit gelassener Stimme weiter.

»Ich will solche Menschen nur in irgendeiner Form verschwinden lassen. Am besten auf eine Art, die keine Aufmerksamkeit erregt.«

»Ist das denn möglich?«

»Es gibt viele Arten, Menschen verschwinden zu lassen«, sagte die alte Dame nachdrücklich. Sie ließ eine Sekunde verstreichen. »Ich verfüge über die Macht zu bestimmen, auf welche Art jemand verschwindet.«

Aomame überlegte eine Weile, was sie damit meinte. Die alte Dame drückte sich ziemlich verschwommen aus.

»Wir haben beide einen uns wichtigen Menschen auf furchtbare Weise verloren und seelische Verletzungen erlitten, die vielleicht niemals heilen werden. Aber man kann nicht ewig dasitzen und seine Wunden lecken. Man

muss sich aufraffen und etwas tun. Nicht aus persönlicher Rache, sondern vielmehr, um Gerechtigkeit zu üben. Was halten Sie davon? Würden Sie mir bei meiner Arbeit helfen? Ich brauche tüchtige Mitarbeiter, auf die ich mich verlassen kann. Menschen, die eine Bestimmung teilen und Geheimnisse wahren können.«

Es dauerte eine Weile, bis Aomame verstanden und verdaut hatte, worum es ging. Ein unglaubliches Geständnis und ein unglaublicher Vorschlag. Sie würde mehr Zeit brauchen, um sich darüber klar zu werden, was sie gegenüber diesem Angebot empfand. Währenddessen saß die alte Dame, ohne ihre Haltung zu verändern, auf ihrem Stuhl und blickte Aomame schweigend an. Sie hatte es nicht eilig. Anscheinend war sie bereit, beliebig lange zu warten.

Offenbar befindet sie sich in einer Art Wahn, dachte Aomame. Aber verrückt ist sie nicht. Auch nicht geisteskrank. Nein, ihr Gemütszustand ist von kaltblütiger, unerschütterlicher Gelassenheit. Es ist nicht Wahnsinn, sondern eher etwas, das an Wahnsinn grenzt. »Gerechtigkeitswahn« kam der Sache vielleicht näher. Jetzt will sie, dass ich diesen Wahn mit ihr teile. Mit der gleichen Kaltblütigkeit. Sie glaubt, dass ich das Zeug dazu habe.

Wie lange saß Aomame dort, tief in ihre Gedanken versunken? Jedes Zeitgefühl kam ihr abhanden. Nur ihr Herz schlug weiter in seinem festen Takt. Sie wanderte durch zahllose Gemächer in ihrem Inneren, schwamm im Strom der Zeit zurück, wie Lachse den Fluss ihrer Herkunft hinaufschwimmen. Sie begegnete vertrauten Szenen und lange vergessenen Gerüchen. Wehmütigen Erinnerungen und heftigem Schmerz. Plötzlich durchbohrte sie von irgendwoher ein feiner Lichtstrahl, und sie hatte das

bizarre Gefühl, durchsichtig geworden zu sein. Als sie ihre Hand in das Licht hielt, konnte sie hindurchsehen. Ihr Körper schien auf einmal sehr leicht.

Was habe ich denn zu verlieren, dachte sie, wenn ich mich hier und jetzt dem Wahnsinn und der Gerechtigkeit verschreibe? Selbst wenn es mein Untergang wäre, selbst wenn die ganze Welt unterginge?

»Ich bin einverstanden«, sagte Aomame und presste kurz die Lippen aufeinander. »Wenn ich kann, werde ich Ihnen helfen«, fügte sie hinzu.

Die alte Dame streckte beide Hände aus und drückte Aomames.

Seither teilte Aomame das Geheimnis der alten Dame, ihre Mission und die Sache, die beinahe an Wahnsinn grenzte. Nein, wahrscheinlich handelte es sich ganz und gar um reinen hellen Wahnsinn. Doch wo genau die Grenze verlief, vermochte Aomame nicht zu erkennen.

Außerdem waren die Männer, die sie später gemeinsam mit der alten Dame ins Jenseits befördern sollte, es weiß Gott nicht wert gewesen, dass man sie verschonte.

»Es ist noch nicht viel Zeit vergangen, seit Sie neulich diesen Mann in dem Hotel in Shibuya aus dem Weg geräumt haben«, sagte die alte Dame ruhig. Ihrem Tonfall nach hätte sie auch sagen können, »weggeräumt«, jedenfalls klang es, als sei von einem Möbelstück die Rede.

»In vier Tagen werden es zwei Monate«, antwortete Aomame.

»Zwei Monate sind nicht genug«, sagte die alte Dame. »Deshalb würde ich Sie nur höchst ungern schon mit der nächsten Aktion betrauen. Ich möchte, dass mindestens ein Zeitraum von einem halben Jahr vergeht. Sind die Abstände

zu knapp, wird die seelische Belastung für Sie zu groß. Schließlich ist das ja nichts Alltägliches. Außerdem könnte sich vielleicht jemand fragen, ob die Quote der Männer, die etwas mit unserem Frauenhaus zu tun haben und an Herzversagen sterben, nicht ein bisschen zu hoch ist.«

Aomame lächelte leicht. »Denn es gibt viele argwöhnische Menschen auf der Welt.«

Auch die alte Dame lächelte. »Sie wissen, ich bin ein sehr vorsichtiger Mensch. Ich verlasse mich weder auf den Zufall noch auf irgendwelche Prognosen oder das Glück. Stattdessen ziehe ich auch noch die letzte der letzten Eventualitäten in Betracht und entscheide mich erst, wenn alle Zweifel ausgeräumt sind. Wenn ich es durchführe, habe ich bereits alle nur möglichen Risiken ausgeschlossen. Sämtliche Faktoren minutiös berechnet, alle Vorbereitungen getroffen. Erst wenn ich vollkommen von der Durchführbarkeit des Unternehmens überzeugt bin, wende ich mich an Sie. Daher ist bislang auch nicht der Hauch eines Problems aufgetreten. Nicht wahr?«

»So ist es«, pflichtete Aomame ihr bei, und es stimmte. Sie begab sich mit ihrem Eispick in der Tasche an einen vereinbarten Ort. Alles war detailliert im Voraus geplant. Sie rampte die spitze Nadel in den gewissen Punkt im Nacken des Opfers. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass sie es »aus dem Weg geräumt« hatte, verschwand sie. Alle bisherigen Fälle waren genau nach Plan verlaufen.

»Die Person, um die es diesmal geht, bereitet mir großes Kopfzerbrechen, vor allem auch wegen Ihnen. Leider werde ich wohl nicht darum herumkommen, Ihnen etwas sehr Schweres abzuverlangen. Das Programm ist nicht genügend ausgereift, es gibt viele unsichere Faktoren, und es besteht die Möglichkeit, dass wir nicht nach dem bisherigen Muster

vorgehen können. Die Situation ist eine etwas andere als sonst.«

»In welcher Hinsicht?«

»Es handelt sich um keinen gewöhnlichen Mann«, sagte die alte Dame nachdrücklich. »Zum einen wird er stark bewacht.«

»Ist er ein Politiker oder so was?«

Die alte Dame schüttelte den Kopf. »Nein, kein Politiker. Wir werden später noch darüber sprechen. Ich habe gründlich nachgedacht, wie ich es vermeiden könnte, Sie zu schicken. Aber wie ich es auch drehe und wende, nichts scheint richtig funktionieren zu wollen. Es tut mir leid, aber mir fällt nichts anderes ein, als Sie zu bitten.«

»Ist denn besondere Eile geboten?«, fragte Aomame.

»Nein. Es gibt keinen bestimmten Termin, bis zu dem wir handeln müssen. Allerdings haben wir auch nicht unendlich viel Zeit. Wenn wir zu spät handeln, könnte es noch mehr Opfer geben. Außerdem ist die Gelegenheit, an den Mann heranzukommen, begrenzt. Und wir können nicht vorausberechnen, wann die nächste sich ergeben wird.«

Vor dem Fenster war es nun ganz dunkel, und es herrschte Stille um den Wintergarten. Ob die Monde schon aufgegangen waren? Aomame konnte von ihrem Platz aus nicht nach draußen sehen.

»Ich will Ihnen die Situation so eingehend wie möglich erklären«, fuhr die alte Dame fort. »Doch davor möchte ich, dass Sie jemanden kennenlernen. Wir beide werden uns jetzt gleich mit ihr treffen.«

»Lebt sie im Frauenhaus?«, fragte Aomame.

Die alte Dame holte langsam Luft, und ein kleiner Laut entrang sich ihrer Kehle. In ihre Augen trat ein besonderes Leuchten, das dort sonst nicht zu sehen war.

»Die Beratungsstelle hat sie vor sechs Wochen zu uns geschickt. Vier Wochen lang war sie total geistesabwesend und hat kein Wort gesprochen. Sie hatte völlig die Sprache verloren. Alles, was wir wussten, war ihr Name und ihr Alter. Sie hat am Bahnhof übernachtet und ist in einem ziemlich schlimmen Zustand aufgegriffen worden. Nachdem man sie von einer Stelle zur anderen geschickt hatte, wurde sie schließlich zu uns gebracht. Ich habe mir viel Zeit genommen und immer wieder behutsam versucht, mit ihr zu reden. Es hat lange gedauert, ihr begreiflich zu machen, dass sie bei uns in Sicherheit ist und keine Angst mehr zu haben braucht. Inzwischen spricht sie ein paar Worte. Auf eine wirre, unzusammenhängende Art zwar, aber wenn man eins und eins zusammenfügt, kann man sich einen Reim auf das machen, was passiert ist. Etwas Unbeschreibliches. Herzzerreißend und tragisch.«

»Hat ihr Mann sie missbraucht?«

»Nein«, sagte die alte Dame mit trockener Stimme. »Sie ist erst zehn Jahre alt.«

Die alte Dame und Aomame gingen durch den Garten, passierten ein kleines Holztor und gelangten auf diesem Weg zu dem benachbarten Grundstück, auf dem das Frauenhaus sich befand. Es war ein hübsches kleines Holzgebäude. Früher, als noch mehr Menschen in der Villa gearbeitet hatten, hatte es hauptsächlich als Quartier für die Dienstboten gedient. Das einstöckige Gebäude war nicht reizlos, aber ein wenig zu heruntergekommen, um es zu vermieten. Als zeitweilige Zufluchtsstätte für Frauen, die sonst nirgendwohin konnten, eignete es sich jedoch

bestens. Alte immergrüne Eichen breiteten schützend ihre mächtigen Äste darüber aus. Die Eingangstür war aus hübsch gemustertem Buntglas. Das Haus hatte insgesamt zehn Zimmer. Zu manchen Zeiten waren alle belegt, zu anderen stand das Haus leer, aber in der Regel lebten dort fünf oder sechs Frauen. Im Augenblick war etwa die Hälfte der Fenster erleuchtet. Abgesehen von den Kinderstimmen, die hin und wieder zu hören waren, herrschte eine fast unheimliche, permanente Stille. Es schien, als würde sogar das Gebäude selbst seinen Atem dämpfen. Alltagsgeräusche, wie sie das normale Leben begleiteten, waren nicht zu vernehmen. Das Tor wurde von der Schäferhündin bewacht, die knurrte und bellte, sobald jemand sich dem Haus näherte. Sie war abgerichtet – von wem und wie, war unbekannt –, laut anzuschlagen, wenn ein Mann in ihre Nähe kam. Und dennoch war es Tamaru, an dem das Tier am meisten hing.

Sobald die alte Dame auf sie zukam, hörte die Hündin auf zu bellen und wedelte begeistert und selig fiepend mit dem Schwanz. Die alte Dame bückte sich, um ihr mehrmals leicht den Kopf zu tätscheln. Auch Aomame kraulte die Hündin hinter den Ohren. Bun erkannte Aomame, denn sie war ein sehr kluges Tier, aber aus einem unerfindlichen Grund völlig versessen auf rohen Spinat. Die alte Dame schloss die Eingangstür auf.

»Eine der Frauen hier kümmert sich um das kleine Mädchen«, sagte sie zu Aomame. »Sie lebt in einem Zimmer mit ihr und soll sie nach Möglichkeit im Auge behalten. Ich finde es noch immer beunruhigend, sie allein zu lassen.«

Die Frauen im Haus wurden ermutigt, sich regelmäßig umeinander zu kümmern, sich zu erzählen, was sie

durchgemacht hatten, und die erlittenen Schmerzen zu teilen. Viele erfuhren dadurch eine allmähliche und natürliche Heilung. Diejenigen, die sich schon länger dort aufhielten, zeigten den neu Hinzukommenden, was zu tun war, und halfen ihnen mit dem Notwendigsten aus. Beim Kochen und Saubermachen wechselten sie sich ab. Natürlich gab es auch einige, die allein sein und nicht über ihre Erfahrungen sprechen wollten. Auch das wurde respektiert. Doch die meisten wollten gern mit anderen, die Ähnliches erlebt hatten, zusammenkommen und sich offen aussprechen. Untersagt waren Alkohol, Zigaretten und unerlaubte Besucher, doch weitere Einschränkungen gab es nicht.

In einem Gemeinschaftsraum neben dem Eingang standen ein Telefon und ein Fernsehapparat, außerdem eine alte Couchgarnitur und ein Esstisch. Die meisten Frauen verbrachten den größten Teil des Tages hier. Der Fernseher wurde allerdings fast nie eingeschaltet. Und wenn, dann so leise, dass der Ton kaum hörbar war. Die Frauen zogen es vor zu lesen, in Zeitungen zu blättern, zu stricken oder leise vertrauliche Gespräche zu führen. Eine von ihnen zeichnete den ganzen Tag. In diesem wundersamen Reich herrschte ein gedämpftes stagnierendes Licht, als befände es sich zwischen realer und jenseitiger Welt. Ob die Sonne schien oder Wolken den Himmel verdüsterten, ob es Tag war oder Nacht, es herrschte stets die gleiche Art von Licht. Jedes Mal wenn Aomame diesen Raum betrat, fühlte sie sich fehl am Platz, wie ein ungebetener Eindringling. Er glich einem Club, für den man besondere Aufnahmebedingungen zu erfüllen hatte. Die Einsamkeit, die diese Frauen empfanden, und Aomames Einsamkeit waren auf sehr verschiedene Weise



zustande gekommen.

Als die alte Dame den Raum betrat, erhoben sich die drei Frauen darin. Es war offensichtlich, dass sie großen Respekt vor ihr empfanden.

»Bitte behalten Sie doch Platz«, sagte sie. »Ich möchte nur kurz mit der kleinen Tsubasa sprechen.«

»Tsubasa ist auf ihrem Zimmer«, sagte eine Frau in Aomames Alter. Sie hatte langes glattes Haar.

»Mit Saeko. Sie kann anscheinend noch immer nicht herunterkommen«, warf eine etwas ältere Frau ein.

»Sie braucht wohl noch etwas Zeit«, sagte die alte Dame mit einem Lächeln.

Die drei Frauen schwiegen und nickten jede für sich. Sie wussten genau, was es bedeutete, Zeit zu brauchen.

Als sie in das Zimmer im ersten Stock kamen, bat die alte Dame die kleine, irgendwie schemenhafte Frau namens Saeko, für kurze Zeit unten Platz zu nehmen. Saeko lächelte schwach, verließ den Raum, schloss die Tür hinter sich und stieg die Treppe hinunter. Die zehnjährige Tsubasa blieb zurück. Im Zimmer stand eine Art kleiner Esstisch. Das Mädchen, die alte Dame und Aomame nahmen daran Platz. Die dichten Vorhänge vor dem Fenster waren zugezogen.

»Diese junge Dame heißt Aomame«, erklärte die alte Dame dem Mädchen. »Sie arbeitet mit mir zusammen. Du brauchst also keine Angst zu haben.«

Das Mädchen warf einen scheuen Blick auf Aomame, dann nickte es leicht. Die Bewegung war so minimal, dass man sie leicht hätte übersehen können.

»Das ist Tsubasa«, sagte die alte Dame an Aomame

gewandt. Dann fragte sie: »Wie lange bist du jetzt hier, Tsubasa?«

Das Mädchen zuckte leicht mit den Schultern, um ihr zu bedeuten, sie wisse es nicht. Dabei bewegte sie die Schultern wahrscheinlich nicht einmal einen Zentimeter.

»Sechs Wochen und drei Tage«, sagte die alte Dame. »Du hast sicher nicht mitgezählt, aber ich zähle genau mit. Weißt du, warum?«

Die Kleine schüttelte fast unmerklich den Kopf.

»Weil die Zeit in bestimmten Fällen sehr wichtig sein kann«, sagte die alte Dame. »Allein sie zu messen kann von großer Bedeutung sein.«

In Aomames Augen sah Tsubasa aus wie jede beliebige Zehnjährige. Vielleicht war sie groß für ihr Alter, aber sie war mager und hatte noch keine Brüste. Sie wirkte wie chronisch unterernährt. Ihr Gesicht war nicht hässlich, aber es hinterließ nur einen sehr schwachen Eindruck. Die Augen ähnelten beschlagenen Fenstern. Es war unmöglich, hineinzusehen, auch wenn man es versuchte. Tsubasas schmale trockene Lippen bewegten sich hin und wieder nervös, als bemühe sie sich, Worte zu formen, aber sie brachte keinen Ton heraus.

Die alte Dame nahm aus einer Papiertüte, die sie mitgebracht hatte, eine Schachtel mit dem Bild einer Schweizer Berglandschaft. Ein Dutzend hübscher Pralinen, jede anders geformt, befand sich darin. Sie bot Tsubasa eine an, dann Aomame, und schließlich steckte sie sich selbst eine in den Mund. Aomame tat es ihr nach. Nachdem Tsubasa die beiden beobachtet hatte, schob sie sich ihre ebenfalls in den Mund. Schweigend aßen die drei ihre Pralinen.

»Kannst du dich noch an dein zehntes Lebensjahr erinnern?«, fragte die alte Dame Aomame.

»Ja, ganz genau«, sagte Aomame. In diesem Alter hatte sie die Hand eines Jungen gehalten und sich geschworen, ihn ihr ganzes Leben lang zu lieben. Wenige Monate danach hatte sie zum ersten Mal ihre Tage bekommen. Sie hatte sich damals innerlich sehr verändert. Sie hatte ihren Glauben aufgegeben und beschlossen, mit ihren Eltern zu brechen.

»Ich kann mich auch noch genau erinnern«, sagte die alte Dame. »Als ich zehn war, nahm mein Vater mich mit nach Paris, und wir blieben ungefähr ein Jahr lang dort. Er war damals im diplomatischen Dienst. Wir lebten in einem alten Appartement in der Nähe des Jardin du Luxembourg. Der Erste Weltkrieg ging zu Ende, und die Bahnhöfe quollen über von verwundeten Soldaten. Manche waren noch Kinder, aber auch alte Männer waren darunter. Paris ist zu jeder Jahreszeit eine atemraubend schöne Stadt, aber ich habe nur blutige Erinnerungen daran. Bei den Grabenkämpfen an der Front hatten viele Männer ihre Arme und Beine verloren, und es war, als würden Gespenster durch die Straßen irren. Ich sah nur ihre weißen Verbände und den schwarzen Trauerflor, den die Frauen trugen. Ständig wurden mit Pferdekarren Särge auf die Friedhöfe geschafft. Und sooft ein Sarg vorbeizog, blickten die Menschen auf der Straße mit zusammengepressten Lippen beiseite.«

Die alte Dame legte ihre geöffneten Handflächen auf den Tisch. Nach kurzem Zögern nahm das Mädchen seine Hände aus dem Schoß und legte sie in die der alten Dame. Diese umschloss sie fest. Vielleicht hatten die Eltern der alten Dame ihr auf die gleiche Weise die Hände gedrückt,

als in Paris die mit Särgen beladenen Pferdekarren an ihnen vorüberfuhren, sie getröstet und gesagt: »Sei ganz ruhig, du bist in Sicherheit, du brauchst dich nicht zu fürchten.«

»Ein Mann produziert jeden Tag Millionen von Spermien«, sagte die alte Dame zu Aomame. »Wussten Sie das?«

»Nicht die genaue Zahl«, sagte Aomame.

»Die weiß ich natürlich auch nicht. Jedenfalls sind es unzählige, die auf einmal ausgesendet werden. Doch die Anzahl reifer Eizellen, die eine Frau abgibt, ist begrenzt. Wissen Sie, wie viele es sind?«

»Nicht exakt.«

»Im ganzen Leben nicht mehr als vierhundert«, sagte die alte Dame. »Die Eizellen werden nicht jeden Monat neu gebildet, sie sind bereits von Geburt an im Körper der Frau gespeichert. Nach der ersten Menstruation werden sie Monat für Monat abgegeben. Sie besitzt jedoch keine intakten Eizellen mehr. Ihre Periode hat noch nicht eingesetzt, also dürften eigentlich noch keine verbraucht sein. Sie sollten wie in einer Schublade für später bereitliegen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass es die Funktion dieser Eizellen ist, Spermien aufzunehmen und fruchtbar zu sein.«

Aomame nickte.

»Zwischen der Mentalität von Männern und Frauen bestehen zahlreiche Unterschiede, die sich anscheinend aus der Andersartigkeit ihres Fortpflanzungsapparats ergeben. Aus rein biologischer Sicht gesprochen, besteht der Lebenszweck einer Frau hauptsächlich darin, Trägerin dieser begrenzten Zahl von Eizellen zu sein. Das trifft auf Sie, mich und auch auf die Kleine hier zu.« Ein leichtes

Lächeln umspielte die Lippen der alten Dame. »Über mich müsste ich natürlich in der Vergangenheit sprechen.«

Aomame überschlug rasch im Kopf, dass sie demnach bisher etwa zweihundert Eizellen abgestoßen hatte. Ungefähr die Hälfte war noch in ihrem Körper verblieben. Vielleicht klebte ein Schild »reserviert« daran.

»Aber Tsubasa hat keine Eizellen mehr, die etwas empfangen könnten«, sagte die alte Dame. »Ich habe sie vorige Woche von einem befreundeten Arzt untersuchen lassen. Ihre Gebärmutter ist zerstört.«

Aomame sah die alte Dame entsetzt an. Dann drehte sie ganz leicht den Kopf und richtete ihren Blick auf das Mädchen. Es fiel ihr schwer zu sprechen. »Zerstört?«

»Ja. Zerstört«, sagte die alte Dame. »Sie kann auch durch eine Operation nicht wiederhergestellt werden.«

»Aber wer macht so etwas?«, fragte Aomame.

»Wir wissen es noch nicht genau«, sagte die alte Dame.

»Die Little People«, sagte das Mädchen.

## KAPITEL 18

### Tengo

#### Keine Bühne für Big Brother

Nach der Pressekonferenz rief Komatsu an, um Tengo zu erzählen, alles sei glatt und ohne Zwischenfälle verlaufen.

»Ein großartiger Erfolg«, schwärmte er in ungewöhnlich begeistertem Ton. »Ich hätte nie gedacht, dass das so reibungslos über die Bühne geht. Die Antworten der Kleinen waren so was von clever. Sie hat auf alle Anwesenden einen guten Eindruck gemacht.«

Tengo war keineswegs überrascht. Die Pressekonferenz hatte ihn nicht sonderlich beunruhigt. Er hatte damit gerechnet, dass Fukaeri alles ziemlich gut allein hinbekommen würde. Allerdings klang die Formulierung »guter Eindruck« im Zusammenhang mit ihr irgendwie unpassend.

»Es ist nichts rausgekommen, oder?«, fragte Tengo sicherheitshalber.

»Ach, die Zeit war viel zu kurz, und unangenehmen Fragen ist sie geschickt ausgewichen. Außerdem gab es kaum heikle Fragen. Nicht mal Journalisten wollen so ein süßes siebzehnjähriges Ding unter Beschuss nehmen. Zumindest momentan zieht die Nummer. Wie es sich weiterentwickeln wird, weiß ich nicht. Der Wind dreht sich schnell auf dieser Welt.«

Tengo sah vor sich, wie Komatsu mit ernster Miene auf einer hohen Klippe stand und an seinem Finger leckte, um die Windrichtung festzustellen.

»Jedenfalls hat es nur so gut geklappt, weil du alles vorher mit ihr einstudiert und geprobt hast. Ich danke dir. Die Preisverkündung und die Berichte über die Pressekonferenz sollen morgen in den Abendzeitungen erscheinen.«

»Was hat Fukaeri angehabt?«

»Was? Irgendwas ganz Normales. Einen engen, dünnen Pullover und Jeans.«

»Kam ihr Busen zur Geltung?«

»Ah ja, stimmt, jetzt wo du es sagst. Ihr Busen sah weich und warm aus, wie gerade frisch aus der Backstube«, sagte Komatsu. »Weißt du, Tengo, die Kleine hat das Zeug zum literarischen Wunderkind. Sie sieht gut aus, und sie redet vielleicht ein bisschen seltsam, ist aber ziemlich

scharfsinnig. Vor allem hat sie eine außergewöhnliche Ausstrahlung. Ich habe schon viele Debüts miterlebt. Aber dieses Mädchen ist etwas Besonderes. Und wenn ich das sage, stimmt das auch. Ich gebe dir Brief und Siegel darauf, dass unsere Zeitschrift mit dem Abdruck von ›Die Puppe aus Luft‹ nächste Woche in allen Schaufenstern liegen wird. Da kannst du deine linke Hand und dein rechtes Bein drauf verwetten. Und innerhalb von drei Tagen wird sie ausverkauft sein.«

Tengo bedankte sich für den Anruf und legte auf. Ein wenig erleichtert war er doch. Die erste Hürde hatten sie zumindest geschafft. Auch wenn er keine Ahnung hatte, wie viele Hürden noch auf sie warteten.

Am folgenden Abend, als die Berichte über die Pressekonferenz erscheinen sollten, kaufte Tengo auf dem Heimweg von der Yobiko an einem Bahnhofskiosk vier Zeitungen. Zu Hause las er sie und verglich sie miteinander. Der Inhalt war in allen ungefähr gleich. Die Artikel waren nicht besonders lang, aber dafür, dass es sich um den Debütpreis einer Literaturzeitschrift handelte, war das schon eine Sonderbehandlung (normalerweise wurde so etwas in fünf Zeilen abgehandelt). Wie Komatsu es vorausgeahnt hatte, stürzten sich die Medien darauf, dass es eine Siebzehnjährige war, die den Preis erhalten hatte. Die vierköpfige Jury habe sich einstimmig für »Die Puppe aus Luft« entschieden. Ihre Sitzung sei nach fünfzehn Minuten ohne jede Diskussion beendet gewesen. Dies geschehe nur äußerst selten, denn es sei schier unmöglich, dass vier der besten Autoren Japans zusammentrafen und eine einheitliche Meinung vertraten. Das Werk habe bereits einen gewissen Ruf in der Branche. In dem Hotel, in dem die Verleihung stattfand, sei eine kleine Pressekonferenz

abgehalten worden, auf der die junge Preisträgerin die Fragen der Journalisten »freundlich und klar« beantwortet habe.

Auf die Frage, ob sie auch weiterhin Romane schreiben wolle, habe sie geantwortet: »Romane sind nur eine mögliche Form, seine Gedanken auszudrücken; dieses Mal habe ich zufällig diese Form gewählt, aber für welche Form ich mich beim nächsten Mal entscheiden werde, kann ich noch nicht sagen.« Schwer vorstellbar, dass Fukaeri wirklich, ohne zu stocken, einen so langen Satz gebildet haben sollte. Wahrscheinlich hatte der Journalist die abgehackten Fragmente elegant miteinander verknüpft, Fehlendes ergänzt und zusammengefügt. Aber vielleicht hatte sie auch tatsächlich so lange gesprochen. Bei Fukaeri konnte man nie sicher sein.

Auf die Frage, was denn ihr Lieblingswerk sei, habe sie die Geschichte von den Heike genannt. Welcher Teil davon ihr am besten gefalle, habe ein Reporter sie gefragt, woraufhin sie die Passage auswendig rezitiert habe. Es sei ein langer Abschnitt gewesen, und sie habe dafür ungefähr fünf Minuten gebraucht. Alle Anwesenden seien zutiefst beeindruckt gewesen, und danach habe einen Moment lang Schweigen geherrscht.

Zum Glück hatte keiner der Reporter sie nach ihrer Lieblingsmusik gefragt!

Auf die Frage, wer sich am meisten darüber freue, dass sie den Preis bekomme, habe sie nach längerer Pause (Tengo stellte sich auch diese Szene vor) geantwortet: »Das ist ein Geheimnis.«

Soweit er den Zeitungen entnehmen konnte, hatte Fukaeri bei diesem Frage- und Antwortspiel kein einziges



Mal gelogen. Sie hatte die Wahrheit gesagt und nichts als die Wahrheit. In einer der Zeitungen war ein Bild von ihr. Auf dem Foto war sie noch schöner, als Tengo sie in Erinnerung hatte. Als sie sich gegenübergesessen hatten, hatte er seine Aufmerksamkeit nicht allein auf ihr Gesicht, sondern auch auf die Bewegungen ihres Körpers, ihr Mienenspiel und ihre Worte gerichtet, aber jetzt, wo er ihr unbewegtes Bild betrachtete, wurde ihm aufs Neue klar, wie außergewöhnlich ebenmäßig die Gesichtszüge dieser jungen Frau waren. Es war ein kleines, offenbar auf der Pressekonferenz aufgenommenes Foto (sie trug tatsächlich den gleichen Sommerpullover wie beim letzten Mal), und dennoch ging ein Strahlen davon aus. Vielleicht war es das, was Komatsu als »außergewöhnliche Ausstrahlung« bezeichnet hatte.

Tengo legte die Zeitung zusammen, ging in die Küche und bereitete sich, während er eine Dose Bier trank, ein einfaches Abendessen. Die von ihm überarbeitete »Puppe aus Luft« hatte ohne Gegenstimme den Preis für das beste Erstlingswerk errungen, war Tagesgespräch und würde vielleicht ein Bestseller werden. Ein seltsames Gefühl überkam ihn. Eigentlich wollte er sich vorbehaltlos freuen, doch zugleich war er unsicher und aufgeregt. Konnte denn ein solcher Plan wie ihrer wirklich so leicht und reibungslos funktionieren?

Auf einmal verging ihm der Appetit. Obwohl er bis eben noch sehr hungrig gewesen war, hatte er nun gar keine Lust mehr, etwas zu essen. Er wickelte die fertige Mahlzeit in Folie und stellte sie in den Kühlschrank. Dann setzte er sich auf einen Küchenstuhl, trank still sein Bier und starrte dabei auf den Wandkalender, den er von seiner Bank erhalten hatte und der den Fuji zu allen vier Jahreszeiten

zeigte. Tengo hatte den Fuji noch nie bestiegen. Auch auf dem Tokio Tower war er noch nie gewesen. Noch nicht einmal auf dem Dach irgendeines Hochhauses. Eigentlich hatte er gar kein Interesse an hoch gelegenen Plätzen. Er fragte sich, warum, und gab sich gleich selbst die Antwort. Vielleicht weil er sein ganzes Leben lang immer nur zu Boden geschaut hatte.

Komatsus Voraussage traf ein. Die Ausgabe der Literaturzeitschrift, in der »Die Puppe aus Luft« erstmals erschien, war bereits am Erscheinungstag in nahezu allen Buchhandlungen ausverkauft. Das hatte es fast noch nie gegeben. Der Verlag gab die Zeitschrift jeden Monat heraus, obwohl sie rote Zahlen schrieb. Ziel dieser Zeitschrift war es, mittels des Debütpreises neue junge Autoren zu entdecken und die in ihr publizierten Werke später in Buchform herauszubringen. Vom Verkauf der Zeitschrift selbst wurde kaum Umsatz erwartet. Daher war die Nachricht, die Zeitschrift sei ausverkauft, eine Sensation wie Schnee auf den Okinawa-Inseln. Was jedoch insgesamt nichts an den roten Zahlen änderte.

Komatsu rief Tengo an, um ihm davon zu berichten.

»Sehr günstig«, sagte er. »Dadurch, dass die Zeitschrift ausverkauft ist, steigt das Interesse noch mehr, alle wollen das Ding auf Teufel komm raus lesen, ganz egal was es ist. Und die Druckerei druckt, was das Zeug hält, die gebundene Ausgabe. Höchste Priorität. Es spielt keine Rolle mehr, ob sie den Akutagawa-Preis bekommt oder nicht, wichtiger ist es, das Buch zu verkaufen, solange es heiß ist. Kein Zweifel, es wird ein Bestseller. Das garantiere ich dir. Überleg dir besser schon mal, was du mit dem Geldsegen anfängst, der dich in Kürze erwartet.«

In allen Feuilletons der Abendausgaben vom Samstag

erschiedenen Artikel über »Die Puppe aus Luft«. Dass die Zeitschrift so schnell ausverkauft gewesen war, erregte Aufsehen. Die meisten Literaturkritiker besprachen das Werk wohlwollend. Für eine Siebzehnjährige sei Fukaeris Stil unglaublich sicher, sie verfüge über eine genaue Beobachtungsgabe und überbordende Vorstellungskraft. Vielleicht sei ihr Werk ein Hinweis auf das stilistische Potential einer neuen Literatur. Nur einer schrieb: »Ihre Phantasie ist zu ausufernd, und es mangelt an Bezugspunkten zur Realität.« Das war die einzige negative Ansicht, die Tengo entdecken konnte. Aber auch dieser Rezensent schloss mit der wohlwollenden Bemerkung: »Wir erwarten mit Spannung, was diese junge Frau in nächster Zeit schreiben wird.« Der Wind schien jedenfalls im Moment günstig zu stehen.

Vier Tage vor dem geplanten Erscheinungstermin der Buchausgabe rief Fukaeri ihn an. Es war gegen neun Uhr morgens.

»Schon wach«, fragte sie, wie immer ohne jede Betonung.

»Natürlich«, sagte Tengo.

»Haben Sie heute Nachmittag Zeit.«

»Ja, aber erst nach vier.«

»Können wir uns treffen.«

»Ja«, sagte Tengo.

»Da, wo wir schon mal waren.«

»Einverstanden«, antwortete Tengo. »Also um vier in dem Café in Shinjuku. Übrigens ist das Zeitungsfoto von dir sehr gut geworden. Das von der Pressekonferenz.«

»Ich hatte diesen Pullover an«, sagte sie.

»Der steht dir wirklich gut«, erwiderte Tengo.

»Wegen dem Busen.«

»Kann sein. Aber in diesem Fall ist es viel wichtiger, dass du einen guten Eindruck auf die Leute gemacht hast.«

Fukaeri schwieg in den Hörer. Ein Schweigen, als würde sie etwas auf ein Regal in ihrer Reichweite stellen und es dann in Ruhe betrachten. Vielleicht dachte sie über den Zusammenhang zwischen ihrem Busen und dem guten Eindruck nach. Bei näherem Nachdenken verstand auch Tengo immer weniger, welche Beziehung eigentlich zwischen beidem bestand.

»Um vier«, sagte Fukaeri. Und legte auf.

Als er kurz vor vier Uhr das Café betrat, war Fukaeri schon da. Neben ihr saß Professor Ebisuno. Er trug ein hellgraues Hemd mit langen Ärmeln und eine dunkelgraue Hose. Wieder hielt er seinen Rücken kerzengerade wie eine Statue. Tengo war etwas überrascht, ihn zu sehen. Komatsu zufolge kam er nur äußerst selten »von seinem Berg herunter«.

Tengo setzte sich den beiden gegenüber und bestellte einen Kaffee. Es herrschte, obwohl noch vor der Regenzeit, hochsommerliche Hitze. Dennoch nippte Fukaeri wie schon beim letzten Mal an einer heißen Schokolade. Herr Ebisuno hatte einen Eiskaffee bestellt, aber bisher nicht angerührt. Das Eis war geschmolzen und hatte eine transparente Wasserschicht darauf gebildet.

»Schön, dass Sie gekommen sind«, sagte Professor Ebisuno.

Tengos Kaffee wurde gebracht, und er trank einen Schluck.

»Offenbar hat sich bis jetzt alles sehr günstig entwickelt«, sagte der Professor bedächtig, als würde er den Klang seiner

Stimme testen. »Sie haben viel geleistet, junger Mann. Sehr viel. Dafür muss ich mich zuerst einmal bei Ihnen bedanken.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, aber ich bin ja, wie Sie wissen, in diesem Zusammenhang offiziell nicht existent.«

Ebisuno rieb seine Hände über dem Tisch, wie um sie zu wärmen.

»Nein, so bescheiden dürfen Sie aber nicht sein. Tatsächlich existieren Sie sehr wohl. Ohne Sie wäre alles bestimmt nicht so glatt gelaufen. Ihnen ist es zu verdanken, dass aus ›Die Puppe aus Luft‹ ein so ausgezeichnetes Werk geworden ist. Ein Werk, das mit seiner Tiefe und Dichte alle meine Erwartungen übertrifft. Komatsu hat wirklich einen Blick für Menschen.«

Fukaeri saß neben ihm und schlürfte ihren Kakao, wie eine kleine Katze Milch schlabbert. Sie hatte eine schlichte weiße Bluse und einen kurzen dunkelblauen Rock an und trug wie immer kein einziges Schmuckstück. Wenn sie sich vorbeugte, fiel ihr das lange offene Haar ins Gesicht.

»Das wollte ich Ihnen unbedingt persönlich sagen. Deshalb habe ich Sie hierherbemüht«, erklärte Professor Ebisuno.

»Machen Sie sich keine Gedanken. ›Die Puppe aus Luft‹ zu überarbeiten war für mich selbst ebenfalls von großer Bedeutung.«

»Ich muss Ihnen nochmals meinen Dank aussprechen.«

»Das ist wirklich nicht nötig«, sagte Tengo. »Aber dürfte ich Sie Eri betreffend etwas Persönliches fragen?«

»Natürlich. Wenn ich Ihre Frage beantworten kann.«

»Sind Sie eigentlich Eris offizieller Vormund?«

Der Professor schüttelte den Kopf. »Nein. Ich wäre es gern, wenn es die Möglichkeit gäbe. Aber wie ich Ihnen bereits erzählt hatte, habe ich keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern. Rechtlich gesehen besitze ich keinerlei Verfügungsgewalt über sie. Ich habe Eri, als sie vor sieben Jahren zu uns kam, lediglich aufgenommen und für sie gesorgt.«

»Wäre es in diesem Fall nicht besser, Eris Existenz nicht so bekannt werden zu lassen? Könnte es nicht Schwierigkeiten geben, wenn sie so stark ins Rampenlicht rückt? Sie ist ja noch nicht volljährig.«

»Sie meinen, es könnte unangenehm werden, wenn zum Beispiel ihre Eltern jetzt Klage erheben und sie zurückverlangen würden? Dass sie sie vielleicht mit Gewalt zurückholen könnten, obwohl sie sich zu mir geflüchtet hat? So etwas in der Art?«

»Ja, Sensei. Ihr Verhalten ist mir unverständlich.«

»Ihre Zweifel sind durchaus begründet. Aber die andere Seite befindet sich in einer Lage, in der sie nicht offen agieren kann. Je stärker Eri ins Rampenlicht gerät, desto größer wäre die öffentliche Aufmerksamkeit, wenn ihr etwas geschehen würde. Und Aufmerksamkeit ist das, was die am allerwenigsten wollen.«

»Mit die«, sagte Tengo, »meinen Sie die Vorreiter, nicht wahr?«

»Genau«, sagte der Professor. »Die anerkannte Religionsgemeinschaft der Vorreiter. Ich habe in den vergangenen sieben Jahren für Eri gesorgt, und Eri selbst will weiter bei uns bleiben. Was auch immer mit ihren Eltern sein mag, sie haben sie zu mir geschickt und sich sieben Jahre lang nicht um sie gekümmert. Da kann ich

doch nicht einfach sagen, ›So, das war's.«

Tengo versuchte seine Gedanken zu ordnen. »Also: Das Buch wird wie erwartet ein Bestseller«, sagte er dann. »Eri gerät in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses. Folglich können die Vorreiter nicht mehr so leicht etwas unternehmen. Bis dahin habe ich es verstanden. Und wie soll es jetzt nach Ihrer Planung weitergehen, Sensei?«

»Das weiß ich auch nicht«, sagte Professor Ebisuno unbekümmert. »Die Zukunft ist für uns alle ein unbekanntes Terrain, von dem es keine Landkarte gibt. Was uns hinter der nächsten Ecke erwartet, wissen wir erst, wenn wir abgebogen sind. Will sagen: Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

»Sie haben keine Ahnung?«, fragte Tengo.

»Es mag verantwortungslos klingen, aber es trifft den Kern der Sache. Wir werfen einen Stein in einen tiefen Teich. Platsch. Das Geräusch ist überall zu hören. Wir warten mit angehaltenem Atem, was anschließend aus dem Teich kommt.«

In die Betrachtung der Ringe versunken, die sich auf der Wasseroberfläche ausbreiteten, schwiegen alle drei. Tengo wartete, bis er meinte, die fiktiven Wellenringe könnten sich gelegt haben.

»Ich habe schon einmal davon gesprochen«, sagte er nachdrücklich. »Aber das, was wir hier tun, ist eine Art Betrug. Man könnte es vielleicht auch asozial nennen. Womöglich geht es inzwischen auch um eine nicht geringe finanzielle Summe. Die Lügen werden lawinenartig zunehmen. Eine Lüge ruft die nächste auf den Plan, bis das Lügengespinnst am Ende undurchdringlich und nicht mehr zu kontrollieren ist. Und wenn dann die Wahrheit ans Licht

kommt, nehmen alle Beteiligten Schaden, Eri eingeschlossen. Im schlimmsten Fall sind wir ruiniert und werden gesellschaftlich geächtet. Da stimmen Sie mir doch zu, nicht wahr?«

Der Professor legte die Hand an den Rand seiner Brille.  
»Tja, widersprechen kann ich Ihnen jedenfalls nicht.«

»Dennoch will Herr Komatsu, wie er mir gesagt hat, Sie zum Repräsentanten einer fiktiven Firma machen, die Die Puppe aus Luft vermarkten soll. Das heißt, Sie wollen sich an vorderster Front an Herrn Komatsus Plan beteiligen. Mit anderen Worten, Sie sind von sich aus bereit, Ihren guten Namen zu beschmutzen.«

»Auf lange Sicht könnte es dazu kommen.«

»Soweit ich es beurteilen kann, sind Sie eine Person von herausragender Intelligenz und gesundem Menschenverstand, die sich eine unabhängige Weltsicht erworben hat. Aber Sie haben keine Ahnung, wie diese Sache ausgehen wird. Sie sagen, man kann nie vorhersehen, was einen um die nächste Ecke erwartet. Dennoch kann ich einfach nicht begreifen, warum ein Mensch wie Sie, Herr Professor, sich für so etwas hergibt.«

»Ihre unverdiente Wertschätzung ehrt und beschämt mich, und an sich ...« – der Sensei machte eine Atempause – »verstehe ich sehr gut, was Sie sagen wollen.«

Sie schwiegen.

»Niemand weiß, was wird«, warf Fukaeri plötzlich ein. Und hüllte sich sogleich wieder in ihr ursprüngliches Schweigen. Die Tasse mit der Schokolade war inzwischen leer.

»So ist es«, sagte der Professor. »Niemand weiß, was wird. Eri hat ganz recht.«



»Aber irgendeine Absicht müssen Sie doch verfolgen«, sagte Tengo.

»Tue ich auch«, sagte Professor Ebisuno.

»Darf ich eine Vermutung äußern?«

»Gewiss.«

»Sie hoffen, im Zuge der Veröffentlichung von Die Puppe aus Luft kommt vielleicht ans Licht, was mit Fukaeris Eltern passiert ist. Ist es das, was Sie mit dem Stein, den man in einen Teich wirft, gemeint haben?«

»Ihre Vermutung trifft ungefähr zu«, sagte Professor Ebisuno. »Sollte Die Puppe aus Luft ein Bestseller werden, wird es bei uns von Journalisten wimmeln wie von Karpfen in einem Teich. Eigentlich herrscht jetzt schon ein ganz schöner Rummel. Seit der Pressekonferenz können wir uns vor Anfragen von Zeitschriften und Fernsehsendern kaum retten. Natürlich lehnen wir alles ab, doch sobald das Buch erschienen ist, wird sich die Lage noch zuspitzen. Wenn wir jedoch den Medien von uns aus kein Material liefern, werden sie alle Hebel in Bewegung setzen, um etwas über Eri herauszufinden. Und früher oder später wird ihre Identität ans Licht kommen. Wer ihre Eltern sind, wo und wie sie aufgewachsen ist. Und ob jetzt jemand für sie sorgt. Das ist Stoff für hochinteressante Nachrichten. Nicht dass ich so etwas gern täte. Momentan führe ich ein sehr behagliches Leben in den Bergen und möchte auf keinen Fall die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf mich ziehen. Das würde nicht den geringsten Vorteil bringen. Aber ich will einen Köder auslegen und damit das Interesse der Medien auf Eris Eltern lenken. Wo sie sind und was sie machen. Die Medien könnten sich dort einschalten, wo die Polizei nichts tun kann oder nichts tun will. Ich hoffe, im

günstigsten Fall können wir auf dieser Welle reiten und die beiden vielleicht retten. Die Fukadas stehen mir sehr nah, außerdem sind sie natürlich Eris Eltern. Wir können nicht einfach hinnehmen, dass sie verschwunden sind.«

»Angenommen, das Ehepaar Fukada hält sich noch auf dem Gelände der Sekte auf – welchen Grund könnte es geben, die beiden seit sieben Jahren gefangen zu halten? Das ist eine ziemlich lange Zeit.«

»Das weiß ich auch nicht«, sagte der Professor. »Aber ich habe eine Theorie. Also: Zuerst hat sich eines Tages die militante Gruppe Akebono von der anfangs revolutionären Landkommune der Vorreiter abgespalten. Danach haben die Vorreiter eine völlig andere Richtung eingeschlagen, indem sie zu einer religiösen Gemeinschaft wurden. Als Folge der Akebono-Schießerei wurde auch ihr Gelände durchsucht, wobei sich herausstellte, dass sie nichts damit zu tun hatten. Seither hat die Gruppe allmählich an Boden gewonnen. Ach was, allmählich – rapide, sollte ich sagen. Dennoch weiß die Öffentlichkeit so gut wie nichts über ihre wirklichen Aktivitäten. Sie, Herr Kawana, ja auch nicht.«

»Ich habe sowieso von nichts eine Ahnung«, sagte Tengo. »Aber ich bin kein Maßstab, weil ich nicht fernsehe und kaum Zeitung lese.«

»Sie sind wirklich nicht der Einzige, der nichts weiß. Diese Leute handeln so verdeckt, dass die Öffentlichkeit nichts mitbekommt. Andere Neue Religionen versuchen auf sich aufmerksam zu machen, um wenigstens ein paar Anhänger zu gewinnen, aber die Vorreiter tun nichts dergleichen. Denn es ist nicht ihr Ziel, ihre Anhängerschaft einfach zu vergrößern. Die anderen Sekten trachten im Allgemeinen danach, die Anzahl ihrer Mitglieder zu

vermehren, um ihre Einkünfte zu stabilisieren, aber das scheinen die Vorreiter nicht nötig zu haben. Stattdessen scheint bei ihnen die Qualität ihres Menschenmaterials im Vordergrund zu stehen. Alle ihre Mitglieder sind gesunde junge Leute, die über verschiedenste Fachkenntnisse verfügen und enorm motiviert sind. Die Vorreiter versuchen nicht mit aller Gewalt Mitglieder zu werben. Sie nehmen auch nicht jeden. Die Aspiranten müssen sich regelrechten Bewerbungsgesprächen unterziehen. Bevorzugt werden Personen mit bestimmten Fähigkeiten rekrutiert. Das Ergebnis ist ein Regiment mit hoher Truppenmoral und Kompetenz. Während sie nach außen hin Landwirtschaft betreiben, widmen sie sich intern strengen asketischen Übungen.«

»Auf welche Lehre stützt sich die Gruppe überhaupt?«

»Vermutlich haben sie gar keine bestimmte Schrift. Und wenn, dürfte sie eklektizistisch sein. Bei esoterischen Gruppen stehen in der Regel eher Arbeit und Askese als ein differenziertes Dogma im Mittelpunkt. Bei den Vorreitern geht es ziemlich rigide zu. Es gibt keine Halbheiten. Junge Leute, die ein spirituelles Leben anstreben, hören davon und kommen aus dem ganzen Land herbei. Der Zusammenhalt ist fest, alles wird geheim gehalten.«

»Gibt es ein religiöses Oberhaupt oder einen Gründer?«

»Offiziell nicht. Sie lehnen Personenkult ab, und die Sekte wird von einem Kollektiv verwaltet. Aber was wirklich vorgeht, ist unklar. Ich habe so viele Informationen wie möglich gesammelt, aber es dringt eben kaum etwas nach draußen. Die Ländereien der Vorreiter werden immer ausgedehnter und ihre Anlagen immer perfekter. Die Zäune, die ihr Territorium umgeben, sind inzwischen so gut wie unüberwindlich.«

»Und Fukada, ihr erster Anführer, ist mittlerweile von der Bildfläche verschwunden.«

»Ja, genau. Alles sehr verdächtig und mysteriös«, sagte der Professor. Er warf einen kurzen Blick auf Fukaeri, dann sah er wieder Tengo an. »Die Vorreiter haben irgendetwas zu verbergen, ein unerhörtes Geheimnis. Irgendwann muss es innerhalb der Gruppe zu starken Umwälzungen gekommen sein. Worum es dabei ging, wissen wir nicht. Jedenfalls haben die Vorreiter in deren Verlauf diese gewaltige Wende von der Landkommune zur religiösen Gruppe vollzogen und sich von einer gemäßigten, gegenüber der Öffentlichkeit aufgeschlossenen Gemeinschaft in eine autoritäre Sekte verwandelt, die sich völlig abschottet.

Ich frage mich, ob es nicht irgendwann zu einer Art Putsch gekommen sein könnte. Und ob Fukada darin verwickelt war. Wie gesagt war Fukada stets ein Mensch ohne jede religiöse Neigung. Durch und durch ein Materialist. Er ist einfach nicht der Mann, der dasteht und tatenlos zuschaut, wie die von ihm aufgebaute Gemeinschaft sich in eine esoterische Sekte verwandelt. Er hätte sich mit aller Kraft dagegen gewandt. Vielleicht war er damals in einem Hegemonialstreit innerhalb der Vorreiter unterlegen.«

Tengo überlegte. »Ich verstehe, was Sie meinen. Aber selbst wenn das der Fall gewesen wäre, hätte es dann nicht genügt, Herrn Fukada auszustoßen? Wie es im Grunde bei der Abspaltung von Akebono funktioniert hat. Wieso sollte man ihn einsperren?«

»Sie haben völlig recht. Unter normalen Umständen wäre das unnötig. Aber vielleicht kennt Fukada ein bestimmtes Geheimnis der Vorreiter. Eins, das auf keinen Fall öffentlich

bekannt werden darf. Und sie konnten ihn deshalb nicht einfach rauswerfen.

Als Gründer der ursprünglichen Gemeinschaft hat Fukada lange eine bedeutende Rolle gespielt. Er war der Anführer und muss von Anfang an restlos alles gewusst haben, was in der Gruppe vorgegangen ist. Vielleicht wurde er einfach zu einem Mann, der zu viel wusste. Außerdem war sein Name in der Öffentlichkeit ziemlich bekannt. Tamotsu Fukada war eine wichtige Figur der Zeit und ist vielen heute noch der Inbegriff von Charisma. Bei einem Austritt Fukadas hätte alles, was er sagte und tat, wenn vielleicht auch von ihm ungewollt, Aufmerksamkeit erregt. Selbst wenn sich das Ehepaar Fukada von der Gruppe lossagen wollte, konnten die Vorreiter die beiden vielleicht nicht einfach gehen lassen.«

»Sie, Herr Professor, wollen also durch das sensationelle Debüt von Tamotsu Fukadas Tochter Eri und den Aufstieg von Die Puppe aus Luft zum Bestseller öffentliches Interesse erregen und damit Bewegung in die verfahrenere Situation bringen.«

»Sieben Jahre sind eine sehr lange Zeit. Alles, was ich währenddessen unternommen habe, ist fehlgeschlagen. Wenn ich nicht hier und jetzt die Gelegenheit ergreife, wird das Rätsel vielleicht nie gelöst.«

»Eri soll der Köder sein, mit dem Sie den Tiger aus dem Dickicht locken.«

»Was dabei herauskommt, weiß niemand. Ein Tiger ist unberechenbar.«

»Aber nach allem, was passiert ist, scheint es, als hätten Sie etwas Gewaltsames im Hinterkopf, Herr Professor.«

»Diese Möglichkeit besteht«, sagte der Sensei

nachdenklich. »Das ist Ihnen wahrscheinlich auch klar. In einer luftdicht abgeschlossenen Gruppe von Gleichgesinnten kann alles Mögliche geschehen.«

Es herrschte bedrücktes Schweigen. Fukaeri sprach in dieses Schweigen hinein.

»Weil die Little People gekommen sind«, sagte sie leise.

Tengo blickte Fukaeri, die neben dem Professor saß, ins Gesicht. Es war wie immer ausdruckslos.

»Willst du damit sagen, die Little People seien gekommen und hätten etwas bei den Vorreitern verändert?«, fragte Tengo.

Statt zu antworten, spielte Fukaeri nur mit den Knöpfen ihrer Bluse.

Ebisuno sprach in Eris Schweigen hinein. »Welche Bedeutung diese ›Little People‹ haben, die Eri beschreibt, weiß ich nicht. Offenbar kann sie nicht mit Worten erklären, was sie eigentlich sind. Oder sie will es auch gar nicht. Sicher scheint mir jedoch, dass die Little People bei der abrupten Wende der Vorreiter von der Landkommune zur religiösen Sekte eine Rolle gespielt haben.«

»Oder etwas, das den Little People ähnelt«, sagte Tengo.

»Genau«, sagte der Professor. »Was es nun genau war, ob Little People oder etwas, das ihnen gleicht, weiß ich nicht. Zumindest scheint Eri uns mit dem Auftritt dieser Little People in ihrer Geschichte etwas Wichtiges sagen zu wollen.«

Professor Ebisuno sah einen Moment auf seine Hände, blickte jedoch sofort wieder auf und fuhr fort.

»George Orwell lässt in 1984 – Sie kennen den Roman natürlich – den Großen Bruder auftreten. Bei ihm ist das

eine Allegorie für den Stalinismus, und der Begriff ›Big Brother‹ ist seither das Sinnbild für eine totalitäre Gesellschaft schlechthin. Heute, im realen Jahr 1984, ist der Große Bruder so berühmt, dass er zugleich transparent geworden ist. Würde er auftauchen, man würde mit Fingern auf ihn zeigen: ›Achtung, aufgepasst! Big Brother!‹ Mit anderen Worten, in unserer Welt gibt es keine Bühne mehr für einen Big Brother. Stattdessen treten nun Wesen wie die Little People auf den Plan. Ein hochinteressanter Kontrast in der Begrifflichkeit, finden Sie nicht?«

Ein Lächeln erschien auf dem Gesicht des Professors, während er Tengo ansah.

»Die Little People sind unsichtbar. Wir wissen nicht einmal, ob sie gut sind oder böse, ob es sie wirklich gibt oder nicht. Doch anscheinend untergraben sie unmerklich den Boden unter unseren Füßen.« Professor Ebisuno machte eine kurze Pause. »Um zu erfahren, was dem Ehepaar Fukada und Eri selbst zugestoßen ist, müssen wir wohl erst einmal wissen, wer oder was die Little People sind.«

»Sie wollen also versuchen, die Little People hervorzulocken?«, fragte Tengo.

»Kann man etwas hervorlocken, von dem man nicht weiß, ob es wirklich existiert oder nicht?«, sagte der Professor. Noch immer umspielte ein Lächeln seinen Mund. »Es wäre schon besser, wenn der ›Tiger‹, von dem Sie gesprochen haben, nicht real wäre, oder?«

»Aber Eri darf auf keinen Fall der Köder sein.«

»Das Wort Köder passt eigentlich nicht richtig. Eher könnte man sagen, wir lösen einen Wirbel aus. Und warten darauf, dass sich alles mit diesem Wirbel zu drehen

beginnt.«

Der Professor ließ einen Finger langsam durch die Luft kreisen. »Eri befindet sich im Zentrum dieses Wirbels«, fuhr er fort. »Und wer im Zentrum ist, braucht sich nicht zu bewegen. Die anderen kreisen um ihn.«

Tengo hörte schweigend zu.

»Und – wenn Sie mir gestatten, Ihren Vergleich zu verwenden – nicht nur Eri, sondern wir alle könnten zum Köder werden.« Der Professor sah Tengo mit zusammengekniffenen Augen an. »Sie eingeschlossen.«

»Ich wurde doch nur beauftragt, ›Die Puppe aus Luft‹ zu überarbeiten. Ich bin sozusagen ein subalternen Techniker. Das hat Herr Komatsu mir von Anfang an gesagt.«

»Ich verstehe.«

»Aber die Sachlage scheint sich allmählich zu ändern«, sagte Tengo. »Sie haben Herrn Komatsus Plan Ihrem Kurs entsprechend angepasst, nicht wahr?«

»Nein, mein Ziel ist es nicht, Komatsus Kurs zu ändern. Er verfolgt sein Ziel, ich meins. Im Augenblick führen unsere Wege nur zufällig in die gleiche Richtung.«

»Zwei Menschen mit verschiedenen Zielen reiten auf einem Pferd. Bis zu einem gewissen Punkt haben sie den gleichen Weg, aber was dann kommt, wissen sie nicht.«

»Als Schriftsteller drücken Sie das hervorragend aus.«

Tengo seufzte. »Ich finde das keine besonders verlockende Perspektive. Aber jetzt gibt es wohl kein Zurück mehr.«

»Selbst wenn wir zurückkönnten, wäre es schwierig, den Ausgangspunkt wiederzufinden«, sagte Professor Ebisuno.

Tengo fiel nichts mehr ein, was er noch hätte sagen



können.

Professor Ebisuno erhob sich als Erster. Er habe noch einen Termin in der Gegend. Fukaeri blieb zurück. Eine Weile saßen Tengo und sie einander schweigend gegenüber.

»Hast du Hunger?«, fragte er schließlich.

»Eigentlich nicht«, sagte Fukaeri.

Da es voll wurde, verließen die beiden in schweigender Übereinkunft das Café. Zielloos schlenderten sie durch die Straßen von Shinjuku. Es war fast sechs Uhr, und Ströme von Menschen eilten auf den Bahnhof zu. Der Himmel war noch hell. Die Strahlen der fröhsummerlichen Sonne lagen über der Stadt. Wenn man aus dem unterirdischen Café kam, wirkte diese Helligkeit seltsam künstlich.

»Wohin gehst du jetzt?«, fragte Tengo.

»Nirgendwohin«, sagte Fukaeri.

»Soll ich dich nach Hause bringen?«, fragte Tengo. »Also nach Shinanomachi. Du übernachtet heute sicher dort?«

»Nein, ich fahre nicht dorthin«, sagte Fukaeri.

»Warum nicht?«

Sie antwortete nicht.

»Hast du das Gefühl, du solltest lieber nicht dorthin fahren?«, hakte Tengo nach.

Fukaeri nickte stumm.

Er hätte gern gefragt, warum sie das für besser hielt, aber er ahnte, dass er ohnehin keine befriedigende Antwort erhalten würde.

»Also fährst du zu Professor Ebisunos Haus zurück?«

»Futamatao ist zu weit.«

»Kannst du denn noch woandershin?«

»Ich möchte bei Ihnen übernachten«, sagte Fukaeri.

»Das wäre wahrscheinlich nicht gut«, erwiderte Tengo nachdrücklich. »Meine Wohnung ist klein, und ich lebe allein. Professor Ebisuno würde das bestimmt nicht erlauben.«

»Dem Sensei macht das nichts aus«, sagte Fukaeri. Sie machte eine Bewegung, als würde sie mit den Schultern zucken. »Und mir auch nicht.«

»Aber mir vielleicht«, sagte Tengo.

»Warum.«

»Also ...«, setzte Tengo an, aber er brachte nichts weiter heraus. Er konnte sich nicht an die Worte erinnern, zu denen er angesetzt hatte. Mitunter kam es vor, wenn er mit Fukaeri sprach, dass er für einen Moment aus den Augen verlor, in welchem Zusammenhang er was hatte sagen wollen. Als würde sich mitten in einem Konzert plötzlich ein starker Wind erheben und die Notenblätter davontragen.

Fukaeri streckte die rechte Hand aus und griff sanft nach Tengos linker, um ihn zu beruhigen.

»Sie verstehen nicht richtig«, sagte sie.

»Was denn zum Beispiel?«

»Dass wir eins sind.«

»Eins?«, wiederholte Tengo verblüfft.

»Wir haben das Buch zusammen geschrieben.«

Tengo spürte in seiner Hand die Kraft von Fukaeris Fingern. Keine starke, aber eine harmonische und sichere Kraft.

»Stimmt. Wir haben die Geschichte von der »Puppe aus

Luft« zusammen geschrieben, und wenn der Tiger kommt, werden wir zusammen gefressen.«

»Es kommt kein Tiger«, sagte Fukaeri in außergewöhnlich ernsthaftem Ton.

»Da bin ich froh«, sagte Tengo. Aber besonders glücklich fühlte er sich nicht. Wahrscheinlich würde wirklich kein Tiger kommen, aber man konnte nie wissen, was sie stattdessen noch alles erwartete.

Die beiden standen vor einem Fahrkartenautomaten am Bahnhof Shinjuku. Tengo an der Hand haltend, sah Fukaeri ihn an. Der Strom der Menschen floss an den beiden vorbei.

»Also gut, du darfst bei mir übernachten«, sagte Tengo ergeben. »Ich kann ja auf dem Sofa schlafen.«

»Danke«, sagte Fukaeri.

Es war das erste Mal, dass er so etwas wie Dank aus ihrem Mund hörte. Oder nein, vielleicht doch nicht. Aber er konnte sich partout nicht erinnern, wann das erste Mal gewesen war.

## KAPITEL 19

Aomame

Frauen, die Geheimnisse teilen

»Die ›Little People‹?«, fragte Aomame sanft und sah dem Mädchen ins Gesicht. »Wen meinst du denn damit?«

Doch Tsubasas Mund blieb fest verschlossen, und ihre Augen waren so ausdruckslos und ohne jede Tiefe wie zuvor. Es war, als habe allein die Äußerung dieses Wortes den größten Teil ihrer Energie verbraucht.

»Sind das Leute, die du kennst?«, fragte Aomame.

Natürlich keine Antwort.

»Sie hat diesen Ausdruck schon mehrmals erwähnt«, sagte die alte Dame. »Little People«. Was er bedeutet, weiß ich nicht.«

Den Worten »Little People« wohnte ein unheilvoller Klang inne. Er war leise wie fernes Donnergrollen, aber Aomame vermochte ihn wahrzunehmen.

»Waren es diese Little People, die sie so zugerichtet haben?«, fragte sie die alte Dame.

Diese zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, was es damit auf sich hat. Zweifellos besitzen diese Little People für sie eine große Bedeutung, welche auch immer.«

Das Mädchen hatte seine beiden kleinen Hände nebeneinander auf den Tisch gelegt und starrte, ohne die Haltung zu verändern, mit trüben Augen auf einen Punkt im leeren Raum.

»Was in aller Welt ist passiert?«, fragte Aomame die alte Dame.

»Es wurden alle Anzeichen von Vergewaltigung entdeckt«, sagte diese in fast beiläufigem Ton. »Es muss immer wieder geschehen sein. Sie hat mehrere schlimme Risswunden an den äußeren Genitalien und in der Vagina, und auch die Gebärmutter wurde verletzt. In ihren kleinen, noch unentwickelten Unterleib wurde das erigierte Geschlechtsteil eines erwachsenen Mannes eingeführt. Dadurch wurde der Teil, in dem die Eizellen sich einnisten, stark beschädigt. Der Arzt meint, dass sie später auf keinen Fall mehr Kinder bekommen kann.«

Es schien, als habe die alte Dame halb absichtlich so offen vor dem Mädchen gesprochen. Tsubasa hörte wortlos zu.

Es war keine Veränderung in ihrem Ausdruck zu erkennen. Ihre Lippen bewegten sich ab und zu ganz leicht, aber kein Laut entschlüpfte ihnen. Das Mädchen wirkte, als würde es mehr oder weniger aus Höflichkeit einem Gespräch über eine unbekannte Person lauschen, die sich an irgendeinem fernen Ort befand.

»Das ist nicht alles«, fuhr die alte Dame ruhig fort. »Selbst wenn die Funktionsfähigkeit ihrer Gebärmutter durch eine Behandlung wiederhergestellt werden könnte – und die Wahrscheinlichkeit dafür beträgt zehntausend zu eins –, wird sie wahrscheinlich mit niemandem Geschlechtsverkehr haben wollen. Ihre schweren Verletzungen weisen darauf hin, dass die Penetration von starken Schmerzen begleitet war. Und zwar immer wieder. Die Erinnerung an diese Schmerzen wird nicht so leicht vergehen. Du kannst mir folgen, nicht wahr?«

Aomame nickte. Sie hatte ihre Finger fest in ihrem Schoß verkrampft.

»Das heißt, es liegen keine gesunden Eizellen mehr in ihr bereit. Sie ...« – die alte Dame warf einen kurzen Blick auf Tsubasa – »ist unfruchtbar geworden.«

Inwieweit Tsubasa den Inhalt des Gesprächs begriff, wusste Aomame nicht zu sagen. Doch was auch immer sie verstand, in Gedanken war sie ohnehin ganz woanders. Anwesend war sie jedenfalls nicht. Ihr Herz schien weit fort zu sein, verstaubt in einem kleinen dunklen verschlossenen Zimmer.

»Ich behaupte ja nicht, dass es für eine Frau der einzige Lebenszweck ist, ein Kind zu bekommen«, fuhr die alte Dame fort. »Es sollte dem Einzelnen freistehen, für welches Leben er sich entscheidet. Dass jemand eine Frau jedoch

von vornherein ihres natürlichen Rechts zu gebären beraubt, darf man auf keinen Fall dulden.«

Aomame nickte schweigend.

»Das darf man einfach nicht dulden«, wiederholte die alte Dame. Aomame merkte, dass ihre Stimme ein wenig zitterte. Anscheinend fiel es ihr schwer, ihre Gefühle zu beherrschen. »Sie hat es ganz allein geschafft, von dort zu flüchten. Wie sie dazu in der Lage war, weiß ich nicht. Aber sie hat nun kein Zuhause mehr, außer bei uns. Denn außer bei uns ist sie nirgendwo sicher.«

»Wo sind denn ihre Eltern?«

Die alte Dame machte ein ungehaltenes Gesicht und trommelte leicht mit den Fingernägeln auf die Tischplatte. »Ich weiß es nicht. Allerdings haben ihre Eltern diese Grausamkeiten gebilligt. Und letztendlich ist sie auch vor ihnen geflohen.«

»Wollen Sie damit sagen, die Eltern hätten die Vergewaltigung ihrer eigenen Tochter zugelassen?«

»Nicht nur zugelassen. Sie haben sie begünstigt.«

»Warum tut jemand so was ...?« Aomame konnte nicht weitersprechen.

Die alte Dame schüttelte den Kopf. »Eine entsetzliche Geschichte. Wir dürfen dergleichen auf keinen Fall dulden. Hier liegen Umstände vor, die sich nicht so einfach handhaben lassen. Es geht um mehr als um herkömmliche häusliche Gewalt. Der Arzt sagte mir, er müsse die Sache der Polizei melden. Ich habe ihn gebeten, es nicht zu tun, und konnte ihn auch überzeugen, da wir eng befreundet sind.«

»Warum?«, fragte Aomame. »Warum wollen Sie die Polizei denn nicht einschalten?«

»Was dieser Kleinen angetan wurde, verstößt eindeutig gegen das Gesetz der Menschlichkeit. Es handelt sich um eine Tat, vor der auch die Öffentlichkeit die Augen nicht verschließen sollte, ein feiges Verbrechen, das schwer bestraft werden muss.« Die alte Dame sprach mit großem Nachdruck. »Doch was könnte die Polizei tun, wenn wir die Sache jetzt melden? Sie sehen ja, das Mädchen kann kaum sprechen. Sie wäre außerstande, richtig zu erklären, was geschehen ist, was man mit ihr gemacht hat. Würden wir die Polizei einschalten, könnte es passieren, dass Tsubasa zu ihren Eltern zurückgeschickt wird. Ein anderes Zuhause hat sie nicht, und die Eltern besitzen in jedem Fall das Sorgerecht. Käme sie aber wieder zu ihren Eltern, könnte sich das Gleiche wiederholen. Das kann ich nicht zulassen.«

Aomame nickte.

»Tsubasa wird bei mir aufwachsen«, sagte die alte Dame entschieden. »Ich werde sie auf keinen Fall hergeben. Weder ihren Eltern noch sonst jemandem werde ich sie überlassen. Ich werde mich irgendwohin mit ihr zurückziehen und sie großziehen.«

Aomames Blick wanderte zwischen der alten Dame und dem Mädchen hin und her.

»Und der Mann, der ihr das angetan hat – wissen Sie, wer er ist? Ist es nur einer?«, fragte Aomame.

»Ja, es ist einer, und er ist mir bekannt.«

»Aber man kann ihn nicht vor Gericht bringen, oder?«

»Dieser Mann besitzt große Macht«, sagte die alte Dame. »Sehr große persönliche Macht. Auch über Tsubasas Eltern. Und sie sind noch immer in seiner Gewalt. Es sind Menschen, die weiterhin tun werden, was der Mann ihnen befiehlt. Menschen, die keine Persönlichkeit und kein

Urteilsvermögen besitzen. Für sie ist das, was dieser Mann sagt, unbedingtes Gebot. Wenn er ihnen befiehlt, ihm ihre Tochter auszuliefern, haben sie dem nichts entgegensetzen und händigen sie ihm guten Mutes aus. Obwohl sie wissen, was mit ihr passiert.«

Aomame brauchte etwas Zeit, um zu begreifen, was die alte Dame gesagt hatte. Sie versuchte, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen.

»Ist das irgendeine spezielle Gruppe?«

»Ja, eine sehr engstirnige, fast krankhafte.«

»So etwas wie eine Sekte?«, fragte Aomame.

Die alte Dame nickte. »Ja. Noch dazu eine äußerst bössartige und gefährliche Sekte.«

Natürlich. Es konnte sich nur um eine Sekte handeln. Menschen, die taten, was ihnen befohlen wurde. Menschen, die über keine Persönlichkeit und kein eigenes Urteil verfügten. Genau das hätte mir auch passieren können, dachte Aomame und biss sich auf die Lippen.

Natürlich hatte man sie bei den Zeugen Jehovas in keinem praktischen Sinne vergewaltigt. Sie selbst war jedenfalls keiner sexuellen Belästigung ausgesetzt gewesen. Alle »Brüder und Schwestern« in ihrem Umfeld waren heitere und aufrichtige Menschen, die ihren Glauben ernst nahmen und seine Gebote achteten und nötigenfalls bereit waren, ihr Leben dafür zu geben. Aber nicht immer zeitigen gute Absichten auch gute Ergebnisse. Und Vergewaltigung ist nicht immer etwas Körperliches. Gewalt nimmt nicht immer sichtbare Formen an, und nicht bei allen Verletzungen fließt Blut.

Tsubasa erinnerte Aomame an sich selbst, als sie im gleichen Alter war. »Ich habe es aus eigenem Willen



geschafft zu entkommen«, dachte sie. Aber im Falle dieses Mädchens waren die erlittenen Misshandlungen so schwer, dass der Schaden sich vielleicht nicht mehr rückgängig machen ließ. Wahrscheinlich würde sie nie mehr ihr natürliches Wesen zurückgewinnen. Bei diesem Gedanken durchfuhr sie ein heftiger Schmerz. Aomame sah in Tsubasa das kleine Mädchen, das sie vielleicht selbst einmal gewesen war.

»Aomame«, sagte die alte Dame, als wolle sie ihr etwas eröffnen. »Besser, ich sage es Ihnen jetzt. Es war vielleicht nicht richtig, aber ich habe ohne Ihre Zustimmung Nachforschungen über Ihren persönlichen Hintergrund angestellt.«

Aomame kam wieder zu sich und sah die alte Dame überrascht an.

»Gleich nachdem wir uns das erste Mal hier getroffen und miteinander gesprochen hatten«, sagte die alte Dame. »Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel.«

»Nein, ich nehme es Ihnen nicht übel«, sagte Aomame. »Nachforschungen über mich anstellen zu lassen war unter den gegebenen Umständen ganz natürlich. Denn was wir tun, ist ja nicht gerade alltäglich.«

»Das stimmt. Wir wandeln auf einem schmalen, sehr gefährlichen Pfad. Und gerade deshalb müssen wir einander vertrauen. Aber Vertrauen kann es nicht geben, wenn man über den anderen nicht weiß, was man wissen sollte. Deshalb habe ich alles über Sie in Erfahrung gebracht. Von der Gegenwart bis weit zurück in Ihre Vergangenheit. Das heißt, fast alles. Niemand kann restlos alles über einen Menschen wissen. Höchstens Gott.«

»Oder der Teufel«, sagte Aomame.

»Oder der Teufel«, wiederholte die alte Dame. Sie lächelte. »Mir ist bewusst, dass Sie in Ihrer Kindheit durch eine Sekte seelische Verletzungen erlitten haben. Ihre Eltern waren begeisterte Mitglieder der Zeugen Jehovas und sind es noch. Sie haben Ihnen nie verziehen, dass Sie den Glauben aufgegeben haben, und grollen Ihnen bis heute.«

Aomame nickte stumm.

Die alte Dame fuhr fort. »Meiner ehrlichen Überzeugung nach sind die religiösen Vorstellungen der Zeugen Jehovas nicht vertretbar. Stellen Sie sich vor, Sie wären als Kind einmal schwer verletzt worden oder hätten eine Krankheit bekommen, die eine Operation erforderlich gemacht hätte. Wahrscheinlich wären Sie gestorben. Wer so weit geht, lebenserhaltende Operationen zu verweigern, weil sie angeblich den biblischen Gesetzen widersprechen, ist nichts weiter als eine Sekte. Das ist ein Missbrauch von Religion, der jede Grenze überschreitet.«

Aomame nickte. Die These, dass Bluttransfusionen abzulehnen seien, wurde den Kindern der Zeugen Jehovas von Anfang an eindringlich eingebläut. Man lehrte sie, es liege eine weit größere Seligkeit darin, mit reinem Körper und reiner Seele zu sterben und ins Paradies einzugehen, als gegen Gottes Gebot eine Bluttransfusion zu erhalten und in die Hölle zu stürzen. Für Kompromisse war kein Platz. Es gab nur zwei Wege, denen man folgen konnte – dem, der in die Hölle, oder dem, der ins Paradies führte. Die Kinder verfügten noch über kein kritisches Urteilsvermögen. Sie wussten nicht, ob diese Thesen gesellschaftlich anerkannt oder aus wissenschaftlicher Sicht korrekt waren. Sie glaubten einfach nur, was ihre Eltern ihnen beibrachten. Hätte ich als kleines Kind eine Bluttransfusion benötigt, dachte Aomame, dann hätte ich

sicher auf Geheiß meiner Eltern darauf verzichtet und den Tod gewählt. Und wäre ins Paradies oder an irgendeinen anderen blöden Ort gekommen.

»Ist diese Sekte bekannt?«, fragte Aomame.

»Die Leute nennen sich ›Die Vorreiter‹. Sicher haben Sie den Namen schon einmal gehört. Eine Zeit lang war er jeden Tag in den Zeitungen.«

Aomame konnte sich nicht erinnern, den Namen schon einmal gehört zu haben. Dennoch hielt sie es für klüger, nur vage zu nicken und nichts zu sagen. Sie war sich bewusst, dass sie gerade nicht im eigentlichen Jahr 1984 lebte, sondern offenbar in der leicht abgeänderten Welt von 1Q84. Noch war es nicht mehr als eine Vermutung, die allerdings von Tag zu Tag an Wahrscheinlichkeit gewann. Und Informationen, über die sie nicht verfügte, schien es in dieser neuen Welt noch viele zu geben. Sie musste bis auf Weiteres sehr aufmerksam sein.

Die alte Dame fuhr mit ihrem Bericht fort. »Die Vorreiter haben als kleine Landkommune angefangen. Eine linksgerichtete Gruppe, die das Stadtleben hinter sich gelassen hatte, bildete ihren Kern und führte sie an. Irgendwann gab es eine abrupte Wende, und sie verwandelten sich in eine religiöse Gemeinschaft. Der größte Teil der Mitglieder scheint allerdings geblieben zu sein. Inzwischen sind die Vorreiter auch rechtlich als religiöse Gemeinschaft anerkannt, aber von dem, was in der Gruppe selbst vorgeht, ist in der Öffentlichkeit kaum etwas bekannt. Grundsätzlich gehört sie zu den buddhistischen Geheimlehren, aber die religiösen Inhalte sind sozusagen Staffage. Und doch haben sie in sehr kurzer Zeit eine ganze Menge Anhänger um sich geschart und sind ziemlich mächtig geworden. Obwohl sie wahrscheinlich mit dieser

Schießerei damals irgendetwas zu tun hatten, hat ihr Image nicht gelitten. Weil sie so erstaunlich clever damit umgegangen sind. Am Ende war die Sache sogar noch Reklame für sie.«

Die alte Dame seufzte und fuhr fort.

»Es ist nicht allgemein bekannt, aber die Sekte hat einen Gründer, der als ›Leader‹ bezeichnet wird. Er gilt als ein Mann mit einzigartigen Fähigkeiten. Es heißt, er könne unheilbare Krankheiten heilen, die Zukunft voraussagen und alle möglichen paranormalen Phänomene bewirken. Natürlich alles Taschenspielertricks; dennoch scheint er viele Menschen anzuziehen.«

»Paranormale Phänomene?«

Die alte Dame zog ihre schön geformten Augenbrauen zusammen. »Was das konkret bedeutet, weiß ich nicht. Ich habe, um es deutlich zu sagen, keinerlei Interesse an okkulten Dingen. Dergleichen Betrügereien wiederholen sich seit Menschengedenken ständig und überall auf der Welt. Die Masche ist immer die gleiche. Dennoch findet sie offenbar stets aufs Neue ihre Opfer. Denn die meisten Menschen auf der Welt glauben nicht die Wahrheit, sondern lieber etwas, von dem sie wünschen, dass es die Wahrheit wäre. Manche Menschen können ihre Augen noch so weit aufreißen und in Wirklichkeit doch nichts sehen. Sie zu betrügen, ist anscheinend kinderleicht.«

»Vorreiter«, sagte Aomame. Klang wie der Name eines Schnellzugs. Eine religiöse Gruppe hätte sie dahinter nicht vermutet.

Als Tsubasa das Wort hörte, senkte sie einen Augenblick die Lider, als reagiere sie auf einen besonderen darin verborgenen Klang. Doch sofort öffnete sie die Augen

wieder, und ihr Gesicht nahm die gleiche ausdruckslose Miene an. Es war, als sei in ihr plötzlich eine kleine Turbulenz entstanden, die sich ebenso plötzlich wieder gelegt hatte.

»Es war der Gründer der Vorreiter, der Tsubasa vergewaltigt hat«, sagte die alte Dame. »Unter dem Vorwand, sie spirituell zu erwecken, hat er den Geschlechtsverkehr mit ihr erzwungen. Bevor sie ihre erste Periode habe, müsse dieses Ritual vollzogen sein, wurde den Eltern weisgemacht. Nur einem noch unbefleckten Mädchen könne er ein reines spirituelles Erwachen gewähren. Die starken Schmerzen, die dabei entstünden, seien unvermeidlich, denn sie seien das Tor, das auf dem Weg zu einer höheren Ebene zu durchschreiten sei. Die Eltern haben ihm geglaubt. Es ist wirklich erstaunlich, wie einfältig Menschen sein können. Der Fall der kleinen Tsubasa ist nicht der einzige. Dieser Gründer ist zweifellos ein perverser Mensch mit abartigen sexuellen Vorlieben. Die Gemeinde und die Lehre sind für ihn nicht mehr als eine nützliche Kulisse, hinter der er seine persönlichen Begierden verbirgt.«

»Hat dieser Mann auch einen Namen?«

»Den konnte ich bisher leider noch nicht in Erfahrung bringen. Er wird immer nur als ›Leader‹ bezeichnet. Über seinen Charakter, seine persönliche Geschichte und sein Aussehen ist mir nichts bekannt. Meine Nachforschungen haben bisher nichts ergeben. Er wird völlig abgeschirmt. Sein Hauptquartier in den Bergen von Yamanashi ist nicht zugänglich, und in der Öffentlichkeit tritt er so gut wie nie auf. Auch innerhalb seiner Gemeinschaft ist ihm nur eine geringe Zahl von Personen jemals begegnet. Es heißt, er halte sich stets an einem dunklen Ort auf und meditiere.«

»Wir können ihn nicht einfach gewähren lassen.«

Die alte Dame schaute auf Tsubasa und nickte langsam.  
»Nein, wir müssen verhindern, dass es weitere Opfer gibt.  
Finden Sie nicht auch?«

»Also müssen wir Maßnahmen ergreifen.«

Die alte Dame streckte wieder ihre Hände aus und legte sie auf Tsubasas. Sie schwieg eine Weile. »So ist es«, sagte sie dann.

»Es ist davon auszugehen, dass sich diese Verbrechen wiederholen, nicht wahr?«, fragte Aomame die alte Dame.

Diese nickte. »Es gibt sichere Beweise dafür, dass innerhalb der Gemeinschaft mehrere Mädchen vergewaltigt wurden.«

»Wenn das wirklich stimmt, kann man es auf keinen Fall hinnehmen«, sagte Aomame in ruhigem Ton. »Sie sagen es: Weitere Opfer dürfen wir nicht zulassen.«

Im Inneren der alten Dame schienen sich mehrere widerstreitende Gedanken zu verwirren.

»Wir brauchen genauere und profundere Erkenntnisse über diesen ›Leader‹«, sagte sie. »Nichts darf im Unklaren bleiben. Immerhin geht es um ein Menschenleben.«

»Dieser Mann zeigt sich fast nie in der Öffentlichkeit, nicht wahr?«

»Nein. Und er wird offenbar sehr streng bewacht.«

Aomame kniff die Augen zusammen. Sie dachte an ihren Eispick, der tief in einer Schublade in ihrem Kleiderschrank verborgen lag. An seine tödliche Spitze. »Sieht nach einem schwierigen Fall aus«, sagte sie.

»Es ist ein ganz besonders schwieriger Fall«, sagte die alte Dame. Sie nahm ihre Hände von Tsubasas und strich sich

mit den Mittelfingern leicht über die Augenbrauen. Das war ein Zeichen, dass sie keinen Rat wusste – was nicht häufig vorkam.

»Praktisch stelle ich es mir ziemlich schwierig vor, allein nach Yamanashi in die Berge zu fahren, mich in die streng gesicherte Gemeinschaft einzuschleichen, den Leader zu erledigen und mich dann in aller Ruhe davonzumachen. In einem Ninja-Film wäre das kein Problem.«

»Ich denke nicht daran, so etwas von Ihnen zu verlangen. Natürlich nicht«, sagte die alte Dame in ernstem Ton. Dann verzog sie die Mundwinkel zu einem leichten Lächeln, als falle ihr erst jetzt auf, dass es sich um einen Scherz handelte. »So etwas kommt nicht in Frage.«

»Über noch etwas mache ich mir Gedanken«, sagte Aomame und sah der alten Dame in die Augen. »Die Little People. Wer oder was sind sie? Und was haben sie mit Tsubasa gemacht? Wir brauchen wohl auch noch ein paar Informationen über diese Little People.«

Die Finger der alten Dame ruhten noch immer auf ihren Augenbrauen. »Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht. Tsubasa spricht kaum, doch die Little People hat sie wie gesagt mehrmals erwähnt. Sie müssen irgendeine herausragende Bedeutung haben. Aber sie sagt mir nicht, wer oder was diese Little People sind. Sobald ich Tsubasa auf sie anspreche, schweigt sie hartnäckig. Geben Sie mir noch etwas Zeit. Ich versuche mehr herauszufinden.«

»Können Sie auch noch ausführlichere Informationen über die Vorreiter beschaffen?«

Die alte Dame lächelte ruhig. »Es gibt nichts auf dieser Welt, das man mit Geld nicht kaufen kann. Und ich bin –

besonders in dieser Angelegenheit – bereit, eine Menge Geld hinzulegen. Es kann eine Weile dauern, aber ich werde die nötigen Auskünfte ganz sicher bekommen.«

O doch, dachte Aomame, es gibt Dinge, die man mit allem Geld der Welt nicht kaufen kann. Zum Beispiel den Mond.

Sie wechselte das Thema. »Wollen sie Tsubasa wirklich zu sich nehmen und großziehen?«

»Natürlich. Ich habe vor, sie offiziell zu adoptieren.«

»Es ist Ihnen bestimmt bewusst, aber die gesetzlichen Formalitäten sind sicher sehr kompliziert. Vor allem unter diesen Umständen.«

»Darauf bin ich selbstverständlich vorbereitet«, sagte die alte Dame. »Ich werde mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln arbeiten und alles tun, was möglich ist. Ich werde Tsubasa niemand anderem überlassen.«

In die Stimme der alten Dame mischte sich ein scharfer Ton. Noch nie hatte sie Aomame gegenüber so viel von ihren Gefühlen preisgegeben. Das beunruhigte Aomame ein wenig. Anscheinend erkannte die alte Dame Aomames Unbehagen an ihrem Gesichtsausdruck.

Sie senkte ihre Stimme und sprach in vertraulichem Ton. »Ich habe es noch niemals jemandem erzählt. Es immer für mich behalten, weil es mir so schwerfiel, darüber zu sprechen. Aber zu Ihnen will ich aufrichtig sein. Meine Tochter war schwanger, als sie sich das Leben genommen hat. Im sechsten Monat. Wahrscheinlich wollte sie den kleinen Jungen nicht zur Welt bringen. Also hat sie das Kind mit sich in den Tod genommen. Wäre er geboren worden, hätte er jetzt Tsubasas Alter. Ich habe damals nicht nur einen, sondern zwei Menschen verloren.«



»Das tut mir sehr leid«, sagte Aomame.

»Haben Sie keine Angst. Meine persönlichen Erfahrungen beeinträchtigen mein Urteilsvermögen keineswegs. Ich werde Sie niemals unnötig in Gefahr bringen. Auch Sie sind wie eine geliebte Tochter für mich. Wir sind ja bereits eine Familie.«

Aomame nickte schweigend.

»Es gibt stärkere Bindungen als Blutsbande«, sagte die alte Dame ruhig.

Aomame nickte noch einmal.

»Dieser Mann muss unter allen Umständen verschwinden«, sagte die alte Dame wie zu sich selbst. Dann sah sie Aomame ins Gesicht. »Wir brauchen möglichst rasch eine Gelegenheit, um ihn aus dem Weg zu räumen. Bevor er noch jemandem etwas antun kann.«

Aomame beobachtete Tsubasa, die ihr gegenüber saß. Ihre Augen blickten ins Leere. Sie starrte auf einen Punkt im Raum. Das kleine Mädchen wirkte auf Aomame wie eine leere, abgeworfene Hülle.

»Aber wir wollen auch nichts überstürzen«, sagte die alte Dame. »Wir müssen äußerste Geduld üben und sehr wachsam sein.«

Die alte Dame wollte die Kleine zu Bett bringen, und Aomame ließ sie bei Tsubasa zurück und verließ allein das Haus. In dem großen Raum im Erdgeschoss saßen vier Frauen ins Gespräch vertieft um den Tisch. Die Szene wirkte fast unreal auf Aomame, als wären die Frauen Teil eines fiktiven Gemäldes, das den Titel »Frauen, die Geheimnisse teilen« hätte tragen können. Auch als Aomame an ihnen vorbeiging, änderte sich nichts an diesem Arrangement.

Vor der Eingangstür bückte sich Aomame und streichelte die Schäferhündin, die glücklich mit dem Schwanz wedelte. Sie fragte sich, warum der Hund, sooft sie ihm begegnete, eine so bedingungslose Freude zeigte. Aomame hatte noch nie in ihrem Leben ein Tier besessen, keinen Hund, keine Katze, keinen Vogel. Nicht einmal eine Topfpflanze hatte sie je ihr Eigen genannt. Plötzlich fiel es ihr wieder ein, und sie schaute zum Himmel, der jedoch von einer gleichmäßigen grauen Wolkenschicht bedeckt war, die die Ankunft der Regenzeit ankündigte. Von den Monden war nichts zu sehen. Es war eine ruhige, windstille Nacht. Obwohl das Mondlicht sanft durch die Wolken schimmerte, konnte sie nicht erkennen, wie viele Monde es waren.

Auf dem Weg zur U-Bahn-Station kreisten Aomames Gedanken um die Absonderlichkeit des Daseins. Wenn wir, wie die alte Dame meint, nicht mehr sind als Transporteure von Genen, so fragte sie sich, warum müssen dann wohl so viele Menschen ein so abseitiges Leben führen? Wäre das Ziel der Weitergabe von DNA nicht ausreichend erfüllt, wenn man um nichts anderes als Lebensunterhalt und Fortpflanzung bemüht dahinleben würde? Ohne sich überflüssigen Gedanken hinzugeben? War es für die Gene ein Vorteil, dass manche Menschen ein so verqueres Leben führten?

Ein Mann, der Vergnügen daran fand, noch nicht geschlechtsreifen Mädchen Gewalt anzutun, ein muskelbepackter schwuler Leibwächter; tiefgläubige Menschen, die lieber freiwillig starben, als sich einer Bluttransfusion zu unterziehen; eine im sechsten Monat schwangere Frau, die sich mit Schlaftabletten vergiftete; eine Frau, die unliebsame Männer tötete, indem sie ihnen

eine spitze Nadel in den Nacken stieß. Männer, die Frauen hassten, und Frauen, die Männer hassten. Welchen Vorteil brachte es für die Gene, dass solche Menschen existierten? Dienten sie bloß der Zerstreuung dieser Gene oder doch einem bestimmten anderen Zweck?

Aomame wusste es nicht. Was sie jedoch wusste, war, dass sie mittlerweile keine andere Wahl mehr hatte als dieses Leben. Es gibt keine Möglichkeit, dachte sie, es gegen ein anderes, neues einzutauschen. Es mag seltsam sein, es mag schräg sein, aber es ist mein Leben. Es ist ich.

Wie schön wäre es, wenn die alte Dame und Tsubasa glücklich werden könnten, dachte Aomame, während sie lief. Wenn sie wirklich glücklich werden könnten, würde es ihr nicht einmal etwas ausmachen, sich für sie zu opfern. Sie selbst hatte ohnehin keine nennenswerte Zukunft. Aber wenn sie ehrlich war, konnte sie sich nicht vorstellen, dass die beiden eines Tages ein friedliches, zufriedenes – oder zumindest ganz normales – Leben führen könnten. Wir sind mehr oder weniger alle von der gleichen Art, dachte Aomame. Jede von uns hat im Laufe ihres Lebens zu viel durchgemacht. Die alte Dame hat recht. Wir sind so etwas wie eine Familie. Eine große Familie, die einen endlosen Krieg führt, in der alle beschädigt sind. Unsere Gemeinsamkeit besteht in unseren seelischen Verletzungen.

Während Aomame noch über diese Dinge nachdachte, überkam sie das heftige physische Verlangen nach einem Mann. Kopfschüttelnd fragte sie sich, wieso in aller Welt ihr ausgerechnet jetzt nach einem Mann zumute war. Ob diese Woge des Verlangens von seelischer Anspannung herrührte, ob es sich um ein natürliches Signal handelte, das die in ihr gespeicherten Eizellen aussandten, oder ob es

ein Trick ihrer Gene war? Jedenfalls ging das Gefühl ziemlich tief. »Ich muss es mal wieder richtig krachen lassen«, hätte Ayumi wohl gesagt. Was sollte Aomame tun? Sie konnte in die übliche Bar gehen und einen passenden Mann aufreißen. Bis Roppongi war es nur eine Station. Aber sie war zu müde. Außerdem war sie nicht in einem Aufzug, in dem man sich einen Mann anlachte. ungeschminkt, in Turnschuhen und mit einer Sporttasche aus Plastik in der Hand. Sie würde nach Hause fahren, eine Flasche Rotwein öffnen, masturbieren und schlafen. Das war das Beste. Und sie würde aufhören, über den Mond nachzudenken.

Der Mann, der Aomame von Hiroo bis Jiyugaoka in der Bahn gegenüber saß, war äußerlich ganz nach ihrem Geschmack. Etwa Mitte vierzig, ovales Gesicht, zurückweichender Haaransatz. Auch die Form seines Kopfes war nicht übel. Er hatte eine gesunde Gesichtsfarbe und trug eine modische Brille mit schmalem schwarzem Rahmen. Vernünftig gekleidet war er auch. Er trug ein leichtes Sommerjackett aus Baumwolle, ein weißes Polohemd und braune Slipper. Auf seinem Schoß lag eine lederne Aktenmappe. Seinem Erscheinungsbild nach war er ein Angestellter, hatte aber bestimmt keinen bequemen Job. Er hätte Verlagslektor oder Architekt in einem kleinen Architekturbüro sein können. Vielleicht hatte er auch etwas mit Mode zu tun. Er war in ein Taschenbuch vertieft.

Aomame wünschte sich, mit ihm irgendwohin zu gehen und wilden Sex zu haben. Sie stellte sich vor, wie sie den erigierten Penis des Mannes mit einer Hand fest umschloss. So fest, dass sie ihm das Blut abdrückte. Und mit der anderen Hand zärtlich seine Hoden massierte. Es juckte ihr in den Fingern, die auf ihren Knien lagen. Ohne es zu

merken, öffnete und schloss sie ihre Hände. Ihr Atem ging schneller, ihre Schultern hoben und senkten sich. Langsam fuhr sie sich mit der Zungenspitze über die Lippen.

Aber in Jiyugaoka musste sie aussteigen. Ohne zu wissen, dass er das Objekt erotischer Phantasien geworden war, blieb der Mann bis wohin auch immer sitzen und las weiter in seinem Taschenbuch. Er schien die Frau auf dem Platz gegenüber nicht einmal bemerkt zu haben. Beim Aussteigen musste Aomame den Impuls unterdrücken, ihm sein blödes Taschenbuch aus der Hand zu reißen.

Um ein Uhr morgens lag Aomame in ihrem Bett. Sie schlief tief und hatte einen erotischen Traum. In diesem Traum hatte sie schöne Brüste von der Form und Größe von Pampelmusen. Ihre Brustwarzen waren hart und groß. Sie presste sie gegen den Unterleib eines Mannes. Sie schlief nackt mit gespreizten Beinen, ihre Kleider lagen auf dem Boden. Was die schlafende Aomame nicht wusste, war, dass noch immer die beiden Monde am Himmel standen. Der gute alte große Mond und der neue kleine.

Tsubasa und die alte Dame waren im selben Raum eingeschlafen. Tsubasa hatte sich in ihrem neuen karierten Pyjama ganz klein auf dem Bett zusammengerollt. Die alte Dame schlief in dem Lehnstuhl daneben. Um ihre Knie war eine Decke geschlagen. Sie hatte sich eigentlich zurückziehen wollen, sobald Tsubasa schlief, doch nun war sie selbst eingeschlafen. In dem Haus, das zurückgesetzt auf einer Anhöhe stand, war tiefe Stille eingekehrt. Nur das durchdringende Auspuffknattern eines durch entfernte Straßen rasenden Motorrads und das Heulen von Krankenwagensirenen waren gelegentlich zu hören. Auch die Schäferhündin schlief zusammengerollt vor der Eingangstür. Alle Vorhänge waren zugezogen, aber das

weiße Licht der Quecksilberlaternen sickerte hindurch. Hin und wieder riss die Wolkendecke auf, und die beiden Monde erschienen. Die Weltmeere richteten nun ihre Gezeitenströme nach ihnen.

Tsubasa schlief mit leicht geöffnetem Mund, eine Wange in das Kissen geschmiegt. Sie atmete kaum merklich, und ihr Körper war fast bewegungslos. Nur ihre Schultern zuckten mitunter ein bisschen. Ihr Stirnhaar hing ihr in die Augen.

Bald öffnete sich langsam ihr Mund, und nacheinander krochen die Little People daraus hervor. Sich vorsichtig umschauend, kamen sie einer nach dem anderen heraus. Wenn die alte Dame aufgewacht wäre, hätte sie sie sehen können, aber sie schlief tief und fest. So bald würde sie nicht aufwachen. Die Little People wussten das. Insgesamt waren es fünf. Als sie aus Tsubasas Mund schlüpfen, hatten sie etwa die Größe ihres kleinen Fingers, aber sobald sie im Freien standen, entfalteten sie sich wie Klappmöbel, bis sie eine Größe von etwa dreißig Zentimetern erreicht hatten. Alle trugen die gleiche, merkmalslose Kleidung. Auch ihre Gesichter wiesen keine Besonderheiten auf, sodass man sie nicht voneinander unterscheiden konnte.

Sie kletterten vom Bett auf den Boden und zogen einen Gegenstand von der Größe eines Nikuman, eines mit Fleisch gefüllten Hefekloßes, hervor. Dann nahmen sie ihn in ihre Mitte und begannen eifrig daran herumzuhantieren. Das Ding war weiß, dick und elastisch. Die Little People reckten die Arme in die Höhe und spannen mit geübten Fingern einen weißen halbtransparenten Faden aus der Luft, mit dem sie das Ding allmählich vergrößerten. Dieser Faden schien über eine geeignete Klebrigkeit zu verfügen. Inzwischen hatten die Little People eine Körpergröße von

fast sechzig Zentimetern erreicht. Offenbar konnten sie diese nach Bedarf variieren.

Stumm und emsig arbeiteten die Little People mehrere Stunden lang. Ihre Zusammenarbeit ging völlig reibungslos vonstatten. Tsubasa und die alte Dame schliefen die ganze Zeit über tief und ohne sich zu bewegen. Auch die anderen Frauen im Haus lagen in ungewöhnlich tiefem Schlummer. Die Schäferhündin schien zu träumen, ein Winseln entrang sich den Tiefen ihres Unterbewusstseins, und sie wälzte sich auf dem Rasen.

Und über allem standen, als hätten sie sich verabredet, die beiden Monde und tauchten die Welt in ihr seltsames Licht.

## KAPITEL 20

### Tengo

#### Die armen Giljaken

Tengo konnte nicht einschlafen. Fukaeri lag in seinem Pyjama im Bett und schlief fest. Er hatte sich auf der Couch ein einfaches Lager zurechtgemacht (sie war nicht unbequem, er hielt dort auch häufig ein Mittagsschläfchen), aber alles Liegen half nicht, er fühlte sich einfach nicht müde. Also setzte er sich an den Küchentisch und schrieb weiter an seinem Roman. Das Textverarbeitungsgerät stand im Schlafzimmer, daher schrieb er mit Kugelschreiber auf Aufsatzpapier. Er empfand das nicht als besonders umständlich. Wegen der größeren Geschwindigkeit und seiner Speicherkapazität war das Textverarbeitungsgerät natürlich praktisch, aber Tengo genoss es, die Zeichen auf diese altmodische Weise

mit der Hand zu Papier zu bringen.

Jedenfalls kam es äußerst selten vor, dass Tengo mitten in der Nacht schrieb. Am liebsten arbeitete er, wenn es draußen hell war und die Menschen ihrem Tagewerk nachgingen. Schrieb er jedoch, wenn alles um ihn im Dunkeln lag und tiefe Stille herrschte, fielen seine Texte mitunter zu dicht und zu schwer aus. Teile, die er nachts verfasst hatte, musste er stets am Tag noch einmal umschreiben. So arbeitete er besser gleich bei Tageslicht.

Doch jetzt, als er seit längerer Zeit wieder einmal nachts mit seinem Kugelschreiber hantierte, arbeitete sein Verstand mühelos. Er sprühte vor Ideen, und seine Geschichte floss frei dahin. Ein Gedanke verband sich auf ganz natürliche Weise mit dem nächsten. Kaum einmal geriet der Fluss ins Stocken, und unablässig glitt die Spitze des Kugelschreibers mit einem leichten Schaben über das weiße Papier. Irgendwann ermüdete Tengos rechte Hand, und er bewegte die Finger in der Luft wie ein Pianist, der imaginäre Tonleitern übt. Es ging auf halb eins zu. Draußen herrschte eine fast unheimliche Stille. Die Wolken, die den Himmel über der Stadt wie eine dicke Schicht aus Watte bedeckten, schienen jedes überflüssige Geräusch zu ersticken.

Wieder ergriff er den Stift und reihte die Wörter auf dem Papier aneinander. Plötzlich fiel ihm etwas ein. Morgen war der Tag, an dem für gewöhnlich seine Freundin kam. Wie immer freitags gegen elf Uhr vormittags. Davor musste er Fukaeri noch irgendwie loswerden. Glücklicherweise benutzte sie kein Parfum, denn seine Freundin hätte den Geruch einer anderen Person in seinem Bett sofort bemerkt. Sie war von Natur aus sehr argwöhnisch und eifersüchtig. Dass sie selbst hin und wieder mit ihrem



Mann schlief, spielte für sie keine Rolle. Doch Tengo brauchte nur mit einer anderen Frau auszugehen, und sie wurde ernsthaft böse.

»Dass ich mit meinem Mann schlafe, ist etwas völlig anderes«, hatte sie ihm erklärt. »Das geht auf separate Rechnungen.«

»Separat?«

»Das sind zwei ganz verschiedene Posten.«

»Du meinst in deinem Gefühlshaushalt?«

»Genau. Die verwendeten Körperteile sind zwar dieselben, aber es kommen unterschiedliche Gefühle zum Einsatz. Als erwachsene Frau besitze ich die Fähigkeit zu trennen. Aber dass du mit einer anderen Frau schläfst, kann ich nicht erlauben.«

»Das mache ich doch gar nicht«, sagte er.

»Auch wenn du mit keiner anderen Sex hast«, sagte seine Freundin, »beleidigt es mich, wenn du allein die Möglichkeit in Betracht ziehst.«

»Allein die Möglichkeit?«, fragte Tengo erstaunt.

»Du scheinst weibliche Gefühle nicht zu verstehen. Und das, obwohl du Romane schreibst.«

»Das kommt mir aber ziemlich unfair vor.«

»Kann sein. Ich werde es wiedergutmachen«, sagte sie. Und das war nicht gelogen.

Tengo war nicht unglücklich in der Beziehung zu seiner älteren Freundin. Sie war keine Schönheit im landläufigen Sinne, aber ihr Gesicht hatte etwas entschieden Einmaliges. Es gab vielleicht sogar Menschen, die es hässlich fanden. Aber Tengo hatte es von Anfang an gefallen. Außerdem gab es im Bett nicht das Geringste an ihr auszusetzen. Ihrerseits

stellte sie keine großen Anforderungen an Tengo. Nur, dass sie einmal pro Woche drei oder vier Stunden zusammen verbrachten und miteinander schliefen. Wenn möglich zweimal. Und dass er sich keiner anderen Frau näherte. Im Grunde war das alles, was sie von ihm verlangte. Sie hing sehr an ihrer Familie und hatte nicht die Absicht, sie für Tengo aufzugeben. Es war nur so, dass die sexuelle Beziehung zu ihrem Mann sie nicht ausreichend befriedigte. Für beide – sie und Tengo – hielten sich die Vor- und Nachteile einigermaßen die Waage.

Tengo verspürte kein besonderes Verlangen nach anderen Frauen. Was er vor allem brauchte, war, ungestört Zeit für sich verbringen zu können. Regelmäßiger Geschlechtsverkehr war garantiert, also gab es für ihn keine Veranlassung, nach anderen Frauen Ausschau zu halten. Er hatte ohnehin kein Interesse, gleichaltrige Frauen kennenzulernen. Sich zu verlieben, eine feste Beziehung einzugehen und die Verantwortung anzunehmen, die dies unweigerlich mit sich brachte, schien ihm nicht erstrebenswert. Die Entwicklungsphasen einer Beziehung, die Andeutungen hinsichtlich ihrer Möglichkeiten, die Erwartungshaltung, die kaum zu vermeidenden Konflikte – mit all diesen komplizierten Dingen wollte er sich möglichst nicht belasten.

Schon die Vorstellung von Verpflichtungen machte Tengo Angst und ließ ihn zurückschrecken. So hatte er in seinem bisherigen Leben stets alle verpflichtenden Bindungen geschickt vermieden. Er lebte allein, frei und ruhig, indem er sich nicht in komplizierte zwischenmenschliche Beziehungen verwickeln ließ, Einschränkungen durch die Regeln anderer so gut wie möglich vermied und weder gab noch nahm. Er war konsequent und bereit, auch damit

verbundene Nachteile in Kauf zu nehmen.

So hatte es Tengo schon früh im Leben zu einer Methode gemacht, sich unauffällig zu verhalten. Er bemühte sich stets, seine Fähigkeiten herunterzuspielen, seine persönliche Meinung für sich zu behalten, sich nicht hervorzutun und sich überhaupt möglichst im Hintergrund zu halten. Tengo war von Kindheit an immer auf sich gestellt gewesen. Aber ein Kind ist nie wirklich unabhängig. Wenn sich ein starker Wind erhob, musste er sich eine Zuflucht suchen und sich an etwas festklammern, um nicht davongeweht zu werden. Nie durfte er die Gefahr aus den Augen verlieren. Wie die Waisenkinder in den Romanen von Dickens.

Bisher war Tengos Leben einigermaßen günstig verlaufen. Es war ihm größtenteils gelungen, Verpflichtungen aus dem Weg zu gehen. Ohne an der Universität zu bleiben, eine feste Stelle anzunehmen oder zu heiraten, hatte er einen Beruf gefunden, der ihm vergleichsweise viel Freiheit ließ; er hatte eine Sexualpartnerin, die ihn befriedigte (und kaum Ansprüche stellte), und konnte seine reichlich vorhandene Zeit auf das Schreiben verwenden. Zu guter Letzt war er noch zufällig seinem literarischen Mentor Komatsu über den Weg gelaufen, dem er regelmäßige Aufträge verdankte. Von seinen Romanen war zwar noch keiner erschienen, aber ansonsten gab es in seinem Leben keine Einschränkungen. Er hatte keine Freunde und keine Freundin, die erwarteten, dass er sich mit ihnen verabedete. Bisher hatte er mit etwa zehn Frauen geschlafen. Keine der Beziehungen hatte länger gehalten, doch zumindest war er frei.

Aber seit er das Manuskript von Fukaeris »Die Puppe aus Luft« in die Hände bekommen hatte, schien sein friedliches

Leben an einigen Stellen aus den Fugen zu geraten. Zum einen hatte Komatsu ihn beinahe mit Gewalt in seinen riskanten Plan hineingezogen. Dann hatte die schöne junge Frau ihn auf eine persönliche und wundersame Weise in seinem Innersten berührt. Seine Arbeit an »Die Puppe aus Luft« schien einen Wandel in ihm hervorgerufen zu haben, durch den er nun getrieben wurde, mit nie zuvor gekanntem Ehrgeiz einen eigenen Roman zu schreiben. Dies war natürlich ein Wandel zum Besseren. Praktisch jedoch war damit sein bisheriger selbstgenügsamer Lebensstil einschneidenden Veränderungen unterworfen.

Jedenfalls war morgen Freitag. Seine Freundin würde kommen. Bis dahin musste er Fukaeri aus dem Haus haben.

Gegen zwei Uhr morgens stand Fukaeri plötzlich auf. Sie öffnete die Schlafzimmertür und kam im Pyjama in die Küche. Sie trank ein großes Glas Leitungswasser und setzte sich, während sie sich die Augen rieb, Tengo gegenüber an den Küchentisch.

»Störe ich«, fragte sie wie üblich ohne fragende Intonation.

»Nein, du störst nicht.«

»Was schreiben Sie da.«

Tengo klappte seinen Block zu und legte den Kugelschreiber auf den Tisch.

»Nichts Besonderes«, sagte Tengo. »Ich wollte sowieso allmählich Schluss machen.«

»Kann ich ein bisschen bei Ihnen sitzen«, fragte Fukaeri.

»Aber sicher. Ich trinke einen Schluck Wein. Möchtest du auch?«

Sie schüttelte den Kopf. Nein, danke, hieß das. »Ich

möchte eine Weile aufbleiben.«

»In Ordnung. Ich bin auch noch nicht müde.«

Tengo Pyjama war Fukaeri viel zu groß, und sie hatte Ärmel und Hosenbeine weit hochgekrempelt. Wenn sie sich nach vorn beugte, konnte er den Ansatz ihrer Brüste sehen. Beim Anblick von Fukaeri in seinem Schlafanzug fiel Tengo das Atmen seltsam schwer. Er öffnete den Kühlschrank und goss sich den Rest Wein ins Glas, der noch in der Flasche war.

»Hast du keinen Hunger?«, fragte Tengo. Auf dem Weg zu seiner Wohnung waren die beiden in ein kleines Restaurant am Bahnhof Koenji eingekehrt und hatten Spaghetti gegessen. Aber die Portionen waren nicht groß gewesen, außerdem war seither einige Zeit vergangen. »Ich könnte dir ein Sandwich oder eine andere Kleinigkeit machen.«

»Nein. Ich würde lieber lesen, was Sie geschrieben haben.«

»Jetzt gleich?«

»Ja.«

Tengo nahm den Kugelschreiber und zwirbelte ihn zwischen den Fingern. Er wirkte sehr klein in seiner großen Hand. »Ich zeige mein Manuskript niemandem, bevor es fertig ist. Das bringt Unglück.«

»Unglück.«

»Ein persönlicher Aberglaube.«

Fukaeri sah ihn einen Moment lang an und raffte den Schlafanzug am Kragen zusammen. »Dann lesen Sie mir etwas anderes vor.«

»Kannst du dann besser einschlafen?«

»Ja.«

»Professor Ebisuno liest dir wohl oft vor?«

»Der Sensei bleibt immer bis morgens auf.«

»Hat er dir auch die Geschichte von den Heike vorgelesen?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Die habe ich auf Band gehört.«

»Und alles behalten. Aber das müssen ja viele Kassetten sein, oder?«

Fukaeri zeigte mit beiden Händen die Menge, die die Kassetten umfassten. »Sehr viele.«

»Welchen Abschnitt hast du auf der Pressekonferenz zitiert?«

»Die Flucht des Hogan aus der Hauptstadt.«

»Die Taira sind geschlagen, aber bei den siegreichen Minamoto bricht eine Fehde aus und Yoshitsune muss, von Yoritomo vertrieben, die Hauptstadt verlassen.«

»Ja.«

»Welche Stellen kannst du noch auswendig?«

»Sagen Sie, was Sie hören möchten.«

Tengo versuchte sich an eine der zahlreichen Episoden der langen Geschichte von den Heike zu erinnern. »Die Seeschlacht von Dan-no-ura«, sagte er aufs Geratewohl.

Schon hatten die Krieger der Genji die Schiffe der Heike geentert.

Seeleute und Ruderer, von Pfeilen durchbohrt und Schwertern erschlagen,

vermochten das Schiff nicht zu lenken, weil sie unten im Schiffsbauch lagen.

Tomomori, Neuer Ratsherr der Mitte, stieg in ein Boot und betrat des Kaisers Schiff.

»Auf dieser Welt scheint nun das Ende nah. Werft sogleich ins Meer, was das Auge beleidigen mag«, rief er. Er eilte von hier nach da, fegte, wischte den Schmutz fort und reinigte das Schiff mit eigener Hand.

Als die Damen fragten: »Herr Mittlerer Rat, sagt an, wie steht es um die Schlacht?«, rief er und lachte rau: »Die Damen werden die seltene Gelegenheit haben, die Bekanntschaft einiger Männer aus dem Osten zu machen.«

»Wie könnt Ihr in einem Augenblick wie diesem Euren Spott mit uns treiben!«, riefen die Damen.

Eine Nonne im zweiten Rang hatte längst ihren Entschluss gefasst. Sie legte sich ihre beiden tiefgrauen Untergewänder über den Kopf, raffte ihren Rock aus Glanzseide zu beiden Seiten, klemmte sich die Gebetskette unter den Arm, gürtete das kostbare heilige Schwert und hob den kleinen Kaiser in ihre Arme.

»Bin ich auch nur ein Weib, so werde ich dennoch nicht in die Hände der Feinde fallen. Ich verlasse mit unserer Hoheit diese Welt. Ihr, deren Herzen ihm treu ergeben sind, eilt, mir zu folgen«, rief sie und lief an den Rand des Schiffes.

Der Kaiser war acht Jahre alt,  
schien reifer doch als seine Jahre.  
Strahlend schön sein Antlitz,  
sein langes schwarzes Haar strömte ihm den Rücken hinab.

Verwirrt fragte der junge Kaiser:

»Wohin bringt Ihr mich, Großmutter?«

Mit Mühe die Tränen zurückhaltend, wandte sie sich ihm zu und sprach:

»Ihr müsst es verstehen.

Kaiser wurdet Ihr, denn Ihr habt in Eurem früheren Leben die Zehn Gebote der Güte befolgt, doch nun reißt ein übles Karma Euch mit sich, und Euer Glück ist bereits aufgebraucht.

Wendet Euch gen Osten

und nehmt Abschied vom Großen Schrein in Ise, sodann wendet Euch gen Westen und verneigt Euch und sprecht den Namen von Amida-Buddha, sodass er Euch in sein Reines Land im Westen geleite.

Diese Erde ist voll von Leid,

ich bringe Euch in ein glückliches Land, das man das Paradies nennt«,

so sprach sie weinend.

Der junge Kaiser trug das taubenblaue Gewand und die Frisur eines Knaben.

Die Augen voll Tränen legte er die schönen kleinen Hände zusammen,

kniete sich zuerst nach Osten

und nahm Abschied vom Großen Schrein in Ise.

Sodann wandte er sich nach Westen

und rief den Namen Amidas an.

Die Nonne zweiten Ranges hob ihn auf.

»Auch unter den Wellen liegt eine Hauptstadt«,

tröstete sie ihn und sprang mit ihm in die Tiefe.

Als Tengo Fukaeri mit geschlossenen Augen zuhörte,



hatte er das Gefühl, dem Vortrag eines blinden Balladensängers zu lauschen. Es wurde ihm wieder bewusst, dass es sich bei der Geschichte von den Heike um ein ursprünglich mündlich überliefertes Epos handelte. Fukaeri hatte eigentlich eine sehr monotone Art zu sprechen, ohne wahrnehmbaren Akzent oder Intonation, aber als sie zu rezitieren begann, entwickelte ihre Stimme eine erstaunliche Kraft und Klangfülle. Es war beinahe, als habe etwas von ihr Besitz ergriffen und beseele sie. Sie erweckte die Ereignisse der großen Seeschlacht, die 1185 in der Straße von Kanmon stattgefunden hatte, zu neuem Leben. Die Niederlage der Taira – oder Heishi, wie sie auch genannt wurden – stand bereits fest, und Tokiko, die Gemahlin des Clanoberhaupts Kiyomori, sprang mit dem kleinen Kaiser Antoku ins Meer. Die Hofdamen, die ebenfalls nicht den Kriegern aus dem Osten des Landes in die Hände fallen wollten, folgten ihr. Tomomori, die Nonne im zweiten Rang, bezwang ihren Schmerz und ermutigte die adligen Damen mit neckenden Worten zum Freitod. Falls sie den Tod scheuten, würden sie noch im Leben einen Vorgeschmack auf die Hölle bekommen. Besser sei es, hier auf der Stelle ihr Leben zu beenden.

»Soll ich weitermachen«, fragte Fukaeri.

»Nein, das genügt. Danke schön«, sagte Tengo, noch immer fast sprachlos vor Staunen.

Kein Wunder, dass den Journalisten die Worte gefehlt hatten. »Aber wie konntest du dir so etwas in voller Länge merken?«

»Ich habe die Kassetten immer wieder gehört.«

»Ein normaler Mensch könnte das nicht alles auswendig, auch wenn er es mehrmals gehört hätte«, sagte Tengo.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Hatte diese junge Frau zum Ausgleich für ihre Legasthenie vielleicht eine überdurchschnittliche Fähigkeit entwickelt, sich zu merken, was sie hörte? Wie Kinder mit Savant-Syndrom gewaltige Mengen visueller Informationen in kürzester Zeit in ihrem Gedächtnis zu speichern vermochten?

»Ich möchte ein Buch lesen«, sagte Fukaeri.

»Was würde dir denn gefallen?«

»Haben Sie das Buch, von dem der Sensei neulich gesprochen hat«, fragte Fukaeri. »Das, in dem der Große Bruder vorkommt.«

»1984? Nein, das habe ich nicht hier.«

»Wie geht die Geschichte?«

Tengo versuchte sich an die Handlung zu erinnern. »Ich habe es vor langer Zeit mal in der Schulbibliothek gelesen, aber ich bekomme es nicht mehr genau zusammen. Jedenfalls ist es schon im Jahre 1949 erschienen, als 1984 noch in ferner Zukunft lag.«

»Unser Jahr.«

»Ja, genau, auch die Zukunft wird irgendwann Wirklichkeit. Und dann ist sie auch schon gleich wieder Vergangenheit. George Orwell hat in seinem Roman die zukünftige Gesellschaft als totalitär und düster geschildert. Sie wird von einem Dikator, dem Großen Bruder, beherrscht. Jegliche Informationen werden kontrolliert, sogar die Geschichte wird unentwegt umgeschrieben. Der Held arbeitet in einem Ministerium, und seine Aufgabe in dieser Behörde besteht darin, Texte umzuschreiben. Sobald eine neue Geschichte geschaffen ist, wird die alte völlig gelöscht. Außerdem wird die Sprache verändert, und auch die Bedeutung bestehender Worte wird geändert. Und weil

die Geschichte ständig umgeschrieben wird, weiß schließlich niemand mehr, was wirklich geschehen ist. Auch Freund und Feind sind nicht mehr zu unterscheiden. Das ist ungefähr die Handlung.«

»Geschichte umschreiben.«

»Menschen ihrer wahren Geschichte zu berauben ist das Gleiche, wie ihnen einen Teil ihrer Individualität zu rauben. Das ist ein Verbrechen.«

Fukaeri dachte eine Weile nach.

»Unser Gedächtnis besteht aus persönlichen und kollektiven Erinnerungen. Beide sind eng miteinander verflochten. Und Geschichte ist so etwas wie ein Teil unseres kollektiven Gedächtnisses. Wird sie uns gestohlen oder umgeschrieben, können wir die Persönlichkeit, auf die wir Anspruch haben, nicht mehr bewahren.«

»Aber Sie schreiben doch auch um.«

Tengo lachte und nahm einen Schluck Wein. »Ich habe nur deine Geschichte ein bisschen bearbeitet. Historie umzuschreiben ist eine ganz andere Sache.«

»Aber das Buch über den Großen Bruder haben Sie nicht hier«, fragte Fukaeri.

»Leider nein. So kann ich dir nicht daraus vorlesen.«

»Etwas anderes geht auch.«

Tengo ging zum Regal und las die Buchrücken. Die meisten der Bücher hatte er gelesen, aber er besaß auch nicht besonders viele. Er stellte seine Wohnung nicht gern voll. Deshalb brachte er ausgelesene Bücher, von einigen besonderen Exemplaren abgesehen, stets ins Antiquariat. Er bemühte sich, nur welche zu kaufen, die er gleich lesen konnte. Wichtige Bücher las er sorgfältig, sodass sie sich

ihm einprägten. Was er sonst noch brauchte, lieh er sich aus der Stadtteilbibliothek.

Tengo brauchte eine Weile, bis er sich entschieden hatte. Er war es nicht gewöhnt, laut vorzulesen, und konnte deshalb schlecht sagen, welche Art von Buch sich dafür eignete. Nach langem Zögern nahm er *Die Insel Sachalin* von Anton Tschechow aus dem Regal. Er hatte es in der vergangenen Woche zu Ende gelesen und die interessantesten Stellen mit Lesezeichen versehen. Das würde ihm helfen, rasch etwas Passendes aufzuschlagen.

Ehe er vorzulesen begann, gab er Fukaeri einige kurze Erklärungen. Tschechow war, als er 1890 nach Sachalin aufbrach, erst dreißig Jahre alt gewesen. Niemand kannte den wahren Grund für den Entschluss des Stadtmenschen Tschechow – er gehörte zur Generation nach Tolstoi und Dostojewski –, der als hochgeschätzter aufstrebender junger Autor in der Hauptstadt Moskau ein angenehmes Leben führte, ganz allein zur für damalige Verhältnisse am Ende der Welt gelegenen Insel Sachalin aufzubrechen und sich so lange dort aufzuhalten. Sachalin war vor allem als Strafkolonie erschlossen worden und galt jedem normalen Menschen als Inbegriff von Elend und Unglück. Da zu jener Zeit die transsibirische Eisenbahn noch nicht existierte, musste Tschechow die gesamte Strecke von 4000 Kilometern durch eisiges Gebiet vornehmlich mit der Pferdekutsche zurücklegen, eine Strapaze, die seine ohnehin nicht gerade robuste Konstitution grausam in Mitleidenschaft zog. Das Buch *Die Insel Sachalin*, das er über seine achtmonatige Reise in den entlegenen Osten schrieb, verwunderte die meisten seiner Leser. Man merkt ihm keine literarischen Ambitionen an, es gleicht eher einer Reportage oder einer topographischen Schilderung.

Es wurde getuschelt und spekuliert, warum Tschechow in einer Zeit, die für ihn als Autor so wichtig war, »etwas so Sinnloses« unternommen habe. Einige Kritiker warfen ihm »Großmannssucht« vor. Oder vertraten die Ansicht, er könne nicht mehr schreiben und habe nun »Material« gesucht. Tengo zeigte Fukaeri die zu dem Buch gehörende Landkarte und erklärte ihr die Lage von Sachalin.

»Warum ist Tschechow nach Sachalin gefahren«, fragte Fukaeri.

»Du meinst, was ich darüber denke?«

»Ja. Haben Sie das Buch gelesen.«

»Ja.«

»Was dachten Sie.«

»Dass Tschechow den wahren Grund für seine Reise vielleicht selbst nicht kannte«, antwortete Tengo. »Oder er wollte einfach mal hin. Wurde von dem unwiderstehlichen Drang ergriffen, dorthin zu fahren, als er sich die Form der Insel Sachalin auf der Landkarte anschaute oder so. Ich habe so etwas selbst schon erlebt. Bei manchen Orten bekommt man das Gefühl, ›Da muss ich unbedingt hin‹, wenn man sie auf der Karte sieht. Und aus irgendeinem Grund sind sie meistens weit weg und schwer zu erreichen. Jedenfalls kann man es dann nicht mehr aushalten, ohne zu wissen, wie die Landschaft dort aussieht und was dort passiert. So was ist quasi wie Masern, es kommt und geht. Eine Art Neugierde im reinsten Sinne. Eine Eingebung, für die es keine Erklärung gibt. Allerdings war damals eine Reise von Moskau nach Sachalin eine kaum vorstellbare Tortur, daher war Neugier für Tschechow sicher nicht der einzige Grund.«

»Welchen gab es noch?«

»Tschechow war nicht nur Schriftsteller, er war auch Arzt. Vielleicht wollte er als Wissenschaftler die entlegenen Landesteile des riesigen russischen Reiches mit eigenen Augen erforschen. Außerdem bereitete es ihm wohl Unbehagen, ein beliebter Autor in Hauptstadtkeisen zu sein. Die Moskauer Literaten langweilten ihn, und er konnte sich nicht an die affektierten Literaturzirkel gewöhnen. Das Gift und die Bosheit der Kritiker erregten nichts als Widerwillen in ihm. So diente ihm die Reise nach Sachalin unter Umständen als eine Art Pilgerschaft, um sich von diesem literarischen Unrat reinzuwaschen. Die Insel wirkte in vieler Hinsicht überwältigend auf ihn. Vielleicht hat Tschechow seine Reise deshalb nicht belletristisch verarbeitet. Sie war keine oberflächliche Angelegenheit, die ihm einfach Stoff für einen Roman lieferte. Vielleicht hatte Sachalin ihn sozusagen infiziert und war so zu einem Teil seiner selbst geworden. Oder das, was er dort fand, war genau das, was er gesucht hatte.«

»Ist das Buch interessant«, fragte Fukaeri.

»Ich fand es interessant. Es ist sehr sachlich, Tschechow listet eine Menge Zahlen und Statistiken darin auf, und es hat, wie gesagt, so gut wie keinen literarischen Charakter. Tschechows naturwissenschaftliches Interesse überwiegt. Außerdem kann man auch so etwas wie eine aufrechte Entschlossenheit darin erkennen. Die in die nüchternen Berichte eingefügten Beobachtungen der Menschen, denen er hier und da begegnete, und seine Landschaftsbeschreibungen sind sehr eindrucksvoll. Als eine Dokumentation, die fast ausschließlich Fakten aneinanderreicht, ist das Buch auf alle Fälle nicht schlecht. Einige Stellen sind sogar großartig. Zum Beispiel der Teil über die Giljaken.«

»Giljaken«, sagte Fukaeri.

»Die Giljaken sind die Ureinwohner von Sachalin, die lange bevor die Russen die Insel kolonisierten dort lebten. Ursprünglich bewohnten sie den Süden, scheinen aber von Ainu, die aus Hokkaido kamen, verdrängt worden zu sein und siedelten sich dann in der Mitte der Insel an. Die Ainu ihrerseits waren von den Japanern aus Hokkaido verdrängt worden. Tschschow beschäftigte sich sehr eingehend mit der Alltagskultur der Giljaken, die durch die Russisierung von Sachalin rapide verlorenging, und bemühte sich, zumindest einige ihrer Aspekte schriftlich festzuhalten.«

Tengo schlug den Abschnitt über die Giljaken auf und las. Damit seine Zuhörerinnen ihm leichter folgen konnten, änderte und kürzte er einige Sätze entsprechend.

»Die Giljaken sind von kräftiger untersetzter Gestalt; sie sind von mittlerem, sogar kleinem Wuchs. Ein höherer Wuchs hätte sie in der Taiga nur behindert. Ihre Knochen sind stark und zeichnen sich durch kräftige entwickelte Fortsätze, Kämme und Knoten aus, an denen die Muskeln befestigt sind. All das lässt auf feste, starke Muskeln und einen ständigen angestrengten Kampf mit der Natur schließen. Ihr Körper ist mager, sehnig ohne Fettpolster; man sieht keine runden und dicken Giljaken. Offenbar wird das ganze Fett für die Erzeugung von Wärme verbraucht, um die Verluste zu ersetzen, die der Körper der Sachaliner durch die niedrigen Temperaturen und die übermäßige Luftfeuchtigkeit erleidet. In Anbetracht dessen kann man verstehen, warum die Giljaken so viel Fett in ihrer Nahrung brauchen. Sie essen fettes Robbenfleisch, Lachs, Stör- und Walfett und Fleisch mit Blut, das alles in großen Mengen, in rohem, getrocknetem und oft in gefrorenem Zustand, und weil sie grobe Kost essen, sind bei ihnen die Stellen, wo

die Kaumuskeln befestigt sind, außerordentlich entwickelt und alle Zähne stark abgenutzt. Die Kost ist ausschließlich tierisch, und selten, nur wenn zu Hause gegessen wird oder bei einem kleinen Gelage, werden mandschurischer Knoblauch und Beeren hinzugefügt. Nach dem Zeugnis von Nevelskoj halten die Giljaken den Ackerbau für eine große Sünde; wer den Boden umzugraben beginnt und etwas anpflanzt, der muss unbedingt sterben. Aber das Brot, mit dem sie von den Russen bekannt gemacht wurden, essen sie mit großem Vergnügen wie einen Leckerbissen. Und inzwischen ist es nicht selten, dass man in Alexandrovsk und Rykovskoe einen Giljaken antrifft, der ein großes rundes Brot unter dem Arm trägt.«

Tengo machte eine Lesepause und holte Luft. Fukaeri hörte wie erstarrt zu, und ihre Miene zeigte keinerlei Regung.

»Soll ich weiterlesen? Oder wollen wir ein anderes Buch nehmen?«, fragte er.

»Ich möchte mehr über die Giljaken wissen.«

»Dann lese ich weiter.«

»Kann ich ins Bett«, fragte Fukaeri.

»Ja, klar«, sagte Tengo.

Also zogen die beiden ins Schlafzimmer um. Fukaeri legte sich ins Bett, Tengo zog sich einen Stuhl heran und fuhr fort zu lesen.

»Die Giljaken waschen sich niemals, sodass es sogar den Ethnographen schwerfällt, die richtige Farbe ihrer Gesichter zu bestimmen. Die Wäsche wird nicht gewaschen, und ihre Pelzkleidung und das Schuhwerk sehen aus, als seien sie einem toten Hund abgezogen worden. Die Giljaken selbst verbreiten einen schweren,



herben Geruch, und die Nähe ihrer Behausungen erkennt man an einem ekelhaften Gestank nach getrocknetem Fisch und Fischabfällen, der manchmal nicht zu ertragen ist. Neben jeder Jurte steht gewöhnlich eine Trockenkammer, die bis oben mit halbierten Fischen gefüllt ist, die von weitem, besonders wenn sie von der Sonne bestrahlt werden, Korallenketten ähnlich sehen. Neben diesen Kammern sah Krusenstern eine Menge kleiner Würmer, die drei Zentimeter hoch die Erde bedeckten.«

»Krusenstern.«

»Ein früher Forscher, glaube ich. Tschechow war sehr wissbegierig und hatte alle Bücher gelesen, die bis dahin über Sachalin geschrieben worden waren.«

»Lesen Sie weiter.«

»Im Winter ist die Jurte von beißendem Qualm erfüllt, der vom Herd kommt, dazu rauchen die Giljaken, ihre Frauen und sogar die Kinder noch Tabak. Über die Krankheiten und die Sterblichkeit der Giljaken ist nichts bekannt, aber man muss annehmen, dass diese hygienisch ungesunde Umgebung nicht ohne schädlichen Einfluss auf ihre Gesundheit bleibt. Vielleicht ist sie schuld am kleinen Wuchs der Giljaken, der Aufgedunsenheit ihrer Gesichter, einer gewissen Schlaffheit und Faulheit.«

»Die armen Giljaken«, sagte Fukaeri.

»Über den Charakter der Giljaken äußern sich die Autoren verschieden, aber alle sind sich darin einig, dass dieses Volk nicht kampflustig ist, keine Streitigkeiten und Schlägereien liebt und sich gut mit seinen Nachbarn verträgt. Gegenüber neu angekommenen Menschen waren sie immer misstrauisch, sie fürchteten für ihre Zukunft, aber sie begegneten ihnen jedes Mal liebenswürdig, ohne

den kleinsten Protest. Sie logen höchstens, wenn sie Sachalin in den düstersten Farben schilderten, um damit die Ausländer von der Insel fernzuhalten. Die Begleiter Krusensterns umarmten sie, und als L. I. Šrenk erkrankte, verbreitete sich diese Nachricht sehr schnell unter den Giljaken und rief aufrichtige Trauer hervor. Sie lügen nur, wenn sie Handel treiben oder sich mit einem verdächtigen und nach ihrer Meinung gefährlichen Menschen unterhalten, aber bevor sie eine Lüge aussprechen, werfen sie einander Blicke zu – wie die Kinder. Jede Lüge und Prahlerei in einer gewöhnlichen, nicht geschäftlichen Angelegenheit ist ihnen widerlich.«

»Die guten Giljaken«, sagte Fukaeri.

»Wenn die Giljaken Aufträge übernehmen, führen sie diese gewissenhaft aus. Es ist noch nicht vorgekommen, dass ein Giljake unterwegs die Post weggeworfen oder fremde Sachen unterschlagen hätte. Sie sind lebhaft, gescheit, lustig, ungezwungen und haben in der Gesellschaft von Mächtigen und Reichen keinerlei Hemmungen. Sie erkennen keine Macht über sich an, und es scheint, dass sie nicht einmal die Begriffe älter und jünger kennen. Bei den Giljaken wird, wie man sagt und schreibt, auch innerhalb der Familie das Alter nicht geehrt. Der Vater denkt nicht daran, dass er älter als sein Sohn ist, der Sohn achtet den Vater und lebt, wie er will. Die alte Mutter hat in der Jurte nicht mehr zu sagen als das halbwüchsige Mädchen. Bošniak schreibt, er habe öfter gesehen, wie der Sohn die eigene Mutter schlug und aus dem Hause jagte und keiner es wagte, ihm ein Wort zu sagen. Die männlichen Familienmitglieder sind untereinander gleich. Wenn man Giljaken mit Wodka bewirtet, so muss man auch dem allerkleinsten anbieten.

Die Familienangehörigen weiblichen Geschlechts sind gleich rechtlos, sei es die Großmutter, die Mutter oder ein ganz kleines Mädchen. Sie werden wie Haustiere behandelt, wie ein Gegenstand, den man hinauswerfen, verkaufen und wie einen Hund mit dem Fuß stoßen kann. Trotzdem lieblosen die Giljaken zwar ihre Hunde, aber niemals ihre Frauen. Die Ehe ist eine nichtige Angelegenheit, sie ist unwichtiger als beispielsweise ein Trinkgelage und wird ohne religiöse oder abergläubische Bräuche arrangiert. Der Giljak tauscht einen Speer, ein Boot oder einen Hund gegen ein junges Mädchen ein, nimmt sie mit in seine Jurte und legt sich mit ihr aufs Bärenfell – das ist alles. Polygamie ist gestattet, sie hat sich aber nicht sehr durchgesetzt, obwohl es anscheinend mehr Frauen gibt als Männer. Die Verachtung der Frau als Gegenstand nimmt beim Giljaken solche Ausmaße an, dass er in der Frauenfrage sogar die Sklaverei im wahrsten und schlimmsten Sinne dieses Wortes nicht anstößig findet. Offenbar ist die Frau bei ihnen das gleiche Handelsobjekt wie Tabak oder Baumwolle. Der schwedische Schriftsteller Strindberg, ein bekannter Weiberfeind, für den die Frau nur Sklavin zu sein und den Launen des Mannes zu dienen hat, ist eigentlich ein Gesinnungsfreund der Giljaken. Wenn er einmal nach Nordsachalin gekommen wäre, hätten sie ihn lange umarmt.«

Hier machte Tengo eine Pause, aber Fukaeri schwieg nur, ohne eine Reaktion zu zeigen. Tengo fuhr fort.

»Sie haben kein Gericht und wissen nicht, was Rechtsprechung bedeutet. Wie schwer es ihnen fällt, uns zu verstehen, sieht man beispielsweise daran, dass sie bis jetzt nicht ganz die Bestimmung von Wegen verstehen. Sogar dort, wo schon Wege angelegt sind, wandern sie immer

quer durch die Taiga. Man kann oft sehen, wie sie, ihre Familien und die Hunde sich im Gänsemarsch mühsam durch das Moor bewegen, und zwar neben dem Weg.«

Fukaeri hatte die Augen geschlossen und atmete ruhig. Tengo beobachtete eine Weile ihr Gesicht, konnte aber nicht erkennen, ob sie schlief oder nicht. Er beschloss, weiterzulesen, und schlug eine andere Seite auf. Vielleicht würde sie dann noch tiefer schlafen. Außerdem hatte er große Lust, Tschschows Text laut vorzulesen.

»An der Mündung der Najba stand früher Fort Nabuč. Es wurde 1866 gegründet. Micul fand hier achtzehn Gebäude, sowohl bewohnte als auch unbewohnte, eine Kapelle und ein Proviantmagazin vor. Ein Korrespondent, der 1871 in Nabuč weilte, schreibt, hier hätten sich zwanzig Soldaten unter dem Kommando eines Junkers aufgehalten. In einer der Hütten habe ihn eine hübsche, hochgewachsene Soldatenfrau mit frischen Eiern und schwarzem Brot bewirtet und habe sich sehr lobend über die hiesige Lebensweise ausgesprochen und nur beklagt, dass der Zucker zu teuer sei. Jetzt ist von diesen Hütten keine Spur mehr da und die hübsche, hochgewachsene Soldatenfrau kommt einem, blickt man auf die Wüste ringsumher, wie ein Mythos vor. Ein neues Haus wird hier gebaut, ein Aufseherhaus oder eine Station, aber das ist alles. Das Meer, das kalt und glanzlos aussieht, tost, und hohe graue Wellen stürzen sich auf den Strand, als wollten sie voller Verzweiflung sagen: ›Herrgott, wozu hast du uns geschaffen?‹ Da ist nun schon der Große oder Stille Ozean. An diesem Ufer von Nabuč hört man, wie die Sträflinge auf der Baustelle mit ihren Äxten hantieren, und am jenseitigen Ufer, dem weit entfernten, kaum vorstellbaren, liegt Amerika. Zur Linken und zur Rechten sieht man im Nebel

die Sachaliner Vorgebirge ... und keine lebendige Seele ringsum, kein Vogel, keine Fliege, und es dünkt einen unbegreiflich, für wen die Wellen tosen, wer ihnen hier in der Nacht zuhört, wenn ich fort bin. Hier am Ufer überkommen einen nicht Gedanken, sondern nur schwere Grübeleien. Es wird einem unheimlich zumute, und doch möchte man ewig so dastehen, auf das eintönige Wogen der Wellen schauen und ihrem furchterregenden Tosen lauschen.«

Fukaeri schien nun ganz fest zu schlafen. Wenn er genau hinhörte, konnte er ihre ruhigen Atemzüge hören. Tengo schloss das Buch und legte es auf den kleinen Tisch neben dem Bett. Er stand auf und löschte das Licht im Schlafzimmer. Zum Schluss warf er noch einmal einen Blick auf Fukaeri. Sie lag friedlich auf dem Rücken, die Lippen aufeinandergepresst. Tengo schloss die Schlafzimmertür und ging in die Küche.

Aber er war nicht mehr imstande, an seinem eigenen Text zu arbeiten. Die von Tschechow geschilderte wilde Küstenlandschaft hatte sich in seinem Kopf festgesetzt. Tengo konnte das Tosen der Wellen hören. Wenn er die Augen schloss, stand er allein am menschenleeren Strand des Ochotskischen Meers, ein Gefangener grüblerischer Gedanken, die er nicht loswurde. Er konnte Tschechows düstere Stimmung teilen. Es musste eine Art niederschmetternder Ohnmacht gewesen sein, was er dort am äußersten Rand seiner Welt empfunden hatte. Es war wohl ein unentrinnbares bitteres Schicksal, ein russischer Autor des 19. Jahrhunderts zu sein. Je mehr er versuchte, Russland zu entkommen, desto mehr verleibte dieses Land sich ihn ein.

Nachdem Tengo sein Weinglas ausgewaschen und sich im

Bad die Zähne geputzt hatte, schaltete er in der Küche das Licht aus, legte sich aufs Sofa, deckte sich zu und versuchte zu schlafen. Er hatte noch immer das Donnern der Wellen im Ohr. Doch bald schwand sein Bewusstsein, und er sank in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, war es halb neun morgens. Fukaeri lag nicht mehr im Bett. Der Pyjama, den er ihr geliehen hatte, war zusammengeknäult und in die Waschmaschine im Bad geworfen worden. Ärmel und Beine waren noch aufgekrempt. Auf dem Küchentisch lag ein Zettel, auf dem mit Kugelschreiber geschrieben stand: »Was ist heute aus den Giljaken geworden? Ich fahre nach Hause.« Die kleinen eckigen Schriftzeichen wirkten leicht unnatürlich. Von oben betrachtet sahen sie aus wie Muscheln, die jemand an einem Sandstrand gesammelt und aneinandergelegt hatte. Er faltete das Blatt und legte es in eine Schublade seines Schreibtisches. Wenn seine Freundin, die um elf Uhr kommen würde, es fände, bekäme er sicher Ärger.

Tengo machte sorgfältig das Bett und stellte Tschechows beschwerliche Reise wieder ins Regal. Dann machte er sich Kaffee und Toast. Während des Frühstücks merkte er, dass sich irgendetwas Gewichtiges in seinem Inneren festgesetzt hatte. Es dauerte eine Zeit lang, bis ihm klar wurde, was es war. Es war Fukaeris ruhiges, schlafendes Gesicht.

Ob er sich in die junge Frau verliebt hatte? Nein, kann nicht sein, sagte Tengo zu sich selbst. Es ist nur etwas an ihr, das hin und wieder eine besondere Schwingung in mir hervorruft. Aber warum hat mich dann der Pyjama, den sie getragen hat, so beeindruckt? Warum habe ich ihn (ohne dass es mir richtig bewusst war) in die Hand genommen und seinen Geruch eingesogen?

Zu viele Fragen. »Ein Schriftsteller ist kein Mensch, der Fragen löst. Er ist ein Mensch, der Fragen aufwirft.« Sicherlich war es Tschechow, der das gesagt hatte. Ein weiser Spruch, aber Tschechow hatte diese Haltung nicht nur gegenüber seinem Werk eingenommen, sondern sein eigenes Leben stets genauso betrachtet. Darin gab es Fragestellungen, aber Lösungen gab es nicht.

Wohlwissend, dass er unheilbar lungenkrank war (als Arzt musste er es wissen), bemühte Tschechow sich, diesen Umstand zu ignorieren, und glaubte nicht, dass es mit ihm zu Ende ging, bis er wirklich auf dem Totenbett lag. Er starb noch in jungen Jahren an starkem Lungenbluten.

Kopfschüttelnd stand Tengo vom Tisch auf. Heute würde seine Freundin kommen. Er musste jetzt waschen und saubermachen. Nachdenken konnte er später immer noch.

## KAPITEL 21

Aomame

Egal wie weit

Aomame ging in die Stadtteilbibliothek und breitete nach dem gleichen Prozedere wie beim letzten Mal an einem der Tische die verkleinerten Ausgaben der Zeitungen aus. Sie wollte noch ein paar Fakten zu dem Feuergefecht zwischen Polizei und Extremisten recherchieren, das im Herbst vor drei Jahren in der Präfektur Yamanashi stattgefunden hatte. Das Hauptquartier dieser Vorreiter, von denen die alte Dame ihr berichtet hatte, lag ebenfalls in den Bergen von Yamanashi. Dort wo es die Schießerei gegeben hatte. Vielleicht nur ein Zufall. Aber daran glaubte Aomame nicht. Möglicherweise bestand doch ein Zusammenhang.

Das Feuergefecht hatte sich am 9. Oktober 1981 ereignet (nach Aomames Rechnung »drei Jahre vor 1Q84«). Als sie das letzte Mal in der Bücherei die Zeitungsberichte gelesen hatte, hatte sie bereits eine Menge Einzelheiten über das Geschehen selbst erfahren. Heute wollte sie sich vor allem die Artikel ansehen, die an den Tagen danach erschienen waren und sich der Analyse widmeten.

Beim ersten Schusswechsel waren drei Polizisten von in China hergestellten automatischen Kalaschnikows getötet und zwei mehr oder weniger schwer verletzt worden. Danach flüchteten die bewaffneten Extremisten in die Berge, wo es zu einer großangelegten Verfolgungsjagd kam. Eine voll ausgerüstete Luftlandtruppe der Selbstverteidigungstreitkräfte wurde von einem Hubschrauber am Ort des Geschehens abgesetzt. In der Folge weigerten sich drei der Extremisten, aufzugeben, und wurden getötet, zwei wurden schwer verletzt (der eine erlag drei Tage später im Krankenhaus seinen Verletzungen; was aus dem anderen wurde, war dem Artikel nicht zu entnehmen), vier unverletzt oder nur leicht verletzt verhaftet. Da Polizei und Soldaten äußerst effektive kugelsichere Westen trugen, gab es unter ihnen keine weiteren Opfer zu beklagen. Nur ein Beamter stürzte während der Verfolgungsjagd von einem Felsen und brach sich ein Bein. Lediglich einer der Extremisten entkam. Er blieb trotz ausgedehnter Suche verschwunden.

Als der erste Schock über die Schießerei sich gelegt hatte, begannen die Zeitungen ausführlich über die Hintergründe der militanten Akebono-Gruppe zu berichten. Die Anhänger waren sozusagen illegitime Nachfahren der Studentenrevolten um 1970. Mehr als die Hälfte der Mitglieder waren an den Vorfällen im Yasuda-Auditorium



der Universität Tokio oder der Besetzung der Japan-Universität beteiligt gewesen. Sie alle waren damals, nachdem ihre »Festung« durch das Überfallkommando gestürmt worden und gefallen war, von der Universität verwiesen worden. Ein Teil der Studenten und des Lehrkörpers meinte mit den politischen Aktivitäten in der Stadt, bei denen der Universitätscampus die zentrale Rolle spielte, in eine Sackgasse geraten zu sein. Sie schlossen sich zu einer Gruppe zusammen und gründeten eine Landkommune in Yamanashi. Anfangs waren sie der »Takashima-Schule« beigetreten, einer Kommune, die ebenfalls Landwirtschaft betrieb. Offenbar unzufrieden mit diesem Leben, organisierten sie sich neu und machten sich unabhängig. Sie richteten ein verlassenes Dorf in den Bergen wieder her und widmeten sich dort der Landwirtschaft. Zu Anfang mussten sie ziemlich schuften, aber bald erlebten organisch angebaute Lebensmittel in den Städten einen stillen Boom, und die Gemüselieferungen der Kommune wurden zu einem guten Geschäft. Im Zuge dieser Entwicklung konnten sie ihre Felder ständig vergrößern. Die Mitglieder waren ernsthafte, arbeitsame Menschen, die von ihren Anführern hervorragend organisiert wurden. Der Name, den die Kommune sich gegeben hatte, lautete »Die Vorreiter«.

Aomame verzog das Gesicht und schluckte schwer. Dabei entstand ein lautes Geräusch in ihrer Kehle. Sie klopfte mit dem Kugelschreiber, den sie in der Hand hielt, auf den Tisch und las weiter.

Während sich auf der einen Seite die Verwaltung stabilisierte, kündigte sich auf der anderen allmählich eine Spaltung an. Die Gruppe zerfiel in zwei Fraktionen: in die extremen »Militanten«, die weiter eine revolutionäre

Guerilla in Übereinstimmung mit marxistischem Gedankengut anstreben, und eine vergleichsweise friedliche Kommune, die faktisch akzeptiert hatte, dass ein gewaltsamer Umsturz für die gegenwärtige japanische Gesellschaft keine realistische Option war. Sie lehnte materialistisches Denken ab und trachtete nach einem natur- und erdverbundenen Leben. Im Jahre 1976 schloss die zahlenmäßig überlegene friedliche Kommune die Radikalen aus der Gemeinschaft der Vorreiter aus.

Allerdings wurden die Militanten nicht mit Gewalt ausgestoßen. Der Presse zufolge hatten die Friedlichen ihnen neues Land und eine gewisse Menge an Kapital angeboten, sozusagen eine Art Abfindung. Die Radikalen nahmen an und gründeten auf dem Grund und Boden, den sie als Entschädigung erhalten hatten, eine eigene Kommune, die Gruppe Akebono, die eines Tages offenbar begonnen hatte, sich schwer zu bewaffnen. Aufklärung über den Inhalt der Vereinbarungen und die Höhe der Abfindung erhoffte man sich durch eine soeben stattfindende Untersuchung.

Weder die Behörden noch die Presse schienen Kenntnis davon zu haben, wann die Vorreiter die Wende zur religiösen Vereinigung vollzogen hatten und was der Anlass dafür gewesen war. Doch etwa um die Zeit, als die Landkommune sich so mühelos der Militanten entledigt hatte, schien ihre religiöse Tendenz sich vertieft zu haben, und im Jahr 1979 gelang es den Vorreitern, als religiöse Gemeinschaft anerkannt zu werden. Nach und nach kauften sie immer mehr Land in der Umgebung auf und vergrößerten so ihren Grundbesitz und ihre Anlagen. Schließlich zogen sie einen hohen Zaun um ihr Gelände, das Außenstehende fortan nicht mehr betreten durften.

Besucher würden die asketischen Übungen stören, lautete die Begründung. Woher das Kapital für all das kam und warum die offizielle Anerkennung als religiöse Gemeinschaft so rasch vonstatten ging, war ungeklärt.

Die Radikalen richteten ihre Anstrengungen nun neben der Landwirtschaft auf eine geheime Kampfausbildung. Dadurch kam es zu Konflikten zwischen ihnen und den benachbarten Bauern, so auch um die Nutzungsrechte eines kleinen Baches, der durch das Land der Akebono-Gruppe floss. Dieser Bach war von jeher gemeinsam zur Bewässerung der umliegenden Felder genutzt worden, doch nun verweigerte Akebono den Nachbarn jeden Zutritt zu ihrem Gelände. Der Streit zog sich über einige Jahre hin, und es kam so weit, dass Anwohner, die gegen die Zäune geklagt hatten, von Akebono-Mitgliedern zusammengeschlagen wurden. Infolge der Anzeige wegen Körperverletzung war die Präfekturpolizei von Yamanashi mit einem Durchsuchungsbefehl bei Akebono vorgefahren, um ein Verhör durchzuführen. Dabei kam es unerwartet zu dem besagten Schusswechsel.

Als die Akebono-Gruppe am Ende der bewaffneten Auseinandersetzung praktisch zerschlagen war, gaben die Vorreiter unverzüglich eine offizielle Stellungnahme heraus. Auf einer Pressekonferenz verlas ein gutaussehender, korrekt gekleideter junger Sprecher der Sekte eine eindeutige Erklärung: Beziehungen zwischen Akebono und den Vorreitern, wie es sie in der Vergangenheit vielleicht gegeben hatte, bestünden zum gegenwärtigen Zeitpunkt in keiner Weise. Nach ihrer Trennung habe es außer geschäftlich bedingten Kontakten keinen Austausch mehr gegeben. Die Vorreiter bezeichneten sich als landwirtschaftliche Kooperative, die

unter Einhaltung aller Gesetze eine friedliche spirituelle Welt anstrebe. Daher sei man auch zu dem Entschluss gelangt, mit den Mitgliedern der Gruppe Akebono, die extremistische revolutionäre Ideen verfolgten, nicht länger gemeinsam agieren zu können, und habe sich friedlich von ihnen getrennt. Danach hätten die Vorreiter die Anerkennung als religiöse Gemeinschaft erhalten. Man bedaure den blutigen Zwischenfall, den Akebono verursacht habe, zutiefst und spreche den betroffenen Polizeibeamten und ihren Familien das tiefempfundene Mitgefühl der ganzen Gemeinschaft aus. Die religiös orientierte Vereinigung der Vorreiter sei in keiner Form an den bewussten Vorfällen beteiligt gewesen. Man wolle jedoch nicht leugnen, dass die Akebono-Gruppe aus den Vorreitern hervorgegangen sei. Solle in diesem Zusammenhang eine behördliche Untersuchung notwendig sein, würden die Vorreiter dies von sich aus unterstützen, um unnötigen Missverständnissen vorzubeugen. Die Gemeinschaft sei eine gegenüber der Öffentlichkeit aufgeschlossene, legale Vereinigung und habe nichts, aber auch gar nichts zu verbergen. Sollte die Bekanntgabe bestimmter Informationen erforderlich sein, wolle man dem, wenn auch in gewissen Grenzen, entsprechen.

Wie als Reaktion auf diese Erklärung tauchte einige Tage später die Präfekturpolizei von Yamanashi mit einem Durchsuchungsbefehl bei den Vorreitern auf und durchstöberte einen Tag lang die weitere Umgebung, das Innere der Einrichtungen und alle Arten von Dokumenten. Mehrere führende Mitglieder der Sekte wurden verhört.

Die ermittelnden Behörden argwöhnten immer noch, dass die beiden Gruppen sich zwar nach außen hin getrennt hatten, der Verkehr zwischen ihnen jedoch

fortbestanden habe und die Vorreiter verdeckt an den Aktivitäten von Akebono beteiligt gewesen seien. Doch dafür fand sich nicht ein einziger Beweis. Viele Mitglieder der Vorreiter gaben sich in hölzernen Meditationsklausen, die die Pfade durch ein hübsches Wäldchen säumten, in schlichter einheitlicher Kleidung Meditation und Askeseübungen hin. Andere verrichteten Feldarbeit. Alle Maschinen und Gerätschaften waren gut gepflegt. Die Polizei konnte nichts Waffenähnliches entdecken und begegnete auch keinerlei Anzeichen von Gewalt. Alles war sauber und ordentlich. Es gab eine hübsche kleine Speisehalle, Unterkünfte und auch eine einfache (aber funktionelle) Sanitätsstation, die die medizinische Versorgung gewährleistete. Die einstöckige Bibliothek beherbergte zahlreiche buddhistische Sutren und andere Schriften. In ihr forschten Gelehrte und fertigten Übersetzungen an. Alles in allem erweckte das Ganze weniger den Anschein einer religiösen Einrichtung als den einer kleinen, aber feinen Privatuniversität. Enttäuscht und mit leeren Händen zog die Polizei ab.

Einige Tage später lud die Sekte Zeitungs- und Fernsehreporter ein, die im Großen und Ganzen das Gleiche zu sehen bekamen, was die Polizei schon gesehen hatte. Die Journalisten mussten nicht, wie häufig in solchen Fällen, einem vorgeschriebenen Rundgang folgen, sondern durften unbegleitet und frei auf dem Gelände herumlaufen, mit jedem sprechen und darüber schreiben. Allerdings wurde, um die Privatsphäre der Mitglieder zu schützen, eine Vereinbarung getroffen, nach der die Medien nur von der Gruppe genehmigtes Foto- und Filmmaterial verwenden durften. In ihrer »Versammlungshalle« beantworteten einige leitende Mitglieder in typisch

schlichter Kleidung die Fragen der Reporter und erläuterten die Entstehung ihres Glaubens, seine Lehre und die Führungsprinzipien der Gemeinschaft. Ihre Sprache war höflich und offen, ohne den geringsten Anflug von Propaganda, wie sie religiöse Gruppen oft verwenden. Die Männer wirkten nicht wie Oberhäupter einer religiösen Vereinigung, sondern eher wie leitende, auf Präsentationen spezialisierte Angestellte einer Werbeagentur. Sie waren nur anders gekleidet.

Wir haben keine eindeutige Lehre, erklärten sie. Wir brauchen keine verschlüsselten Handbücher. Das, worum es uns hier geht, ist die Erforschung des ursprünglichen Buddhismus und die Ausübung seiner Lehren. Unser Ziel ist es, durch konkrete Praxis ein religiöses Erwachen zu erreichen, das eher frei fließend als schriftgetreu vor sich geht. Man könnte sagen, dass das individuelle spontane Erwachen Einzelner kollektiv in unsere Lehre mündet und sie erschafft. Bei uns steht nicht die Lehre am Anfang, der die Erleuchtung folgt, sondern die Lehre, die unsere Regeln bestimmt, ergibt sich auf natürliche und ursprüngliche Weise erst aus der individuellen Bewusstwerdung. Das ist unser Grundprinzip. In dieser Hinsicht unterscheidet sich unsere Entwicklung sehr stark von jener der etablierten Religionen.

Was die finanzielle Seite betrifft, sind wir, wie die meisten religiösen Gemeinschaften, teilweise abhängig von den freiwilligen Spenden unserer Mitglieder. Letztlich haben wir uns jedoch das Ziel gesetzt, ein einfaches, autarkes Leben aufzubauen, in dessen Mittelpunkt die Landwirtschaft steht, ohne uns auf Spenden zu stützen. Wir begnügen uns bewusst mit dem, was wir haben. Körperliche Reinigung und geistige Schulung verhelfen uns

zu seelischem Frieden. Immer mehr Menschen, die den Materialismus als hohl erkannt haben und nach anderen, profunderen Leitlinien suchen, klopfen ans Tor unserer Gemeinschaft. Nicht wenige von ihnen verfügen über eine höhere Bildung, sind Spezialisten in ihrem Berufsfeld und genießen gesellschaftliche Anerkennung. Von den sogenannten Neuen Religionen grenzen wir uns ab. Wir sind keine Fast-Food-Sekte, die auf die weltlichen Sorgen der Menschen eingeht und auf einem Helfermodell basiert. Unsere Pläne gehen nicht in diese Richtung. Natürlich ist die Unterstützung von Schwachen eine wichtige Angelegenheit, aber unsere Einrichtung sollte man sich eher als eine religiöse »weiterführende Universität« vorstellen, die Menschen mit hohem Bewusstseinsstand, die sich selbst helfen wollen, einen geeigneten Platz und angemessene Unterstützung bietet.

Zu einem gewissen Zeitpunkt haben sich zwischen den Mitgliedern von Akebono und uns Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich unserer Verwaltungsprinzipien ergeben. Eine Konfrontation war unvermeidlich. Doch am Schluss unserer Auseinandersetzung gelangten wir zu einer friedlichen Übereinkunft. Unsere Wege trennten sich, und jeder ging seinen eigenen. Sie verfolgten weiter puristisch und kompromisslos ihre Ideale, wie es ihre Art war; dennoch ist die Katastrophe, zur der es schließlich gekommen ist, nur als tragisch zu bezeichnen. Die Hauptursache ist wohl darin zu sehen, dass sie zu dogmatisch wurden und den Kontakt zur realen Gesellschaft verloren. Tief betroffen haben wir dadurch erkannt, dass auch wir uns kritischer beurteilen müssen und zugleich weiterhin nach außen hin offen sein müssen. Probleme lassen sich nie mit Gewalt

lösen. Wir sind keine Gruppe, die anderen ihre Religion aufzwingt. Wir bitten Sie, uns das zu glauben. Wir werben weder Mitglieder, noch greifen wir andere Religionen an. Was wir tun, ist, Menschen auf der Suche nach spiritueller Bewusstwerdung eine angemessene, funktionierende Gemeinschaft zu bieten.

Die Presseleute traten mit einem insgesamt positiven Eindruck den Heimweg an. Ausnahmslos alle Mitglieder der Vorreiter – Männer wie Frauen – waren schlank, verhältnismäßig jung (vereinzelt waren auch ältere Personen zu sehen gewesen) und hatten schöne klare Augen. Sie drückten sich höflich aus und hatten gute Manieren. Im Allgemeinen wollten sie nicht über ihre Vergangenheit sprechen, aber die meisten schienen tatsächlich eine höhere Bildung genossen zu haben. Das Mittagessen, zu dem man die Journalisten eingeladen hatte, war zwar einfach, an sich aber sehr schmackhaft gewesen, da es aus frisch geernteten Zutaten von den Feldern der Gruppe zubereitet worden war.

So erklärten die meisten Medien die revolutionäre Splittergruppe Akebono zu einem »Auswuchs«, den die in erster Linie geistigen Werten zugewandten Vorreiter hatten abstoßen müssen. Im Japan der achtziger Jahre galten revolutionäre marxistische Ideale bereits als altbacken und verstaubt. Die jungen Leute, die noch um 1970 die Politik radikal verändern wollten, waren nun in allen möglichen Unternehmen beschäftigt und kämpften auf den Schlachtfeldern der Marktwirtschaft an vorderster Front. Oder sie hatten sich aus dem Getümmel und dem Konkurrenzkampf der real existierenden Gesellschaft zurückgezogen und trachteten irgendwo nach individueller Selbstverwirklichung. Jedenfalls hatte sich der Zeitgeist



völlig geändert, und die Hochsaison des politischen Engagements lag in ferner Vergangenheit. Der Fall Akebono, so blutig und tragisch er auch endete, war langfristig nicht mehr als eine unerwartete und unzeitgemäße Episode, in der ein Gespenst aus der Vergangenheit sich noch einmal erhob. Bedeutung kam ihr nur als letztem Akt einer Epoche zu. Akebono hatte keine Zukunft. So der allgemeine Tenor der Presse. Die Vorreiter hingegen pries man als vielversprechende Alternative für eine neue Zeit.

Aomame legte den Kugelschreiber ab und atmete tief durch. Vor sich sah sie Tsubasas ausdruckslose Augen, denen jede Tiefe fehlte. Sie hatten sie nur blicklos angeschaut. In ihnen hatte etwas Entscheidendes gefehlt.

Das ist alles nicht so einfach, dachte Aomame. In Wahrheit waren die Vorreiter keine solchen Saubermänner, wie es in den Zeitungen stand. Sie hatten eine verborgene dunkle Seite. Der alten Dame zufolge vergewaltigte der Mann, der sich »Leader« nannte, kleine Mädchen, die zehn oder noch nicht mal zehn Jahre alt waren, und deklarierte das als religiösen Akt. Davon wussten die Presseleute nichts. Sie hatten sich nur einen halben Tag auf dem Gelände aufgehalten. Man hatte sie durch gepflegte Anlagen geführt, zu einem Mittagessen aus frischen Zutaten eingeladen, mit einem schönen Vortrag über geistige Bewusstwerdung bedacht, und anschließend waren sie hochbefriedigt nach Hause gefahren. Was sich innerhalb der Sekte tatsächlich abspielte, war von ihrem Blick nicht einmal gestreift worden.

Aomame verließ die Bibliothek, ging in ein Café und bestellte eine Tasse Kaffee. Von dem Telefon dort rief sie Ayumis Dienststelle an. Es war eine Nummer, unter der sie

Ayumi, wie diese gesagt hatte, immer anrufen könne. Einer ihrer Kollegen hob ab und sagte, dass sie auf Streife sei, aber in ungefähr zwei Stunden aufs Revier zurückkommen werde. Ohne ihren Namen zu nennen, sagte Aomame, sie werde sich noch einmal melden.

Sie ging in ihre Wohnung, und zwei Stunden später wählte sie die Nummer noch einmal. Ayumi war gleich am Apparat.

»Hallo, Aomame. Wie geht's dir?«

»Gut, gut. Und dir?«

»Auch gut. Abgesehen vom Männermangel. Und du?«

»Gleiche Situation«, sagte Aomame.

»Also wirklich«, sagte Ayumi. »Mit dieser Welt stimmt doch was nicht. Zwei hinreißende junge Frauen wie wir wissen nicht, wohin mit ihrem gewaltigen gesunden sexuellen Appetit. Dagegen müssen wir was tun.«

»Du hast ja recht – aber trotzdem brauchst du das nicht so herumzuschreien. Du bist doch im Dienst. Sind da keine Leute in der Nähe?«

»Geht schon in Ordnung. Ich kann reden«, erwiderte Ayumi.

»Ich hätte da eine Bitte an dich. Aber nur wenn es dir nichts ausmacht. Mir fällt sonst niemand ein, den ich fragen könnte.«

»Klar. Ich weiß nicht, ob ich dir helfen kann, aber worum geht's denn?«

»Kennst du diese Sekte, die Vorreiter nennen sie sich? Sie haben ihr Hauptquartier in Yamanashi.«

»Die Vorreiter, hm.« Ayumi dachte nach. Etwa zehn Sekunden später fiel es ihr ein. »Ah, ich glaube, ich

erinnere mich. Das ist doch diese religiöse Kommune, zu der früher die militanten Akebono gehört haben. Die mit der Schießerei in Yamanashi. Drei Polizisten von der Präfekturpolizei wurden dabei getötet. Schlimm. Aber die Vorreiter hatten mit der Sache nichts zu tun. Nach dem Vorfall haben sie bei denen alles durchsucht, aber sie waren sauber. Und?»

»Ich möchte wissen, ob es nach dieser Schießerei noch irgendwelche Vorfälle bei den Vorreitern gegeben hat. Straf- oder zivilrechtliche Anzeigen. Aber ich weiß nicht, wie man so was als gewöhnliche Bürgerin herausbekommt. Die Zeitungen habe ich schon restlos durchgeschaut. Aber vielleicht kann man, wenn man bei der Polizei ist, irgendwie noch etwas über die näheren Umstände herausbekommen?»

»Ich wünschte, ich könnte sagen: Nichts leichter als das. Ich brauche nur mal im Computer nachzuschauen ... Aber leider ist das Computerwesen bei der japanischen Polizei nicht besonders weit fortgeschritten. Bis zur praktischen Einführung werden wohl noch Jahre vergehen. Also muss ich bei der Präfekturpolizei von Yamanashi nachfragen und sie bitten, mir per Post Kopien der entsprechenden Akten zu schicken. Dazu müsste ich zunächst mit Genehmigung eines Vorgesetzten einen schriftlichen Antrag auf Materialeinsicht stellen. Natürlich mit einer stichhaltigen Begründung. Denn schließlich sind wir vor allem eine Behörde und bekommen unser Gehalt dafür, dass wir alles ein wenig komplizierter machen als nötig.«

»Verstehe«, sagte Aomame und seufzte. »Damit hat sich das erledigt.«

»Aber warum möchtest du das wissen? Ist jemand, den du kennst, in etwas mit den Vorreitern verwickelt?»

Aomame zögerte, entschied sich jedoch, die Wahrheit zu sagen. »So was Ähnliches. Nach jetzigem Stand kann ich noch nichts Genaues sagen, aber es geht um die Vergewaltigung von minderjährigen Mädchen. Ich habe Informationen, dass dort unter dem Deckmantel der Religion solche Dinge passieren.«

Sie spürte förmlich durch den Hörer, wie Ayumi die Brauen zusammenzog. »Aha. Vergewaltigung von kleinen Mädchen. Das kann man nicht zulassen.«

»Natürlich nicht«, sagte Aomame.

»Wie alt sind die Mädchen ungefähr?«

»Zehn oder jünger. Auf alle Fälle noch vor der ersten Periode.«

Ayumi schwieg einen Moment lang ins Telefon. »Ich verstehe«, sagte sie dann tonlos. »In diesem Fall werde ich mir etwas überlegen. Gibst du mir zwei oder drei Tage Zeit?«

»In Ordnung. Setzt du dich mit mir in Verbindung, wenn du was hast?«

Nachdem sie noch eine Weile über weniger altruistische Dinge gesprochen hatten, sagte Ayumi, sie müsse wieder an die Arbeit.

Als sie aufgelegt hatte, setzte sich Aomame in den Lesesessel am Fenster und betrachtete ihre rechte Hand. Lange schlanke Finger und kurzgeschnittene Nägel. Sie waren gepflegt, aber nicht lackiert. In die Betrachtung ihrer Hand versunken, überkam Aomame für einen Moment die starke Vorstellung, selbst nur ein sehr flüchtiges, machtloses Wesen zu sein. Nicht einmal die Form eines einzigen ihrer Nägel hatte sie selbst bestimmt. Irgendjemand hatte eigenmächtig darüber entschieden,

und sie hatte es widerspruchslos akzeptiert. Das war es. Ob es ihr gefiel oder nicht. Wer hatte wohl bestimmt, dass ihre Nägel genau diese Form hatten?

Neulich hatte sie von der alten Dame erfahren, dass ihre Eltern noch immer überzeugte Zeugen Jehovas seien. Also gingen sie wohl weiterhin ihrer Missionsarbeit nach. Aomame hatte einen vier Jahre älteren Bruder. Einen gehorsamen älteren Bruder. Im Gegensatz zu ihr, die ihrem Elternhaus entschlossen den Rücken gekehrt hatte, war er geblieben und lebte nach den Geboten seines Glaubens. Wie es ihm wohl ging? Aber im Grunde interessierte es Aomame nicht sehr, wie es ihrer Familie inzwischen ergangen war. Sie gehörte zu einem Teil ihres Lebens, der für sie längst abgeschlossen war.

Sie hatte sich lange bemüht, alles zu vergessen, was vor ihrem zehnten Lebensjahr geschehen war. Für sie hatte das Leben erst danach wirklich begonnen. Alles davor war nicht mehr als ein schlechter Traum. Sie hatte immer versucht, die Erinnerung daran zu verbannen, aber so sehr sie sich auch darum bemühte, sie wurde bei jeder Kleinigkeit in diesen bösen Traum zurückgezogen. Alles, was sie tat, schien seine Wurzeln in seinem dunklen Boden zu haben und sich daraus zu nähren. Ganz gleich, wie weit fort sie ging, am Ende musste sie stets zurückkehren.

»Ich muss diesen ›Leader‹ ins Jenseits befördern«, beschloss Aomame. »Auch für mich selbst.«

Drei Tage später erhielt sie einen Anruf von Ayumi.

»Ich habe jetzt ein paar Fakten«, sagte sie.

»Über die Vorreiter, ja?«

»Ja. Ich habe hin und her überlegt, und dabei ist mir eingefallen, dass einer, mit dem ich zusammen angefangen

habe, mir mal erzählt hat, sein Onkel sei bei der Präfekturpolizei von Yamanashi. Er hat sogar einen ziemlich hohen Posten. Ich habe gesagt, eine jüngere Verwandte von uns sei in die Sekte eingetreten. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, würde ich Infos über die Vorreiter sammeln. Dann habe ich noch ein bisschen gebettelt, und es hat geklappt.«

»Ich bin dir sehr dankbar«, sagte Aomame.

»Also hat der Kollege seinen Onkel in Yamanashi angerufen und ihm die Lage geschildert, und der Onkel hat mich an den zuständigen Beamten weitergereicht, der die Ermittlungen über die Vorreiter geleitet hat. So konnte ich direkt mit ihm am Telefon sprechen.«

»Unglaublich!«

»Wir haben ziemlich lange geredet, und ich habe eine Menge über die Vorreiter erfahren. Was in den Zeitungen gestanden hat, weißt du ja schon. Ich erzähle dir mal das, was nicht allgemein bekannt ist. In Ordnung?«

»Ja, klar.«

»Also, erstens haben die Vorreiter inzwischen immer wieder juristische Probleme bekommen. Es liegen mehrere zivilrechtliche Klagen gegen sie vor. Bei fast allen geht es um Geschäfte mit Land. Sie scheinen über große Mengen Kapital zu verfügen und kaufen jedes Stückchen Grund und Boden in der Umgebung auf. Natürlich ist es auf dem Land billig, aber trotzdem. In vielen Fällen sind sie auch ziemlich massiv aufgetreten. Jedenfalls kaufen sie auch als Schattenfirmen, hinter denen man die Sekte nicht erkennt, überall Immobilien auf. Dies führt immer wieder zu Schwierigkeiten mit Landbesitzern und Kommunen. Es ist wie Bodenspekulation. Aber bisher hat es nur Zivilklagen

gegeben, die Polizei war nie beteiligt. Ein paar Mal war es kurz davor, aber dann passierte doch nichts. Vielleicht waren Politiker darin verwickelt. An denen vergreift sich die Polizei nicht gern. Hätte die Sache sich ausgeweitet und die Staatsanwaltschaft wäre eingeschaltet worden, wäre es etwas anderes.«

»Die Vorreiter sind also, was ihre wirtschaftlichen Aktivitäten angeht, nicht so sauber, wie sie tun.«

»Inwieweit die einfachen Anhänger Kenntnis davon haben, weiß ich nicht, aber wenn man die Grundbuchakten anschaut, ist klar, dass die Führung nicht sauber ist. Auch bei sehr wohlwollender Betrachtung ist es schwer zu glauben, dass sie das Geld allein für die Suche nach reiner Spiritualität verwenden. Außerdem beschränken sich ihre Umtriebe nicht auf Yamanashi, sie kaufen auch Grundstücke und Immobilien im Zentrum von Tokio und Osaka. Alles in erstklassiger Lage. Shibuya, Minami-Aoyama, Shoto ... Als hätte diese Sekte irgendeinen landesweiten Wachstumsplan im Blickfeld. Falls sie nicht einfach nur versuchen, ins Immobiliengeschäft überzuwechseln.«

»Warum muss eine religiöse Gemeinschaft, die das Ziel hat, in der Natur zu leben und reine strenge Askese zu üben, in Stadtzentren vordringen?«

»Und woher kommen eigentlich die hübschen runden Summen dafür?«, sagte Ayumi zweifelnd. »Nur mit dem Verkauf von Rettichen und Karotten kann man solche Mengen an Kapital nicht anhäufen.«

»Sie pressen ihren Mitgliedern Spenden ab.«

»Schon, aber ich glaube nicht, dass da so viel zusammenkommt. Ganz bestimmt gibt es irgendwo noch

eine andere Geldquelle. Ich habe auch noch eine andere Information bekommen, die ich ziemlich besorgniserregend finde. Sie wird dich wahrscheinlich interessieren. Bei den Vorreitern gibt es eine ganze Menge Familien mit Kindern, die eigentlich auf die örtliche Grundschule gehen sollten. Aber die meisten von ihnen bleiben nach einer Weile einfach weg. Die Grundschule besteht prinzipiell auf einer Teilnahme am Unterricht, es gibt ja so etwas wie Schulpflicht. Aber die Vorreiter reagieren einfach mit der Behauptung, einige der Kinder wollten auf keinen Fall die Schule besuchen. Das sei jedoch kein Grund zur Sorge, denn die Gruppe würde sich selbst um die schulische Ausbildung kümmern.«

Aomame dachte an ihre eigene Schulzeit. Sie konnte die Abneigung der Sektenkinder gegen die öffentliche Schule gut verstehen. Dort waren sie sowieso nur Außenseiter, die schikaniert oder bestenfalls ignoriert wurden.

»Sie fühlen sich wahrscheinlich nicht wohl in der Schule«, sagte Aomame. »Außerdem ist es ja nicht besonders selten, dass Kinder nicht gern zur Schule gehen.«

»Aber den Lehrern dort ist aufgefallen, dass die Kinder aus der Sekte – Mädchen und Jungen gleichermaßen – psychische Probleme haben. Die Kleinen sind noch ganz normal und fröhlich, aber in den höheren Klassen werden sie zunehmend schweigsam, ihre Gesichter werden ausdruckslos, sie verfallen in völlige Teilnahmslosigkeit und kommen dann bald nicht mehr in die Schule. Der größte Teil der Vorreiter-Kinder zeigt in der gleichen Reihenfolge die gleichen Symptome. Die Lehrer sind deshalb sehr besorgt. Sie fragen sich, in welchem Zustand die Kinder sind, die abgeschottet in der Sekte leben und nicht zur Schule gehen. Ob sie wirklich ein normales gesundes Leben



führen? Aber sie dürfen nicht nach den Kindern sehen, denn Außenstehenden ist der Zutritt zum Gelände verwehrt.«

Die gleichen Symptome wie bei Tsubasa, dachte Aomame. Sie spricht fast nicht, ist ausdruckslos und apathisch.

»Du hast den Verdacht, dass bei den Vorreitern eine Art Kindesmissbrauch stattfindet. Organisiert. Und dass das wahrscheinlich Vergewaltigungen einschließt«, sagte Ayumi.

»Aber die Polizei wird wahrscheinlich nichts unternehmen, solange es sich nur um die unbewiesene Vermutung einer einfachen Bürgerin handelt.«

»Stimmt, vor allem, weil viele bei der Polizei so lahm und verknöchert sind. Die Typen ganz oben haben nichts als ihre Karriere im Kopf. Ein paar sind vielleicht anders, aber dem Großteil geht es nur um ihre sichere Laufbahn. Ihr Lebensziel ist es, nach der Pensionierung in irgendeinem privaten Unternehmen einen lukrativen Posten zu ergattern. Also lassen sie von vornherein lieber die Finger von heiklen Fällen. Man könnte sie sich ja verbrennen. Wahrscheinlich essen die sogar ihre Pizza erst, wenn sie eiskalt ist. Wenn es ein Opfer gäbe, bei dem Spuren nachzuweisen sind und das eine klare Zeugenaussage vor Gericht machen könnte, sähe die Sache noch einmal anders aus. Aber das ist schwierig, oder?«

»Ja, wahrscheinlich«, sagte Aomame. »Jedenfalls danke ich dir. Deine Informationen sind sehr hilfreich für mich. Ich würde mich gern irgendwie revanchieren.«

»Mir genügt es, wenn wir beide mal wieder zusammen nach Roppongi gehen. Und einmal alle lästigen Dinge vergessen.«

»Machen wir.«

»Unbedingt«, sagte Ayumi. »Hast du übrigens Interesse an Fesselspielen?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Aomame. Fesselspiele?

»Ach, schade. Na ja«, sagte Ayumi ein wenig enttäuscht.

## KAPITEL 22

Tengo

Die Zeit vergeht asymmetrisch

Tengo dachte über sein Gehirn nach. Darüber gab es eine Menge nachzudenken.

Die Größe des menschlichen Gehirns hatte sich in den letzten zweieinhalb Millionen Jahren ungefähr vervierfacht. Es machte zwar nur zwei Prozent des menschlichen Körpergewichts aus, doch dessen ungeachtet verbrauchte es ungefähr vierzig Prozent der gesamten Körperenergie (so hatte es in einem Buch gestanden, das er vor kurzem gelesen hatte). Was der Mensch durch das rasche Wachstum seines Gehirns erlangte, war die Möglichkeit, in Zeit und Raum zu denken.

### DAS KONZEPT VON ZEIT UND RAUM.

Tengo wusste, dass die Zeit in asymmetrischer Form voranschritt. Die Zeit an sich war gleichförmig, aber sie verwandelte sich in etwas Asymmetrisches, wenn sie verbraucht wurde. Manchmal verging sie schrecklich schwer und langsam, ein anderes Mal wieder leicht und schnell. In manchen Fällen vertauschten sich Vorher und Nachher, schlimmstenfalls konnte die Zeit ganz verschwinden. Oder es wurde etwas hinzugefügt, das gar

nicht da sein sollte. Wahrscheinlich ordnete der Mensch den Sinn seines Daseins, indem er eigenmächtig die Zeit regulierte. Anders ausgedrückt: Indem er die Zeit erfand, bewahrte er seine geistige Gesundheit. Zweifellos kann der Mensch es psychisch nicht ertragen, verronnene Zeit folgerichtig und gleichbleibend akzeptieren zu müssen. Ein solches Leben würde einer Folter gleichkommen, dachte Tengo.

Durch die Vergrößerung seines Gehirns gelangte der Mensch also zu einer Vorstellung von Zeit; zugleich jedoch eignete er sich eine Methode an, diese zu modifizieren und zu regulieren. Parallel zur objektiv unablässig verstreichenden Zeit erzeugte das menschliche Bewusstsein unablässig subjektiv geregelte Zeit. Das war keine geringe Leistung. Kein Wunder, dass das Gehirn vierzig Prozent der gesamten Körperenergie verbrauchte.

Tengo fragte sich oft, ob die Erinnerung, die er an die Zeit hatte, als er anderthalb oder höchstens zwei Jahre alt gewesen war, der Wahrheit entsprach. Hatte er die Szene, in der seine Mutter im Unterkleid den Mann, der nicht sein Vater war, an ihrer Brustwarze saugen ließ, wirklich mit eigenen Augen gesehen? Konnte ein Kleinkind in diesem Alter so genau unterscheiden? Konnte eine Szene sich ihm so deutlich und bis ins Detail einprägen? Oder handelte es sich nicht eher um eine gefälschte Erinnerung, die er sich später zurechtgebastelt hatte, um sich zu schützen?

Möglich wäre das. Vielleicht hatte Tengos Gehirn irgendwann unbewusst die Erinnerung an einen anderen Mann (der sein wirklicher Vater sein konnte) produziert, um zu beweisen, dass er nicht das leibliche Kind jenes Menschen war, der vorgab, sein Vater zu sein – ein Versuch, den »Menschen, der vorgab, sein Vater zu sein«

aus dem engen Kreis der Blutsverwandtschaft auszuschließen. Vielleicht wollte er sich einen Fluchtweg aus seinem beschränkten, erstickenden Leben schaffen, indem er eine Mutter, die noch irgendwo am Leben war, und einen mutmaßlichen richtigen Vater erfand.

Dennoch haftete seiner Erinnerung etwas sehr Lebendiges, Realistisches an. Sie hatte eine Textur, sie hatte ein Gewicht, sie hatte einen Geruch, sogar Tiefenschärfe. Sie klammerte sich mit unglaublicher Zähigkeit an die Wände seines Bewusstseins, wie eine Auster an ein Schiffswrack. Sosehr er sich auch bemühte, sie abzuschütteln, sie fortzuspülen, er konnte sie sich einfach nicht aus dem Herzen reißen. Daher konnte er sich eigentlich nicht vorstellen, dass sie nur eine Fälschung war, die sein eigenes Bewusstsein geschaffen hatte. Für ein fiktives Gebilde war sie einfach zu real, zu massiv.

Also nahm er an, dass es sich um eine echte, tatsächliche Erinnerung handelte. Er war fast noch ein Baby gewesen und hatte sich beim Anblick dieser Szene sicher sehr gefürchtet. Ein fremder Mann saugte an der Brustwarze, die eigentlich ihm vorbehalten war. Jemand, der viel größer und stärker war als er. Außerdem schien seine Mutter ihn, wenn auch nur für diesen Augenblick, völlig vergessen zu haben. Tengo musste sich bis ins Innerste bedroht gefühlt haben. Vielleicht hatte sich das Bild ihm durch diese existentielle Angst so unauslöschlich eingebrannt.

Und in unvorhersehbaren Momenten erhob sich die Erinnerung an diese Furcht wieder in Tengo, brach wie ein Sturzbach über ihn herein und versetzte ihn in einen panikartigen Zustand. Die Panik sprach zu ihm und sorgte dafür, dass er sie nie vergaß: Wohin du auch gehst, was du auch tust, diesem Schwall wirst du nie entinnen. Diese

Erinnerung wird dein Leben bestimmen, es formen und dich deiner Bestimmung zuführen. Sosehr du auch dagegen ankämpfst, dieser Macht kannst du nicht entfliehen.

Tengo holte den Schlafanzug, den Fukaeri getragen hatte, aus der Waschmaschine, und als er sein Gesicht darin verbarg und gierig den Duft einsog, hatte er plötzlich das Gefühl, den Geruch seiner Mutter wahrzunehmen. Aber warum beschwor der Duft eines siebzehnjährigen Mädchens das Bild seiner verschwundenen Mutter in ihm herauf? Warum begegnete er ihm nicht woanders? Zum Beispiel an seiner Freundin?

Tengos Freundin war immerhin zehn Jahre älter als er, und sie hatte einen wohlgeformten vollen Busen. Er glich fast dem seiner Mutter, wie er ihn in seiner Erinnerung sah. Das weiße Unterkleid hatte auch ihr gut gestanden. Aber aus irgendeinem Grund suchte er in ihr nicht das Bild seiner Mutter. Auch der Duft ihres Körpers erregte kein diesbezügliches Interesse in ihm. Einmal wöchentlich stillte sie ihre Begierde an Tengo und konnte auch ihn (fast immer) sexuell befriedigen. Das war natürlich nicht unwichtig, aber darüber hinaus hatte die Beziehung der beiden kaum eine Bedeutung.

Sie bestimmte den größten Teil ihrer sexuellen Aktivitäten. Tengo tat, ohne sich viel dabei zu denken, das, was sie ihm zeigte. Er brauchte nicht zu entscheiden und auch nicht zu urteilen. Er musste nur zwei Anforderungen erfüllen. Sein Penis musste einsatzfähig sein, und das Timing seiner Ejakulation musste stimmen. Wenn sie sagte »Noch nicht. Halt noch ein bisschen durch«, hielt er sich gewissenhaft zurück. Wenn sie ihm dann ins Ohr flüsterte: »Jetzt, o ja, komm schnell«, ejakulierte er punktgenau und heftig. Dann lobte sie ihn. Streichelte seine Wangen und

sagte: »Ach, Tengo, du bist wunderbar.« Das Streben nach Präzision lag ihm von Natur aus. Dazu gehörte auch, korrekte Punkte zu setzen und Formeln für die kürzeste Distanz zu entdecken.

Mit einer Frau zu schlafen, die jünger war als er, war wesentlich problematischer. Er musste von Anfang bis Ende alles bedenken und so vieles entscheiden. Tengo fühlte sich unwohl, wenn die ganze Verantwortung auf seinen Schultern lastete. Er kam sich dann vor wie der Kapitän eines kleinen Schiffes in stürmischer See. Er musste steuern, den Zustand der Segel überprüfen und Luftdruck und Windrichtung im Kopf haben. Er musste Urteile fällen und den Seeleuten Mut machen. Ein winziges Versäumnis oder ein falscher Handgriff konnten zu einer Katastrophe führen. So wurde der Geschlechtsverkehr für ihn fast zu einer Pflichtübung. Vor Aufregung ejakulierte er im falschen Moment oder wurde nicht richtig hart, wenn er sollte. Und Selbstzweifel begannen an ihm zu nagen.

Aber bei seiner älteren Freundin kam es erst gar nicht zu solchen Diskrepanzen. Sie schätzte Tengos Fähigkeiten als Liebhaber hoch ein. Sie lobte und ermutigte ihn immerzu. Nachdem Tengo dieses einzige Mal zu früh ejakuliert hatte, vermied sie es geflissentlich, weiße Unterkleider zu tragen. Und nicht nur Unterkleider, er sah sie überhaupt nie wieder in weißer Unterwäsche.

Auch an diesem Tag trug sie schwarze Unterwäsche. Sie verwöhnte ihn mit Fellatio, liebte seinen harten Penis und seine weichen Hoden nach allen Regeln der Kunst. Tengo konnte sehen, wie ihre von dem schwarzen Spitzen-BH umhüllten Brüste im Takt der Bewegungen ihres Mundes auf und ab wippten. Um eine verfrühte Ejakulation zu vermeiden, schloss er die Augen und dachte an die

Giljaken.

»Sie haben kein Gericht und wissen nicht, was Rechtsprechung bedeutet. Wie schwer es ihnen fällt, uns zu verstehen, sieht man beispielsweise daran, dass sie bis jetzt nicht ganz die Bestimmung von Wegen verstehen. Sogar dort, wo schon Wege angelegt sind, wandern sie immer quer durch die Taiga. Man kann oft sehen, wie sie, ihre Familien und die Hunde sich im Gänsemarsch mühsam durch das Moor bewegen, und zwar neben dem Weg.«

Er stellte sich vor, wie kleine Gruppen von Giljaken in ärmlicher abgerissener Kleidung im Gänsemarsch mit Hunden und Frauen neben den vorhandenen Pfaden durch die Taiga wanderten. In ihrem Konzept von Zeit und Raum existierten keine Wege. Statt auf den Wegen zu gehen, stapften sie ungerührt durch die Taiga, auch wenn es mühsam war. Vielleicht war es auf diese Weise leichter für sie, den Sinn ihrer Existenz zu bestimmen.

Die armen Giljaken, hatte Fukaeri gesagt. Tengo dachte an ihr schlafendes Gesicht. Fukaeri in seinem Pyjama, der viel zu groß für sie war. Die Ärmel und Hosenbeine hochgekrempelt. Er nahm ihn aus der Waschmaschine und atmete seinen Duft ein.

Nicht daran denken!, wollte Tengo sich selbst noch erschrocken zurückhalten. Doch da war es bereits zu spät.

Er ejakulierte heftig. Seine Freundin behielt ihn bis zum Schluss im Mund, dann stand sie auf und ging ins Bad. Er hörte, wie sie den Wasserhahn aufdrehte und sich den Mund ausspülte. Dann kam sie ins Bett zurück, als sei nichts geschehen.

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Tengo.

»Es ging eben nicht mehr«, sagte die Freundin und

stupste mit der Fingerspitze gegen seine Nase. »Macht doch nichts. Hat es sich denn so gut angefühlt?«

»Ja, sehr«, sagte er. »Ich glaube, in einer Weile kann ich noch mal.«

»Ich freu mich schon«, sagte sie und legte ihre Wange auf Tengos nackte Brust. Sie lag still und mit geschlossenen Augen da. Er spürte ihren ruhigen Atem auf seiner Brustwarze. Sie atmete durch die Nase.

»Weißt du, woran deine Brust mich immer erinnert?«, fragte sie ihn.

»Nein.«

»An ein Burgtor in einem Film von Akira Kurosawa.«

»Ein Burgtor«, sagte Tenco und streichelte ihren Rücken.

»In einem dieser alten Schwarz-Weiß-Filme, Das Schloss im Spinnwebwald oder Die verborgene Festung, kommt doch dieses große massive Tor vor. Ein Tor mit großen Bolzen. Daran muss ich immer denken. Solide und breit.«

»Bolzen habe ich aber keine, oder?«, sagte Tenco.

»Ist mir bisher nicht aufgefallen.«

Nachdem Die Puppe aus Luft als Buch erschienen war, landete es in der zweiten Woche auf der Belletristik-Bestsellerliste, in der dritten stand es auf Platz eins. Tenco verfolgte in den Zeitungen, die im Lehrerzimmer der Yobiko auslagen, den Weg ihres Romans zum Bestseller. Es gab auch zwei Anzeigen, in denen das Buch und daneben ein kleines Foto von Fukaeri abgebildet waren. Der gewisse enganliegende dünne Sommerpullover, der ihre wohlgeformten Brüste zur Geltung brachte (wahrscheinlich war das Foto auf der Pressekonferenz aufgenommen worden). Das glatte lange Haar, das ihr bis über die



Schultern hing, ihre geheimnisvollen schwarzen Augen dem Betrachter zugewandt. Ihr Blick schien durch das Objektiv der Kamera etwas Verborgenes in seinem Inneren – etwas, dessen er sich selbst für gewöhnlich nicht bewusst war – vorbehaltlos zu durchschauen. Er war neutral, aber freundlich. Der unbeirrbar Blick dieses siebzehnjährigen Mädchens durchbrach die Defensive des Betrachters und weckte zugleich ein leichtes Unbehagen. Es war nur ein kleines Schwarz-Weiß-Foto, aber allein sein Anblick würde nicht wenige Menschen veranlassen, das Buch zu kaufen.

Einige Tage nach dem Erscheinen hatte Komatsu ihm zwei Exemplare von Die Puppe aus Luft geschickt, aber Tengo hatte noch nicht einmal hineingesehen. Zum ersten Mal war ein von ihm geschriebener Text in Buchform erschienen, aber er hatte keine Lust, darin zu lesen, nicht einmal flüchtig. Keine Freude wallte angesichts des fertigen Buches in ihm auf. Auch wenn es seine Sätze waren, so war es doch Fukaeris Geschichte, die darin erzählt wurde. Eine Geschichte, die sie geschaffen hatte. Seine bescheidene Rolle als Ghostwriter war längst beendet. Das künftige Schicksal des Werkes hatte mit Tengo von nun an nichts mehr zu tun. Zumindest sollte es nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er verstaute die beiden noch eingeschweißten Bücher an einer unauffälligen Stelle im Regal.

Nach der Nacht, die Fukaeri in seiner Wohnung verbracht hatte, floss Tengos Leben friedlich dahin, als sei nichts geschehen. Es regnete oft, was er jedoch kaum beachtete. Klimafragen rangierten auf Tengos Prioritätenliste ziemlich weit unten. Von Fukaeri hatte er nichts mehr gehört. Dass sie sich nicht meldete, hieß vermutlich, dass es keine nennenswerten Probleme gab.

Unterdessen arbeitete er weiter an seinem Roman. Daneben verfasste er mehrere kurze Auftragsarbeiten für Zeitschriften. Es waren leichte Texte ohne Namensnennung, die jeder hätte schreiben können, aber sie lenkten ihn ab und waren im Verhältnis zum Aufwand nicht schlecht bezahlt. Außerdem fuhr er wie immer dreimal in der Woche zu seiner Yobiko, um Mathematikunterricht zu erteilen. Um alles Belastende – hauptsächlich Die Puppe aus Luft und Fukaeri – zu vergessen, tauchte er wie auch schon früher tief in die Welt der Zahlen ein. Hatte er sie einmal betreten, änderte sich (mit einem leisen Knacken) der Schaltkreis seines Gehirns. Sein Mund begann eine andere Sprache zu sprechen, und sein Körper bediente sich anderer Muskeln. Ebenso wie der Klang seiner Stimme änderte sich auch sein Mienenspiel. Tengo mochte dieses Gefühl des vollständigen Wandels. Es war ein bisschen wie von einer Wohnung in eine andere zu ziehen oder von einem Paar Schuhe in ein anderes zu wechseln.

In der Welt der Zahlen fühlte er sich um einige Grad entspannter als im Alltagsleben oder beim Schreiben. Hier wurde er beredter. Zugleich hatte er allerdings das Gefühl, dort eine etwas provisorische Existenz zu sein. Er konnte nicht beurteilen, welches sein wahres Selbst war. Aber er konnte diesen Wechsel vollkommen natürlich und ohne ihn sich besonders bewusst zu machen vollziehen. Er wusste auch, dass dieser Wechsel mehr oder weniger notwendig für ihn war.

Als Mathematiklehrer hämmerte er von seinem Pult aus in die Köpfe der Schüler ein, wie begierig die Mathematik nach Logik trachtete. In ihrem Reich hatten Dinge, die man nicht beweisen konnte, keinerlei Bedeutung, und wenn

man sie einmal beweisen konnte, lagen die Rätsel der Welt weich wie geöffnete Austern in den Händen des Menschen. Sein Vortrag war von ungewöhnlichem Eifer getragen, und die Schüler konnten gar nicht anders, als seinen beredten Erklärungen zu lauschen. Er vermittelte ihnen praktisch und einprägsam die Lösungsmöglichkeiten der mathematischen Aufgaben, während er ihnen zugleich auf brillante Weise den Zauber eröffnete, der sich in diesen Aufgaben verbarg. Wenn Tengo seinen Blick über die Klasse schweifen ließ, merkte er, dass einige siebzehn- und achtzehnjährige Mädchen ihn voller Bewunderung anstarrten. Seine Beredsamkeit war wie eine Art intellektuelles Vorspiel. Mit den mathematischen Funktionen streichelte er ihnen sanft den Rücken, mit den Lehrsätzen hauchte er ihnen warmen Atem ins Ohr. Doch seit er Fukaeri kannte, hatte Tengo kein sexuelles Interesse mehr an solchen jungen Mädchen. Er dachte nicht darüber nach, wie es wäre, den Duft ihrer Schlafanzüge einzusatmen.

Fukaeri ist ein ganz besonderes Wesen, dachte Tengo wieder einmal. Man kann sie nicht mit anderen Mädchen vergleichen. Sie hat ganz zweifellos eine besondere Bedeutung für mich. Sie ist – wie soll ich sagen – wie eine an mich gerichtete Botschaft. Aber ich kann diese Botschaft partout nicht entschlüsseln.

Dennoch rang er sich zu dem eindeutigen Beschluss durch, dass es besser war, alles hinter sich gelassen zu haben, was mit Fukaeri zu tun hatte. Für ihn war es das Beste, sich möglichst von der Puppe aus Luft, deren Ausgaben sich inzwischen in den Schaufenstern der Buchläden stapelten, von Professor Ebisuno, von dem er nicht wusste, was er dachte, und dieser religiösen Gemeinschaft mit dem gefährlichen Geheimnis

fernzuhalten. Auch zu Komatsu wollte er lieber eine gewisse Distanz halten, zumindest für den Moment. Sonst würde er noch mehr in diese ganzen Machenschaften hineingezogen werden. Er würde in eine gefährliche Ecke gedrängt, in der nicht die geringste Logik herrschte, und womöglich in eine ausweglose Situation geraten.

Allerdings wusste Tengo sehr gut, dass es in diesem Stadium nicht mehr so einfach war, sich aus dieser komplizierten Verschwörung zurückzuziehen. Er war ja nicht, wie die Helden von Hitchcock, unwissentlich in eine Intrige verwickelt worden. Er hatte genau gewusst, welches Risiko er einging, und freiwillig mitgemacht. Jetzt hatte der Mechanismus sich in Gang gesetzt, und keine Macht der Welt konnte ihn mehr stoppen. Tengo war jetzt ein Zahnrad in seinem Getriebe. Noch dazu ein Hauptzahnrad. Er konnte das tiefe Stöhnen des Mechanismus hören und die Wucht seines Impulses spüren.

Einige Tage nachdem Die Puppe aus Luft zwei Wochen hintereinander auf Platz eins der Bestsellerliste gestanden hatte, erhielt Tengo einen Anruf von Komatsu. Es war gegen elf Uhr abends. Tengo hatte schon seinen Schlafanzug an und lag im Bett. Er hatte eine Weile auf dem Bauch liegend gelesen und war im Begriff, die Nachttischlampe zu löschen, um zu schlafen. Aus der Art, wie das Telefon klingelte, erriet er, dass es Komatsu war. Es war ihm selbst unerklärlich, aber er erkannte Komatsus Anrufe immer am Klingeln. Wie ein literarischer Text einen Stil hat, so hatten sie ein charakteristisches Klingeln.

Tengo stand auf, tapste in die Küche und hob den Hörer ab. Am liebsten wäre er überhaupt nicht ans Telefon gegangen. Er wollte unbehelligt und in Ruhe schlafen. Und von Iriomote-Katzen, vom Panamakanal, von der

Ozonschicht, von Matsuo Basho oder egal von was träumen, Hauptsache, es war möglichst weit entfernt. Aber wenn er jetzt nicht abnahm, würde das Telefon in fünfzehn Minuten oder einer halben Stunde wieder klingeln. Komatsu hatte keinen Sinn für zeitliche Umstände. Er nahm nicht die geringste Rücksicht auf Menschen, die ein normales Leben führten. Deshalb war es ratsamer, ans Telefon zu gehen.

»Na, Tingo, hast du etwa schon geschlafen?«, überfiel ihn Komatsu wie üblich völlig ungerührt.

»Ich war gerade dabei, schlafen zu gehen«, sagte Tingo.

»Entschuldige«, sagte Komatsu ohne das leiseste Bedauern. »Ich wollte dir nur sagen, dass der Verkauf von unserem Püppchen ausgezeichnet läuft.«

»Prima.«

»Es geht weg wie warme Semmeln. Sie kommen gar nicht nach mit der Herstellung, die armen Buchbinder schufteten die ganze Nacht. Natürlich war es vorauszusehen, dass wir eine ganze Menge Exemplare verkaufen würden. Der Roman einer siebzehnjährigen jungen Schönen. Sie ist Tagesgespräch. Das trägt auch zum Verkauf bei.«

»Ganz im Unterschied zum Roman eines dreißig Jahre alten bärigen Yobiko-Lehrers.«

»Du sagst es. Andererseits kann man nicht gerade behaupten, dass die Puppe besonders reißerisch ist, oder? Kein Sex, kein Schmalz, der auf die Tränendrüse drückt. Ich kann selbst kaum glauben, dass sie sich so verkauft.«

Komatsu machte eine Pause, anscheinend wartete er auf eine Reaktion. Da Tingo nichts sagte, fuhr er im gleichen Stil fort.

»Außerdem geht es nicht nur um die Verkaufszahlen. Ihr

Renommee ist toll. Das ist etwas anderes als diese billigen Sensationsromane, die sonst die jungen Leute schreiben. Jedenfalls ist er inhaltlich ausgezeichnet. Natürlich hat erst deine zuverlässig wunderbare Schreibtechnik das möglich gemacht. Donnerwetter. Das war eine Mordsleistung.«

Möglich gemacht. Komatsus Lob ignorierend, presste Tengo sich die Fingerkuppen gegen die Schläfe. Wenn Komatsu sich in derartigen Lobpreisungen erging, war mit großer Sicherheit eine unangenehme Mitteilung zu erwarten.

»Also, Herr Komatsu, was ist die schlechte Nachricht?«, fragte Tengo.

»Woher weißt du, dass es eine schlechte Nachricht gibt?«

»Wenn Sie mich um diese Zeit anrufen, kann es sich doch nur um eine schlechte Nachricht handeln.«

»Allerdings«, sagte Komatsu beeindruckt. »Genau so ist es. Du hast wirklich Intuition, Tengo.«

Das ist keine Intuition, dachte Tengo, das ist schlicht und einfach Erfahrung. Er sagte jedoch nichts und wartete auf das, was Komatsu ihm eröffnen würde.

»Leider gibt es eine weniger angenehme Neuigkeit«, sagte Komatsu. Er machte eine bedeutungsvolle Pause. Auch durchs Telefon konnte Tengo sich vorstellen, dass seine Augen in der Dunkelheit glitzerten wie die einer Manguste.

»Wahrscheinlich geht es um die Autorin von Die Puppe aus Luft, oder?«, sagte Tengo.

»Genau. Es betrifft Fukaeri. Da ist was Schlimmes passiert. Also, um die Wahrheit zu sagen: Sie ist seit einer Weile verschwunden.«

Tengo drückte die Fingerkuppen weiter gegen seine

Schläfe. »Was heißt ›seit einer Weile‹? Wie lange schon?«

»Vor drei Tagen, also am Mittwochmorgen, hat sie das Haus in Okutama verlassen und ist nach Tokio gefahren. Ebisuno hat sie zum Bahnhof gebracht. Sie hat nicht gesagt, wohin sie wollte. Später hat sie angerufen und gesagt, sie würde an dem Tag nicht in die Villa auf dem Berg zurückkehren, sondern in Shinanomachi übernachten. An dem Tag hat auch Ebisunos Tochter dort übernachtet. Aber Fukaeri ist dort nie angekommen. Seither gibt es keine Nachricht von ihr.«

Tengo versuchte sich an die letzten drei Tage zu erinnern. Aber es fiel ihm nichts ein.

»Es gibt keinerlei Anhaltspunkte, wo sie sein könnte. Weißt du, ich dachte, sie hätte sich vielleicht bei dir gemeldet.«

»Nein, hat sie nicht«, sagte Tengo. Seit Fukaeri bei ihm übernachtet hatte, waren bestimmt vier Wochen vergangen. Tengo zögerte, ob er Komatsu erzählen sollte, dass sie damals gesagt hatte, sie solle sich vielleicht lieber nicht in Shinanomachi zeigen. Vielleicht hatte sie schon damals ein ungutes Gefühl gehabt. Am Ende beschloss er zu schweigen. Er wollte Komatsu nicht sagen, dass Fukaeri bei ihm geschlafen hatte.

»Sie ist ein seltsames Mädchen«, sagte Tengo. »Vielleicht ist sie plötzlich irgendwohin gefahren, ohne Bescheid zu sagen.«

»Nein, bestimmt nicht. Fukaeri ist entgegen allem Anschein die Gewissenhaftigkeit in Person. Sie sagt immer, wohin sie geht. Ruft konstant an und sagt, wo sie sich im Augenblick aufhält und wann sie wohin geht. Das hat mir Professor Ebisuno gesagt. Deshalb ist es höchst

ungewöhnlich, dass sie sich drei volle Tage nicht gemeldet hat. Womöglich ist ihr etwas Schlimmes zugestoßen.«

Tengo stöhnte. »Etwas Schlimmes!«

»Der Sensei und seine Tochter machen sich große Sorgen«, sagte Komatsu.

»Fukaeris Verschwinden bringt doch auch Sie sicher in eine unangenehme Lage.«

»Ja, wenn die Polizei eingeschaltet werden muss, dann wird die Sache richtig kompliziert. Eine schöne junge Schriftstellerin, deren Buch auf direktem Weg ein Bestseller wurde, ist spurlos verschwunden. Die Massenmedien werden sich überschlagen. Ich als zuständiger Redakteur werde in die Öffentlichkeit gezerrt und muss Kommentare abgeben. Das ist überhaupt nicht lustig. Denn letztendlich bin ich ein Schattenmann und nicht vertraut mit dem hellen Sonnenlicht. Außerdem kann man nie wissen, ob bei so etwas nicht auch Interna ausgegraben werden.«

»Was sagt denn der Professor?«

»Er will sie morgen als vermisst melden«, sagte Komatsu. »Ich konnte ihn überreden, noch ein paar Tage zu warten, aber lange will er es auch nicht mehr hinausschieben.«

»Die Medien werden sich darauf stürzen, sobald sie davon erfahren.«

»Die Polizei wird nicht wissen, wie sie damit umgehen soll. Fukaeri ist prominent. Sie ist nicht nur ein gewöhnlicher Teenager, der von zu Hause abgehauen ist. Es wird schwierig sein, ihr Verschwinden vor der Öffentlichkeit zu verbergen.«

Oder es ist genau das, was der Professor will, dachte Tengo.



Eri ist der Köder, und wenn die Öffentlichkeit erst einmal angebissen hat, kann er vielleicht die Beziehung zwischen den Vorreitern und Eris Eltern klären und deren Aufenthaltsort herausfinden. Wenn das der Plan des Professors war, zeigte er jetzt die erwartete Wirkung. Aber überblickte er die Größe der Gefahr, die damit verbunden war? Wahrscheinlich. Ebisuno war kein gedankenloser Mensch. In die Tiefe zu denken war sogar sein Beruf. Außerdem gab es noch einige wichtige Fakten, die er Tengo nicht über Fukaeri mitgeteilt hatte. Tengo erhielt sozusagen nach und nach die fehlenden Stücke und fügte sie in sein Puzzle ein. Ein intelligenter Mensch hätte sich von Anfang an nicht in so eine Geschichte hineinziehen lassen.

»Und du hast gar keine Ahnung, wo sie geblieben sein könnte, Tengo?«

»Im Augenblick nicht.«

»Ach.« Komatsu seufzte. Seiner Stimme war eine gewisse Erschöpfung anzumerken. Dass Komatsu eine Schwäche zeigte, kam so gut wie nie vor. »Tut mir leid, dass ich dich mitten in der Nacht geweckt habe.«

»Schon gut. Ist doch selbstverständlich unter diesen Umständen«, sagte Tengo.

»Ich wollte dich nach Möglichkeit nicht in solche konkreten Schwierigkeiten hineinziehen. Du solltest ja nur den Text überarbeiten, und diese Aufgabe hast du bravourös gemeistert. Aber auf der Welt laufen die Dinge nie so, wie sie sollen. Und wie gesagt, wir sitzen in einem Boot und treiben im Wildwasser dahin.«

»Schicksalsgefährten«, steuerte Tengo mechanisch bei.

»Genau.«

»Aber, Herr Komatsu, wenn die Nachrichten über Fukaeris Verschwinden berichten, steigen die Verkaufszahlen von Die Puppe aus Luft doch bestimmt noch mehr?«

»Die sind hoch genug«, sagte Komatsu resigniert. »Mehr Werbung brauchen wir nicht. Ein Skandal bringt uns nur in Schwierigkeiten. Wir sind eher an dem Punkt angelangt, an dem wir nachdenken müssen, wie wir sicher an Land kommen.«

»Sicher an Land kommen«, sagte Tengo.

Komatsu gab einen Laut von sich, als würde er einen imaginären Kloß in seiner Kehle hinunterschlucken. Dann räusperte er sich leise. »Über diese Dinge werden wir eines Tages bei einem schönen Essen noch einmal in Ruhe reden. Wenn wir diesen ganzen Kram hinter uns haben. Gute Nacht, Tengo. Schlaf gut und fest.«

Mit diesen Worten legte Komatsu auf. Als habe er damit einen Fluch über Tengo verhängt, konnte dieser anschließend überhaupt nicht schlafen. Er war todmüde, aber an Schlaf war nicht zu denken.

Schlaf gut – dass ich nicht lache, dachte Tengo. Er setzte sich an den Küchentisch und versuchte zu arbeiten. Aber er brachte nichts zustande. Er nahm eine Flasche Whisky aus dem Schrank, schenkte sich ein Glas ein und trank ihn unverdünnt in kleinen Schlucken.

Vielleicht hatte Fukaeri die ihr zugewiesene Aufgabe als lebender Köder erfüllt, und die Vorreiter hatten sie entführt. Das schien Tengo nicht ausgeschlossen. Sie hatten das Haus in Shinanomachi beobachtet und Fukaeri, kaum war sie aufgetaucht, zu mehreren gepackt, in einen Wagen gezerrt und fortgebracht. Wenn man einen günstigen

Moment abpasste und alles schnell ging, war das gar nicht so schwierig. Als Fukaeri gesagt hatte, es sei besser, nicht in das Haus in Shinanomachi zu gehen, hatte sie vielleicht schon so etwas geahnt.

Sowohl die Little People als auch die Puppe aus Luft existierten wirklich, hatte sie zu Tengo gesagt. Als die blinde Ziege gestorben war und Fukaeri für ihre Unachtsamkeit bestraft wurde, hatte sie die Little People kennengelernt. Jede Nacht hatte sie mit ihnen an der Puppe aus Luft gesponnen. Und das alles hatte für sie selbst große Bedeutung. Sie hatte diese Ereignisse in die Form einer Geschichte gebracht. Und Tengo hatte ihrer Geschichte die Form eines kurzen Romans gegeben. Mit anderen Worten die Form der Ware verändert. Und jetzt ging diese Ware weg wie warme Semmeln (um mit Komatsus Worten zu sprechen). Für die Vorreiter war das wahrscheinlich eine ziemlich ungünstige Entwicklung. Die Geschichte von den Little People und der Puppe aus Luft war vermutlich das bedeutende Geheimnis, das nicht nach außen dringen durfte. Deshalb hatten sie Fukaeri entführt, um zu verhindern, dass es weiter verbreitet wurde. Sie mussten sie mundtot machen. Auch wenn ihr Verschwinden den Argwohn der Öffentlichkeit hervorrufen würde und sie damit ein Risiko eingingen, konnten sie praktisch nur Gewalt anwenden.

Aber das waren selbstverständlich nicht mehr als Vermutungen, die einer soliden Grundlage entbehrten. Es war unmöglich, auch nur das Geringste davon zu beweisen. Würde irgendjemand Tengo Beachtung schenken, wenn er lauthals verkündete, dass die Little People und die Puppe aus Luft wirklich existierten? Außerdem wusste er ja selbst nicht, was »wirklich existieren« in diesem Zusammenhang

konkret bedeutete.

Oder Fukaeri hatte sich einfach irgendwohin zurückgezogen, weil sie den Rummel um Die Puppe aus Luft satthatte. Auch das war natürlich denkbar. Fukaeris Verhalten war nicht vorhersehbar. Doch in diesem Fall hätte sie bestimmt eine Botschaft hinterlassen, damit der Professor und seine Tochter Azami sich keine Sorgen machten. Es gab nicht den geringsten Grund, warum sie das nicht getan haben sollte.

Aber wenn Fukaeri tatsächlich von der Sekte entführt worden war, war es auch für Tengen nicht schwer, sich vorzustellen, in welcher Gefahr sie schwebte. Vielleicht würde der Kontakt zu ihr einfach abbrechen, so wie es seinerzeit mit ihren Eltern geschehen war. Auch wenn die Verbindung zwischen Fukaeri und den Vorreitern bekannt würde (was nur noch eine Frage der Zeit war) und die Massenmedien eine Sensation daraus machten – wenn die Behörden nichts unternahmen, würde alles mit viel Lärm um nichts enden, weil für eine Entführung die konkreten Beweise fehlten. Und sie würde vielleicht für immer hinter den hohen Zäunen der Sekte eingesperrt bleiben. Oder es würde noch etwas viel Schlimmeres passieren. Ob Professor Ebisuno auch das in seinem Plan einkalkuliert hatte?

Tengen hätte ihn am liebsten angerufen und ihn gefragt. Aber inzwischen war es mitten in der Nacht. Er musste bis zum nächsten Tag warten.

Am nächsten Morgen wählte Tengen die Nummer, die er von Professor Ebisuno erhalten hatte. Aber sie war nicht vergeben. Es ertönte immer wieder nur die Bandnachricht »Kein Anschluss unter dieser Nummer. Bitte überprüfen Sie die gewählte Nummer und versuchen Sie es noch einmal«. Er wählte mehrmals neu, aber immer mit dem gleichen

Ergebnis. Vielleicht hatten sie ihre Nummer wegen der Flut der Anrufe nach Fukaeris Debüt ändern lassen.

Danach passierte eine Woche lang nichts. Die Puppe aus Luft verkaufte sich weiterhin ausgezeichnet und stand unverändert auf den oberen Plätzen der Bestsellerlisten im ganzen Land. Niemand meldete sich mehr bei Tengo. Er hatte immer wieder in Komatsus Redaktion angerufen, aber Komatsu war nie da gewesen (was nicht außergewöhnlich war). Er hinterließ die Bitte um Rückruf, aber Komatsu rief ihn kein einziges Mal an (was ebenfalls nicht außergewöhnlich war). Tengo durchforstete jeden Tag die Zeitungen, entdeckte aber keinen Hinweis darauf, dass eine Fahndung nach Fukaeri eingeleitet worden wäre. Ob der Professor schließlich doch keine Vermisstenmeldung aufgegeben hatte? Oder ob die Polizei die offizielle Mitteilung an die Presse zurückhielt, um verdeckt nach Fukaeri zu fahnden? Oder den Fall als den eines von zu Hause ausgerissenen Teenagers nicht ernst nahm?

Tengo unterrichtete wie immer drei Tage in der Woche an der Yobiko, an den übrigen Tagen saß er am Schreibtisch und schrieb weiter an seinem Roman. Am Freitagnachmittag schlief er mit seiner Freundin. Doch zu keiner Zeit war er mit seinen Gefühlen ganz bei der Sache. Er verbrachte seine Tage angespannt und im Bewusstsein von etwas Ungewöhnlichem, wie ein Mensch, der versehentlich ein Stück von einer dicken Wolke verschluckt hat. Er verlor immer mehr den Appetit. Nachts wachte er plötzlich auf und konnte dann nicht mehr einschlafen. Die ganze Zeit musste er an Fukaeri denken. Wo war sie, und was tat sie gerade? Mit wem war sie zusammen? Was hatte sie zu erdulden? Er malte sich alles Mögliche aus. Jede dieser Vorstellungen hatte eine mehr oder weniger

pessimistische Färbung. Und stets trug sie den enganliegenden dünnen Sommerpullover, der ihren Busen so vorteilhaft zur Geltung brachte. Ihr Bild nahm ihm schier den Atem und versetzte sein Herz noch heftiger in Aufruhr.

## KAPITEL 23

Aomame

Nicht mehr als irgendein Anfang

Man könnte sagen, Aomame und Ayumi waren ein ideales Paar, um ein kleines, aber feines und sehr erotisches nächtliches Fest auf die Beine zu stellen. Ayumi war zierlich und lächelte viel, war weder schüchtern noch auf den Mund gefallen, und wenn sie einmal entschlossen war, konnte sie den meisten Dingen etwas Positives abgewinnen. Außerdem hatte sie einen gesunden Sinn für Humor. Verglichen mit ihr wirkte die drahtige, schlanke Aomame eher ausdruckslos und unzugänglich. Auch konnte sie bei der ersten Begegnung mit einem Mann nichts Liebenswertes über die Lippen bringen. Alles, was sie sagte, hatte einen leichten, aber doch wahrnehmbaren zynischen und aggressiven Beiklang. In ihren Augen glomm stets so etwas wie Missbilligung. Dennoch konnte die kühle Aura, mit der Aomame sich umgab, wenn sie es wollte, sehr anziehend auf Männer wirken. Es war etwas Ähnliches wie die sexuell stimulierenden Duftstoffe, die Tiere und Insekten nach Bedarf aussenden. Nichts, das sie mit Absicht oder Mühe erworben hatte. Wahrscheinlich war es angeboren. Oder sie hatte sich diesen Duft doch nachträglich in einer bestimmten Phase ihres Lebens

angeeignet. So oder so wirkte ihre Aura nicht nur auf Männer stimulierend, ihre Wirkung übertrug sich in subtiler Weise auch auf ihre Freundin Ayumi und machte sie sprühender und lebhafter.

Hatten sie zwei passende Männer entdeckt, ging Ayumi zuerst allein, um die Lage zu erkunden und mit ihrer liebenswürdigen, zutraulichen Art ein freundschaftliches Klima zu schaffen. Aomame gesellte sich zu einem selbstgewählten Zeitpunkt hinzu und brachte einen gewissen harmonischen Ausgleich. Eine besondere Atmosphäre entstand, als würde man eine Oper und einen Film Noir kombinieren. Waren sie einmal so weit gekommen, war alles Weitere ein Kinderspiel. Sie zogen sich an einen geeigneten Ort zurück und (um Ayumis drastischen Ausdruck zu gebrauchen) rammelten wie die Karnickel. Das Schwierigste war jedoch, geeignete Partner zu finden. Es gefiel ihnen, wenn die Männer zu zweit waren, sie mussten sauber sein und einen gewissen Charme haben. Sie sollten intelligent sein, aber nicht zu intellektuell – langweilige Gespräche konnten den ganzen Abend verderben. Finanzieller Spielraum wurde auch geschätzt. Denn natürlich zahlten die Männer die Rechnungen für Bars, Clubs und Hotels.

Aber als die beiden gegen Ende Juni versuchten, eine kleine Sexparty auf die Beine zu stellen (es sollte ihre letzte gemeinsame Aktion werden), konnten sie auf Teufel komm raus keine passenden Männer finden. Sie nahmen sich Zeit, sie wechselten mehrmals das Lokal, aber das Ergebnis blieb das gleiche. Obwohl es der letzte Freitagabend im Monat war, ging es in allen Clubs von Roppongi bis Asakusa erstaunlich ruhig zu. Es gab wenig Gäste und keine Auswahl an Männern. Auch war der Himmel von bleiernen

Wolken bedeckt, und es herrschte eine bedrückende Atmosphäre, als sei Trauer über ganz Tokio verhängt worden.

»Sieht aus, als würde es heute nichts werden. Geben wir's auf«, sagte Aomame. Die Uhr zeigte bereits halb elf.

Ayumi stimmte zögernd zu. »Verdammt, einen so lahmen Freitagabend habe ich ja noch nie erlebt. Und wo ich extra meine schärfste lila Unterwäsche angezogen habe.«

»Geh nach Hause, stell dich vor den Spiegel und verführ dich selbst.«

»Nicht mal ich traue mich, so was im Gemeinschaftsbad unseres Polizeiwohnheims zu machen.«

»Egal, für heute lassen wir es gut sein, trinken brav zu zweit unseren Sake aus und gehen nach Hause ins Bett.«

»Das ist wahrscheinlich das Beste«, sagte Ayumi. Dann, als sei es ihr plötzlich eingefallen: »Ach, genau, Aomame, wollen wir vorher nicht noch zusammen eine Kleinigkeit essen? Ich hab ungefähr dreißigtausend Yen übrig.«

Aomame runzelte die Stirn. »Wie, übrig? Wieso denn das? Du jammerst doch immer, dass dein Gehalt zu niedrig ist und du kein Geld hast.«

Ayumi rieb sich mit dem Zeigefinger den Nasenflügel. »Ehrlich gesagt, ich habe neulich von einem Typ dreißigtausend Yen bekommen. Er hat es mir beim Abschied als Taxigeld zugesteckt. Damals, als wir es mit den beiden von der Immobilienfirma gemacht haben.«

»Und du hast das einfach so genommen?«, fragte Aomame überrascht.

»Vielleicht haben sie uns für Halbprofessionelle



gehalten«, sagte Ayumi und kicherte. »Eine Polizistin und eine Kampfsporttrainerin, das glaubt ja kein Mensch. Was soll's, im Immobiliengeschäft fällt jede Menge ab, die haben das Geld doch übrig. Ich finde, wir sollten uns davon etwas Leckeres gönnen. Für die Miete kann man solches Geld ja schlecht nehmen.«

Aomame äußerte keine Meinung. Mit fremden Männern flüchtigen Sex zu haben und Geld dafür anzunehmen – das konnte sie sich nicht recht vorstellen. Wäre ihr das passiert, hätte sie das nicht so einfach schlucken können. Es war, als würde man sich in einem Zerrspiegel betrachten, der die eigene Gestalt deformiert wiedergab. Aber was war vom Standpunkt der Moral anständiger: Männer zu töten und Geld dafür zu bekommen oder mit Männern zu schlafen und Geld dafür zu bekommen. Schwer zu beurteilen.

»Es stört dich, dass ich von einem Mann Geld angenommen habe, oder?«, fragte Ayumi mit Unbehagen in der Stimme.

Aomame schüttelte den Kopf. »Stören kann man nicht sagen, es wundert mich nur ein bisschen. Eher ist es für mich gefühlsmäßig ein Widerspruch, dass eine Polizistin quasi Prostitution ausübt.«

»Ach was«, sagte Ayumi in fröhlichem Ton. »Darüber mache ich mir überhaupt keine Gedanken. Weißt du, Aomame, eine Prostituierte hat Sex, nachdem man sich auf einen Preis geeinigt hat. Und der wird immer im Voraus bezahlt. Bevor der Freier die Hose auszieht, zahlt er. Das ist die Regel. Sonst könnte er danach ja einfach sagen, er hätte kein Geld, und das Geschäft wäre dahin. Aber so war es ja nicht, es gab keine Vorverhandlungen, und dass er mir danach Geld fürs Taxi gegeben hat, ist doch nicht mehr als ein Zeichen von Dankbarkeit. Berufsmäßige Prostitution ist

etwas anderes. Da gibt es eine deutliche Grenze.«

Ayumis Erklärung war einleuchtend.

Die Männer, die Aomame und Ayumi beim letzten Mal ausgewählt hatten, waren zwischen Mitte dreißig und Anfang vierzig gewesen. Beide hatten volles Haar, und Aomame hatte einen Kompromiss eingehen müssen. Sie sagten, sie seien in der Immobilienbranche. Aber ihre Armani-Anzüge und Missoni-Uomo-Krawatten ließen vermuten, dass sie bei keiner der großen Immobilienfirmen wie Mitsubishi oder Mitsui angestellt waren. Es musste sich um eine aggressivere und flexiblere Firma handeln. Vielleicht eine mit einem englischen Lehnwortnamen, die nicht durch lästige Firmenregeln, stolzes Traditionsbewusstsein und endlose Konferenzen eingeschränkt war. Ohne persönliche Fähigkeiten kam man da nicht voran, aber wer Treffer landete, konnte viel verdienen. Einer der Männer hatte den Schlüssel für ein brandneues Alfa-Romeo-Modell. In Tokio herrsche Mangel an Büroraum, sagten sie. Die Wirtschaft erhole sich von der Ölkrise und zeige alle Anzeichen für eine neuerliche Erwärmung. Das Kapital gerate zunehmend in Bewegung. Man könne neue Hochhäuser bauen, soviel man wolle, es wäre nie genug.

»Und davon profitiert die Immobilienbranche, nicht wahr?«, sagte Aomame.

»Genau, wenn du Geld übrig hast, solltest du jetzt Immobilien kaufen«, sagte Ayumi. »Bei einem begrenzten Gebiet wie Tokio steigen die Bodenpreise, weil immer mehr Geld in die Stadt fließt. Jetzt zu kaufen kann nicht schaden. Das ist wie ein sicherer Tipp beim Pferderennen. Leider hat eine kleine Beamte wie ich nicht so viel überschüssiges Kapital. Aber du verdienst doch ganz gut, Aomame?«

Aomame schüttelte den Kopf. »Ich vertraue nur auf Bares.«

Ayumi lachte laut. »Das ist echte Gaunermentalität!«

»Du meinst, Geld unter der Matratze verstecken, damit man es herausziehen und aus dem Fenster abhauen kann, wenn es mal eng wird.«

»Genau, genau«, rief Ayumi und schnippte mit den Fingern. »Wie in Getaway. Diesem Film mit Steve McQueen. Dollarbündel und Shotguns. Das gefällt mir.«

»Besser, als auf Seiten des Gesetzes zu stehen?«

»Also ich persönlich«, sagte Ayumi und lachte, »sympathisiere mit den Gesetzlosen. So zu leben ist auf jeden Fall faszinierender, als in einem Mini-Streifenwagen Parksünder zu jagen. Absolut. Das ist vielleicht auch der Grund dafür, dass ich mich zu dir hingezogen fühle.«

»Wirke ich wie eine Gesetzlose?«

Ayumi nickte. »Irgendwie hast du so eine Ausstrahlung. Fast wie Faye Dunaway mit Maschinenpistole.«

»Ich brauche keine Maschinenpistole«, sagte Aomame.

»Übrigens diese Sekte – die Vorreiter –, von der wir neulich gesprochen haben«, sagte Ayumi.

Die beiden waren in das kleine italienische Iikura-Restaurant gegangen, dessen Küche noch spät geöffnet hatte. Aomame aß einen Salat mit Thunfisch und Ayumi Gnocchi mit Pesto. Dazu tranken sie Chianti.

»Ja?«, sagte Aomame.

»Ich habe aus Neugier noch privat ein paar Nachforschungen angestellt. Je mehr man forscht, desto verdächtiger wird der Laden. Sie nennen sich religiöse Gemeinschaft, sind auch als solche anerkannt, aber

theologische Substanz gibt es kaum. Eigentlich besteht ihre sogenannte Lehre nur aus einem Mischmasch religiöser und anderer Vorstellungen. Ein bisschen New Age und Spiritualität; Akademiker sind wir, antikapitalistisch sowieso, und zurück zur Natur wollen wir auch, das alles gewürzt mit einer Prise Okkultismus. So sieht die Sache aus. Aber einen richtigen Inhalt gibt es nicht. Die Substanzlosigkeit ist sozusagen die Substanz dieser Sekte. Um es mit McLuhan zu sagen: Das Medium ist die Botschaft. Wenn man sagt, etwas ist cool, dann ist es auch cool, oder?«

»McLuhan?«

»Sogar ich lese manchmal ein Buch«, sagte Ayumi etwas eingeschnappt. »McLuhan war seiner Zeit voraus. Jetzt wird er nicht mehr geschätzt, weil er einmal so populär war. Aber was er sagt, ist im Großen und Ganzen richtig.«

»Das heißt, eine Verpackung schließt an sich schon den Inhalt ein. Ist das gemeint?«

»Ja. Der Inhalt entsteht durch die besonderen Eigenschaften der Verpackung. Nicht umgekehrt.«

Aomame dachte darüber nach. Dann sagte sie: »Inhaltlich sind die Vorreiter als Sekte undurchsichtig, aber dessen ungeachtet fühlen sich Menschen von ihnen angezogen. So?«

Ayumi nickte. »Zu behaupten, es seien erstaunlich viele, wäre vielleicht übertrieben, aber es ist keine geringe Zahl. Allein dadurch sammelt sich Geld an. Das ist ganz natürlich. Dass so viele von dieser Sekte angezogen werden, hat in erster Linie keine religiösen Gründe, würde ich sagen. Alles wirkt sehr sauber, intelligent und systematisch. Kurz gesagt, nicht armselig. So etwas lockt junge

Akademiker an. Es reizt ihre intellektuelle Neugier. Dort herrscht eine Vorstellung von Leistung, die ihnen die reale Welt nicht vermittelt. Greifbare, spürbare Leistung. Diese intellektuelle Anhängerschaft gleicht einer Gruppe befehlshabender Offiziere in einer Elitetruppe und bildet das Gehirn der Sekte.

Außerdem scheint ihr Anführer, sie nennen ihn ›Leader‹, über jede Menge Charisma zu verfügen. Sie verehren diesen Mann zutiefst. Seine Existenz fungiert offenbar als Kern ihrer Lehre, er ist so etwas wie der Born ihrer Religion. Es ist mehr oder weniger wie am Anfang des Christentums. Aber der Kerl zeigt sich nie in der Öffentlichkeit. Man weiß nicht, wie er aussieht. Auch sein Name und sein Alter sind unbekannt. Die Gruppe wird im Prinzip parlamentarisch verwaltet, und die Position des Vorsitzenden wird von einer anderen Person eingenommen, die sich bei offiziellen Ereignissen als Repräsentant der Gruppe zeigt, aber er ist nur eine Marionette. Im Zentrum des Systems scheint dieser unidentifizierbare ›Leader‹ zu stehen.«

»Diesem Mann scheint viel daran gelegen zu sein, seine Identität geheim zu halten, nicht wahr?«

»Entweder hat er etwas zu verbergen, oder es ist seine Absicht, ein Mysterium zu kreieren, indem er sich nicht zeigt.«

»Vielleicht ist er auch extrem hässlich?«

»Könnte sein. Vielleicht ist er ein groteskes außerirdisches Ungeheuer«, sagte Ayumi und knurrte wie ein Monster. »Aber abgesehen von ihrem Oberhaupt gibt es in dieser Sekte zu viel, was nicht nach außen gelangt. Da sind einmal diese ausgedehnten Immobilienkäufe, über die wir letztes Mal am Telefon gesprochen haben. Alles, was an

die Öffentlichkeit kommt, ist Show. Eine gepflegte Anlage, gutaussehende PR-Leute, eine intelligente Theorie, Elite-Mitglieder, stoische Askese, Yoga und Entspannung, Ablehnung von schnödem Materialismus, ökologische Landwirtschaft, reine Luft und gesunde vegetarische Kost ... Wenn das kein ausgefeiltes Image ist. Genau wie die Prospekte von Luxusresorts, die immer der Sonntagszeitung beiliegen. Die Verpackung ist wunderschön und verlockend, aber man hat immer den Eindruck, dass es eine Kehrseite gibt, mit der etwas nicht stimmt. Die in diesem Fall sogar illegal ist. Das ist zumindest mein erster Eindruck, nachdem ich mir alles mögliche Material angeschaut habe.«

»Aber die Polizei unternimmt im Augenblick nichts.«

»Vielleicht sind ja verdeckte Ermittlungen im Gang, aber so weit bin ich nicht vorgedrungen. Jedenfalls sieht es so aus, als würde die Präfekturpolizei von Yamanashi die Aktivitäten der Vorreiter beobachten. Irgendwie habe ich das auch aus dem Ton des Beamten herausgehört, mit dem ich telefoniert habe. Immerhin sind die Vorreiter, da kann man sagen, was man will, der Ursprung der Akebono-Gruppe, die die bewusste Schießerei ausgelöst hat. Bisher vermutet man nur, dass die chinesischen Kalaschnikows über Nordkorea ins Land gekommen sind, aber restlos aufgeklärt wurde das nie. Auch die Vorreiter sind wahrscheinlich im Visier. Aber da sie eine anerkannte Religionsgemeinschaft sind, kommt man nicht so leicht an sie heran. Vor allem weil sich ja bei den Ermittlungen herausgestellt hat, dass sie zumindest nicht direkt etwas mit der Schießerei zu tun hatten. Ob der Verfassungsschutz an ihnen dran ist, weiß ich nicht. Diese Leute halten alles geheim, und die Beziehungen zwischen Polizei und

Geheimdienst sind traditionell nicht gerade freundschaftlich.«

»Über die Kinder, die nicht mehr in die Schule gekommen sind, hast du wohl nichts weiter herausgefunden?«

»Nein, keine Ahnung. Wenn sie einmal nicht mehr in die Schule kommen, bleiben sie offenbar innerhalb der Umzäunung. Über diese Kinder habe ich nichts erfahren. Gäbe es konkrete Fälle von Kindesmisshandlung, wäre es etwas anderes, aber da ist bisher nichts bekannt geworden.«

»Die Leute, die aus der Vorreiter-Vereinigung ausgetreten sind, lassen die sich keine Informationen entlocken? Es muss doch welche geben, die von der Gruppe enttäuscht oder von der Askese abgeschreckt wurden.«

»Natürlich kommen und gehen immer wieder Leute. Einige sind enttäuscht und treten wieder aus. Im Grunde sind sie frei, die Gruppe zu verlassen. Von der ziemlich deftigen Summe, die sie bei der Aufnahme als ›Dauerbenutzungsgebühr für die Einrichtungen‹ gespendet haben, bekommen sie laut Vertrag nichts zurück, aber wer sich einmal entschlossen hat, geht auch ohne Abfindung. Es gibt einen von ehemaligen Mitgliedern gegründeten Verein, der behauptet, die Vorreiter seien eine gefährliche asoziale Sekte mit betrügerischen Absichten. Einige haben geklagt. Der Verein gibt eine kleine Broschüre heraus, aber seine Stimme ist sehr leise und der Einfluss auf die Öffentlichkeit gering. Die Vorreiter haben hervorragende Anwälte und ein wasserdichtes System der Verteidigung. Selbst wenn sie verklagt werden, kann ihnen das nicht das Geringste anhaben.«

»Äußern sich die Ausgetretenen irgendwie über den Leader oder die Kinder in der Sekte?«

»Ich habe die Broschüre noch nicht genau gelesen, also keine Ahnung«, sagte Ayumi. »Aber auf den ersten Blick handelt es sich bei den aus Unzufriedenheit ausgetretenen Mitgliedern nur um Leute aus den unteren Rängen. Kleine Leute. Dafür, dass die Vorreiter irdische Werte ablehnen und so erhaben tun, sind sie sehr offenkundig eine Klassengesellschaft, die alles Irdische übertrifft. Die Führung und die unteren Ränge sind deutlich voneinander getrennt. Wer keinen akademischen Hintergrund hat, kann gar nicht erst in die Führungsebene aufsteigen. Der Leader empfängt ausschließlich Mitglieder der Führungselite. Alle anderen, also die große Masse, verbringen ihre keimfreien Tage damit, vorschriftsmäßig Geld zu spenden, an frischer Luft Askese zu üben, die Felder zu bewirtschaften und zu meditieren. Nicht anders als eine Herde Schafe. Es ist ein friedlicher Alltag, in dem sie von ihren Hütehunden morgens auf die Weide gebracht und abends in den Stall zurückgetrieben werden. Sie sehnen den Tag herbei, an dem ihre Stellung in der Gruppe erhöht wird und sie ihrem angebeteten Großen Bruder gegenüberreten können. Doch dieser Tag kommt nie. Deshalb haben die gewöhnlichen Anhänger kaum eine Ahnung davon, was wirklich im Inneren vorgeht. Deshalb haben die Ausgetretenen der Öffentlichkeit auch keine bedeutenden Einblicke zu bieten. Sie haben nicht einmal das Gesicht des Leaders gesehen.«

»Und von den Elitemitgliedern tritt niemand aus?«

»Soweit ich herausgefunden habe, ist das noch nie vorgekommen.«

»Vielleicht erlauben sie keinem, auszutreten, der das Geheimnis des Systems kennt?«



»Das wäre eine ziemlich tragische Entwicklung«, sagte Ayumi. Sie seufzte kurz auf. »Und die Vergewaltigungen von kleinen Mädchen, von denen du gesprochen hast, wie sicher ist das?«

»Ziemlich sicher. Aber im gegenwärtigen Stadium lässt sich noch nichts beweisen.«

»Und das geschieht organisiert im Inneren der Sekte?«

»Auch das weiß ich noch nicht. Aber es gibt tatsächlich ein Opfer. Ich habe das Mädchen kennengelernt. Ein ziemlich schrecklicher Anblick.«

»Ist sie penetriert worden?«

»Kein Zweifel.«

Ayumi presste die Lippen zu einem Strich aufeinander und überlegte. »Ich verstehe. Ich werde alles tun, um mehr herauszufinden.«

»Aber tu bitte nichts Unvernünftiges.«

»Mache ich nicht«, sagte Ayumi. »Denn ich bin eine Person, die bei so was sehr gut aufpasst.«

Die beiden beendeten ihre Mahlzeit, und der Kellner räumte ab. Sie verzichteten auf ein Dessert und leerten ihre Weingläser.

»Weißt du noch, Aomame, wie du mir damals gesagt hast, dass du als Kind nie von einem Mann belästigt worden bist?«

Aomame musterte Ayumi kurz und nickte. »Meine Familie ist sehr gläubig, und über Sex wurde bei uns nie gesprochen. In unserem ganzen Umfeld nicht. Sex war ein Thema, das nie angeschnitten werden durfte.«

»Aber Glaube und sexuelle Begierde, das ist ja auch wieder so ein Problem. Dass Kleriker häufig sexuelle

Manien haben, ist doch allgemein bekannt. Die meisten Täter, die von der Polizei im Zusammenhang mit Prostitution und sexueller Belästigung dingfest gemacht werden, kommen aus dem religiösen oder dem pädagogischen Bereich.«

»Kann schon sein. Aber zumindest in meiner Umgebung war das nicht der Fall. Es gab niemanden, der abartige Sachen machte.«

»Das ist natürlich gut«, sagte Ayumi. »Freut mich zu hören.«

»War es bei dir nicht so?«

Ayumi zögerte kurz und zuckte dann mit den Schultern. »Ehrlich gesagt: Ich bin immer wieder missbraucht worden. Als Kind.«

»Von wem?«

»Von meinem älteren Bruder und meinem Onkel.«

Aomame verzog entsetzt das Gesicht. »Von Verwandten?«

»Genau. Beide sind bei der Polizei. Mein Onkel wurde sogar kürzlich öffentlich ausgezeichnet. Für das, was er in seinen dreißig Dienstjahren für die Sicherheit der Bürger getan hat. Er hat eine dämliche Hündin mit ihren Jungen gerettet, die sich an einem Eisenbahnübergang verirrt hatte. Es stand sogar in der Zeitung.«

»Was haben sie mit dir gemacht?«

»Sie haben mich da unten angefasst und mich ihren Schwanz streicheln lassen.«

Die Falten in Aomames Gesicht vertieften sich noch mehr. »Dein Bruder und dein Onkel?«

»Natürlich jeder für sich. Ich war zehn und mein Bruder

ungefähr fünfzehn. Mein Onkel hat es viel früher gemacht. Zwei oder drei Mal, als er bei uns übernachtet hat.«

»Hast du es jemandem gesagt?«

Ayumi schüttelte mehrmals langsam den Kopf. »Nein, sie haben mir gedroht, mir würde etwas Schreckliches passieren, wenn ich es verrate. Außerdem hatte ich sowieso das Gefühl, selbst wie die Schuldige zu wirken, wenn ich etwas sage. Davor hatte ich große Angst und habe den Mund gehalten.«

»Deiner Mutter hast du es auch nicht gesagt?«

»Besonders nicht meiner Mutter«, sagte Ayumi. »Meine Mutter hat von jeher meinen Bruder vorgezogen und war immer enttäuscht von mir. Weil ich schlechte Manieren hatte, nicht hübsch, zu dick und nicht gut in der Schule war. Meine Mutter wünschte sich eine ganz andere Tochter. Ein hübsches schlankes Mädchen, eine Puppe, die zum Ballett geht. Aber diesen Ansprüchen konnte ich nie gerecht werden.«

»Und deshalb wolltest du deine Mutter nicht noch mehr enttäuschen.«

»Ja, vielleicht. Wenn ich ihr gesagt hätte, was mein Bruder mit mir macht, hätte sie mich noch mehr abgelehnt und zurückgestoßen. Bestimmt hätte sie gesagt, dass ich selbst die Ursache des Übels sei. Statt meinem Bruder die Schuld zu geben.«

Aomame strich sich mit beiden Händen die Falten aus dem Gesicht. Nachdem sie mit zehn Jahren verkündet hatte, dem Glauben zu entsagen, hatte ihre Mutter kein Wort mehr mit ihr gesprochen. Im äußersten Notfall schrieb sie etwas auf einen Zettel und gab ihn ihr. Aber sie sprach nie mehr mit ihr. Aomame war nicht mehr ihre

Tochter. Nur noch jemand, »der vom Glauben abgefallen war«. Dann war sie ausgezogen.

»Aber es kam nicht zur Penetration?«, fragte Aomame.

»Nein«, sagte Ayumi. »Solche Schmerzen konnten sie mir nicht zufügen. So weit sind sie dann doch nicht gegangen.«

»Siehst du deinen Bruder und deinen Onkel jetzt noch manchmal?«

»Als ich die Stelle hatte, bin ich ausgezogen. Inzwischen sehe ich sie kaum noch. Wir sind verwandt und arbeiten im gleichen Beruf, da lässt sich eine Begegnung natürlich nicht immer vermeiden. Dann wird halt gelächelt. Ich will auch nicht, dass es zu einer Szene kommt. Bestimmt haben sie längst vergessen, was damals passiert ist.«

»Vergessen?«

»Die, weißt du, die können vergessen«, sagte Ayumi. »Aber ich kann es nicht.«

»Natürlich nicht«, sagte Aomame.

»Das ist wie bei einem Genozid.«

»Genozid?«

»Die, die ihn verübt haben, können ihre Tat rationalisieren, indem sie die passenden Theorien aufstellen, und dann vergessen. Sie können die Augen von dem abwenden, was sie nicht sehen wollen. Aber die, denen es angetan wurde, die können nicht vergessen. Und nicht die Augen abwenden. Die Erinnerung wird von den Eltern an die Kinder weitervererbt. Weißt du, Aomame, was die Welt ausmacht, ist der endlose Krieg zwischen einer Erinnerung und der, die ihr entgegensteht.«

»Das stimmt«, sagte Aomame. Sie runzelte leicht die Stirn. »Ein endloser Krieg zwischen einer Erinnerung und

der Erinnerung, die ihr entgegensteht?«

»Ehrlich gesagt, Aomame, dachte ich, dass du ähnliche Erfahrungen gemacht hast.«

»Wie kamst du darauf?«

»Ich kann es nicht genau erklären, aber irgendwie. Vielleicht kann ein Mädchen, dem so etwas passiert ist, es in seinem Leben nur noch hin und wieder eine Nacht mit einem fremden Mann treiben. Und bei dir sah es so aus, als stünde Wut dahinter. Es scheint, als könntest du dir nicht wie eine ganz normale Frau einen Freund zulegen, dich mit ihm verabreden, essen gehen und ganz normal mit ihm schlafen. In meinem Fall ist das so.«

»Du meinst, weil du in der Kindheit missbraucht wurdest, kannst du diese normalen Erfahrungen nicht mehr machen?«

»Dieses Gefühl habe ich wirklich«, sagte Ayumi und zuckte leicht die Schultern. »Ich habe Angst vor Männern. Das heißt, ich habe Angst, mich tiefer auf jemanden einzulassen. Ihn ganz und gar anzunehmen. Ich brauche nur daran zu denken, und alles verkrampft sich in mir. Aber allein zu sein ist manchmal auch schwer. Manchmal sehne ich mich nach den Armen eines Mannes, ich möchte, dass er in mich eindringt. So sehr, dass ich es kaum aushalten kann. Dann versuche ich mein Glück bei völlig Unbekannten. Immer.«

»Aus Angst?«

»Ja, sie ist groß, glaube ich.«

»Diese Art von Angst vor Männern habe ich, glaube ich, nicht«, sagte Aomame.

»Hast du überhaupt vor etwas Angst, Aomame?«

»Natürlich«, sagte Aomame. »Am meisten vor mir selbst. Dass ich nicht weiß, was ich tue. Dass ich nicht genau weiß, was ich im Moment gerade tue.«

»Und was tust du gerade?«

Aomame betrachtete einen Augenblick das Weinglas in ihrer Hand. »Wenn ich das wüsste«, sagte sie und schaute auf. »Aber ich weiß es nicht. Ich bin nicht einmal sicher, wo ich bin und in welchem Jahr.«

»Wir haben das Jahr 1984 und sind in Tokio, in Japan.«

»Wenn ich das nur mit solcher Überzeugung behaupten könnte wie du.«

»Du bist ja komisch.« Ayumi lachte. »So offenkundige Sachverhalte haben doch nichts mit Überzeugungen und Behauptungen zu tun.«

»Ich kann dir das jetzt nicht gut erklären, aber für mich sind das eben keine offenkundigen Sachverhalte.«

»Aha«, sagte Ayumi interessiert. »Was ich jetzt davon halten soll, weiß ich nicht, aber egal welches Jahr wir haben und wo wir sind, du hast zumindest einen Menschen, den du aus ganzem Herzen liebst. Aus meiner Sicht ist das sehr beneidenswert. Ich habe so jemanden nicht.«

Aomame stellte ihr Glas auf den Tisch und tupfte sich den Mund mit der Serviette ab. »Vielleicht ist es ja, wie du sagst. Egal welches Jahr wir haben und wo ich bin, ich möchte ihn so gern sehen. So sehr, dass ich sterben könnte. Das ist das Einzige, was ich sicher weiß. Das Einzige, auf das ich vertraue.«

»Wenn du willst, kann ich ja mal in der Polizeikartei nachschauen? Wenn du mir ein paar Informationen gibst, könnte ich vielleicht rauskriegen, wo er ist und was er macht.«

Aomame schüttelte den Kopf. »Nein, nicht suchen. Bitte nicht. Wie gesagt, ich möchte ihm einfach irgendwann irgendwo begegnen. Ganz durch Zufall, weißt du. Darauf werde ich geduldig warten.«

»Die unendliche Liebesgeschichte«, sagte Ayumi bewundernd. »Ah, wie ich das liebe – ah, was für ein Feuer!«

»Aber in der Wirklichkeit tut es richtig weh.«

»Das weiß ich doch«, sagte Ayumi. Und drückte die Fingerkuppen leicht gegen die Schläfen. »Und obwohl du jemanden liebst, willst du ab und zu mit einem fremden Mann schlafen.«

Aomame klopfte mit dem Nagel an den Rand des dünnen Weinglases. »Ich brauche das. Um ein Mensch aus Fleisch und Blut zu bleiben.«

»Aber kann deine Liebe dadurch keinen Schaden nehmen?«

»Es ist wie mit den Begierden im Zentrum des tibetischen Lebensrads. Wenn das Rad sich dreht, steigen und fallen die Verdienste und Gefühle, die es von außen umgeben. Sie kommen ans Licht oder tauchen ins Dunkel. Aber die wahre Liebe bewegt sich nicht, sie gehört nicht dazu.«

»Wunderbar«, sagte Ayumi. »Das tibetische Lebensrad.«

Und sie trank den restlichen Wein in ihrem Glas aus.

Zwei Tage darauf erhielt Aomame gegen acht Uhr abends einen Anruf von Tamaru. Wie immer übergang er die Begrüßung und kam direkt und sehr dienstbeflissen zur Sache.

»Hättest du morgen Nachmittag einen Termin frei?«

»Ja, ich habe nichts vor, wann würde es am besten

passen?«

»Wie wäre es mit halb fünf?«

»Ist mir recht«, sagte Aomame.

»Gut«, sagte Tamaru. Es war zu hören, wie er die Zeit in den Terminkalender eintrug. Er drückte beim Schreiben stark auf.

»Wie geht es übrigens der kleinen Tsubasa?«, fragte Aomame.

»Allmählich besser, glaube ich. Madame besucht sie jeden Tag und beschäftigt sich mit ihr. Das Kind hat Vertrauen zu ihr gefasst.«

»Da bin ich froh.«

»Ja, das ist gut. Aber es ist auch etwas ziemlich Unangenehmes passiert.«

»Was denn?«, fragte Aomame. Sie wusste, wenn Tamaru »ziemlich« sagte, musste es etwas sehr Unangenehmes sein.

»Der Hund ist gestorben«, sagte Tamaru.

»Du meinst doch nicht Bun?«

»Doch, unsere verrückte Schäferhündin, die so gern Spinat gefressen hat. Es ist gestern Nacht passiert.«

Aomame war erstaunt. Der Hund war erst fünf oder sechs Jahre alt gewesen. »Als ich sie das letzte Mal gesehen habe, sah sie ganz gesund aus.«

»Sie ist auch nicht an einer Krankheit gestorben«, sagte Tamaru tonlos. »Sie wurde in den Morgenstunden zerfetzt.«

»Zerfetzt?«

»Ihre Innereien lagen überall verstreut, als hätte man sie



in die Luft gesprengt. In alle vier Himmelsrichtungen. Ich musste die Fleischfetzen einzeln mit Küchenpapier einsammeln. Der Leichnam sah aus, als wäre das Innerste nach außen gekehrt worden. Als hätte jemand eine starke Miniaturbombe in den Bauch des Hundes gelegt.«

»Das tut mir leid.«

»Da kann man nichts machen«, sagte Tamaru. »Was einmal tot ist, wird nicht wieder lebendig. Wir können einen anderen Wachhund besorgen. Was mich beunruhigt, ist nur, wie es passiert ist. Normalerweise wäre das nicht möglich gewesen. Eine Bombe am Bauch von Bun zu befestigen. Wenn ein Fremder ihr zu nahe kam, hat sie immer gebellt wie ein Höllenhund. Das ging nicht so einfach.«

»Allerdings nicht«, sagte Aomame mit rauer Stimme.

»Die Bewohnerinnen des Frauenhauses stehen unter Schock und sind völlig verängstigt. Die Frau, die dafür zuständig war, den Hund zu füttern, hat ihn am Morgen gefunden. Sie musste sich erbrechen, dann hat sie mich angerufen. Ich habe sie gefragt, ob ihr in der Nacht etwas Verdächtiges aufgefallen ist. Nichts. Nicht einmal eine Explosion war zu hören. Bei einem lauten Knall würden doch alle aufwachen. Gerade weil die Frauen, die dort leben, so ängstlich sind. Das heißt, es war eine lautlose Explosion. Es hat auch niemand den Hund winseln gehört. Dabei war es eine außergewöhnlich ruhige Nacht. Als der Morgen kam, war das Innere des Hundes nach außen gekehrt. Frische Innereien überall versprengt, zur Freude der Krähen in der Nachbarschaft. Aber für mich ist das natürlich absolut keine erfreuliche Angelegenheit.«

»Irgendetwas Sonderbares ist im Gange.«

»Zweifellos«, sagte Tamaru. »Und wenn mein Gefühl mich nicht trügt, war das erst der Anfang.«

»Hast du die Polizei benachrichtigt?«

»Also wirklich!« Tamaru schnaubte verächtlich. »Was soll die Polizei da schon machen? Das wäre wohl so ziemlich das Dümme, was wir tun könnten. Es würde alles nur noch verschlimmern.«

»Was sagt Madame?«

»Nichts. Sie hat sich meinen Bericht angehört und nur genickt«, sagte Tamaru. »Ich bin zuständig für die Security, und die Verantwortung liegt bei mir. Von Anfang bis Ende. Das ist meine Aufgabe.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Es war ein gewichtiges Schweigen, auf dem seine Verantwortung lastete.

»Morgen um halb fünf«, sagte Aomame.

»Morgen um halb fünf«, wiederholte Tamaru. Und legte behutsam auf.

## KAPITEL 24

### Tengo

Worin liegt der Sinn einer anderen Welt?

Der Samstag begann mit Regen. Es regnete nicht sehr heftig, aber anhaltend. Seit es am Vortag um die Mittagszeit begonnen hatte, hatte es nicht ein einziges Mal aufgehört. Kaum glaubte man einmal, der Regen würde allmählich nachlassen, wurden die Schauer unversehens wieder stärker. Obwohl das Jahr schon so weit fortgeschritten war, schien die Regenzeit einfach nicht

enden zu wollen. Der Himmel war dunkel und lag wie ein Deckel auf der von schwerer Feuchtigkeit durchtränkten Erde.

Als Tengo am Vormittag in Regenmantel und Mütze ein paar Einkäufe in der Nachbarschaft machen wollte, entdeckte er, dass in seinem Briefkasten ein dicker gefütterter brauner Umschlag steckte. Er hatte keinen Poststempel und war auch nicht frankiert. Seine Adresse stand auch nicht darauf, ebenso wenig wie ein Absender. Nur vorn in die Mitte hatte jemand mit kleinen, eckigen Zeichen »Tengo« geschrieben. Es sah aus wie mit einem Nagel in trockenen Ton geritzt. Zeichen, die ganz sicher von Fukaeri stammten. Als er den Umschlag aufriss, fand er darin eine geschäftsmäßig wirkende TDK-Kassette von sechzig Minuten Laufzeit. Weder ein Brief noch eine Notiz lagen bei. Es gab auch keine Hülle, und die Kassette hatte keinen Aufkleber.

Tengo zögerte, beschloss aber dann, seinen Einkauf zu verschieben, in seine Wohnung zurückzukehren und sich die Kassette anzuhören. Er hielt sie gegen das Licht und drehte sie mehrmals um. Ungeachtet ihres geheimnisvollen Aussehens war sie allem Anschein nach ein ganz gewöhnliches Massenprodukt. Sie sah auch nicht aus, als würde sie explodieren, wenn man sie abspielte.

Er zog seinen Regenmantel aus, stellte seinen Kassettenrekorder auf den Küchentisch und legte die Kassette ein. Um sich nötigenfalls Notizen machen zu können, legte er Kugelschreiber und Papier bereit. Nachdem er sich umgeschaut und vergewissert hatte, dass niemand sonst anwesend war, drückte er die Wiedergabetaste.

Am Anfang war gar nichts zu hören. Die Stille dauerte

eine Weile an. Als er schon fast annahm, dass die Kassette defekt sei, ertönte plötzlich ein Rumpeln im Hintergrund. Als würde ein Stuhl über den Boden gezogen werden. Ein leises Räuspern (oder so etwas Ähnliches) ertönte. Dann begann auf einmal Fukaeri zu sprechen.

»Lieber Tengo«, sagte sie, wie um die Aufnahme zu testen. Soweit er sich erinnerte, war es das erste Mal, dass sie ihn bei seinem Namen ansprach.

Sie räusperte sich noch einmal. Vielleicht war sie aufgeregt.

Ein Brief wäre vielleicht besser, aber weil ich das nicht so kann, spreche ich auf Kassette. So fällt es mir leichter zu sprechen als am Telefon. Ich weiß nicht, ob das Telefon abgehört wird. Moment, ich trinke einen Schluck Wasser.

Es war zu hören, wie Fukaeri nach einem Glas griff, einen Schluck nahm und es (wahrscheinlich) wieder auf den Tisch stellte. Ihre besondere Art, ohne Betonung, Fragezeichen und Punkte zu sprechen, erweckte auf der Kassette einen noch ungewöhnlicheren Eindruck als im Gespräch. Man konnte ihn fast als unwirklich bezeichnen. Allerdings sprach sie auf der Kassette im Gegensatz zum direkten Gespräch mehrere Sätze hintereinander.

Ich habe gehört, Sie wissen nicht, wo ich bin. Vielleicht machen Sie sich Sorgen. Aber es ist alles in Ordnung. Wo ich jetzt bin, ist es nicht gefährlich. Das wollte ich Ihnen mitteilen. Eigentlich dürfte ich das gar nicht, aber ich dachte, es wäre besser, es Ihnen zu sagen.

(Zehn Sekunden Schweigen)

Sie haben mir gesagt, ich dürfte es keinem verraten. Dass ich hier bin. Der Sensei hat mich bei der Polizei als vermisst gemeldet. Aber die Polizei unternimmt nichts. Dass ein

Kind von zu Hause wegläuft, ist nichts Ungewöhnliches. Deshalb werde ich eine Weile hierbleiben.

(Fünfzehn Sekunden Schweigen)

Ich bin weit fort, und solange ich nicht draußen herumlaufe, wird mich niemand finden. Es ist sehr weit. Azami bringt Ihnen diese Kassette vorbei. Es wäre nicht gut, sie mit der Post zu schicken. Wir müssen sehr vorsichtig sein. Einen Moment. Ich probiere, ob es aufgenommen hat.

(Ein Knacken. Kurze Pause. Der Ton war wieder da.)

Alles in Ordnung, es nimmt auf.

(Aus der Ferne ertönten Kinderstimmen. Und leise Musik. Wahrscheinlich Geräusche, die durch ein geöffnetes Fenster drangen. Vielleicht gab es in der Nähe einen Kindergarten.)

Vielen Dank, dass ich neulich bei Ihnen übernachten durfte. Das musste sein. Sie kennenzulernen musste auch sein. Vielen Dank, dass Sie mir vorgelesen haben. Ich denke noch oft an die Giljaken. Warum gehen sie nicht auf den breiten Wegen und stattdessen durch den Morast.

(Tengo fügte danach sachte ein Fragezeichen ein.)

Auch wenn die Wege praktischer sind, fällt es den Giljaken leichter, abseits davon durch den Morast zu gehen. Auf Wegen müssen sie ganz anders gehen, ihren Gang anpassen. Wenn sie ihren Gang anpassen, müssen sie auch andere Dinge anpassen. Ich könnte nicht leben wie die Giljaken. Es ist ekelhaft, immer von Männern geschlagen zu werden. Der Schmutz, in dem sie leben, ist auch ekelhaft. Aber ich mag es auch nicht, auf breiten Wegen zu gehen. Ich trinke noch mal Wasser.

Fukaeri trank wieder. Nach einer Pause wurde das Glas

mit einem Klacken auf den Tisch zurückgestellt. Dann wischte sie sich mit den Fingern den Mund ab. Ob sie nicht wusste, dass es eine Taste gab, mit der man die Aufnahme anhalten konnte?

Vielleicht gibt es jetzt Probleme, weil ich nicht da bin. Aber ich wollte nie Schriftstellerin werden und habe auch nicht die Absicht, noch etwas zu schreiben. Ich habe Azami gebeten, etwas über die Giljaken herauszufinden. Azami ist in die Bibliothek gegangen und hat nachgeschaut. Die Giljaken leben auf Sachalin und haben wie die Ainu und die amerikanischen Indianer keine Schrift. Sie hinterlassen keine Aufzeichnungen. Wie ich. Was aufgeschrieben wird, sind nicht mehr meine Worte. Sie haben sie schön in Schrift verwandelt. Niemand hätte das so gut gekonnt wie Sie. Es ist bloß nicht mehr meine Geschichte. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Sie können nichts dafür. Denn ich bin nur abseits der breiten Wege gegangen.

Hier machte Fukaeri wieder eine Pause. Tengo stellte sich bildlich vor, wie das junge Mädchen allein und stumm abseits der breiten Wege wanderte.

Der Sensei besitzt große Kraft und tiefe Weisheit. Aber auch die Little People haben große Kraft und tiefe Weisheit. Im Wald muss man aufpassen. Im Wald sind nämlich die Little People. Damit die Little People einem nicht schaden, muss man etwas finden, das sie nicht haben. Dann kann man sicher durch den Wald gelangen.

Fukaeri hatte all das fast in einem Atemzug gesagt und holte tief Luft. Da sie es tat, ohne ihr Gesicht vom Mikrofon zurückzuziehen, hörte es sich an wie das Brausen des Windes, der zwischen zwei Hochhäusern hindurchfährt. Als es verklang, hörte Tengo das Hupen eines Lastwagens. Es war der tiefe nebelhornartige Klang eines sehr großen

Lasters. Zweimal kurz. Ihr Aufenthaltsort schien sich nicht weit von einer Hauptstraße zu befinden.

(Räuspern) Ich bin heiser. Danke, dass Sie sich Sorgen um mich machen. Danke, dass Ihnen die Form meines Busens gefällt und dass ich in Ihrer Wohnung schlafen durfte und Sie mir Ihren Schlafanzug geliehen haben. Wahrscheinlich können wir uns eine Weile nicht sehen. Vielleicht hat es die Little People geärgert, dass über sie geschrieben wurde. Aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich kenne mich aus im Wald. Bis dann.

An dieser Stelle knackte es, und die Aufnahme war beendet.

Tengo drückte die Stopptaste und spulte dann wieder an den Anfang zurück. Den von den Dachtraufen fallenden Regentropfen lauschend, atmete er mehrmals tief ein und aus und drehte dabei seinen Kugelschreiber zwischen den Fingern. Dann legte er ihn auf den Tisch. Am Ende hatte er keine einzige Notiz gemacht. Nur reglos Fukaeris eigentümlicher Stimme zugehört. Auch wenn er nichts notiert hatte, war der Inhalt ihrer Botschaft eindeutig:

1. Sie war nicht entführt worden, sondern hielt sich für eine Weile irgendwo versteckt. Es gab keinen Grund zur Sorge.

2. Sie hatte nicht die Absicht, noch ein Buch zu veröffentlichen. Was sie zu erzählen hatte, eignete sich nicht dazu, diktiert und verschriftlicht zu werden.

3. Die Little People besaßen ebenso viel Weisheit und Kraft wie Professor Ebisuno. Man musste sich vorsehen.

Das waren die drei Punkte, die sie ihm mitteilen wollte. Das andere betraf die Giljaken. Eine Gruppe von Menschen, die abseits der breiten Wege wanderten.

Tengo ging in die Küche und machte sich Kaffee. Während er ihn trank, starrte er ratlos die Kassette an. Dann spielte er sie noch einmal ab. Diesmal drückte er sicherheitshalber hin und wieder die Pausentaste und notierte die wichtigsten Punkte. Schließlich überflog er das Mitgeschriebene. Es bot keine neuen Aufschlüsse.

Hatte Fukaeri sich zuerst ein paar kurze Notizen gemacht, anhand derer sie dann gesprochen hatte? Tengo glaubte es nicht. Dazu war sie nicht der Typ. Zweifellos hatte sie in Echtzeit in das Mikrofon gesprochen, wie es ihr gerade einfiel (sie hatte ja nicht einmal die Pausentaste gedrückt).

Wo sie wohl war? Die Hintergrundgeräusche auf dem Band lieferten nicht viele Anhaltspunkte. In der Ferne wurde eine Tür geschlossen. Kinderstimmen, die durch ein offenes Fenster zu kommen schienen. Ein Kindergarten? Das Hupen eines großen Lastwagens. Zumindest lag der Ort, an dem Fukaeri sich befand, anscheinend nicht im tiefsten Wald. Er konnte sich vorstellen, dass es irgendwo in der Stadt war. Aufgenommen vielleicht am späten Vormittag oder frühen Nachmittag. Das Schließen der Tür deutete darauf hin, dass sie nicht allein war.

Eines stand fest: Fukaeri hielt sich aus freien Stücken verborgen. Das war kein Band, das unter Zwang aufgenommen worden war. Man hörte es an ihrer Stimme und ihrer Art zu reden. Obwohl sie am Anfang ein wenig aufgeregt wirkte, schien sie doch frei ins Mikrofon zu sprechen, was ihr in den Sinn kam.

DER SENSEI BESITZT GROSSE KRAFT UND TIEFE WEISHEIT. ABER AUCH DIE LITTLE PEOPLE HABEN GROSSE KRAFT UND TIEFE WEISHEIT. IM WALD MUSS MAN AUFPASSEN. IM WALD SIND NÄMLICH DIE LITTLE PEOPLE. DAMIT DIE LITTLE PEOPLE EINEM



NICHT SCHADEN, MUSS MAN ETWAS FINDEN, DAS SIE NICHT HABEN. DANN KANN MAN SICHER DURCH DEN WALD GELANGEN.

Tengo hatte diesen Teil noch einmal abgespielt. Fukaeri hatte den Abschnitt ziemlich schnell gesprochen. Die Pausen zwischen den Sätzen waren kurz. Die Little People waren offenbar Wesen, die die Möglichkeit besaßen, Tengo oder auch dem Sensei zu schaden. Aber Fukaeris Tonfall war nicht zu entnehmen, dass die Little People böse waren. Eher hatte er das Gefühl, dass sie neutral waren und sich so oder so verhalten konnten. Noch eine Stelle beunruhigte Tengo.

VIELLEICHT HAT ES DIE LITTLE PEOPLE GEÄRGERT, DASS ÜBER SIE GESCHRIEBEN WURDE.

Wenn die Little People wirklich verärgert waren, dann ganz bestimmt auch über ihn. Denn schließlich war er derjenige, der die Kunde von ihrer Existenz in gedruckter Form in aller Welt verbreitet hatte. Sicherlich würden sie es nicht gelten lassen, wenn er erklärte, dass es kein böser Wille gewesen sei.

Welchen Schaden die Little People einem Menschen wohl zufügen konnten? Doch woher sollte Tengo das wissen? Er spulte die Kassette zurück, steckte sie in den Umschlag und legte ihn in eine Schublade. Dann zog er seinen Regenmantel wieder an, setzte die Mütze auf und ging in den unaufhörlichen Regen hinaus, um seine Einkäufe zu machen.

Gegen neun Uhr an diesem Abend rief Komatsu an. Auch diesmal wusste Tengo schon bevor er den Hörer abhob, dass es Komatsu war. Er hatte im Bett gelegen und gelesen. Nachdem es dreimal geklingelt hatte, stand er langsam auf,

hob ab und setzte sich an den Küchentisch.

»Hallo, Tengo«, sagte Komatsu. »Kippst du dir gerade einen hinter die Binde?«

»Nein, ich bin nüchtern.«

»Wenn du das hörst, wirst du vielleicht einen Schluck brauchen«, sagte Komatsu.

»Bestimmt eine lustige Geschichte, was?«

»Wie man's nimmt. So lustig nun auch wieder nicht. Vielleicht ist sie ein bisschen paradox und ein bisschen komisch.«

»Wie die Erzählungen von Tschechow.«

»Genau«, sagte Komatsu. »Wie bei Tschechow. Du sagst es. Du triffst mit deinen Formulierungen immer den Nagel auf den Kopf.«

Tengo schwieg. Komatsu fuhr fort.

»Die Sache wird immer ungemütlicher. Der Professor hat jetzt die Vermisstenanzeige aufgegeben, und die Polizei fahndet nach Eri. Aber da es keine Lösegeldforderung gibt, nehmen sie die Sache nicht ganz so ernst. Wenn Eri etwas zustößt, wären sie allerdings blamiert, das ist klar. Die Medien sind nicht so leicht in Schach zu halten. Vor meinem Haus schnüffeln ständig Reporter herum. Ich bleibe natürlich dabei, dass ich nichts weiß. Aber ich brauche sowieso nichts zu sagen. Sie sind schon dabei, die Beziehung zwischen Fukaeri und Professor Ebisuno und die Geschichte von ihren Eltern, die Revolutionäre waren, auszugraben. So was muss ja irgendwann rauskommen. Die Schlimmsten sind die Illustrierten. Die freien Schreiberlinge und Journalisten strömen in Scharen herbei, wie Haie, die Blut geleckt haben. Und wenn die einmal zugebissen haben, lassen sie nicht mehr locker. Sie leben ja

davon. Privatsphäre, Zurückhaltung oder so was kümmert die einen Dreck. Sie schreiben zwar, aber aus ganz anderen Gründen als ruhige, literarisch interessierte junge Leute wie du, Tengo.«

»Vielleicht sollte ich mich auch lieber in Acht nehmen?«

»Genau. Halte dich lieber bereit, in Deckung zu gehen. Man kann nie wissen, was die ausgraben.«

Tengo stellte sich vor, wie ein Schwarm Haie um ihr kleines Boot herumwimmelte. Es sah aus wie ein Bild aus einem schlechten Manga. »Man muss etwas finden, das sie nicht haben«, hatte Fukaeri gesagt. Doch was konnte das nur sein?

»Aber, Herr Komatsu, war all das nicht von Anfang an Professor Ebisunos Plan?«

»Kann sein«, sagte Komatsu. »Vielleicht haben wir uns ganz ordentlich benutzen lassen. Aber ich wusste ja von Anfang an, was der Professor ungefähr vorhatte. Er hat seine Absichten nie verheimlicht. In dieser Hinsicht war es ein faires Geschäft. Ich hätte damals ja auch ablehnen können und sagen: ›Sensei, das riecht nach Schwierigkeiten. Ich steige aus.‹ Ein anständiger Redakteur hätte das getan. Aber wie du weißt, mein lieber Tengo, bin ich kein anständiger Redakteur. Jedenfalls war damals alles schon ins Rollen gekommen, und ich wollte so gern dabei sein. Vielleicht habe ich auch nicht alles mit einkalkuliert.«

Dann tönte Tengo aus dem Hörer Schweigen entgegen. Ein kurzes, aber dichtes Schweigen, das Tengo brach. »Das heißt, Ihr Plan wurde von Professor Ebisuno usurpiert.«

»So könnte man es ausdrücken. Zumindest hat sich alles schneller entwickelt, als wir es erwartet haben.«

»Sie meinen, Professor Ebisuno hat diesen ganzen

Rummel inszeniert?«, fragte Tengo.

»Natürlich. Er ist ein äußerst gebildeter und selbstbewusster Mann. Und so geht vielleicht alles gut. Aber wenn der ganze Skandal über das hinausgeht, was Professor Ebisuno vorausgesehen hat, könnte er die Kontrolle verlieren. Wie hervorragend ein Mensch auch ist, seine Fähigkeiten haben doch Grenzen. Also, schnallen wir uns lieber an.«

»Wenn man in einem abstürzenden Flugzeug sitzt, nützt Anschnallen auch nichts mehr, Herr Komatsu.«

»Aber es beruhigt.«

Tengo musste unwillkürlich lächeln. Doch es war ein kraftloses Lächeln. »Ist das der Kern Ihrer Geschichte? Sie ist wirklich nicht sehr angenehm, aber ein bisschen paradox und auch ein bisschen komisch.«

»Tut mir leid, Kleiner, dass ich dich da reingezogen habe. Ganz ehrlich«, sagte Komatsu mit ausdrucksloser Stimme.

»Um mich geht es doch gar nicht. Mir kann nicht viel passieren. Was habe ich denn zu verlieren? Ich habe keine Familie, keine berufliche Stellung oder großartige Zukunft. Viel mehr Sorgen mache ich mir um Fukaeri. Sie ist erst siebzehn.«

»Das bedrückt mich auch. Natürlich. Aber daran können wir jetzt nichts ändern, auch wenn wir uns noch so sehr den Kopf zerbrechen. Vorläufig müssen wir uns irgendwo festhalten, damit der Sturm uns nicht packt und davonweht. Für den Moment sollten wir gründlich die Zeitungen lesen.«

»Ich nehme es mir fest vor.«

»Gut«, sagte Komatsu. »Ist dir übrigens eingefallen, wo Fukaeri sein könnte? Irgendein Hinweis, egal was!«

»Nein, nichts«, sagte Tengo. Lügen war nicht seine Stärke. Und Komatsu verfügte über eine ungewöhnlich gute Intuition. Aber er schien das leise Zittern in Tengos Stimme nicht zu registrieren. Wahrscheinlich war er zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

»Wenn irgendetwas ist, melde ich mich wieder«, sagte Komatsu und legte auf.

Nachdem Tengo den Hörer auf die Gabel gelegt hatte, nahm er als Erstes ein Glas aus dem Schrank und schenkte sich zwei Zentimeter Bourbon ein. Komatsu hatte recht gehabt, nach diesem Telefonat brauchte er wirklich einen Schluck.

Am Freitag kam wie immer seine Freundin vorbei. Der Regen hatte aufgehört, aber der Himmel war noch immer von einer lückenlosen Schicht grauer Wolken bedeckt. Die beiden aßen eine Kleinigkeit und gingen ins Bett. Beim Sex gingen Tengo alle möglichen abgerissenen Gedanken durch den Kopf, aber der körperliche Genuss, den er beim Geschlechtsverkehr empfand, litt nicht darunter. Wie immer kitzelte sie geschickt die Lust hervor, die sich während der Woche in Tengo angestaut hatte, und lenkte sie in die richtigen Bahnen. Auch sie selbst erlangte volle Befriedigung. Wie ein tüchtiger Steuerberater, der größte Freude an komplizierten buchhalterischen Vorgängen empfindet. Dennoch schien sie zu spüren, dass Tengo etwas beschäftigte.

»Dein Whiskyvorrat scheint in letzter Zeit ziemlich abgenommen zu haben«, sagte sie. Ihre Hand ruhte auf Tengos mächtiger Brust, als würde sie den Nachhall der Liebe genießen. An ihrem Ringfinger steckte ein kleiner, aber stark funkelnder Diamantring, ihr Ehering. Sie sprach von einer Flasche Wild Turkey, die seit ewigen Zeiten im

Regal stand. Sie bemerkte jede kleine Veränderung, wie die meisten Frauen in mittlerem Alter, die eine sexuelle Beziehung zu einem jüngeren Mann haben.

»In letzter Zeit wache ich nachts häufig auf«, sagte Tengo.

»Du bist doch nicht etwa verliebt, oder?«

Tengo schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Läuft es mit deiner Arbeit nicht so gut?«

»Im Augenblick mache ich gute Fortschritte. Zumindest komme ich weiter.«

»Aber was ist es dann? Dich belastet doch etwas.«

»Tja, ich kann einfach nicht gut schlafen. So etwas hatte ich noch nie. Früher habe ich immer geschlafen wie ein Bär.«

»Armer Tengo«, sagte sie und massierte liebevoll seine Hoden mit der Hand, an der sie keinen Ring trug. »Träumst du vielleicht schlecht?«

»Ich träume fast gar nicht«, sagte Tengo. Das war eine Tatsache.

»Ich träume viel. Und immer wieder den gleichen Traum. So oft, dass ich mir schon selbst im Traum sage, ›Das hast du doch schon mal geträumt‹. Findest du das nicht sonderbar?«

»Was träumst du denn?«

»Von einer Hütte im Wald.«

»Eine Hütte im Wald«, sagte Tengo. Er dachte an die, die im Wald lebten. Die Giljaken, die Little People und Fukaeri.

»Was ist das für eine Hütte?«

»Möchtest du das wirklich wissen? Die Träume anderer Leute sind doch langweilig.«

»Nein, finde ich nicht. Wenn es dir recht ist, würde ich deinen Traum gern hören«, sagte Tengo wahrheitsgemäß.

»Ich gehe allein durch einen Wald. Es ist kein tiefer unheimlicher Wald, wie der, in dem Hänsel und Gretel sich verirrt hatten. Er ist hell und licht. Es ist ein schöner Nachmittag, warm und angenehm, und ich fühle mich beschwingt. Auf einmal steht am Wegesrand ein kleines Haus. Es hat einen Schornstein und eine kleine Veranda, an den Fenstern hängen karierte Gardinen. Kurz gesagt, ein freundlicher Anblick. Ich klopfe an die Tür und rufe: ›Hallo?‹ Aber niemand antwortet. Als ich noch einmal lauter klopfe, geht die Tür von selbst auf. Sie war nicht richtig zu. Ich betrete das Haus. ›Guten Tag. Ist denn niemand zu Hause? Ich komme herein‹, rufe ich.«

Sie streichelte weiter zärtlich Tengos Hoden und sah ihm ins Gesicht. »Kannst du dir die Atmosphäre vorstellen?«

»Ja, sehr gut.«

»Das Haus hat nur ein Zimmer. Es ist sehr einfach eingerichtet. Eine kleine Kochstelle, ein Bett, ein Essplatz. In der Mitte steht ein Holzofen, und der Tisch ist hübsch mit Speisen für vier Personen gedeckt. Von den Tellern steigt weißer Dampf auf. Aber es ist niemand da. Vielleicht ist, als alle gerade mit dem Essen anfangen wollten, etwas Seltsames geschehen, ein Ungeheuer ist plötzlich aufgetaucht oder so etwas, und alle sind in Panik geflüchtet. Aber die Stühle sind nicht verrückt. Alles ist ordentlich und auf seltsame Weise alltäglich. Nur dass kein Mensch da ist.«

»Und was ist das für ein Essen, das auf dem Tisch steht?«

Sie legte den Kopf schräg. »Daran erinnere ich mich nicht. Aber wo du es sagst ... Was war es denn nur? Aber weißt

du, die Speisen selbst spielen keine Rolle. Nur dass sie so heiß wie frisch gekocht sind, hat eine Bedeutung. Jedenfalls setze ich mich auf einen der Stühle und warte auf die Rückkehr der Familie, die dort wohnt. Ich muss auf ihre Rückkehr warten. Warum, weiß ich nicht. In einem Traum sind ja nie alle Umstände ganz klar. Vielleicht muss ich sie nach dem Weg fragen oder irgendetwas abholen oder so. Jedenfalls warte ich. Doch so lange ich auch warte, es kommt niemand. Das Essen dampft weiter. Bei diesem Anblick bekomme ich einen Riesenhunger. Aber ganz gleich wie hungrig ich bin, ich kann mich doch nicht in Abwesenheit der Bewohner des Hauses eigenmächtig über ihr Essen hermachen. Findest du nicht?«

»Doch, finde ich auch«, sagte Tengo. »Das hätte ich auch nicht einmal im Traum gewagt.«

»Unterdessen neigt der Tag sich dem Ende zu. Es wird bereits dunkel in dem Häuschen. Auch im Wald drumherum wird es finster. Ich will das Licht in dem Häuschen anschalten, aber ich weiß nicht, wie. Allmählich werde ich unsicher. Da fällt mir plötzlich etwas auf. Seltsamerweise hat sich die Menge des Dampfes, der von den Speisen aufsteigt, nicht verringert. Obwohl mehrere Stunden vergangen sind, sind alle Speisen noch dampfend heiß. Allmählich finde ich das alles sehr sonderbar. Irgendetwas stimmt nicht. So endet der Traum.«

»Du weißt nicht, was danach passiert.«

»Ganz bestimmt passiert danach etwas«, sagte sie. »Die Sonne geht unter, ich weiß den Heimweg nicht und bleibe ganz allein in diesem blöden Häuschen. Irgendetwas steht im Raum. Ich habe das Gefühl, dass es nichts Gutes ist. Aber der Traum endet immer an der gleichen Stelle. Und ich träume ihn wieder und wieder.«



Sie hörte auf, seine Hoden zu streicheln, und legte ihre Wange auf Tengos Brust. »Vielleicht weist mich dieser Traum auf etwas hin.«

»Auf was zum Beispiel?«

Sie antwortete nicht und stellte stattdessen ihm eine Frage. »Tengo, willst du wissen, was der schrecklichste Teil dieses Traums ist?«

»Ja.«

Als sie tief seufzte, traf ihr Atem Tengos Brustwarze wie ein warmer Wind, der durch einen engen Kanal weht. »Dass ich vielleicht selbst dieses Ungeheuer bin. Irgendwann ist mir diese Möglichkeit eingefallen. Vielleicht haben die Leute mich kommen sehen und sind in Panik mitten im Essen aufgesprungen und geflüchtet. Und vielleicht können sie nicht zurückkehren, solange ich dort bin. Aber dennoch muss ich immer weiter in dem Haus auf ihre Rückkehr warten. Dieser Gedanke macht mir große Angst. Er ist so hoffnungslos.«

»Oder«, sagte Tengo, »es ist dein eigenes Haus, und du wartest auf dich selbst, nachdem du daraus geflohen bist.«

Erst nachdem er es gesagt hatte, merkte Tengo, dass er es nicht hätte sagen sollen. Doch Worte, die einmal entschlüpft sind, kann man nicht zurückholen. Sie schwieg lange. Dann packte sie seine Hoden mit aller Kraft. So fest, dass er nicht atmen konnte.

»Warum sagst du so etwas Gemeines?«

»Es hat keine Bedeutung. Ist mir nur plötzlich eingefallen«, presste Tengo mühsam hervor. Sie lockerte ihren Griff und seufzte. »Jetzt sprechen wir mal über deine Träume.«

Tengo atmete wieder regelmäßig. »Ich habe es doch

schon gesagt, ich träume fast nie. Zumindest in letzter Zeit nicht.«

»Ein bisschen was wirst du doch träumen. Denn es gibt keinen Menschen auf der Welt, der nicht träumt. Das hieße Dr. Freud beleidigen.«

»Wahrscheinlich träume ich ja, aber wenn ich aufwache, kann ich mich an nichts erinnern. Auch wenn ich das Gefühl habe, etwas geträumt zu haben, weiß ich nicht, was es war.«

Sie schloss ihre Handfläche sanft um seinen erschlafften Penis und wog ihn behutsam in der Hand. Als ob ihr sein Gewicht etwas Wichtiges sagte. »Also, dann lassen wir das mit dem Traum. Dann erzähl mir von dem Roman, an dem du gerade schreibst.«

»Darüber möchte ich eigentlich nicht sprechen.«

»Ich verlange ja gar nicht, dass du mir aus dem Stegreif eine Zusammenfassung des Ganzen gibst. Ich weiß doch, dass du für deine Statur ein empfindsamer junger Mann bist. Einen Teil von der Einleitung oder irgendeine Episode kannst du mir doch erzählen, irgendetwas, auch wenn es nicht viel ist. Du sollst mir etwas anvertrauen, das niemand sonst auf der Welt weiß. Du hast etwas Gemeines zu mir gesagt, und ich möchte, dass du es wiedergutmachst. Verstehst du, was ich meine?«

»Ich glaube schon«, sagte Tengo mit unsicherer Stimme.

»Dann erzähl.«

Während sein Penis in ihrer Handfläche lag, erzählte Tengo. »Es ist eine Geschichte über mich selbst. Oder über jemanden nach meinem Vorbild.«

»Das liegt nahe«, sagte seine Freundin. »Und komme ich in der Geschichte auch vor?«

»Nein. Denn die Welt, in der ich bin, ist eine andere.«

»Und in dieser anderen Welt gibt es mich nicht.«

»Nicht nur dich gibt es nicht. Alle Menschen, die es auf unserer Welt gibt, gibt es auf der anderen nicht.«

»Wie unterscheidet sich die andere Welt von unserer hier? Kannst du feststellen, auf welcher Welt du bist?«

»Ja, das kann ich. Weil ich die Geschichte schreibe.«

»Ich spreche von anderen Menschen. Wenn ich mich zum Beispiel aus irgendeinem Grund plötzlich in die andere Welt verirren würde.«

»Ich glaube, du könntest es unterscheiden«, sagte Tengo. »Beispielsweise hat die andere Welt zwei Monde. Daran erkennt man den Unterschied.«

Die Welt, in der zwei Monde am Himmel standen, hatte er aus Fukaeris Geschichte übernommen. Tengo hatte vor, eine längere und kompliziertere Geschichte über diese Welt – und sich selbst – zu schreiben. Dass der Schauplatz der gleiche war wie in Eris kurzem Roman, würde vielleicht später zu einem Problem werden. Aber im Moment wollte Tengo unbedingt eine Geschichte über die Welt mit den zwei Monden schreiben. Und darüber konnte er später auch noch nachdenken.

»Wenn ich also nachts zum Himmel schaue und dort zwei Monde stehen, weiß ich, dass ich nicht auf unserer Welt bin, ja?«

»Das ist das Zeichen.«

»Und die beiden Monde überlappen einander nicht?«, fragte sie.

Tengo schüttelte den Kopf. »Warum, weiß ich nicht, aber die Distanz zwischen den beiden Monden bleibt immer

erhalten.«

Seine Freundin dachte eine Weile für sich über die andere Welt nach. Ihre Finger zeichneten Figuren auf Tengos nackte Brust.

»Kennst du den Unterschied zwischen den englischen Wörtern lunatic und insane?«, fragte sie ihn.

»Beides sind Adjektive, die ›geistesgestört‹ bedeuten. Den genauen Unterschied kenne ich nicht.«

»Insane bezieht sich wohl eher auf ein angeborenes Problem. Im Gegensatz dazu kommt lunatic von luna – Mond – und bezeichnet einen vorübergehenden Zustand. Im 19. Jahrhundert in England wurden Menschen, die als lunatic anerkannt wurden, ganz gleich, was sie verbrochen hatten, weniger streng bestraft. Statt dem Menschen die Schuld zu geben, sagte man, das Licht des Mondes habe ihn verwirrt. Es ist unglaublich, aber ein solches Gesetz existierte wirklich. Die Vorstellung, dass der Mond den Geist des Menschen in Unordnung bringt, stand über dem Gesetz.«

»Woher weißt du das denn alles?«, fragte Tengo verwundert.

»So erstaunlich ist das nun auch wieder nicht. Immerhin lebe ich bereits zehn Jahre länger als du. Also ist es nicht verwunderlich, dass ich ein paar mehr Dinge weiß.«

Tengo musste zugeben, dass sie damit wohl recht hatte.

»Ich habe Anglistik studiert und irgendwann an einem Dickens-Lektürekurs teilgenommen. Der Dozent war ein wenig seltsam. Er ist immer abgeschweift und hat Dinge erzählt, die mit der Romanhandlung wenig zu tun hatten. Aber was ich sagen wollte – wenn schon ein Mond genügt, um den Leuten den Verstand zu rauben, müssten sie bei

zwei Monden am Himmel doch völlig verrückt werden. Auch die Gezeiten würden sich verändern und der weibliche Zyklus durcheinandergeraten. Eine Unregelmäßigkeit nach der anderen würde auftreten.«

Tengo dachte darüber nach. »Wahrscheinlich wäre das so.«

»Sind die Menschen in der anderen Welt denn verrückt?«

»Nein, gar nicht. Sie sind überhaupt nicht besonders verrückt. Eigentlich machen sie in etwa das Gleiche wie wir hier.«

Sie drückte Tengos Penis ganz leicht. »Sie machen also im Großen und Ganzen das Gleiche wie wir hier. Wenn das so ist, worin liegt dann der Sinn dieser anderen Welt?«

»So kann ich die Vergangenheit unserer Welt umschreiben«, sagte Tengo.

»Du kannst die Vergangenheit umschreiben, wie es dir gefällt?«

»Ja.«

»Willst du die Vergangenheit denn umschreiben?«

»Willst du die Vergangenheit etwa nicht umschreiben?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass ich die Vergangenheit oder die Geschichte umschreiben möchte. Was ich gern umschreiben würde, ist die Gegenwart.«

»Aber wenn man die Vergangenheit umschreiben könnte, wäre naturgemäß auch die Gegenwart anders. Denn die Gegenwart entsteht durch die Anhäufung von Vergangenheit.«

Wieder seufzte sie tief. Mehrmals hob und senkte sie die Hand, in der Tengos Penis ruhte. Es war wie eine Probefahrt mit dem Aufzug. »Dazu kann ich nur eins sagen:

Du bist zwar ein ehemaliges mathematisches Wunderkind, ein Judo-Dan-Träger und schreibst einen langen Roman. Trotzdem hast du keine Ahnung von dieser Welt. Nicht die geringste.«

Dieses scharfe Urteil erstaunte Tengo nicht sonderlich. Keine Ahnung zu haben war momentan für ihn der Normalzustand. Es war keine erwähnenswerte Neuentdeckung.

»Aber das ist in Ordnung, du brauchst auch nichts zu wissen.« Seine Freundin änderte ihre Körperhaltung und drückte ihre Brüste an Tengo. »Du bist ein verträumter Mathematiklehrer an einer Yobiko, der Tag für Tag an seinem langen Roman weiterschreibt. Bleib, wie du bist. Ich mag dein Schwänzchen sehr. Die Form, die Größe und wie es sich anfühlt. Ob hart, ob weich. Ob krank, ob gesund. Und für eine Weile gehört es nur mir. Das ist doch so, oder?«

»Stimmt«, bestätigte Tengo.

»Ich habe dir ja schon gesagt, dass ich extrem eifersüchtig bin, nicht wahr?«

»Ich habe es gehört. Eifersüchtig über alle Vernunft hinaus.«

»Wirklich über alle Vernunft hinaus. Das war schon immer so.« Sie begann ihre Finger langsam in verschiedene Richtungen zu bewegen. »Er wird gleich noch einmal hart. Hast du etwas dagegen einzuwenden?«

Er habe keine besonderen Einwände, sagte Tengo.

»Woran denkst du gerade?«

»Daran, wie du als Studentin in der Anglistikvorlesung sitzt.«

»Es war Martin Chuzzlewit. Ich war achtzehn, trug ein süßes Rüschenkleid und einen Pferdeschwanz. Ich war eine sehr ernsthafte Studentin und noch Jungfrau. Es fühlt sich an wie eine Geschichte aus einem früheren Leben ... Jedenfalls war der Unterschied zwischen lunatic und insane die erste Erkenntnis, die ich mir an der Universität angeeignet habe. Und? Erregt dich die Vorstellung?«

»Natürlich.« Er schloss die Augen und stellte sich das Rüschenkleid und den Pferdeschwanz vor. Eine Jungfrau, die eine sehr ernsthafte Studentin war. Aber über jede Vernunft hinaus eifersüchtig. Er sah den Mond über dem Dickensschen London. Die Wahnsinnigen, die dort – insane oder lunatic – umherirrten. Sie trugen alle ähnliche Mützen und hatten ähnliche Bärte. Woran konnte man sie unterscheiden? Als Tengo die Augen schloss, konnte er nicht mehr mit Sicherheit sagen, in welcher Welt er sich befand.

**Buch 2**  
**Juli bis September**



## KAPITEL 1

Aomame

Der langweiligste Ort der Welt

Noch war das Ende der Regenzeit nicht offiziell verkündet, aber die hochsommerliche Sonne strahlte bereits ungehindert vom wolkenlos blauen Himmel zur Erde, und die nun üppig grünen Weiden warfen wieder ihre dichten schwankenden Schatten auf die Straße.

Tamaru empfing Aomame am Eingang. Er trug einen dunklen, aber sommerlich leichten Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte in gedeckten Farben. Ihm schien kein bisschen heiß zu sein. Dass ein Mann von seiner Größe auch an heißesten Tagen niemals ins Schwitzen geriet, versetzte Aomame immer wieder in Erstaunen.

Als Tamaru sie sah, nickte er kurz, murmelte eine kaum hörbare Begrüßung und sprach danach kein Wort mehr. Es kam nicht einmal zu ihrem üblichen Geplauder. Schnurstracks ging er ihr durch den langen Korridor voran und führte sie in den Raum, in dem die alte Dame sie erwartete. Aomame vermutete, dass er nach dem Tod der Hündin einfach keine Lust auf eine Unterhaltung hatte. »Wir brauchen einen neuen Wachhund«, hatte er beiläufig am Telefon gesagt. Als sei die Rede vom Wetter. Doch Aomame wusste, dass der Tod der Schäferhündin ihn in Wahrheit alles andere als kalt ließ. Er hatte all die Jahre ebenso an Bun gehangen wie sie an ihm. Tamaru empfand ihren plötzlichen und sinnlosen Tod als eine Art persönliche Beleidigung oder Herausforderung. Von seinem schultafelbreiten Rücken ging stummer Zorn aus.

Tamaru öffnete die Tür zum Salon für Aomame. Er selbst

blieb dort stehen, um die Anweisungen der alten Dame entgegenzunehmen.

»Ich brauche Sie im Augenblick nicht, danke«, sagte diese. Auf einem Tischchen neben ihrem Sessel stand ein rundes Goldfischglas mit zwei roten Goldfischen. Es waren ganz ordinäre Goldfische, wie es sie überall zu kaufen gab, und ein ebenso ordinäres Goldfischglas mit ein paar grünlichen Wasserpflanzen darin. Aomame war schon mehrere Male in dem großen, luxuriösen Raum gewesen, aber die Goldfische sah sie zum ersten Mal. Offenbar war die Klimaanlage eingeschaltet, denn hin und wieder spürte sie eine kühle Brise auf der Haut. Auf einem Tisch hinter ihr stand eine Vase mit drei weißen Lilien, deren große Blüten an kleine, in Gedanken versunkene exotische Tiere erinnerten.

Die alte Dame bedeutete Aomame, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Die weißen Spitzengardinen vor dem Fenster zum Garten waren zugezogen, kamen jedoch gegen die starken Strahlen der sommerlichen Nachmittagssonne nicht an. In diesem Licht und in dem großen Sessel wirkte die alte Dame so erschöpft, wie Aomame sie noch nie gesehen hatte. Sie hatte ihre dünnen Arme aufgestützt, und ihr Kinn ruhte kraftlos in ihren Händen. Ihre Augen waren eingesunken und die Lippen bleich. Ihr Hals schien faltiger als sonst, und die äußeren Enden ihrer langen Brauen hingen ein wenig nach unten, als hätten sie es aufgegeben, sich der Schwerkraft zu widersetzen. Vielleicht litt sie unter einer Kreislaufschwäche, denn ihre Haut war an manchen Stellen so weiß, als habe man sie mit Mehl bestäubt. Sie schien um mindestens fünf oder sechs Jahre gealtert, seit Aomame sie das letzte Mal gesehen hatte. Der alten Dame schien es heute gleichgültig zu sein, dass ihre Erschöpfung

so sichtbar wurde. Das war außergewöhnlich. Zumindest in Aomames Gegenwart war sie sonst immer bemüht, einen makellos adretten äußeren Anschein zu wahren. Sie hielt sich unter Aufbietung großer Willenskraft kerzengerade und benahm sich äußerst kontrolliert, um nicht das kleinste Zeichen ihres Alters erkennen zu lassen. Stets mit bewundernswertem Erfolg.

Heute ist wirklich einiges anders als sonst, dachte Aomame. Auch das Licht verlieh dem Raum eine andere Note als sonst. Und dann dieses banale, billige Goldfischglas, das eigentlich gar nicht in diesen Salon mit seiner hohen Decke und den eleganten antiken Möbeln passte.

Eine Weile schwieg die alte Dame. Die Wange in die Hand geschmiegt, blickte sie an Aomame vorbei auf irgendeinen Punkt im Raum. Aomame wusste, dass es dort nichts Besonderes zu sehen gab und dieser Punkt dem Blick der alten Dame nur als temporäre Zuflucht diente.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte diese mit ruhiger Stimme.

»Nein, danke«, erwiderte Aomame.

»Dort drüben steht Eistee. Falls Sie durstig sind, schenken Sie sich bitte ein Glas ein.«

Die alte Dame deutete auf einen Teewagen in der Nähe der Tür, auf dem ein Krug Tee mit Eis und Zitrone und drei verschiedenfarbige geschliffene Gläser standen.

»Danke«, sagte Aomame noch einmal, blieb aber sitzen und wartete.

In dem Schweigen der alten Dame lag eine gewisse Andeutung. Es gab da etwas, das sie sagen musste, das jedoch, indem sie es aussprach, an unerwünschter Realität

gewinnen würde. Und diesen Augenblick wollte sie so lange wie möglich hinausschieben, und seien es nur ein paar Minuten. Ihr Blick glitt über das Goldfischglas hinweg. Schließlich schaute sie Aomame resigniert ins Gesicht. Sie hatte die Lippen fest aufeinandergepresst und die Mundwinkel bewusst ein wenig nach oben gezogen. Endlich sprach sie.

»Sie haben sicher von Tamaru erfahren, dass der Wachhund vom Frauenhaus tot ist? Und dass wir uns nicht erklären können, wie das passiert ist.«

»Ja, er hat es mir erzählt.«

»Danach ist Tsubasa verschwunden.«

Aomame verzog das Gesicht. »Verschwunden?«

»Ja, wahrscheinlich in der Nacht. Wie vom Erdboden verschluckt. Heute Morgen war sie nicht mehr da.«

Aomame schürzte die Lippen und suchte nach passenden Worten, ohne sie gleich zu finden. »Aber ... Sie sagten doch, dass immer jemand bei ihr ist. Im selben Raum schläft. Und auf sie aufpasst.«

»Ja, aber diese Frau hat ungewöhnlich tief geschlafen und offenbar überhaupt nicht bemerkt, wie Tsubasa verschwunden ist. Am Morgen war sie nicht mehr in ihrem Bett.«

»Die Schäferhündin wird getötet, und am Tag darauf verschwindet Tsubasa«, fasste Aomame zusammen.

Die alte Dame nickte. »Im Augenblick sind wir noch nicht sicher, ob zwischen den beiden Ereignissen ein Zusammenhang besteht. Aber eigentlich bin ich überzeugt davon.«

Beiläufig betrachtete Aomame das Goldfischglas auf dem

Tisch. Ihrem Blick folgend, sah auch die alte Dame auf die beiden Goldfische, die ungerührt in ihrem gläsernen Teich herumschwammen, indem sie ihre soundso vielen Flossen bewegten. Das sommerliche Licht brach sich auf eigentümliche Weise in der Kugel und erweckte beim Betrachter die Illusion, in einen geheimnisvollen Teil der Tiefsee zu spähen.

»Ich habe die Fische für Tsubasa gekauft«, wandte die alte Dame sich erklärend an Aomame. »Wir sind ein bisschen über das Schreinfest geschlendert, das wir hier in Azabu hatten. Ich fand es nicht gesund für Tsubasa, dass sie immer so im Haus eingesperrt war. Natürlich hat Tamaru uns begleitet. Abends haben wir dann zusammen die Goldfische gekauft. Die Kleine schien so fasziniert davon. Wir haben das Glas in ihr Zimmer gestellt, und sie hat es den ganzen Tag lang unentwegt betrachtet. Aber jetzt, wo sie fort ist, habe ich die Fische mit hierher genommen. Auch ich schaue sie mir dauernd an, sitze untätig davor und starre. Seltsam, aber anscheinend wird man dessen nie müde. Noch nie habe ich ein paar Goldfische mit derartiger Intensität beobachtet.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo Tsubasa sich aufhalten könnte?«, fragte Aomame.

»Nicht die geringste«, antwortete die alte Dame. »Es gibt auch keine Verwandten, bei denen sie sein könnte. Soweit ich weiß, hat das Kind auf der ganzen Welt niemanden, an den es sich wenden könnte.«

Die alte Dame zuckte nervös mit dem Kopf, als wolle sie eine unsichtbare, winzige Fliege verscheuchen. »Nein, sie ist einfach fortgegangen. Dass jemand hier eingedrungen ist und sie mit Gewalt weggeschleppt hat, ist ausgeschlossen. Die Frauen haben alle einen leichten

Schlaf. Irgendeine wäre auf jeden Fall aufgewacht. Nein, ich glaube, Tsubasa ist aus eigenem Entschluss gegangen. Sie hat sich die Treppe hinuntergeschlichen, leise den Schlüssel genommen, hat die Tür geöffnet und ist hinausgelaufen. Ich kann mir die Szene gut vorstellen. Der Hund war in der Nacht zuvor umgekommen, also konnte er auch nicht bellen. Sie hat sich nicht einmal angezogen, sondern ist so, wie sie war, im Schlafanzug, verschwunden, obwohl ihre Kleider neben ihr im Zimmer lagen. Wahrscheinlich hat sie nicht einen Yen bei sich.«

Aomames Gesicht verzog sich stärker. »Ganz allein und im Schlafanzug?«

Die alte Dame nickte. »Ja. Wohin kann ein zehnjähriges Mädchen im Schlafanzug und ohne Geld mitten in der Nacht gehen? Das widerspricht jeder Vernunft. Dennoch kommt es mir nicht einmal besonders seltsam vor. Eher habe ich das Gefühl, es ist geschehen, was geschehen musste. Deshalb suche ich auch nicht nach ihr. Sondern starre müßig diese Fische an.«

Nachdem die alte Dame einen Blick auf das Goldfischglas geworfen hatte, schaute sie Aomame wieder direkt ins Gesicht.

»Weil ich weiß, dass alles Suchen vergeblich wäre. Tsubasa ist schon an einem Ort, an dem ich sie nicht mehr erreichen kann.« Sie nahm ihre Hand von der Wange und ließ ihren Atem langsam entweichen. Ihre Hände ruhten nun nebeneinander in ihrem Schoß.

»Aber warum ist sie weggelaufen?«, fragte Aomame. »Hier war sie in Sicherheit, und sie kann doch nirgendwo anders hin.«

»Ich kenne den Grund nicht. Aber ich habe das Gefühl,

dass der Tod des Hundes der Auslöser für ihr Verschwinden war. Tsubasa hat von Anfang an sehr an Bun gehangen, und auch der Hund hatte eine ungewöhnlich starke Zuneigung zu ihr. Sie waren die besten Freunde. Sein Tod, zumal so blutig und unerklärlich, hat ihr einen schlimmen Schock versetzt. Das ist völlig natürlich. Alle hier haben einen Schock. Aber bei reiflichem Nachdenken kommt es mir so vor, als könnte der grausame Mord an dem Hund auch eine an Tsubasa gerichtete Botschaft gewesen sein.«

»Was für eine Botschaft denn?«

»Dass sie nicht hier sein darf. Wir wissen, dass du dich hier versteckst. Du musst weg. Sonst könnte den Leuten um dich herum etwas Schlimmes zustoßen. Diese Art von Botschaft.«

Die Finger auf den Knien der alten Dame zerhackten eine imaginäre Zeit in feine Stücke. Aomame wartete, dass sie fortfuhr.

»Vielleicht hat Tsubasa die Botschaft verstanden und uns aus eigenem Antrieb verlassen. Obwohl sie nicht wollte. Es blieb ihr nichts anderes übrig. Der Gedanke, dass ein zehnjähriges Mädchen einen Entschluss wie diesen fassen musste, ist mir unerträglich.«

Aomame hätte gern die Hände der alten Dame genommen. Aber sie hielt sich zurück. Sie wusste, dass die Geschichte noch nicht zu Ende war.

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie entsetzlich das für mich ist«, fuhr die alte Dame fort. »Es fühlt sich an, als hätte man mir einen Körperteil abgetrennt. Ich wollte Tsubasa offiziell an Kindes statt annehmen. Natürlich wusste ich, dass das nicht ganz einfach sein würde. Doch

trotz aller Schwierigkeiten und wider die Vernunft habe ich es mir gewünscht. Also kann ich mich jetzt auch bei niemandem beklagen. Aber um die Wahrheit zu sagen, man zahlt in meinem Alter einen hohen körperlichen Preis, wenn so etwas passiert.«

»Aber es könnte doch sein, dass Tsubasa plötzlich wieder auftaucht«, sagte Aomame. »Sie hat ja kein Geld und kann nirgendwo anders hin.«

»Das würde ich gern glauben, aber es wird nicht geschehen«, sagte die alte Dame mit völlig tonloser Stimme. »Sie ist erst zehn, und dennoch hat sie eigenständig beschlossen, fortzugehen. Von sich aus wird sie nicht zurückkommen.«

Aomame erhob sich mit einer Entschuldigung, ging zu dem Teewagen an der Tür und schenkte sich Eistee in das grüne der elegant geschliffenen Gläser ein. Weniger weil sie Durst hatte, als um einmal aufzustehen und eine Unterbrechung herbeizuführen. Sie kehrte zum Sofa zurück, nahm einen Schluck Eistee und stellte das Glas auf der gläsernen Tischplatte ab.

»Wir wollen das Thema Tsubasa vorläufig beiseite lassen.« Die alte Dame wartete, bis Aomame es sich wieder auf dem Sofa bequem gemacht hatte. Hoch aufgerichtet, die Hände fest vor sich gefaltet, schien sie einen Schlusspunkt hinter ihre Gefühle gesetzt zu haben.

»Wenden wir uns jetzt einmal diesem ›Leader‹ – dem Oberhaupt der Vorreiter – zu. Ich erzähle Ihnen, was ich bisher über ihn in Erfahrung bringen konnte. Aus diesem Grund habe ich Sie hergebeten. Obwohl das letzten Endes natürlich auch etwas mit Tsubasa zu tun hatte.«

Aomame nickte. Sie hatte es vorausgesehen.



»Also: Wir müssen diesen sogenannten ›Leader‹ unter allen Umständen beseitigen. Das heißt, ins Jenseits befördern. Wie Sie wissen, hat dieser Mensch die Angewohnheit, zehnjährige Mädchen zu vergewaltigen. Mädchen, die noch nicht ihre erste Periode hatten. Um seine Taten zu rechtfertigen, bedient er sich einer religiösen Gruppe und einer Lehre, die er sich eigens zurechtgebastelt hat. Soweit es möglich war, habe ich möglichst ausführliche Erkundigungen eingezogen, die ich mir etwas habe kosten lassen. Das war gar nicht so einfach. Es waren höhere Summen nötig, als ich erwartet hatte. Immerhin konnten wir vier Mädchen identifizieren, die mutmaßlich von diesem Mann vergewaltigt worden sind. Tsubasa ist das vierte.«

Aomame griff nach ihrem Glas und trank einen Schluck Eistee. Er schmeckte nach nichts. Als sei ihr Mund voll Watte, die jeden Geschmack aufsog.

»Die Einzelheiten stehen noch nicht fest, aber zumindest leben zwei der vier Mädchen weiterhin in der Gruppe«, sagte die alte Dame. »Sie sollen eine Art Tempeldienerinnen an der Seite des Leaders sein. Die gewöhnlichen Mitglieder bekommen sie nie zu Gesicht. Ob diese Mädchen aus freien Stücken geblieben sind, nicht fliehen konnten oder aus anderen Gründen keine Wahl hatten, wissen wir nicht. Auch nicht, ob zwischen ihnen und dem Leader noch immer sexuelle Beziehungen bestehen. Jedenfalls leben sie mit ihm zusammen. Wie in einer Familie. Der Wohnbereich des Leaders ist völlig abgeschottet, und gewöhnliche Mitglieder haben dort keinen Zutritt. So vieles liegt noch im Dunkeln.«

Das geschliffene Glas auf dem Tisch war inzwischen beschlagen.

»Eines ist jedoch sicher«, fuhr die alte Dame nach einer kurzen Atempause fort. »Das erste Opfer von den vieren war die leibliche Tochter des Leaders.«

Aomames Gesichtsmuskeln verzerrten sich. Sie wollte etwas sagen, aber die Worte nahmen keine lautliche Gestalt an.

»Ja, so ist es. Dieser Mann hat zuerst seiner eigenen Tochter Gewalt angetan. Vor sieben Jahren, als sie zehn war«, sagte die alte Dame.

Über das Haustelefon bat die alte Dame Tamaru, ihnen eine Flasche Sherry und zwei Gläser zu bringen. In der Zwischenzeit schwiegen die beiden Frauen und ordneten ihre Gedanken. Tamaru brachte ein Tablett mit einer noch ungeöffneten Flasche Sherry und zwei eleganten zierlichen Kristallgläsern herein. Er stellte alles auf den Tisch und öffnete die Flasche mit einer knappen präzisen Bewegung, fast als würde er einem Vogel den Hals umdrehen. Beim Einschenken gluckerte es ein wenig. Auf das Nicken der alten Dame verbeugte sich Tamaru und verließ den Raum. Wieder hatte er kein einziges Wort gesprochen. Nicht einmal seine Schritte waren zu hören gewesen.

Es liegt nicht nur an dem Hund, dachte Aomame.

Dass das Mädchen (das die alte Dame über alles liebte) praktisch vor seiner Nase verschwunden war, hatte Tamaru tief getroffen. Obwohl es, genau genommen, nicht einmal zu seinem Verantwortungsbereich gehörte. Er lebte nicht im Haus, und wenn nichts Außergewöhnliches vorlag, ging er abends in seine zu Fuß etwa zehn Minuten entfernte Wohnung, wo er auch übernachtete. Der Tod des Hundes und das Verschwinden des Mädchens hatten sich nachts und in seiner Abwesenheit ereignet. Keinen der beiden

Vorfälle hätte er verhindern können. Seine Aufgabe bestand lediglich darin, die alte Dame und die Weidenvilla zu schützen. Die Sicherheit des Frauenhauses, das sich außerhalb der Villa befand, konnte er nicht gewährleisten. Dazu reichten seine Kapazitäten nicht aus. Dennoch empfand Tamaru diese Geschehnisse als eine persönliche Niederlage und gegen ihn selbst gerichtete Beleidigung, die er nicht hinnehmen konnte.

»Wären Sie bereit, diesen Menschen aus dem Weg zu räumen?«, fragte die alte Dame.

»Ja«, erwiderte Aomame fest.

»Das ist keine leichte Aufgabe«, sagte die alte Dame. »Leicht war natürlich keiner der Aufträge, die Sie für mich erledigt haben. Doch dieses Mal wird es besonders schwierig. Alles, was ich von meiner Seite aus tun kann, werde ich tun. Im Augenblick weiß ich nicht einmal, inwieweit ich Ihre Sicherheit garantieren kann. Diese Mission ist wesentlich riskanter als die vorangegangenen.«

»Das nehme ich in Kauf.«

»Es behagt mir gar nicht, Sie einer solchen Gefahr auszusetzen. Aber wenn ich ehrlich bin, sind unsere Alternativen in diesem Fall äußerst begrenzt.«

»Macht nichts«, sagte Aomame. »Die Welt hat keine Verwendung für solche Männer.«

Die alte Dame nahm ihr Glas, um an dem Sherry zu nippen. Wieder ruhte ihr Blick auf den Goldfischen.

»An Sommernachmittagen wie diesem habe ich schon immer gern einen gut temperierten Sherry getrunken. Wenn es so warm ist, mag ich nichts ganz Kaltes. Anschließend lege ich mich ein bisschen hin, und unversehens schlafe ich ein. Wenn ich dann aufwache, ist

es nicht mehr so heiß. Es wäre schön, wenn ich einmal auf diese Weise sterben könnte. An einem Sommernachmittag ein Glas Sherry trinken, mich aufs Sofa legen, einschlafen und nicht mehr aufwachen.«

Aomame nahm ihr Glas und nippte an dem Sherry. Eigentlich mochte sie dieses Getränk nicht besonders. Aber ein Schluck Alkohol war ihr jetzt sehr willkommen. Anders als bei dem Eistee nahm sie den Geschmack des Sherrys intensiv wahr. Er brannte ihr sogar etwas auf der Zunge.

»Ich möchte eine ehrliche Antwort«, sagte die alte Dame. »Haben Sie Angst vor dem Sterben?«

Aomame musste nicht lange nachdenken. Sie schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht. Wenn ich an mein Leben denke ...«

Ein flüchtiges Lächeln umspielte die Mundwinkel der alten Dame. Sie wirkte wieder jünger. Auch in ihre Lippen war etwas Farbe zurückgekehrt. Vielleicht hatte das Gespräch mit Aomame sie belebt. Oder es war das Verdienst der kleinen Menge Sherry.

»Aber es gibt doch einen Mann, den Sie lieben?«

»Ja, allerdings geht die Wahrscheinlichkeit gegen null, dass ich tatsächlich mit ihm zusammenkomme.«

Die Augen der alten Dame wurden schmal. »Gibt es einen konkreten Grund für diese Annahme?«

»Eigentlich nicht«, sagte Aomame. »Außer, dass ich ich bin.«

»Sie haben also nicht die Absicht, von sich aus etwas zu unternehmen?«

Aomame schüttelte den Kopf. »Das Wichtigste für mich ist, dass ich ihn liebe.«

Die alte Dame musterte Aomame beeindruckt. »Sie sind ein Mensch von großer Entschlossenheit, nicht wahr?«

»Aus Notwendigkeit«, sagte Aomame und führte pro forma ihr Sherryglas an die Lippen. »Nicht, weil es mir gefällt.«

Eine Weile erfüllte Schweigen den Raum. Der Duft der Lilien stieg ihr immer mehr zu Kopf, während die Goldfische weiter im gebrochenen sommerlichen Licht herumschwammen.

»Wir können eine Situation herbeiführen, in der Sie mit dem Leader allein sind«, sagte die alte Dame. »Das wird nicht ganz leicht, und ich brauche auch Zeit dazu. Aber letztendlich werde ich es schaffen. Und dann können Sie tun, was Sie immer tun. Danach müssen Sie verschwinden. Wir werden Ihr Gesicht operieren lassen. Ihren Arbeitsplatz werden Sie natürlich aufgeben und weit fort ziehen. Auch Ihren Namen werden wir ändern. Ich muss von Ihnen verlangen, dass Sie Ihre jetzige Identität aufgeben. Ein anderer Mensch werden. Natürlich werde ich Sie mit einer entsprechenden Summe entschädigen. Für alles andere trage ich die Verantwortung. Würde Ihnen das etwas ausmachen?«

»Wie gesagt, ich habe nichts zu verlieren. Meine Arbeit, mein Name, mein gegenwärtiges Leben hier in Tokio, all das bedeutet mir nichts. Nein, ich habe keine Einwände.«

»Auch nicht dagegen, Ihr Gesicht zu verändern?«

»Vielleicht sehe ich dann besser aus als jetzt?«

»Diese Möglichkeit besteht natürlich, wenn Sie es wünschen«, antwortete die alte Dame aufrichtig. »In gewissen Grenzen könnte man Ihr Gesicht Ihren Wünschen entsprechend gestalten.«

»Kann man auch meinen Busen vergrößern?«

Die alte Dame nickte. »Das ist vielleicht eine gute Idee. Auch so etwas kann sehr stark verändern.«

»Das war ein Scherz«, sagte Aomame. Ihr Ausdruck wurde milder. »Meine Brüste tragen vielleicht nicht gerade zu meinem Selbstbewusstsein bei, aber von mir aus können sie so bleiben. Leicht und bequem zu tragen. Außerdem müsste ich mir ja völlig neue Unterwäsche kaufen.«

»Ich würde sie Ihnen kaufen.«

»Auch das war ein Scherz«, sagte Aomame.

Die alte Dame lächelte. »Entschuldigen Sie, aber ich bin nicht daran gewöhnt, dass Sie Scherze machen.«

»Ich hätte nichts gegen eine Schönheitsoperation«, sagte Aomame. »Bisher habe ich nie an so etwas gedacht, aber es gibt auch keinen Grund, abzulehnen. Mein Gesicht hat mir nie besonders gefallen, und es gibt auch niemand anderen, der besonders daran hängt.«

»Sie werden Ihre Freunde verlieren.«

»Ich habe niemanden, den ich als Freund bezeichnen würde«, sagte Aomame. Sie musste an Ayumi denken. Sicher würde es sie traurig machen, wenn Aomame plötzlich verschwinden würde, ohne ihr etwas zu sagen. Wahrscheinlich hätte sie das Gefühl, hintergangen worden zu sein. Andererseits war eine Freundschaft mit Ayumi von vornherein aussichtslos. Eine Polizistin zur Freundin zu haben konnte ziemlich gefährlich werden.

»Ich hatte zwei Kinder«, sagte die alte Dame. »Einen Jungen und eine drei Jahre jüngere Tochter. Sie ist tot. Ich hatte Ihnen bereits erzählt, dass sie Selbstmord begangen hat. Meine Beziehung zu meinem Sohn ist aus verschiedenen Gründen schon seit längerem nicht

besonders gut. Wir sprechen kaum noch miteinander. Ich habe drei Enkel, die ich schon ewig nicht gesehen habe. Wenn ich einmal sterbe, werden mein Sohn und seine Kinder den größten Teil meines Vermögens erben. So gut wie automatisch. Testamente besitzen heutzutage nicht mehr die Gültigkeit, die sie früher hatten. Im Moment kann ich jedoch noch frei über mein Geld verfügen. Wenn Sie die auf Sie zukommende Aufgabe gemeistert haben, möchte ich Ihnen das meiste davon überschreiben. Bitte missverstehen Sie mich nicht. Ich habe keineswegs die Absicht, Sie zu kaufen. Ich will damit nur sagen, dass Sie für mich wie eine Tochter sind. Es wäre schön, wenn Sie es wirklich wären.«

Aomame sah die alte Dame ruhig an. Diese stellte ihr Sherryglas zurück auf den Tisch, als sei es ihr gerade erst wieder eingefallen. Sie wandte sich um und betrachtete die prachtvollen Blüten der Lilien. Sie sog ihren schweren Duft ein und schaute dann wieder Aomame ins Gesicht.

»Wie gesagt hatte ich vor, Tsubasa zu adoptieren. Doch nun habe ich sie verloren. Ich konnte ihr nicht helfen und muss mich damit abfinden, dass sie mitten in der Nacht ganz allein in die Dunkelheit hinausgelaufen ist. Und Sie werde ich an einen Ort schicken, der so gefährlich ist wie keiner zuvor, obwohl ich es eigentlich nicht will. Leider sehe ich im Augenblick kein anderes Mittel, unser Ziel zu erreichen. Und dafür möchte ich Sie, so gut und konkret ich es vermag, entschädigen.«

Aomame hörte wortlos zu. Als die alte Dame schwieg, ließ sich durch die Glastür das laute Trällern eines Vogels vernehmen. Nachdem er eine Weile gezwitschert hatte, flog er davon.

»Dieser Mann muss unter allen Umständen

beseitigt werden«, sagte Aomame. »Das ist im Augenblick das Wichtigste. Ich danke Ihnen, dass Sie mich mit einer so wichtigen Aufgabe betrauen. Sie wissen, dass ich mich aus bestimmten Gründen von meinen Eltern losgesagt habe. Sie haben mich als Kind im Stich gelassen. Ich musste einen Weg gehen, auf dem verwandtschaftliche Gefühle keine Rolle spielten. Musste mich anpassen, um allein zu überleben. Das war nicht leicht. Manchmal hielt ich mich für den letzten Abschaum. Fand mich nutzlos und verdorben. Auch deshalb möchte ich Ihnen für Ihre Worte danken. Doch es ist zu spät für mich, mein Denken und meine Lebensweise zu ändern. Für die kleine Tsubasa ist es allerdings noch nicht zu spät. Sie kann noch gerettet werden. Bitte, geben Sie nicht so leicht auf. Verlieren Sie nicht die Hoffnung und holen Sie sie zurück.«

Die alte Dame nickte. »Wahrscheinlich habe ich mich ungeschickt ausgedrückt. Natürlich gebe ich Tsubasa nicht auf. Ich beabsichtige, sie zurückzuholen, komme, was wolle. Aber wie Sie sehen, fehlt mir im Augenblick die Kraft dazu. Durch meine Unfähigkeit, ihr zu helfen, hat mich ein Gefühl tiefer Ohnmacht ergriffen. Ich brauche Zeit, um wieder auf die Beine zu kommen. Vielleicht bin ich auch einfach schon zu alt. Und kann ewig darauf warten, dass ich meine Kraft zurückgewinne.«

Aomame erhob sich vom Sofa und ging zu der alten Dame hinüber. Sie setzte sich auf eine Lehne des Sessels und ergriff ihre zierliche, schmale Hand.

»Sie sind eine unglaublich starke Frau«, sagte Aomame. »Stärker als irgendwer sonst. Im Augenblick sind Sie nur enttäuscht und erschöpft. Am besten, Sie legen sich hin und ruhen sich ein bisschen aus. Wenn Sie aufwachen, werden Sie sich wie neu fühlen.«



»Danke.« Die alte Dame erwiderte den Druck von Aomames Hand. »Wahrscheinlich ist es wirklich besser, wenn ich ein wenig schlafe.«

»Ich mache mich mal auf den Weg«, sagte Aomame. »Wenn ich alles geregelt habe, melde ich mich bei Ihnen. Meine Habseligkeiten sind ziemlich begrenzt.«

»Nehmen Sie nur das Nötigste mit. Falls etwas fehlt, kann ich es Ihnen sofort beschaffen.«

Aomame ließ die Hand der alten Dame los und stand auf. »Ruhen Sie sich aus. Es wird alles gutgehen.«

Die alte Dame nickte. Sie ließ sich im Sessel zurückgleiten und schloss die Augen. Aomame blickte noch einmal auf das Goldfischglas auf dem Tisch, atmete den Duft der Lilien ein und verließ den Raum mit der hohen Decke.

Im Flur wartete Tamaru auf sie. Inzwischen war es siebzehn Uhr, aber die Sonne stand noch hoch am Himmel und hatte kaum etwas von ihrer Kraft eingebüßt. Tamarus schwarze Cordovan-Schuhe waren wie üblich blank poliert und glänzten im hellen Tageslicht. Hier und da zogen weiße Sommerwölkchen dahin, aber sie hielten sich abseits, wie um die Sonne nicht zu stören. Obwohl die Regenzeit noch nicht offiziell vorbei war, hielt das sonnige Wetter nun schon mehrere Tage an und kündigte den Hochsommer an. Die Zikaden in den Bäumen im Garten zirpten noch ein wenig zurückhaltend, aber auch sie waren deutliche Vorboten des Sommers. Alles hatte seine übliche Ordnung. Die Zikaden zirpten, am Himmel zogen die Wolken dahin, und Tamarus Schuhe waren makellos. Aus irgendeinem Grund wirkte es erfrischend auf Aomame, dass die Welt so unverändert erhalten war.

»Du, Tamaru?«, sagte sie. »Kann ich kurz mit dir reden?

Hast du Zeit?»

»Klar«, sagte Tamaru. Sein Ausdruck veränderte sich nicht. »Zeit totzuschlagen ist ein Teil meiner Arbeit.« Er setzte sich auf einen der Gartenstühle, die direkt vor dem Eingang standen. Aomame ließ sich auf dem Stuhl daneben nieder. Der Vordach hielt die Sonne ab, und die beiden saßen im Schatten. Es war angenehm kühl und duftete nach jungem Gras.

»Wie im Hochsommer«, sagte Tamaru.

»Die Zikaden zirpen schon«, sagte Aomame.

»In diesem Jahr scheinen sie früher loszulegen als sonst. Bald wird es hier so laut sein, dass einem die Ohren wehtun. Ich habe einmal in einer Ortschaft in der Nähe der Niagarafälle übernachtet, da war es genauso laut. Unentwegter Lärm, von morgens bis abends. Ein Dröhnen wie von einer Million großer und kleiner Zikaden.«

»Du warst mal an den Niagarafällen?«

Tamaru nickte. »Ich kann dir sagen – der langweiligste Ort der Welt. Ich war drei Tage lang allein dort. Es gab nichts zu tun, außer dem Rauschen der Wasserfälle zuzuhören. Und das war so laut, dass man nicht mal ein Buch lesen konnte.«

»Was hast du denn allein drei Tage lang an den Niagarafällen gemacht?«

Darauf gab Tamaru keine Antwort. Er schüttelte nur kurz den Kopf.

Schweigend lauschten Tamaru und Aomame eine Weile dem Zirpen der Zikaden.

»Ich habe eine Bitte«, sagte Aomame.

Tamaru horchte auf. Aomame war nicht der Typ, der um

etwas bat.

»Es ist keine gewöhnliche Bitte«, sagte sie. »Ich hoffe, du nimmst sie mir nicht übel.«

»Ich weiß nicht, ob ich sie erfüllen kann oder nicht. Lass mal hören. Egal was es ist, schon aus Höflichkeit würde ich einer Dame ihre Bitte niemals übelnehmen.«

»Ich brauche eine Pistole«, sagte Aomame in geschäftsmäßigem Ton. »Sie muss in eine Handtasche passen. Sie sollte einen geringen Rückstoß haben, aber eine verhältnismäßig große Durchschlagskraft; eine, auf deren Effizienz ich mich verlassen kann. Kein Nachbau und keine philippinische Kopie. Wenn ich sie benutzte, wird es nur einmal sein. Das heißt, ein Magazin mit Munition wird ausreichen.«

Während der nun folgenden Stille ließ Tamaru Aomame nicht aus den Augen. Sein Blick wich um keinen Millimeter von ihr ab.

Er sprach langsam und mit Nachdruck. »Den Bürgern unseres Landes ist der Besitz von Schusswaffen gesetzlich verboten. Das ist dir bekannt, ja?«

»Natürlich.«

»Ich sage es nur zur Sicherheit. Bisher bin ich noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten«, sagte Tamaru. »Mit anderen Worten, ich bin nicht vorbestraft. Möglicherweise haben die Ordnungskräfte ein paar Dinge übersehen. Das will ich gar nicht leugnen. Aber laut Aktenlage bin ich ein unbescholtener Bürger. Blütenweiße Weste, ehrlich und sauber, kein Makel. Ich bin zwar schwul, aber das ist nicht gegen das Gesetz. Ich zahle ordnungsgemäß meine Steuern und gehe sogar wählen. Auch wenn die Kandidaten, für die ich stimme, die Wahl nie gewinnen. Sämtliche Strafzettel

für falsches Parken habe ich pünktlich bezahlt. In zehn Jahren habe ich nicht ein einziges Mal gegen Geschwindigkeitsbeschränkungen verstoßen. Ich bin Mitglied der Allgemeinen Ortskrankenkasse. Meine Rundfunkgebühren überweise ich ordnungsgemäß und besitze außerdem Kreditkarten von American Express und Master-Card. Augenblicklich habe ich nicht die Absicht, aber wenn ich wollte, könnte ich einen Eigenheimkredit mit dreißigjähriger Laufzeit bekommen. Ich schätze mich glücklich, mich in einer so günstigen Lage zu befinden. Und diesen Biedermann, diese Stütze der Gesellschaft, bittest du, dir eine Waffe zu besorgen. Ist dir das klar?»

»Deshalb habe ich ja auch gesagt, du sollst es mir nicht übelnehmen.«

»Ja, hab ich gehört.«

»Tut mir wirklich leid, aber außer dir fällt mir niemand ein, den ich fragen könnte.«

Tamaru gab ein leises Geräusch von sich. Es klang, als würde er einen Seufzer unterdrücken. »Wenn ich zufällig in der Lage sein sollte, deinem Wunsch zu entsprechen, würde ich aber vorher einmal vernünftig nachdenken und dich als Erstes fragen, wen in aller Welt du zu erschießen beabsichtigst.«

Aomame deutete mit ihrem Zeigefinger an ihre Schläfe. »Mich vielleicht.«

Tamaru starrte eine Weile ausdruckslos auf ihren Finger. »Als Nächstes würde ich nach dem Grund fragen.«

»Weil ich nicht geschnappt werden will. Vor dem Tod habe ich keine Angst. Ins Gefängnis zu gehen wäre ziemlich ärgerlich, aber auch das könnte ich ertragen. Nur von irgendwelchen blöden Typen eingefangen und gefoltert zu

werden wäre richtig unangenehm. Ich will ja auch keine Namen preisgeben. Du verstehst, was ich meine?«

»Ich glaube schon.«

»Ich habe nicht vor, jemanden zu erschießen oder eine Bank auszurauben. Deshalb brauche ich auch keine schwere Halbautomatik mit zwanzig Schuss. Eine handliche Pistole mit geringem Rückstoß genügt.«

»Gift wäre eine Alternative. Das ist praktischer, als eine Waffe in der Hand halten zu müssen.«

»Es dauert aber, bis man das Gift herausgeholt und geschluckt hat. Während man sich die Kapsel in den Mund steckt und zerbeißt, ist man handlungsunfähig. Aber mit einer Waffe in der Hand kann man einen Gegner in Schach halten, während man die Sache erledigt.«

Tamaru überlegte kurz. Er zog die rechte Augenbraue hoch.

»Ich würde dich höchst ungern missen. Ich mag dich relativ gern. Also persönlich.«

Aomame musste lächeln. »Das heißt, für einen weiblichen Menschen?«

Tamaru änderte seinen Ausdruck nicht. »Mann, Frau oder Hund; viele sind es nicht, die ich mag.«

»Verstehe«, sagte Aomame.

»Allerdings ist es meine allerhöchste Priorität, die Sicherheit und die körperliche Unversehrtheit von Madame zu gewährleisten. Und ich bin, wie soll ich sagen, so etwas wie ein Profi.«

»Selbstverständlich.«

»Aber ich will sehen, was ich in diesem Rahmen für dich tun kann. Keine Garantie. Aber möglicherweise habe ich

einen Bekannten, der dein Anliegen erfüllen kann. Allerdings bleibt das eine extrem heikle Angelegenheit. Das ist etwas anderes, als in einem Versandhaus eine Heizdecke zu bestellen. Es wird etwa eine Woche dauern, bis ich dir Bescheid geben kann.«

»Kein Problem«, sagte Aomame.

Tamaru kniff die Augen zusammen und blickte hinauf in die Bäume, wo die Zikaden zirpten. »Ich wünsche dir, dass alles gutgeht. Und ich werde mein Möglichstes tun.«

»Danke. Diese Mission wird wahrscheinlich meine letzte sein. Vielleicht werden wir uns danach nie wiedersehen.«

Tamaru breitete die Arme aus, seine Handflächen zeigten nach oben. Wie ein Mensch, der mitten in der Wüste steht und darauf wartet, dass es anfängt zu regnen. Aber er sagte nichts. Seine Handflächen waren groß und dick gepolstert. An einigen Stellen waren sie vernarbt. Sie erinnerten weniger an Körperteile als an die Schaufeln einer schweren Maschine.

»Ich nehme nicht gern Abschied«, sagte Tamaru. »Ich hatte nicht mal Gelegenheit, mich von meinen Eltern zu verabschieden.«

»Sind sie tot?«

»Ich weiß es nicht. Ich wurde ein Jahr vor Kriegsende auf Sachalin geboren. Der südliche Teil von Sachalin war japanisches Territorium und hieß damals Karafuto. Im Sommer 1945 wurde es von den Sowjets besetzt, und meine Eltern gerieten in Gefangenschaft. Mein Vater hat offenbar im Hafen gearbeitet. Der größte Teil der gefangen genommenen japanischen Zivilbevölkerung wurde bald repatriiert, aber meine Eltern waren koreanische Zwangsarbeiter und durften nicht nach Japan. Die

japanische Regierung lehnte ihre Rückführung mit der Begründung ab, dass Menschen, die von der koreanischen Halbinsel stammten, seit Kriegsende keine Untertanen des Japanischen Kaiserreichs mehr seien. Keine sehr menschenfreundliche Angelegenheit. Wer wollte, konnte nach Nordkorea gehen, aber in den Süden durfte keiner. Denn die Sowjets erkannten damals die Existenz Koreas nicht an. Meine Eltern stammten aus einem Fischerdorf in der Nähe von Pusan und wollten nicht in den Norden. Weder hatten sie dort Verwandte, noch kannten sie überhaupt eine Menschenseele. Mich – ich war damals noch ein Baby – vertrauten sie japanischen Rückkehrern an. So kam ich nach Hokkaido. Die Versorgungslage auf Sachalin war damals katastrophal, und die Sowjetarmee behandelte die Gefangenen wie den letzten Dreck. Meine Eltern hatten außer mir noch mehrere kleine Kinder, und es wäre ihnen sicher ziemlich schwer gefallen, mich auch noch mit durchzufüttern. Also schickten sie mich allein nach Hokkaido vor, in der Hoffnung, später nachkommen zu können. Oder vielleicht wollten sie mich auch nur auf halbwegs anständige Weise loswerden. Die genauen Umstände kenne ich nicht. Jedenfalls habe ich sie nie wiedergesehen. Vielleicht leben sie noch immer auf Sachalin. Wenn sie nicht tot sind.«

»Du hast überhaupt keine Erinnerung an deine Eltern?«

»Nein. Ich war ja noch nicht mal ein Jahr alt, als ich von ihnen getrennt wurde. Nachdem dieses Ehepaar sich eine Weile um mich gekümmert hatte, gingen ihm offenbar die Mittel aus, und ich kam in ein Waisenhaus in den Bergen bei Hakodate. Die Einrichtung wurde von einer katholischen Mission geleitet, aber es ging dort ganz schön hart zu. Unmittelbar nach dem Krieg gab es sehr viele

Waisen und nie genügend Lebensmittel und Heizmaterial. Wer überleben wollte, musste alles Mögliche anstellen.« Tamaru warf einen kurzen Blick auf seinen Handrücken.

»Dort wurde eine formelle Adoption durchgeführt, ich erhielt die japanische Staatsbürgerschaft und einen japanischen Namen. Ken'ichi Tamaru. Von meinem ursprünglichen Namen weiß ich nur, dass er Pak lautete. Und dass Koreaner mit diesem Namen so zahlreich wie Sterne am Himmel sind.«

Aomame und Tamaru saßen nebeneinander und lauschten den Zikaden.

»Du solltest einen neuen Hund kaufen«, sagte Aomame.

»Das hat Madame auch schon gesagt. Das Haus braucht einen neuen Wachhund. Aber mir ist nicht danach.«

»Kann ich verstehen. Allerdings wäre es wirklich besser. Ich bin weiß Gott nicht in der Position, anderen Ratschläge zu erteilen, aber ich finde das auch.«

»Natürlich«, sagte Tamaru. »Wir brauchen einen gut abgerichteten Wachhund. Ich werde mich möglichst schnell an einen Hundezüchter wenden.«

Aomame sah auf die Uhr und erhob sich. Bis zum Sonnenuntergang war noch etwas Zeit. Dennoch waren am Himmel schon die Anzeichen des sich neigenden Tages zu erkennen. In das helle Blau mischte sich ein dunklerer Ton. Die leichte Trunkenheit, die der Sherry in ihr hervorgerufen hatte, war noch nicht ganz gewichen. Ob die alte Dame noch schlief?

»Tschechow hat – sinngemäß – einmal gesagt, wenn in einer Geschichte ein Gewehr vorkommt, dann muss es auch abgefeuert werden«, sagte Tamaru, während auch er langsam aufstand.



»Was bedeutet das?«

Tamaru stand nun Aomame gegenüber. Er war nur wenige Zentimeter größer als sie. »Dass es in einer Geschichte keine unnötigen Requisiten geben sollte. Wenn ein Gewehr erscheint, muss es auch irgendwann zum Einsatz kommen. Tschechow zog Geschichten ohne überflüssige Verzierungen vor.«

Aomame zupfte den Ärmel ihres Kleids zurecht und hängte sich ihre Tasche über die Schulter. »Und deshalb machst du dir Sorgen. Du denkst, sobald eine Pistole im Spiel ist, wird bestimmt auch irgendwann damit geschossen.«

»Aus Tschechows Sicht ja.«

»Also würdest du mir am liebsten keine besorgen.«

»Es ist gefährlich und illegal. Außerdem ist Tschechow ein Autor, auf den man sich verlassen kann.«

»Aber hier geht es nicht um eine erfundene Geschichte. Sondern um die Realität.«

Tamaru kniff die Augen zusammen und fixierte Aomame. Dann sagte er mit sanfter Stimme: »Wer weiß?«

## KAPITEL 2

Tengo

Mein einziger Besitz ist meine Seele

Tengo legte die Sinfonietta von Janáček auf den Plattenteller und drückte den Automatikknopf. Es war eine Aufnahme des Chicago Symphony Orchestra unter der Leitung von Seiji Ozawa. Die Platte drehte sich mit dreiunddreißig Rotationen pro Minute, die Nadel tastete

die Rille ab, während der Tonarm ins Zentrum der Schallplatte wanderte. Aus dem Lautsprecher ertönte die Fanfare mit den Bläsern und den imposanten Paukenschlägen. Tengos Lieblingspassage.

Währenddessen schrieb er mit seinem Textverarbeitungsgerät. Früh am Morgen die Sinfonietta von Janáček zu hören zählte zu seinen alltäglichen Gewohnheiten. Seit er einmal im Schulorchester bei diesem Stück als Paukist eingesprungen war, hatte es eine ganz besondere Bedeutung für ihn. Er empfand diese Musik als eine persönliche Ermunterung und einen persönlichen Schutz.

Er hatte die Sinfonietta auch mit seiner Freundin gehört. Sie hatte sie für »gar nicht so übel« befunden. Allerdings zog sie alte Jazzplatten der klassischen Musik vor. Je älter die Stücke waren, desto lieber schienen sie ihr zu sein. Ein etwas sonderbares Hobby für eine Frau in ihrem Alter. Eine besondere Vorliebe hegte sie für eine Platte, auf der der junge Louis Armstrong Bluesnummern von W. C. Handy interpretierte. Mit Barney Bigard an der Klarinette und Trummy Young an der Posaune. Sie hatte sie Tengo geschenkt. Vermutlich eher, um sie selbst zu hören, als um ihm eine Freude zu machen.

Die beiden hörten diese Platte häufig, wenn sie nach dem Sex noch zusammen im Bett lagen. Seine Freundin bekam niemals genug davon. »Louis Armstrong ist wundervoll, es gibt nichts an ihm auszusetzen, aber meiner bescheidenen Meinung nach gebührt die größte Aufmerksamkeit Barney Bigard«, erklärte sie. Obwohl Barney Bigard auf dieser Platte nur ein paar kurze Klarinettensolos spielte, die gerade mal über einen Chorus gingen. Mittelpunkt der Platte war Louis Armstrong. Aber Tengos Freundin kannte

jedes der wenigen Soli von Bigard in- und auswendig und summt sie stets leise mit.

Sicher, sagte sie, gebe es neben Barney Bigard noch andere hervorragende Jazzklarinettisten. Aber eine so warme und subtile Darbietung könne man lange suchen. Sein Spiel erwecke – natürlich nur, wenn er besonders gut war – eine fantastische Landschaft vor ihrem inneren Auge. Tengo kannte keine anderen Jazzklarinettisten, aber dass die Klarinette auf dieser Platte eine unaufdringliche Schönheit besaß, wurde ihm beim öfteren Hören immer klarer. Um dies zu erfassen, musste man aufmerksam zuhören. Und jemanden haben, der einen dazu anleitete. Einem oberflächlichen Zuhörer würde sie entgehen.

»Man könnte Barney Bigard mit einem genialen Second Baseman beim Baseball vergleichen«, sagte Tengos Freundin. »Er ist auch als Solist großartig, aber seine wahren Qualitäten treten erst zutage, wenn er im Hintergrund bleibt. Ihm gelingen die schwierigsten Passagen, als wäre es gar nichts. Nur wer aufmerksam zuhört, merkt, was für ein Künstler er ist.«

Jedes Mal, wenn »Atlanta Blues« einsetzte – das sechste Stück auf der B-Seite der LP –, drückte sie einen von Tengos Körperteilen und pries die Erlesenheit von Bigards vortrefflichem Solo, das zwischen Louis Armstrongs Gesang und Solo eingebettet war. »Da, jetzt pass auf. Gleich am Anfang – ein langer verblüffender Schrei, wie von einem kleinen Kind. Man weiß nicht, ob vor Erstaunen oder überschäumender Freude oder Glück. Er wird zu einem wonnevollen Seufzer, schlängelt sich dahin wie ein reizender Bach und wird schließlich mühelos von einer hübschen unbekannten Stelle aufgenommen. Da! Keiner spielt so aufregende Soli wie Bigard. Nicht einmal

Spitzenklarinetttisten wie Jimmie Noone, Sydney Bechet, Pee Wee und Benny Goodman kriegen das hin. Es ist wie ein edles Kunstwerk. An ihn reicht keiner heran.«

»Wieso kennst du dich eigentlich so gut mit altem Jazz aus?«, hatte Tengo sie einmal gefragt.

»Es gibt eine Menge Dinge in meiner Vergangenheit, von denen du nichts weißt. Aber was vorbei ist, ist vorbei, das kann niemand mehr ändern«, sagte sie und streichelte zärtlich Tengos Hoden.

Nachdem Tengo sein morgendliches Pensum absolviert hatte, spazierte er zum Bahnhof, um sich am Kiosk eine Zeitung zu kaufen. Anschließend setzte er sich in ein Café und bestellte ein Frühstück. Während er auf seinen Toast mit Butter und die gekochten Eier wartete, trank er Kaffee und las die Zeitung. Komatsu hatte recht gehabt: Auf den Gesellschaftsseiten oberhalb einer Mitsubishi-Autowerbung stieß er auf einen – nicht sehr langen – Artikel über Fukaeri. »Bekannte Oberschulschriftstellerin vermisst« lautete die Überschrift.

»Am Nachmittag des \*\* wurde bekannt, dass Eriko Fukada (17), genannt ›Fukaeri‹, die Autorin des jüngsten Bestsellers Die Puppe aus Luft, verschwunden ist. Ihr Vormund, der Kulturanthropologe Takayuki Ebisuno (63), gab auf dem Polizeirevier Ome eine Vermisstenanzeige auf. Er erklärt, seit dem Abend des 27. Juni nichts mehr von Eriko gehört zu haben. Sie sei weder in sein Haus in Ome noch in sein Apartment in der Tokioter Innenstadt zurückgekehrt. Laut telefonischer Recherche gibt Professor Ebisuno an, dass ihm bei seiner letzten Begegnung mit Eriko nichts Außergewöhnliches aufgefallen sei. Er könne sich keinen Grund für ihr Verschwinden vorstellen, denn sie sei bisher nie von zu Hause fortgeblieben, ohne

Bescheid zu sagen. Der Professor befindet sich in großer Sorge, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte. Der für die Herausgabe von Die Puppe aus Luft zuständige Redakteur Herr Yuji Komatsu gab folgende Erklärung ab: »Frau Fukadas Buch steht seit sechs Wochen auf den Bestsellerlisten und ist eine Sensation. Allerdings scheut unsere Autorin die Massenmedien. Dem Verlag ist nicht bekannt, ob ihr Verschwinden mit dieser Aversion in Zusammenhang steht. Frau Fukada ist noch jung und sehr begabt, eine vielversprechende Autorin. Wir hoffen, dass sie möglichst rasch und gesund wieder auftaucht.« Die Polizei geht verschiedenen Spuren nach und setzt ihre Suche fort.«

Mehr können sie im gegenwärtigen Stadium nicht schreiben, dachte Tengo. Wenn sie die Sache jetzt zu einer großen Sache aufbauschen und Fukaeri auf einmal wieder auftaucht, als sei nichts gewesen, ist der Verfasser des Artikels blamiert. Auch die Zeitung selbst hat einen Ruf zu verlieren. Für die Polizei gilt quasi das Gleiche. Mit einem neutralen Statement wie diesem lassen sie erst mal einen Versuchsballon steigen, um die Reaktion in der Öffentlichkeit zu beobachten. Schlägt die Nachricht ein, greift die Regenbogenpresse sie auf, und die Nachrichtenshows im Fernsehen machen eine Sensation daraus. Ein paar Tage Aufschub haben wir noch.

Früher oder später würde die Bombe jedoch platzen, daran bestand kein Zweifel. Eine siebzehnjährige Schöne, die einen Bestseller geschrieben hatte, und niemand wusste, wo sie steckte! Wenn das kein Stoff für einen Skandal war. Wahrscheinlich wussten nur vier Menschen auf der Welt, dass Fukaeri nicht entführt worden war. Außer ihr selbst, Tengo, Professor Ebisuno und seiner

Tochter Azami ahnte niemand, dass ihr überraschendes Verschwinden ein Trick war, um die Augen und Ohren der Welt in eine andere Richtung zu lenken. Tengo war unsicher, ob er sich über sein Wissen freuen oder ob er beunruhigt sein sollte. Wahrscheinlich hätte er sich freuen sollen. Wenigstens brauchte er sich nicht um Fukaeris Wohlergehen zu sorgen. Sie war in Sicherheit. Und mit Sicherheit konnte man auch sagen, dass er nun auf Gedeih und Verderb in diese komplizierte Verschwörung verwickelt war.

Professor Ebisuno hatte den großen düsteren Felsen mit seinem Hebel angehoben und das, was darunter war, der Sonne ausgesetzt. Jetzt lag er auf der Lauer und wartete, dass etwas unter dem Felsen hervorgekrochen kam. Und Tengo musste – unfreiwillig – danebenstehen. Wo er doch gar nicht wissen wollte, was darunter war. Nicht wenn es sich vermeiden ließ. Denn das, was unter dem Felsen hervorkriechen würde, war bestimmt etwas Widerliches. Leider würde er wohl um diesen Anblick nicht herumkommen.

Als Tengo seinen Kaffee ausgetrunken und Toast und Ei verzehrt hatte, legte er die gelesene Zeitung beiseite und verließ das Café. Zurück in seiner Wohnung, putzte er sich die Zähne, duschte und machte sich auf den Weg zur Schule.

In der Mittagspause erhielt Tengo Besuch von einem Unbekannten. Der Vormittagsunterricht war beendet, und er saß in der Lounge für die Angestellten. Er hatte einige Morgenzeitungen vor sich ausgebreitet, die er noch nicht durchgeschaut hatte, als die Sekretärin der Geschäftsleitung ihm mitteilte, jemand wünsche ihn zu sprechen. Sie war nur ein Jahr älter als Tengo, immer sehr

elegant gekleidet und hatte einen Hochschulabschluss. Sie erledigte fast alle praktischen Aufgaben, die die Verwaltung der Yobiko betrafen. Direkt schön konnte man sie nicht nennen, dazu war ihr Gesicht etwas zu unregelmäßig, aber sie hatte Stil und einen ausgezeichneten Geschmack, was ihre Garderobe anging.

»Der Herr heißt Ushikawa.«

Tengo erinnerte sich nicht, diesen Namen schon einmal gehört zu haben.

Er wusste nicht warum, aber die Sekretärin zog ein leicht abfälliges Gesicht. »Es handelt sich um eine dringende Angelegenheit, sagt er, und er möchte Sie nach Möglichkeit allein sprechen.«

»Eine dringende Angelegenheit?«, wiederholte Tengo erstaunt. An dieser Schule war noch nie jemand mit etwas Dringendem an ihn herangetreten.

»Der Empfangsraum ist frei. Sie können ihn benutzen, wenn es nicht zu lange dauert. Obwohl er eigentlich für die Chefs reserviert ist, aber na ja, ausnahmsweise.«

Tengo bedankte sich und schenkte ihr sein schönstes Lächeln.

Sie strich den Saum ihrer neuen Sommerjacke von Agnes B. glatt und eilte mit raschen Schritten davon, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Ushikawa war ein mickriger kleiner Mann von vielleicht Mitte vierzig. Sein Körper hatte bereits jede Spannkraft verloren, er war speckig und hatte ein schlaffes Doppelkinn. Beim Alter war sich Tengo nicht ganz sicher. Wegen der bizarren (oder nicht gerade alltäglichen) Erscheinung des Mannes war es nicht ganz leicht zu schätzen. Er hätte auch älter oder sogar jünger sein

können. Eigentlich hätte er in jedem Alter zwischen zweiunddreißig und sechsundfünfzig sein können. Er hatte schlechte Zähne und einen seltsam gebeugten Rücken. Der größte Teil seines Schädels war unnatürlich flach und kahl, das Drumherum wirkte irgendwie verbeult. Die kahle Fläche erinnerte an einen militärischen Hubschrauberlandeplatz, den man auf der Kuppe eines strategisch wichtigen kleinen Hügels angelegt hatte. Tengo hatte so etwas schon einmal in einer Dokumentation über den Vietnamkrieg gesehen. Ein Kranz aus drahtartigen pechschwarzen Haaren hing ihm lang und zerzaust über die Ohren. Von circa achtundneunzig Prozent aller Menschen wären diese Haare aufgrund ihrer Beschaffenheit wahrscheinlich für Schamhaar gehalten worden. Was die übrigen zwei Prozent gedacht hätten, entzog sich Tengos Vorstellung.

Alles an diesem Menschen, von seiner Gestalt bis zu seinen Gesichtszügen, schien im Sinne einer Rechts-Links-Asymmetrie geschaffen zu sein. Das war Tengo auf den ersten Blick aufgefallen. Selbstverständlich waren alle Menschen mehr oder weniger asymmetrisch gebaut, was an sich nicht gegen die Prinzipien der Natur verstieß. So hatte zum Beispiel Tengos rechte Augenbraue eine andere Form als die linke, und sein linker Hoden lag etwas tiefer als der rechte. Schließlich war der menschliche Körper keine Massenware, die nach Fabriknorm hergestellt wurde. Doch bei diesem Mann überstiegen die Unterschiede zwischen der linken und der rechten Seite jedes normale Maß. Diese so überdeutlich ins Auge fallende Unausgewogenheit reizte die Nerven des Gegenübers und verursachte Unbehagen. Es war, wie vor einem gewölbten (und gerade dadurch unangenehm deutlichen) Spiegel zu stehen.



Der graue Anzug des Mannes war völlig zerknittert. Er erinnerte an eine durch Gletscherverschiebungen erodierte Landschaft. Die Spitzen seines Hemdkragens bogen sich nach außen, und der Knoten seiner Krawatte war derart verdreht, als winde er sich vor lauter Scham, dort anwesend sein zu müssen. Weder Anzug noch Krawatte passten, nicht einmal das Hemd hatte die richtige Größe. Das Muster auf der Krawatte war offenbar von einem unbegabten Kunststudenten nach dem Vorbild eines Knäuels dünner weißer Nudeln entworfen worden. Die gesamte Garderobe des Mannes wirkte provisorisch und wie in irgendwelchen Ramschläden zusammengekauft. Bei längerem Hinschauen bekam Tengo fast Mitleid mit den Sachen. Er selbst achtete kaum auf sein Äußeres, genoss es seltsamerweise jedoch, wenn andere Menschen gutgekleidet waren. Hätte er unter seinen Bekanntschaften der letzten zehn Jahre die am schlechtesten gekleideten Personen auswählen müssen, wäre dieser Mensch ganz bestimmt auf seiner relativ kurzen Liste gewesen. Er war nicht einfach nur scheußlich angezogen. Man konnte sogar den Eindruck gewinnen, er wolle jeglicher Idee von gelungener Aufmachung spotten.

Als Tengo den Empfangsraum betrat, erhob sich der Mann und zog eine Visitenkarte aus einem Etui, um sie ihm zu überreichen. TOSHIHARU USHIKAWA stand da in japanischer und darunter in lateinischer Schrift zu lesen. Sein Titel lautete »Generaldirektor der Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste«. Als Geschäftsadresse war Kojimachi im Bezirk Chiyoda angegeben, und auch eine Telefonnummer stand dabei. Tengo hatte natürlich keine Ahnung, was für eine Art von Stiftung das war und was es bedeutete, ihr Generaldirektor zu sein. Immerhin wirkte die

anspruchsvolle Visitenkarte mit dem aufgeprägten Emblem keineswegs improvisiert. Nachdem Tengo sie kurz betrachtet hatte, sah er wieder den Mann an. Er entsprach nicht seiner Vorstellung eines Generaldirektors der Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste.

Die beiden setzten sich auf einander gegenüberliegende Sofas und musterten sich über den niedrigen Couchtisch hinweg. Nachdem der Mann sich mit einem Taschentuch mehrmals gründlich den Schweiß von der Stirn gewischt hatte, stopfte er das bedauernswerte Stück Stoff wieder in seine Jackettasche. Die Rezeptionistin brachte Tee. Tengo bedankte sich bei ihr. Ushikawa äußerte sich nicht.

»Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie so unangemeldet in Ihrer Pause überfalle«, entschuldigte sich Ushikawa bei Tengo. Er drückte sich ziemlich höflich aus, aber sein Tonfall war unangenehm leutselig und schmierig. Tengo gefiel er überhaupt nicht. »Haben Sie schon gegessen? Wenn Sie möchten, können wir zusammen etwas essen gehen.«

»Ich esse nie zu Mittag, wenn ich arbeite«, sagte Tengo. »Erst nach dem Unterricht nehme ich etwas zu mir. Machen Sie sich keine Gedanken.«

»Also gut. Dann werden wir uns hier unterhalten. Hier ist es auch schön ruhig.« Er ließ seinen Blick abschätzig über den nicht gerade außergewöhnlichen Empfangsraum gleiten. An einer Wand hing ein großes Ölgemälde von irgendeinem Berg. Abgesehen davon, dass die Farbe ziemlich dick aufgetragen worden war, war das Bild nicht besonders beeindruckend. In einer Vase standen ein paar Blumen, vielleicht Dahlien. Sie wirkten schwerfällig, ein wenig wie mollige Damen mittleren Alters. Tengo fragte

sich, warum das Empfangszimmer einer Yobiko so trübselig sein musste.

»Wie Sie meiner Visitenkarte entnehmen können, heiße ich Ushikawa, aber meine Freunde nennen mich Ushi. Niemand nennt mich Ushikawa. Nur Ushi«, sagte Ushikawa und lachte.

Freunde? Wer würde freiwillig ein Freund dieses Mannes werden?, fragte Tengo sich wirklich nur aus Neugier.

Von Anfang an assoziierte Tengo mit Ushikawa etwas Unheimliches, das aus einem dunklen Loch in der Erde gekrochen war. Etwas Schleimiges, Ungreifbares, das eigentlich nicht ans Licht kommen sollte. Vielleicht gehörte der Mann zu den Wesen unter dem Stein, die Professor Ebisuno aufgestöbert hatte. Tengo zog unwillkürlich die Brauen zusammen und legte die Visitenkarte, die er noch in der Hand hielt, auf den Tisch. Toshiharu Ushikawa also.

»Ich weiß, auch Ihre Zeit ist knapp, Herr Kawana. Deshalb werde ich ohne Umschweife zur Sache kommen und mich auf das Wichtigste beschränken.«

Tengo nickte kurz.

Ushikawa nahm einen Schluck Tee. »Lieber Herr Kawana«, begann er. »Sie haben wahrscheinlich noch nie etwas von der Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste gehört. (Tengo schüttelte den Kopf.) Wir sind eine verhältnismäßig junge Stiftung, und im Zentrum unserer Aktivitäten steht die Auswahl und Unterstützung jüngerer Menschen, die außergewöhnliche Leistungen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft vollbringen, insbesondere solcher, deren Namen man in der Öffentlichkeit noch nicht kennt. Kurz gesagt, es ist unser Ziel, junge Keimlinge aus allen

Bereichen der modernen japanischen Kultur heranzuziehen, denn auf ihren Schultern wird das kommende Zeitalter ruhen. Wir haben Kundschafter aus allen akademischen Bereichen unter Vertrag, die bei der Auswahl der Kandidaten helfen. Jedes Jahr werden fünf Künstler und Wissenschaftler für unsere Förderungsmaßnahmen auserkoren, die dann ein Jahr lang ein beliebiges Projekt verfolgen dürfen, und zwar so, wie es ihnen gefällt. Sie sind an nichts gebunden, außer dass sie am Ende dieses Jahres einen Bericht abliefern müssen. Eine reine Formsache, es genügt, wenn er ganz einfach geschrieben ist. Er wird in einer Zeitschrift veröffentlicht, die unsere Stiftung herausgibt. Es existieren keine sonstigen lästigen Verpflichtungen. Wir haben erst vor kurzem mit unseren Aktivitäten begonnen, also wird es unsere erste bedeutende Aufgabe sein, Leistungen zu schaffen. Kurz gesagt, wir sind sozusagen noch in der Phase der Aussaat. Um Ihnen eine konkrete Zahl zu nennen, unser Fördergeld beträgt drei Millionen Yen pro Person und Jahr.«

»Sehr großzügig«, sagte Tengo.

»Für bedeutende Werke und Entdeckungen braucht man Zeit und Geld. Es entsteht natürlich nicht notwendigerweise etwas Außergewöhnliches, nur weil man Zeit und Mittel aufwendet. Schaden tut jedoch keines von beidem. Besonders Zeit ist Mangelware. Auch jetzt tickt die Uhr – ticktack. Unaufhaltsam vergeht die Zeit. Und wieder ist eine Gelegenheit vertan. Aber mit Geld kann man sich Zeit kaufen. Und damit sogar Freiheit. Zeit und Freiheit sind die wichtigsten Dinge, die ein Mensch sich mit Geld kaufen kann.«

Unwillkürlich warf Tengo einen Blick auf seine

Armbanduhr. Ticktack – wirklich, die Zeit verging unablässig.

»Entschuldigen Sie, dass ich Ihre Zeit so lange in Anspruch nehme«, sagte Ushikawa wieder, der das offenbar für eine demonstrative Geste gehalten hatte. »Ich werde mich kurz fassen. Natürlich kann man heutzutage mit drei Millionen Yen im Jahr kein Leben im Luxus führen. Aber für den Lebensstil eines jungen Menschen genügt diese Summe durchaus. Unser oberstes Ziel ist, dass junge Menschen sich, ohne für ihren Lebensunterhalt arbeiten zu müssen, ein Jahr voll und ganz auf ihre Forschungen oder ihre Werke konzentrieren können. Wenn die Direktion bei der Bewertung am Ende des Jahres anerkennt, dass der Erfolg die Anforderungen übersteigt, besteht sogar die Möglichkeit, das Stipendium zu verlängern.«

Schweigend wartete Tengo darauf, dass er fortfuhr.

»Kürzlich hat man mir gestattet, eine Stunde lang Ihrem Unterricht zuzuhören«, sagte Ushikawa. »Es war hochinteressant. Ich bin, was die Mathematik angeht, ein blutiger Laie und war schon immer – da gibt es nichts zu beschönigen – sehr schlecht in diesem Fach. In der Schule habe ich den Mathematikunterricht gehasst. Allein bei der Erwähnung bin ich zusammengezuckt und habe das Weite gesucht. Aber Ihr Vortrag, Herr Kawana, war höchst unterhaltsam. Selbstverständlich verstehe ich nicht das Geringste von Infinitesimalrechnung. Doch allein beim Zuhören entstand in mir der Wunsch, mich von nun an mit Mathematik zu beschäftigen, weil sie ein so interessantes Gebiet ist. Kompliment, Herr Kawana! Sie verfügen über eine außergewöhnliche Begabung – die Fähigkeit, Menschen mitzureißen. Wie man mir sagte, erfreuen Sie sich wachsender Beliebtheit an Ihrer Schule, aber das ist ja

kein Wunder.«

Wo und wann Ushikawa seinen Unterricht belauscht haben konnte, war Tengu unklar. Er behielt stets sehr genau im Auge, wer sich in seiner Klasse aufhielt, und so kannte er alle seine Schüler natürlich ganz genau. Eine bizarre Gestalt wie Ushikawa hätte er gewiss nicht übersehen. Er wäre ihm aufgefallen wie ein Tausendfüßler in einer Zuckerdose. Dennoch beschloss er, die Sache nicht weiter zu verfolgen, um eine lange Geschichte nicht noch länger zu machen.

»Wie Sie wissen, bin ich nur Lehrer und arbeite freiberuflich«, sagte Tengu von sich aus, um wenigstens ein bisschen Zeit zu sparen. »Ich betreibe keine Forschung auf dem Gebiet der Mathematik. Alles, was ich tue, ist, Schülern auf möglichst interessante, leicht verständliche Art zu erklären, wie sie das Wissen, über das sie bereits verfügen, erweitern können. Ich bringe ihnen nur bei, wie sie die Aufgaben bei den Aufnahmeprüfungen für die Universität zu lösen haben. Den Gedanken an eine Laufbahn als Fachwissenschaftler habe ich schon vor langer Zeit aufgegeben. Ich hatte weder die finanziellen Mittel noch die Fähigkeit, es auf akademischem Gebiet zu etwas zu bringen. Darum, Herr Ushikawa, kann ich Ihnen in keiner Weise dienlich sein.«

Ushikawa hob wieder beide Hände, die Handflächen Tengu zugewandt. »Aber nein, darum geht es doch gar nicht. Wahrscheinlich habe ich wieder alles zu kompliziert gemacht. Meine Schuld. Ihr Mathematikunterricht ist durchaus interessant. Einmalig und originell. Aber deshalb bin ich heute nicht hier. Es ist Ihre Arbeit als Schriftsteller, auf die sich unser Augenmerk richtet, Herr Kawana.«

Tengu war verblüfft.

»Meine Arbeit als Schriftsteller?«, wiederholte er, nachdem es ihm für mehrere Sekunden die Sprache verschlagen hatte.

»Genau.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich schreibe tatsächlich seit einigen Jahren. Aber bisher ist noch nie etwas von mir gedruckt und veröffentlicht worden. So jemanden kann man doch nicht als Schriftsteller bezeichnen. Wie sind Sie denn überhaupt auf mich gekommen?«

Ushikawa beobachtete Tengos Reaktion mit einem breiten, beglückten Grinsen. Dabei fletschte er seine scheußlichen Zähne, die in jede nur erdenkliche Richtung ragten und an denen alles Mögliche hängengeblieben war, wie an einer Strandpalisade, die einige Tage zuvor eine Sturmflut überspült hatte. Inzwischen war es wohl ausgeschlossen, sein Gebiss noch zu korrigieren. Aber es hätte ihm wenigstens jemand zeigen sollen, wie man sich die Zähne putzt.

»Wissen Sie, das ist der einzigartige Knackpunkt unserer Stiftung«, sagte Ushikawa stolz. »Die bei uns unter Vertrag stehenden Kundschafter richten ihr Augenmerk auf Menschen, die noch nicht im Rampenlicht stehen. Das ist eines unserer Ziele. Es ist, wie Sie sagen, Herr Kawana, noch keines Ihrer Werke wurde veröffentlicht. Das wissen wir. Aber Sie haben sich bisher jedes Jahr unter einem Pseudonym um den Debütpreis einer Zeitschrift für Literatur und Kunst beworben. Sie haben ihn zwar noch nicht erhalten, sind jedoch mehrmals in die Endauswahl gelangt. Natürlich haben nur wenige Personen dies überhaupt zur Kenntnis genommen. Aber einige dieser wenigen haben Ihre Begabung erkannt. Nach Einschätzung unserer Kundschafter werden Sie den Preis zweifellos

irgendwann in nächster Zeit erhalten und als Autor debütieren. Wir kaufen die Zukunft – pardon, die Wortwahl ist etwas missglückt, aber unser oberstes Ziel ist es, wie ich schon sagte, »junge Keime heranzuziehen, auf deren Schultern das kommende Zeitalter ruht.«

Tengo nahm seinen Becher und trank von dem schon etwas abgekühlten grünen Tee. »Als angehender Schriftsteller bin ich also ein Kandidat für Ihr Förderprogramm. Verstehe ich Sie richtig?«

»Genau. Sagen Sie ruhig Kandidat, auch wenn die Sache schon so gut wie beschlossen ist. Sollten Sie zustimmen, bin ich befugt, alles Nötige in die Wege zu leiten. Sobald Sie unterschrieben haben, werden Ihnen drei Millionen Yen überwiesen. Dann könnten Sie sich für ein halbes oder ein ganzes Jahr beurlauben lassen, um sich ganz Ihrer schriftstellerischen Tätigkeit zu widmen. Wie ich höre, schreiben Sie gegenwärtig an einem Roman. Wäre das nicht genau die richtige Gelegenheit?«

Tengo runzelte die Stirn. »Woher wissen Sie, dass ich an einem Roman schreibe?«

Ushikawa bleckte wieder die Zähne und lachte. Bei genauerem Hinsehen war jedoch zu erkennen, dass seine Augen nicht mitlachten. In ihnen glomm ein kaltes Licht.

»Unsere Kundschafter sind fleißig und tüchtig. Sie wählen mehrere Kandidaten und durchleuchten sie von allen möglichen Seiten. Dass Sie gerade an einem Roman schreiben, wissen sicher mehrere Menschen in Ihrem Umfeld. Irgendetwas sickert immer durch.«

Komatsu wusste, dass Tengo an einem Roman schrieb. Seine Freundin wusste es. Gab es sonst noch jemanden? Wahrscheinlich nicht.



»Ich hätte einige Fragen zu Ihrer Stiftung«, sagte Tengo.

»Nur zu. Fragen Sie, was Sie möchten.«

»Woher stammt das für die Förderung bereitgestellte Kapital?«

»Eine gewisse Persönlichkeit stellt es zur Verfügung. Man könnte auch sagen, eine Körperschaft, die sich im Besitz dieser Person befindet. Konkret ist damit eigentlich alles gesagt. Abgesehen von der Steuerersparnis, die natürlich eine Rolle spielt, hat die betreffende Person auch ein profundes Interesse an Wissenschaft und Kunst, verbunden mit dem innigen Wunsch, die junge Generation zu fördern. Genauer kann ich Ihnen an dieser Stelle nicht sagen. Die bewusste Person möchte ihre eigene sowie die Anonymität der Körperschaft gewahrt sehen. Die Verwaltung ist Aufgabe des Stiftungskomitees, in dem ich selbstverständlich ebenfalls Mitglied bin.«

Tengo überlegte einen Moment. Aber viel nachzudenken gab es da nicht. Er brauchte nur das, was Ushikawa gesagt hatte, aneinanderzureihen.

»Darf ich rauchen?«, fragte Ushikawa.

»Bitte«, sagte Tengo und schob ihm einen schweren Glasaschenbecher zu.

Ushikawa zog ein Päckchen Seven Stars aus seiner Jackentasche, steckte sich eine in den Mund und zündete sie mit einem schlanken goldenen Feuerzeug an. Es sah wertvoll aus.

»Nun, Herr Kawana?«, sagte Ushikawa. »Werden Sie unsere Unterstützung annehmen? Ehrlich gesagt hätte ich persönlich, nachdem ich Zeuge Ihres unterhaltsamen Unterrichts sein durfte, großes Interesse daran, Ihre künftige literarische Laufbahn zu verfolgen.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihr Angebot«, sagte Tengo. »Eine unverdiente Ehre. Leider kann ich es nicht annehmen.«

Ushikawa musterte Tengo mit zusammengekniffenen Augen. Von der Zigarette, die er zwischen den Fingern hielt, stieg Rauch auf. »Und wieso nicht?«

»Erstens möchte ich von niemandem, den ich nicht sehr gut kenne, Geld annehmen. Zweitens brauche ich im Augenblick auch gar keins. Mit meinen drei Tagen Unterricht in der Woche habe ich genug Zeit, mich auf das Schreiben zu konzentrieren. Ich komme eigentlich sehr gut zurecht und würde meinen Lebensstil nur ungern ändern. Das sind zwei meiner Gründe.«

Und drittens, Herr Ushikawa, habe ich nicht die geringste Lust, persönlich mit Ihnen zu tun zu haben. Und viertens stinkt diese ganze Stipendiumssache zum Himmel. Zu schön, um wahr zu sein. Da steckt doch irgendwas dahinter. Ich mag ja etwas weltfremd sein, aber Betrug kann ich trotzdem wittern. Diese Gedanken behielt Tengo natürlich für sich.

»Aha«, sagte Ushikawa. Er sog den Rauch tief in seine Lunge ein und stieß ihn mit sichtlichem Genuss wieder aus. »Ich kann Sie sehr gut verstehen, Herr Kawana. Was Sie sagen, ist durchaus vernünftig. Aber sehen Sie, wir brauchen ja nichts übers Knie zu brechen. Wie wäre es, wenn Sie erst mal nach Hause gingen und sich die Sache zwei, drei Tage gründlich durch den Kopf gehen ließen? Dann können Sie in aller Ruhe Ihre Entscheidung treffen. Wir haben es nicht eilig. Lassen Sie sich Zeit, denken Sie ruhig nach. Es ist nicht zu Ihrem Nachteil.«

Tengo schüttelte brüsk den Kopf. »Es ist sehr freundlich

von Ihnen, mir Bedenkzeit zu gewähren, aber es ist mir lieber, hier und jetzt eine klare Entscheidung zu treffen. So vermeiden wir es, gegenseitig unsere Zeit zu vergeuden. Dass Sie mich als Kandidat für Ihr Förderprogramm ausgewählt haben, ist mir wirklich eine Ehre. Und es tut mir leid, dass Sie sich umsonst herbemüht haben. Aber bitte lassen Sie es jetzt gut sein. Mein Entschluss ist endgültig, ich werde es mir auf keinen Fall anders überlegen.«

Ushikawa nickte mehrmals sichtlich enttäuscht und drückte die Zigarette, an der er nur zweimal gezogen hatte, im Aschenbecher aus.

»In Ordnung. Ich verstehe Ihre Haltung und respektiere Ihre Entscheidung. Ich habe Ihre Zeit über Gebühr in Anspruch genommen. Nun muss ich wohl leider aufgeben und den Rückzug antreten.«

Dennoch machte Ushikawa keinerlei Anstalten, aufzustehen. Stattdessen kratzte er sich geräuschvoll am Hinterkopf und blinzelte.

»Nur, Herr Kawana, vielleicht sind Sie sich selbst dessen nicht bewusst, aber Sie haben eine vielversprechende Zukunft als Autor vor sich. Sie haben Talent. Mathematik und Literatur mögen vielleicht nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen, aber selbst bei Ihrem Mathematikunterricht hat man den Eindruck, einer Geschichte zuzuhören. Das beherrscht nicht jeder so ohne Weiteres. Sie haben etwas zu erzählen. Das ist offenkundig – selbst für jemanden wie mich. Deshalb müssen Sie unbedingt besser auf sich achten. Vielleicht mache ich mir unnötige Sorgen, aber Sie sollten lieber entschlossen und geradeaus Ihren eigenen Weg gehen, ohne sich mit überflüssigen Dingen abzugeben.«

»Was für überflüssige Dinge?«, fragte Tengo.

»Zum Beispiel scheinen Sie in einer gewissen Beziehung zu Eriko Fukada zu stehen, der Verfasserin von Die Puppe aus Luft. Zumindest haben Sie sich schon mehrmals mit ihr getroffen. Das stimmt doch, nicht wahr? Und den heutigen Zeitungen zufolge – ich habe es gerade zufällig gelesen – soll sie verschwunden sein. Die Medien werden sicher bald ein großes Tamtam veranstalten. So etwas ist ein gefundenes Fressen für die Klatschpresse.«

»Was geht es Sie an, ob ich mich mit Eriko Fukada treffe?«

Ushikawa zeigte Tengo wieder seine Handflächen. Er hatte kleine Hände, und seine Finger glichen prallen Würstchen. »Bitte, bitte, regen Sie sich nicht auf. Ich habe es doch nicht böse gemeint. Ich will ja nur sagen, es bringt nichts, wenn Sie Ihre Zeit und Ihr Talent verkaufen, um Ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Es steht mir wahrscheinlich nicht zu, aber ich möchte nicht mit ansehen, wie ein ausgezeichnetes Talent wie das Ihre, Herr Kawana, ein ungeschliffener Diamant sozusagen, solchen Banalitäten geopfert wird und Schaden nimmt. Sollte die Sache zwischen Ihnen und Frau Fukada an die Öffentlichkeit gelangen, wird man auch Sie aufsuchen. Und das kann unangenehme Folgen haben. Man wird ausspionieren, was ist und was nicht ist. Denn Journalisten sind eine hartnäckige Bande.«

Tengo sah Ushikawa stumm ins Gesicht. Dieser kniff die Augen zusammen und rieb sich ein für die geringe Größe seiner Ohren überdimensionales Ohrläppchen. Der Körperbau dieses Menschen war in jeder Hinsicht ein ermüdender Anblick.

»Nein, nein, aus meinem Mund erfährt niemand etwas«, versicherte Ushikawa und machte eine Geste, als würde er seinen Mund mit einem Reißverschluss zuziehen. »Das verspreche ich Ihnen. Schauen Sie, meine Lippen sind versiegelt. Man könnte mich direkt als Inkarnation einer Venusmuschel bezeichnen, so verschlossen bin ich. Ich bewahre alles fest in meiner Brust. Aus persönlicher Sympathie für Sie, Herr Kawana.«

Bei diesen Worten erhob sich Ushikawa endlich von seinem Sessel und versuchte mehrmals, wenn auch erfolglos, seinen zerknitterten Anzug glattzustreichen. Er zog damit nur unnötige Aufmerksamkeit auf sich.

»Sollten Sie Ihre Meinung wegen des Stipendiums noch ändern, rufen Sie bitte jederzeit die Nummer auf der Visitenkarte an. Wenn nicht in diesem Jahr, dann vielleicht im nächsten. Sie haben Zeit.« Er ließ seine beiden Zeigefinger umeinander kreisen, eine Geste, die wohl zeigen sollte, wie die Erde sich um die Sonne drehte. »Wir haben keine Eile. Zumindest hatte ich Gelegenheit, Sie kennenzulernen, mit Ihnen zu sprechen und Ihnen unsere Botschaft zu überbringen.«

Ushikawa lächelte noch einmal freundlich, und nachdem er eine Sekunde beinahe ostentativ seine schadhafte Zähne gezeigt hatte, machte er kehrt und verließ den Empfangsraum.

Bis zum Beginn seiner nächsten Stunde rief Tengo sich alles, was Ushikawa gesagt hatte, noch einmal genau ins Gedächtnis. Der Mann schien zu wissen, dass Tengo an der Produktion von Die Puppe aus Luft beteiligt war. Die Art, in der er sich ausgedrückt hatte, legte es nahe. ES BRINGT NICHTS, WENN SIE IHRE ZEIT UND IHR TALENT VERKAUFEN, UM SICH IHREN LEBENSUNTERHALT ZU

VERDIENEN, hatte er bedeutungsvoll gesagt.

Wir wissen Bescheid – das war wohl die Botschaft, die man ihm schickte.

ZUMINDEST HATTE ICH GELEGENHEIT, SIE KENNENZULERNEN, MIT IHNEN ZU SPRECHEN UND IHNEN UNSERE BOTSCHAFT ZU ÜBERBRINGEN.

Ob jemand Ushikawa eigens mit einem einjährigen »Fördergeld« von drei Millionen Yen zu Tengo geschickt hatte, nur um ihm diese Botschaft zu übermitteln? Das ergab keinen Sinn. Warum sollte jemand sich deshalb eine so komplizierte Geschichte ausdenken? Wer auch immer es war, sie kannten seine Schwachstelle. Wenn sie Tengo also drohen wollten, hätten sie von Anfang an die Fakten auf den Tisch legen können. Oder ob dieses »Fördergeld« ein Versuch war, Tengo zu bestechen? Jedenfalls war das Ganze nur Theater. Und wer waren überhaupt sie? Ob diese Stiftung in irgendeiner Beziehung zu den Vorreitern stand? Gab es den Verein überhaupt?

Tengo nahm Ushikawas Visitenkarte und ging damit ins Sekretariat. »Ich hätte noch eine Bitte«, sagte er.

»Ja?« Die Sekretärin hob auf ihrem Stuhl sitzend den Kopf.

»Würden Sie diese Nummer anrufen und sich erkundigen, ob es dort eine gewisse Stiftung zur Förderung neuer japanischer Wissenschaften und Künste gibt? Und fragen, ob Herr Direktor Ushikawa im Haus ist? Man wird Ihnen sagen, er sei nicht da, und es wäre nett, wenn Sie fragen könnten, gegen wie viel Uhr er wieder zurück ist. Sollte man Sie nach Ihrem Namen fragen, weichen Sie aus. Ich würde es selbst machen, aber ich möchte nicht, dass meine Stimme erkannt wird.«

Die Sekretärin tippte die Nummer ein, auf der anderen Seite wurde abgehoben, und jemand meldete sich vorschriftsmäßig. Es folgte ein kurzes, dienstliches Gespräch von Profi zu Profi.

»Also: Es gibt dort tatsächlich eine Stiftung zur Förderung neuer japanischer Wissenschaften und Künste. Eine Frau vom Empfang war am Apparat. Sie war höchstens Mitte zwanzig. Alles ziemlich normal. Auch ein Mann namens Ushikawa arbeitet wirklich dort. Er wird gegen halb vier im Büro zurückerwartet. Nach meinem Namen hat sie nicht gefragt. Ich an ihrer Stelle hätte das natürlich getan.«

»Natürlich«, sagte Tengo. »Haben Sie vielen Dank.«

»Gern geschehen«, sagte sie, indem sie ihm Ushikawas Visitenkarte zurückgab. »Der vorhin hier war, war das Herr Ushikawa?«

»Ja.«

»Ich habe ihn ja nur kurz gesehen, aber er machte einen ziemlich unangenehmen Eindruck auf mich.«

Tengo verstaute die Visitenkarte in seinem Portemonnaie. »Er hätte sicher auch bei längerem Hinsehen nicht gewonnen.«

»Normalerweise hüte ich mich davor, jemanden nach seiner äußeren Erscheinung zu beurteilen. Ich habe mich dabei schon öfter getäuscht und es später bereut. Aber bei diesem Menschen hatte ich auf den ersten Blick das Gefühl, dass man ihm nicht trauen kann. Das finde ich noch immer.«

»Da sind Sie nicht die Einzige«, sagte Tengo.

»Da bin ich nicht die Einzige«, wiederholte sie, als wolle sie sich der Korrektheit seiner Syntax vergewissern.

»Ihre Jacke ist ausgesprochen hübsch«, sagte Tengu. Es war kein Kompliment, mit dem er sich bei ihr einschmeicheln wollte, sondern seine aufrichtige Meinung. Nach Ushikawas zerknittertem billigem Anzug erschien ihm ihre elegant geschnittene Leinenjacke wie ein edles Gewand, das an einem windstillen Nachmittag vom Himmel geschwebt war.

»Danke«, sagte sie.

»Aber wenn sich am Telefon jemand meldet, muss das ja nicht unbedingt heißen, dass die Stiftung zur Förderung neuer japanischer Wissenschaften und Künste auch wirklich real ist«, sagte Tengu.

»Da haben Sie recht. Allerdings wäre das ein ziemlich aufwendiges Täuschungsmanöver, finden Sie nicht? Eigens ein Telefon einzurichten und eine Telefonistin zu engagieren. Wie in Der Clou. Warum sollte sich jemand so viel Mühe machen? Verzeihen Sie, wenn ich das sage, aber Sie sehen nicht gerade aus, als wäre bei Ihnen viel zu holen.«

»Das stimmt, ich habe nichts«, sagte Tengu. »Mein einziger Besitz ist meine Seele.«

»Wie in dieser Geschichte mit Mephisto«, sagte sie.

»Vielleicht sollte ich mal zu dieser Adresse hingehen und nachschauen, ob es dort tatsächlich ein Büro gibt.«

»Wenn Sie es herausgefunden haben, erzählen Sie es mir, ja?«, sagte sie, während sie mit zusammengekniffenen Augen ihren Nagellack inspizierte.

Die Stiftung zur Förderung neuer japanischer Wissenschaften und Künste existierte tatsächlich. Nach Unterrichtsschluss fuhr Tengu mit der Bahn bis Yotsuya und ging von dort aus zu Fuß nach Kojimachi. Die Adresse



auf der Visitenkarte entpuppte sich als dreistöckiges Gebäude, an dessen Eingang eine goldfarbene Tafel mit dem Namen der Stiftung angebracht war. Sie befand sich im zweiten Stock. Dort hatten außerdem ein Musikverlag namens Mikimoto und ein Wirtschaftsprüfer mit Namen Koda ihre Büros. Bei den Ausmaßen des Gebäudes konnten die Räumlichkeiten nicht sehr groß sein. Dem Anschein nach beherbergte es auch keine sonderlich gut gehenden Firmen, aber das war nur eine Vermutung, keine Tatsache. Tengo überlegte, ob er mit dem Aufzug in den zweiten Stock fahren sollte, um wenigstens zu erkunden, wie das Büro von außen aussah. Allerdings hatte er nicht im Mindesten Lust, im Flur mit Ushikawa zusammenzustoßen.

Also fuhr er wieder nach Hause und rief Komatsu im Verlag an. Ausnahmsweise war dieser anwesend und gleich am Hörer.

»Es passt mir gerade nicht«, sagte Komatsu. Er sprach schneller als gewöhnlich, und seine Stimme klang irgendwie höher. »Tut mir leid, ich kann im Moment nicht reden.«

»Es ist ziemlich dringend«, sagte Tengo. »Heute hat mich ein sonderbarer Mann in der Schule aufgesucht. Er schien etwas über meine Verbindung zu Die Puppe aus Luft zu wissen.«

Komatsu schwieg mehrere Sekunden. »Ich kann dich in etwa zwanzig Minuten zurückrufen. Bist du zu Hause?«

Tengo bejahte, und Komatsu legte auf. Während Tengo wartete, schärfte er zwei Messer an seinem Wetzstein, setzte Wasser auf und machte sich einen schwarzen Tee. Nach genau zwanzig Minuten klingelte das Telefon. So pünktlich zu sein war eine Seltenheit bei Komatsu.

Seine Stimme klang jetzt wesentlich entspannter. Anscheinend hatte er sich an ein ruhiges Plätzchen verzogen, um zu telefonieren. Tengo berichtete ihm kurz von seinem Gespräch mit Ushikawa.

»Stiftung zur Förderung neuer japanischer Wissenschaften und Künste? Nie gehört. Unglaublich, dass er dir ein Stipendium von drei Millionen Yen angeboten hat. Zugegeben, du hast sicher eine große Zukunft als Schriftsteller vor dir. Aber bisher hast du noch kein einziges Werk veröffentlicht. Unmöglich. Da steckt was dahinter.«

»Genau das denke ich auch.«

»Gib mir ein bisschen Zeit. Ich werde selbst ein paar Nachforschungen über diese angebliche Stiftung anstellen. Sobald ich etwas herausgefunden habe, melde ich mich. Jedenfalls weiß dieser Ushikawa, dass zwischen dir und Fukaeri eine Verbindung besteht.«

»Scheint so.«

»Das ist ziemlich lästig.«

»Irgendetwas ist im Gange«, sagte Tengo. »Es ist schön und gut, mit einem Hebel einen Felsen anzuheben, aber es scheint doch irgendetwas Widerliches darunter hervorgekrochen zu sein.«

Komatsu seufzte in den Hörer. »Hinter mir sind sie auch her. Die Illustrierten spielen verrückt, ebenso wie irgendwelche Fernsehsender. Heute Morgen kam die Polizei in den Verlag, um mich zu vernehmen. Sie wissen von Fukaeris Vergangenheit bei den Vorreitern. Und selbstverständlich auch von ihren verschwundenen Eltern. Die Medien werden sich wie die Wahnsinnigen darauf stürzen.«

»Was ist mit Professor Ebisuno?«

»Ich kann ihn neuerdings nicht mehr erreichen. Keine Telefonverbindung. Vielleicht ist ihm etwas zugestoßen. Oder er führt heimlich etwas im Schilde.«

»Übrigens, Herr Komatsu, noch etwas anderes. Haben Sie jemandem erzählt, dass ich gerade an einem Roman schreibe?«

»Nein, niemandem«, sagte Komatsu sofort. »Wem sollte ich das schon erzählen?«

»Dann ist es ja gut. War nur eine Frage.«

Komatsu schwieg einen Moment. »Tengo, vielleicht ist es zu spät, dir das jetzt zu sagen, aber ich fürchte, wir sind in einen Riesenschlamassel geraten.«

»Wo auch immer wir hineingeraten sind, eins ist sicher – wir können nicht mehr zurück.«

»Und wo es kein Zurück gibt, bleibt nur die Flucht nach vorn. Selbst wenn das Widerliche, von dem du sprichst, uns entgegenkommt.«

»Wir sollten die Sicherheitsgurte anlegen«, sagte Tengo.

»Du sagst es«, erwiderte Komatsu und hängte auf.

Es war ein langer Tag gewesen. Tengo setzte sich an den Tisch und trank seinen mittlerweile kalten Tee. Er dachte an Fukaeri. Was machte sie den ganzen Tag, allein in ihrem Versteck? Allerdings konnte man sowieso nie wissen, was Fukaeri machte.

Vielleicht würden die Little People dem Professor und ihm selbst mit ihrer Weisheit und ihrer Macht schaden, hatte Fukaeri auf der Kasette gesagt. IM WALD MUSS MAN AUF DER HUT SEIN. Unwillkürlich blickte Tengo sich um. Ja, der Wald, das war ihre Welt.

## KAPITEL 3

Aomame

Seine Geburt kann man sich nicht aussuchen,  
seinen Tod schon

Als an diesem Abend Ende Juli die dicke Wolkenschicht endlich den Himmel freigab, waren die beiden Monde deutlich zu sehen. Aomame betrachtete sie von ihrem kleinen Balkon aus. Am liebsten hätte sie sofort jemanden angerufen und ihm davon erzählt. »Schau doch mal kurz aus dem Fenster und sieh dir den Himmel an. Und? Wie viele Monde siehst du? Von hier aus sind es ganz eindeutig zwei. Und bei dir?«

Aber Aomame hatte niemanden, den sie anrufen konnte. Ayumi wäre vielleicht in Frage gekommen, doch sie wollte ihre Beziehung nicht vertiefen. Die Frau war Polizistin, und Aomame würde in nicht allzu ferner Zukunft einen weiteren Mann töten, ihr Gesicht und ihren Namen ändern, in eine andere Gegend ziehen und nicht mehr existieren. Selbstverständlich würde sie Ayumi nie wiedersehen. Nie mehr würde sie Verbindung zu ihr aufnehmen können. Hätten sie einmal Freundschaft geschlossen, wäre dieses Band schwer zu durchtrennen.

Aomame ging in die Wohnung zurück, schloss die Glastür und schaltete die Klimaanlage ein. Sie zog die Vorhänge zu und schuf so eine Barriere zwischen sich und den Monden. Sie störten nicht nur ihr seelisches Gleichgewicht, sie veränderten auch die Erdanziehungskraft und beeinflussten dadurch die Vorgänge in ihrem eigenen Körper. Ihre Periode lag noch vor ihr, aber ihr Körper fühlte sich seltsam matt und schwer an. Ihre Haut war trocken, und ihr Puls

schlug in einem unnatürlichen Rhythmus. Aomame wollte nicht mehr über die Monde nachdenken. Auch wenn sie etwas waren, über das sie nachdenken musste.

Um ihre Mattheit zu bekämpfen, machte Aomame Dehnübungen auf dem Teppich. Sie nahm sich die Muskeln vor, die sie im Alltag kaum benutzte, und trainierte sie ausgiebig. Die Muskeln stießen stumme Schreie aus, und der Schweiß floss in Strömen. Aomame hatte ein eigenes Stretching-Programm entwickelt, an dem sie täglich arbeitete, bis es so extrem und effizient war, dass es am Ende nur noch für sie selbst geeignet war. In ihren Kursen im Fitnessclub konnte sie so etwas nicht verwenden. Normale Menschen hätten diese Anstrengung und die damit verbundenen Schmerzen gar nicht ertragen. Sogar die meisten anderen Trainer stöhnten dabei.

Während Aomame ihre Übungen absolvierte, hörte sie die Platte mit Janáček's Sinfonietta, gespielt unter der Leitung von George Szell. Das Stück endete nach ungefähr fünfundzwanzig Minuten. Es war weder zu kurz noch zu lang, und die Zeit reichte genau aus, um ihre Muskulatur einmal richtig durch die Mangel zu drehen. Als der Tonarm automatisch wieder an seine ursprüngliche Stelle zurückgekehrt und der Plattenteller zum Stehen gekommen war, fühlte Aomame sich geistig und körperlich wie ein bis auf den letzten Tropfen ausgewrungener Waschlappen.

Inzwischen kannte sie die Sinfonietta in- und auswendig. Immer wenn sie ihre Muskulatur zu dieser Musik bis an ihre Grenzen dehnte, empfand sie einen seltsamen Frieden. Sie folterte und wurde gefoltert. Sie bezwang und wurde bezwungen. Diese nach innen gerichtete Selbstvervollkommenheit war genau das, was Aomame

brauchte, um sich zu beruhigen. Die Sinfonietta war zur perfekten Hintergrundmusik für ihre Übungen geworden.

Gegen zehn Uhr abends klingelte das Telefon. Als Aomame den Hörer abhob, ertönte Tamarus Stimme.

»Wie sieht es morgen bei dir aus?«, fragte er.

»Um halb sieben habe ich Schluss.«

»Kannst du danach herkommen?«

»Ja.«

»Gut«, sagte Tamaru. Es war zu hören, wie er etwas in den Terminkalender schrieb.

»Hast du einen neuen Hund gekauft?«, fragte Aomame.

»Ja, wieder eine Schäferhündin. Ich kenne sie noch nicht ganz genau, aber sie ist sehr gut abgerichtet und gehorcht aufs Wort. Die Frauen fühlen sich wieder sicherer, seit sie da ist.«

»Da bin ich froh.«

»Außerdem ist sie auch mit gewöhnlichem Hundefutter zufrieden. Sie macht gar keine Umstände.«

»Normalerweise fressen Schäferhunde ja auch keinen Spinat.«

»Bun war wirklich seltsam. Je nach Jahreszeit war das mit dem Spinat auch ganz schön teuer«, beklagte Tamaru sich wehmütig. Nach ein paar Sekunden wechselte er das Thema. »Der Mond ist heute sehr schön.«

Aomame verzog leicht das Gesicht. »Wieso redest du plötzlich vom Mond?«

»Selbst ich spreche eben bisweilen über den Mond.«

»Natürlich«, sagte Aomame. Aber du bist nicht der Typ, der am Telefon grundlos von der Schönheit der Natur

schwärmt, fügte sie in Gedanken hinzu.

Tamaru zögerte kurz. »Du hast mich letztes Mal nach dem Mond gefragt«, sagte er dann. »Erinnerst du dich? Seither geht er mir nicht mehr aus dem Kopf. Und als ich dann neulich – in einer klaren wolkenlosen Nacht – zum Himmel sah, habe ich den Anblick sehr genossen.«

Aomame war drauf und dran zu fragen, wie viele Monde es denn gewesen seien. Aber sie hielt sich zurück. Es war zu gefährlich. Beim letzten Mal hatte Tamaru ihr viel von sich erzählt. Dass er als Waise aufgewachsen war und nicht einmal wusste, wie seine Eltern aussahen. Auch seine ursprüngliche Nationalität hatte er ihr verraten. Noch nie hatte er sich so lange mit ihr unterhalten. Dabei war er ein Mann, der kaum je etwas von sich preisgab. Offenbar hatte er sich Aomame anvertraut, weil er sie sympathisch fand. Andererseits war er Profi und darauf gedrillt, seine Ziele auf kürzestem Weg zu erreichen. Es war sicherer, nicht unnötig etwas auszulaudern.

»Ich komme nach der Arbeit vorbei, so gegen sieben«, sagte sie.

»Gut«, sagte Tamaru. »Du hast bestimmt Hunger. Der Koch hat morgen frei, es gibt also kein richtiges Essen, aber wenn du möchtest, kann ich ein paar Sandwiches für dich vorbereiten.«

»Danke, das wäre nett«, sagte Aomame.

»Wir brauchen auch deinen Führerschein, deinen Pass und die Karte deiner Krankenversicherung. Bitte bring morgen alles mit. Dann hätte ich gern noch einen Nachschlüssel zu deiner Wohnung. Geht das?«

»Klar.«

»Und noch eins. Wegen der Sache von neulich möchte

ich unter vier Augen mit dir sprechen. Nimm dir nach dem Gespräch mit Madame bitte noch etwas Zeit.«

»Wegen welcher Sache denn?«

Tamaru schwieg einen Moment. Sein Schweigen wog schwer wie ein Sandsack. »Du wolltest etwas Bestimmtes von mir. Schon vergessen?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Aomame hastig. Sie war mit ihren Gedanken beim Mond gewesen.

»Morgen um sieben«, sagte Tamaru und legte auf.

Auch in der folgenden Nacht hatte die Zahl der Monde sich nicht verändert. Aomame ging nach der Arbeit noch rasch unter die Dusche, und als sie das Sportstudio verließ, waren am östlichen Himmel, wo es noch hell war, zwei blass getönte Monde zu sehen. Aomame blieb auf der Fußgängerbrücke, die die Gaien-nishi-Straße überspannte, stehen, um sie eine Weile zu betrachten. Niemand außer ihr schien von den beiden Monden Notiz zu nehmen. Die verwunderten Blicke der Passanten streiften nur Aomame, die an das Geländer gelehnt in den Himmel hinaufschaute. Für den Himmel oder die Monde schien sich niemand zu interessieren. Die Leute strebten nur eilig der U-Bahn-Station entgegen. Beim Anblick der Monde überkam Aomame die gleiche körperliche Mattheit wie am Tag zuvor. Ich muss aufhören, sie anzustarren, dachte sie. Sie haben keinen guten Einfluss auf mich. Doch obwohl sie angestrengt in eine andere Richtung sah, spürte sie die Blicke der Monde ganz deutlich auf ihrer Haut. Sie beobachteten sie, auch wenn sie nicht hinschaute. Die Monde wussten genau, was sie vorhatte.

Aomame und die alte Dame tranken heißen, starken Kaffee aus bemalten antiken Tassen. Die alte Dame



träufelte eine winzige Menge Milch über den Rand in ihre Tasse und nahm einen Schluck, ohne umzurühren. Auf Zucker verzichtete sie. Aomame trank ihren Kaffee wie immer schwarz. Tamaru hatte die versprochenen Sandwiches serviert. Sie waren so klein geschnitten, dass sie sich mit einem Bissen verzehren ließen. Aomame aß mehrere davon. Sie waren nicht üppig belegt, nur dunkles Brot mit Gurken und Käse, hatten aber einen feinen Geschmack. Tamaru beherrschte die Kunst, einfache Speisen erlesen und akkurat zuzubereiten. Er konnte sehr geschickt und präzise mit dem Hackmesser umgehen, sodass Größe und Form sämtlicher Zutaten genau stimmten. Allein dadurch bekamen seine Kreationen eine erstaunliche Raffinesse.

»Haben Sie Ihre Angelegenheiten schon geregelt?«, fragte die alte Dame.

»Die Kleidung und die Bücher, die ich nicht mehr brauche, habe ich gespendet. Eine Tasche mit dem Nötigsten für mein neues Leben ist gepackt und steht griffbereit. Was jetzt noch in der Wohnung ist – ein paar Elektrogeräte, Koch- und Essgeschirr, Bett und Bettzeug –, benutze ich vorläufig noch.«

»Darum kümmern wir uns, wenn es so weit ist. Auch um Ihren Mietvertrag und andere Formalitäten. Sie brauchen sich keinerlei Gedanken zu machen. Sie gehen einfach mit einer kleinen Tasche, in der sich wirklich nur das Nötigste befindet, aus dem Haus.«

»Sollte ich meine Stelle nicht lieber kündigen? Vielleicht schöpft jemand Verdacht, wenn ich eines Tages plötzlich verschwinde.«

Die alte Dame stellte ihre Kaffeetasse sacht auf dem Tisch

ab. »Auch darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen.«

Aomame nickte wortlos. Sie nahm noch ein Sandwich und trank von ihrem Kaffee.

»Haben Sie ein Bankkonto?«, fragte die alte Dame.

»Auf meinem Girokonto sind sechshunderttausend Yen. Dann habe ich noch zwei Millionen Yen Festgeld.«

Die alte Dame überdachte die Summe. »Von dem Girokonto können Sie ruhig über mehrere Male verteilt bis etwa vierhunderttausend Yen abheben. Das Festgeld rühren Sie lieber nicht an. Es wäre nicht ratsam, es unvermittelt zu kündigen. Wahrscheinlich überprüfen diese Leute Ihr Privatleben. Wir können nicht vorsichtig genug sein. Ich decke das später ab. Besitzen Sie sonst noch irgendwelche Vermögenswerte?«

»Das Geld, das ich bisher von Ihnen erhalten habe, liegt in einem Bankschließfach.«

»Nehmen Sie es heraus und überlegen Sie sich ein geeignetes Versteck, aber bewahren Sie es nicht in Ihrer Wohnung auf.«

»In Ordnung.«

»Das wäre alles, um was ich Sie im Augenblick bitte. Ansonsten verhalten Sie sich wie immer. Sie behalten Ihren Lebensstil bei und unternehmen nichts, was Aufmerksamkeit erregen könnte. Und erwähnen Sie die Mission möglichst nicht am Telefon.«

Nach dieser Rede ließ die alte Dame sich in den Sessel zurücksinken. Offenbar hatte diese Rede sie ihre gesamte Energie gekostet.

»Steht der Termin schon fest?«

»Leider kann ich Ihnen dazu noch nichts sagen«, sagte die alte Dame. »Wir warten noch auf Rückmeldung. Die Umstände stehen fest, aber über den Zeitplan wird erst in letzter Minute entschieden. Es könnte in einer Woche sein oder erst in einem Monat. Auch wo die Begegnung stattfinden soll, ist unklar. Ich weiß, das ist nervenaufreibend, aber ich muss Sie bitten zu warten.«

»Warten macht mir nichts aus«, sagte Aomame. »Aber könnten Sie mir nicht in groben Zügen erklären, auf welche Situation ich mich einstellen muss?«

»Sie werden dem Mann ein reguläres Stretching verpassen«, sagte die alte Dame. »Sie tun das, was Sie immer tun. Er hat irgendein physisches Problem. Es ist nicht lebensbedrohlich, aber soweit ich gehört habe, verursacht es verhältnismäßig große Schmerzen. Um dieses ›Problem‹ zu lösen, hat er bereits alle möglichen Therapien ausprobiert. Neben einer normalen ärztlichen Behandlung auch Shiatsu, Akupunktur, Massagen und so fort. Bisher jedoch ohne Erfolg. Dieses Leiden ist die Schwachstelle des sogenannten ›Leaders‹, an der wir ansetzen können.«

Die alte Dame saß mit dem Rücken zum Fenster. Die Vorhänge waren zugezogen. Auch wenn die Monde nicht sichtbar waren, spürte Aomame ihren kalten Blick auf der Haut. Es war, als würde ihr verschwörerisches Schweigen sich bis zu ihr in das Zimmer hineinstehlen.

»Wir haben einen V-Mann in der Sekte. Über ihn habe ich die Information eingeschleust, dass Sie eine ausgezeichnete Stretching-Expertin seien. Was nicht sehr schwierig war, denn das sind Sie ja wirklich. Unsere Zielperson hat großes Interesse an Ihnen. Anfangs wollte er Sie in sein Hauptquartier nach Yamanashi bestellen, doch aus beruflichen Gründen sind Sie in Tokio unabkömmlich.

Das ist der augenblickliche Stand der Dinge. Der Leader fährt in der Regel einmal im Monat nach Tokio, um Sachen zu erledigen. Bei diesen Gelegenheiten übernachtet er inkognito in einem Hotel in der Stadt. Dort soll auch das Stretching stattfinden, und Sie tun das Übliche.«

Aomame stellte sich die Szene vor. Ein Hotelzimmer. Ein Mann liegt auf der Yogamatte, und sie dehnt seine Muskulatur. Sein Gesicht kann sie nicht sehen. Der Nacken des auf dem Bauch liegenden Mannes weist schutzlos in ihre Richtung. Sie streckt die Hand aus und nimmt ihren Eispick aus der Tasche.

»Wir werden allein im Raum sein?«, fragte Aomame.

Die alte Dame nickte. »Der Leader will nicht, dass jemand aus seiner Gemeinschaft sein körperliches Leiden sieht. Deshalb wird es keine Zeugen geben. Nur Sie beide werden im Zimmer sein.«

»Diese Leute kennen also bereits meinen Namen und meinen Beruf?«

»Ja, und sie sind äußerst argwöhnisch und haben Sie und alles, was Sie betrifft, genauestens unter die Lupe genommen. Aber offenbar gibt es da kein Problem. Gestern erreichte mich die Nachricht, dass er Sie in seinem Hotel in der Stadt empfangen will. Der genaue Ort und die Uhrzeit hängen von seinen Plänen ab und werden uns noch mitgeteilt.«

»Aber werden die mich nicht durch meine Besuche hier mit Ihnen in Verbindung bringen?«

»Ich bin Mitglied des Sportstudios, in dem Sie beschäftigt sind, und erhalte Privatstunden von Ihnen. Mehr nicht. Es gibt keinen Grund, daraus auf weitere Beziehungen zwischen uns zu schließen.«

Aomame nickte.

Die alte Dame fuhr fort. »Immer wenn der Leader sein Hauptquartier verlässt, begleiten ihn seine beiden Leibwächter. Beide sind Mitglieder der Sekte und Träger des schwarzen Gürtels in Karate. Ob sie bewaffnet sind, wissen wir noch nicht. Sie scheinen ziemlich gut ausgebildet zu sein und trainieren täglich. Tamaru meint allerdings, sie seien letzten Endes doch nur Amateure.«

»Im Gegensatz zu Tamaru.«

»Genau. Tamaru war Mitglied einer Einheit der Selbstverteidigungstreitkräfte. Um sein Ziel zu erreichen, muss man augenblicklich, ohne zu zögern, zuschlagen können. Ganz gleich, wer der Gegner ist. Amateure zögern. Vor allem, wenn sie es mit einer jungen Frau zu tun haben.«

Mit einem tiefen Seufzer ließ die alte Dame ihren Kopf an die Rückenlehne sinken. Doch gleich richtete sie sich wieder auf und sah Aomame direkt in die Augen.

»Die beiden Leibwächter werden, solange Sie sich um den Leader kümmern, in einem anderen Zimmer der Hotelsuite warten. Sie werden etwa eine Stunde mit ihm allein sein. So viel steht bereits fest, auch wenn niemand wissen kann, was an Ort und Stelle dann wirklich geschieht. Die Lage ist sehr unbestimmt. Der Leader gibt seine Absichten immer erst im letzten Augenblick bekannt.«

»Wie alt ist er ungefähr?«

»Wahrscheinlich Mitte fünfzig, und er soll außergewöhnlich groß sein. Mehr weiß ich leider auch noch nicht.«

Tamaru wartete im Flur. Aomame händigte ihm den Zweitschlüssel für ihre Wohnung, Führerschein, Pass und

Versicherungskarte aus. Er zog sich in einen Raum zurück, um die Dokumente zu kopieren. Nachdem er sich von der Vollständigkeit der Kopien überzeugt hatte, gab er Aomame die Originale zurück und führte sie in sein persönliches kleines Büro, das neben dem Eingangsbereich lag. Das winzige Fenster in dem schlichten quadratischen Raum zeigte zum Garten und stand offen. Die Klimaanlage brummte leise. Er bot Aomame einen kleinen hölzernen Stuhl an und setzte sich selbst an den Schreibtisch. An der Wand davor waren nebeneinander vier Bildschirme angebracht. Die Perspektive der damit verbundenen Kameras ließ sich nach Bedarf ändern. Jede verfügte auch über einen Videorekorder, der die Bilder aufzeichnete. Die Monitore zeigten die Umgebung außerhalb des Zauns und auch den Wachhund, der gerade zusammengerollt auf der Erde lag und schlief. Er war etwas kleiner als seine Vorgängerin.

»Der Tod der Schäferhündin wurde nicht aufgezeichnet«, kam Tamaru Aomames Frage zuvor. »Bun war nicht mehr angebunden. Vielleicht hat sie selbst die Leine gelöst oder eben jemand anders.«

»Jemand, den sie nicht verbellt hat, obwohl er nahe an sie herankam.«

»So muss es wohl gewesen sein.«

»Sonderbar.«

Tamaru nickte, äußerte sich jedoch nicht. Vermutlich hatte er schon zur Genüge darüber nachgegrübelt, was passiert sein konnte.

Er zog die Schublade eines Schränkchens auf und entnahm ihr einen schwarzen Kunststoffbeutel. Aus dem verwaschenen blauen Handtuch darin kam ein schwarz

glänzender metallischer Gegenstand zum Vorschein: eine kleine Pistole. Wortlos streckte er sie Aomame entgegen, die die Waffe ebenso schweigend in Empfang nahm und in der Hand wog. Entgegen dem äußeren Anschein war sie ziemlich leicht. Erstaunlich, dass man mit einem so leichten Gegenstand einen Menschen töten konnte.

»Du hast gerade zwei schwerwiegende Fehler begangen. Weißt du, welche?«, sagte Tamaru.

Aomame rief sich die Bewegung ins Gedächtnis, mit der sie die Waffe entgegengenommen hatte, konnte aber nicht erkennen, wo die Fehler lagen. Sie hatte sie doch einfach nur genommen. »Nein«, sagte sie.

»Erstens hast du nicht überprüft, ob die Pistole geladen ist. Und falls sie geladen gewesen wäre, hättest du nachschauen müssen, ob sie gesichert ist. Zweitens hast du, als du sie schon in der Hand hattest, die Mündung, wenn auch nur für eine Sekunde, auf mich gerichtet. Das sind Dinge, die man niemals tun darf. Außerdem sollte man, solange man nicht beabsichtigt zu schießen, den Finger nie an den Abzug legen.«

»Ich werde in Zukunft darauf achten.«

»Außer in Notfällen sollte eine Waffe grundsätzlich nicht geladen sein, wenn man damit hantiert, sie jemandem übergibt oder sie mit sich herumträgt. Sobald du mit einer Waffe in Berührung kommst, musst du dich grundsätzlich so verhalten, als wäre sie geladen. Bis du weißt, dass sie es nicht ist. Waffen sind dazu da, Menschen tödlich zu verwunden. Man kann nie vorsichtig genug damit umgehen. So mancher würde mich auslachen, weil er mich für übervorsichtig hält. Aber es kommt immer wieder zu den idiotischsten Unfällen, und die Opfer sind meist Leute,

die andere wegen ihrer Vorsicht verspottet haben.«

Tamaru zog eine Plastiktüte aus seiner Jacketttasche. Darin befanden sich sieben neue Patronen. Er legte sie auf den Tisch. »Wie du siehst, ist die Pistole im Moment nicht geladen. Das Magazin ist eingesetzt, aber es ist leer. Keine Patronen darin.«

Aomame nickte.

»Nimm sie als persönliches Geschenk von mir. Für den Fall, dass du sie nicht benutzt, hätte ich sie allerdings gern zurück.«

»Selbstverständlich«, sagte Aomame heiser. »Aber es hat doch sicher Geld gekostet, sie zu beschaffen?«

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen«, sagte Tamaru. »Du hast genügend andere Sorgen. Wenden wir uns mal der Pistole zu. Hast du schon mal geschossen?«

Aomame schüttelte den Kopf. »Noch nie.«

»Im Grunde ist ein Revolver leichter zu handhaben als eine Automatik. Besonders für einen Laien. Sein Aufbau ist unkompliziert und die Bedienung leicht zu erlernen. Aber ein einigermaßen effizienter Revolver ist auch voluminös und ziemlich unhandlich zu tragen. Deshalb ist eine Automatik besser. Das hier ist eine HK 4 von Heckler & Koch. Ein deutsches Fabrikat. Ohne Munition wiegt sie 480 Gramm. Sie ist klein und leicht, hat aber durch die 9-mm-Patronen große Durchschlagskraft. Außerdem hat sie einen geringen Rückstoß. Hohe Treffsicherheit ist auf größere Distanz nicht zu erwarten, aber für den Zweck, den du im Sinn hast, ist sie genau richtig. Die Firma Heckler & Koch wurde nach dem Krieg gegründet. Das Modell HK 4 basiert auf der berühmten Mauser HSc, die schon vor dem Zweiten Weltkrieg verwendet wurde. Seit 1968 wird die



Produktion fortgeführt und ist auch heute noch Standard. Die HK 4 ist eine sehr zuverlässige Waffe. Diese hier ist nicht neu, aber ihre vorherigen Besitzer sind offensichtlich vernünftig mit ihr umgegangen und haben sie gut gepflegt. Mit einer Pistole ist es wie mit einem Auto – auf ein gebrauchtes Modell von guter Qualität kann man sich oft eher verlassen als auf ein nagelneues.«

Tamaru nahm Aomame die Pistole aus der Hand, um ihr die Bedienung zu erklären. Wie man sie sicherte, wie man sie entsicherte. Wie man den Magazinhebel löste, das Magazin herausnahm und wieder hineinschob.

»Wenn du das Magazin herausnimmst, sollte die Pistole unbedingt gesichert sein. Zuerst ziehst du den Schlitten zurück, und die Patrone, die in der Kammer ist, wird ausgeworfen. Im Moment ist keine drin, also wird auch nichts ausgeworfen. Der Schlitten steht nun offen. Jetzt drückst du den Abzug. So. Dadurch schließt sich der Schlitten. Nun ist der Hahn gespannt. Wenn du dann noch einmal abdrückst, schlägt er nach unten. Dann schiebst du das neue Magazin ein.«

Tamaru führte den Vorgang mit raschen geübten Handgriffen durch. Dann wiederholte er ihn ganz langsam, indem er jede einzelne Bewegung beschrieb. Aomame sah begierig zu.

»Jetzt versuch du mal.«

Aomame nahm das Magazin vorsichtig heraus, zog den Schlitten zurück, leerte die Kammer, entspannte den Hahn und schob das Magazin wieder hinein.

»Das genügt.« Tamaru zog das Magazin wieder heraus, füllte es sorgsam mit den sieben Patronen auf und führte es mit einem lauten Schnappen wieder in die Waffe ein. Er

zog den Schlitten zurück und beförderte eine Patrone in die Kammer. Dann sicherte er die Waffe, indem er den kleinen Hebel an der linken Seite umlegte.

»Wir machen noch mal das Gleiche wie eben. Diesmal ist sie geladen. Auch in der Kammer ist eine Patrone. Die Waffe ist zwar gesichert, dennoch sollte man sie nie auf einen Menschen richten«, sagte Tamaru.

Aomame nahm die geladene Pistole. Sie war jetzt nicht mehr so leicht wie zuvor. Man konnte spüren, dass sie den Tod in sich trug. Sie war ein Präzisionswerkzeug, geschaffen, um Menschen zu töten. Aomame brach unter den Achseln der Schweiß aus.

Nachdem sie sich noch einmal vergewissert hatte, dass die Pistole gesichert war, betätigte sie den Hebel, nahm das Magazin heraus und legte es auf den Tisch. Dann zog sie den Schlitten zurück. Die Patrone sprang aus der Kammer und fiel klappernd auf den Holzfußboden. Sie drückte den Abzug, der Schlitten schloss sich, sie drückte erneut den Abzug und beförderte den gespannten Hahn an seine ursprüngliche Stelle zurück. Schließlich hob sie mit zitternden Fingern die 9-mm-Patrone vom Boden auf. Ihre Kehle war trocken, und das Atmen schmerzte.

»Nicht schlecht fürs erste Mal«, sagte Tamaru, während er die Patrone wieder in das Magazin einfügte. »Aber du brauchst mehr Übung. Außerdem zittern deine Hände. Wenn du mehrmals am Tag übst, geht dir das Gefühl für die Waffe in Fleisch und Blut über. Damit du das Laden automatisch beherrschst, wie ich es dir vorhin gezeigt habe. Auch im Dunkeln. In deinem Fall wird es nicht nötig sein, dass du das Magazin mitten in einer Aktion austauschst, aber diese Handgriffe sind für jeden, der mit einer Pistole umgeht, die Basis. Man muss sie kennen.«

»Muss ich nicht schießen üben?«

»Du willst doch niemanden erschießen. Höchstens dich selbst. Oder?«

Aomame nickte.

»Also brauchst du keine Schießübungen. Es genügt, wenn du weißt, wie man die Munition einlegt, entsichert und abdrückt. Hast du denn vor, irgendwo zu üben?«

Aomame schüttelte den Kopf. Sie konnte sich auch nicht vorstellen, wo.

»Du sagst, du willst dich eventuell erschießen, aber wie willst du das denn machen? Gib mir mal eine Vorstellung.«

Tamaru schob das geladene Magazin in die Pistole, sicherte sie und reichte sie Aomame. »Sie ist gesichert«, sagte er.

Aomame drückte sich die Mündung an die Schläfe. Sie spürte den kalten Stahl. Tamaru sah zu und wiegte den Kopf.

»Ich will dir nicht zu nahe treten, aber es ist besser, nicht auf die Schläfe zu zielen. Von der Schläfe aus das Gehirn zu durchschlagen ist weitaus schwieriger, als man denkt. Naturgemäß kann einem die Hand zittern, und wenn die Hand zittert, nimmt sie den Rückstoß auf, und die Kugel kann fehlgehen. In vielen Fällen wird der Schädel nur gestreift, und man ist nicht tot. Das möchte man nicht erleben.«

Aomame schüttelte stumm den Kopf.

»Als die Amerikaner General Hideki Tojo nach dem Krieg verhafteten, wollte er sich ins Herz schießen, aber die Kugel ging vorbei, er traf sich in den Bauch und überlebte. Du siehst, nicht einmal einem Mann, der – wenn auch

mehr recht als schlecht – ein Berufsheer angeführt hat, ist es gelungen, mit einer Pistole Selbstmord zu begehen. Tojo wurde sofort ins Krankenhaus gebracht und von einem amerikanischen Ärzteteam behandelt. Als er genesen war, stellten sie ihn vor Gericht und hängten ihn anschließend auf. Eine schreckliche Art zu sterben. Der Tod ist immerhin ein wichtiger Augenblick im Leben eines Menschen. Seine Geburt kann man sich nicht aussuchen, seinen Tod schon.«

Aomame biss sich auf die Lippen.

»Das Sicherste ist, sich den Lauf in den Mund zu stecken und von unten das Gehirn wegzupusten. So –«

Tamaru nahm Aomame die Pistole aus der Hand und demonstrierte es ihr. Sie wusste zwar, dass die Waffe gesichert war; dennoch schnürte der Anblick ihr die Kehle zu. Das Atmen fiel ihr schwer.

»Allerdings gibt es auch hier keine hundertprozentige Garantie. Ich kenne einen Mann, der einen solchen Versuch überlebt hat und nun ein sehr trauriges Dasein führt. Wir waren zusammen bei den Streitkräften. Er hatte sich den Lauf eines Gewehrs in den Mund gesteckt, einen Löffel am Abzug befestigt und mit dem großen Zeh abgedrückt. Doch wahrscheinlich geriet der Lauf ins Wackeln. Er blieb am Leben und vegetiert nun schon seit zehn Jahren dahin. Es ist gar nicht so einfach für einen Menschen, sein Leben zu beenden. Im Film sehen Selbstmorde immer so kurz und schmerzlos aus. Die Leute fallen um und sind tot. Aber in der Realität ist das etwas anderes. Wenn es nicht klappt, liegst du da und machst zehn Jahre lang ins Bett.«

Aomame nickte wortlos.

Tamaru nahm das Magazin und die Munition aus der Waffe und packte sie in separate Plastikbeutel. Dann

reichte er Aomame erst die Waffe und dann die Munition.  
»Sie ist nicht geladen.«

Aomame nickte.

Tamaru fuhr fort. »Ich will dich nicht belehren, aber ich finde es klüger, ans Überleben zu denken. Und realistischer. Das ist mein Rat.«

»Danke«, sagte Aomame mit rauer Stimme. Sie wickelte die HK 4 in einen Schal und packte sie tief in ihre Umhängetasche. Die Tüte mit der Munition steckte sie in ein Seitenfach. Die Tasche war nun etwa fünfhundert Gramm schwerer, aber an ihrem Umfang hatte sich nichts verändert. Es war wirklich eine kleine Pistole.

»Amateuren sollte man so etwas nicht in die Hand geben«, sagte Tamaru. »Meiner Erfahrung nach kommt dabei nichts Gutes heraus. Aber du wirst schon richtig damit umgehen. Denn in einer Hinsicht sind wir uns ähnlich, du und ich. Auch du kannst, wenn es nötig ist, Regeln über dein eigenes Ich stellen.«

»Vielleicht, weil ich eigentlich gar kein Ich habe.«

Dazu äußerte Tamaru sich nicht.

»Du warst also bei den Streitkräften?«, fragte Aomame.

»Ja, in einer der berüchtigtsten Einheiten. In der sie dich Ratten, Schlangen und Heuschrecken fressen lassen. Man hat keine andere Wahl, aber schmecken tun sie nicht.«

»Was hast du sonst noch gemacht?«

»Alles Mögliche. Sicherheitsdienste, hauptsächlich Bodyguard. Oder sagen wir persönlicher Leibwächter, das trifft es vielleicht besser. Teamarbeit liegt mir nicht, also habe ich mich immer auf Alleingänge beschränkt. Vorübergehend war ich auch mal zu einem Abstecher in die

Unterwelt gezwungen. Da habe ich eine Menge gesehen. Dinge, die ein normaler Mensch in seinem ganzen Leben nicht zu Gesicht bekommt. Aber in etwas richtig Schlimmes bin ich nie hineingeraten. Habe immer aufgepasst, dass ich nicht vom rechten Weg abkomme. Denn ich bin ein sehr vorsichtiger Mensch und möchte nicht als Yakuza gelten. Mein Lebenslauf ist, wie gesagt, völlig clean. Am Ende bin ich hier gelandet.« Tamaru deutete mit dem Finger auf den Boden vor sich. »Seither führe ich ein ruhiges und gesichertes Leben. Mehr strebe ich nicht an, aber das, was ich hier habe, will ich auf keinen Fall verlieren. Denn eine Stelle zu finden, die mir gefällt, ist nicht leicht.«

»Das glaube ich dir«, sagte Aomame. »Aber soll ich dir wirklich nichts bezahlen?«

Tamaru schüttelte den Kopf. »Geld brauche ich nicht. Geben und Nehmen, das ist es, was die Welt am Laufen hält. Nicht Geld. Das Nehmen fällt mir schwer, also gebe ich, wenn es sich machen lässt.«

»Danke«, sagte Aomame.

»Solltest du zufällig von der Polizei nach der Herkunft der Waffe gefragt werden, möchte ich nicht, dass du meinen Namen nennst. Selbstverständlich würde ich alles abstreiten. Sie könnten es nicht einmal aus mir herausprügeln. Madame darf auf keinen Fall in irgendetwas hineingezogen werden, sonst verliere ich meinen Job.«

»Natürlich würde ich deinen Namen niemals verraten.«

Tamaru zog einen gefalteten Notizzettel aus der Tasche und reichte ihn Aomame. Der Name eines Mannes stand darauf.

»Du hast die Pistole und sieben Schuss Munition am 4.

Juli von diesem Mann in einem Café namens Renoir am Bahnhof Sendagaya bekommen und ihm fünfhunderttausend Yen in bar dafür bezahlt. Sollte dieser Mann von der Polizei zu diesem Umstand befragt werden, wird er alles zugeben. Und für ein paar Jahre ins Gefängnis wandern. Du brauchst gar nicht weiter ins Detail zu gehen. Solange die Herkunft der Waffe sich zurückverfolgen lässt, kann die Polizei ihr Gesicht wahren. Allerdings wirst du vermutlich ebenfalls eine Strafe wegen Verstoß gegen das Waffengesetz erhalten.«

Aomame merkte sich den Namen auf dem Zettel und gab ihn Tamaru zurück. Er zerriss ihn in winzige Fetzen, die er in den Papierkorb warf.

»Ich bin wie gesagt ein äußerst vorsichtiger Mensch. Es kommt sehr selten vor, dass ich jemandem vertraue, aber selbst dann verlasse ich mich nicht völlig auf ihn. Freien Lauf lasse ich den Dingen nie. Am liebsten wäre es mir, wenn die Pistole unbenutzt zu mir zurückkehrt. Und niemand in Schwierigkeiten kommt. Niemand getötet oder verletzt wird oder in den Knast wandert.«

Aomame nickte. »Die Ausnahme von Tschechows literarischer Regel.«

»Genau. Tschechow war ein ausgezeichneter Schriftsteller. Aber seine Perspektive ist natürlich nicht die einzige. Nicht jede Waffe, die in einer Geschichte vorkommt, muss auch abgefeuert werden«, sagte Tamaru. Er runzelte leicht die Stirn, als sei ihm plötzlich etwas eingefallen. »Ah, fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen. Ich muss dir einen Pager geben.«

Er nahm ein kleines Gerät aus der Schublade und legte es auf den Schreibtisch. Es hatte einen Metallclip, mit dem

man es am Gürtel befestigen konnte. Tamaru hob den Telefonhörer ab und tippte eine dreistellige Kurzwahl ein. Nach dreimaligem Rufzeichen reagierte der Pager und gab ein paar elektronische Töne von sich. Nachdem Tamaru ihn auf höchste Lautstärke gestellt hatte, drückte er einen Knopf, und die Töne verstummten. Aufmerksam vergewisserte er sich, dass die Telefonnummer des Senders auf dem Display angezeigt wurde, und reichte Aomame das Gerät.

»Trage ihn bitte möglichst immer am Körper«, sagte er. »Oder entferne dich zumindest nicht allzu weit davon. Wenn er sich meldet, habe ich eine Nachricht für dich. Eine wichtige Nachricht. Ich piepse dich nicht an, um dir jahreszeitliche Grüße oder so was zu übermitteln. Du rufst dann sofort die angezeigte Nummer an. Möglichst von einem öffentlichen Fernsprecher aus. Und noch eins. Falls du irgendwelches Gepäck hast, deponierst du es am besten in einem Schließfach am Bahnhof Shinjuku.«

»Bahnhof Shinjuku«, wiederholte Aomame.

»Dass du dich auf das Nötigste beschränken solltest, brauche ich dir ja nicht zu sagen.«

»Ist klar«, sagte sie.

Zu Hause angekommen, zog Aomame sorgfältig die Vorhänge zu und nahm die Heckler & Koch samt Munition aus ihrer Umhängetasche. Dann setzte sie sich an den Küchentisch und übte mehrmals, das leere Magazin herauszunehmen und wieder hineinzuschieben. Mit jedem Mal ging es schneller. Ihre Bewegungen wurden rhythmisch, und auch ihre Hände zitterten nicht mehr. Am Ende legte sie die Waffe, die sie in ein altes T-Shirt gewickelt hatte, in einen Schuhkarton und stellte ihn in



den Schrank. Die Plastiktüte mit der Munition versteckte sie in einer Tasche ihres Regenmantels, der auf einem Bügel hing. Sie hatte auf einmal großen Durst und trank drei Gläser von dem Mugicha, dem Gerstentee, den sie im Kühlschrank hatte. Ihre Nackenmuskeln waren von der Anspannung ganz steif, und sie roch nach Schweiß unter den Achseln, was bei ihr so gut wie nie vorkam. Allein durch das Bewusstsein, eine Waffe zu besitzen, hatte sich ihre Weltsicht verändert. Ihre Umgebung hatte eine ungewohnte, sonderbare Atmosphäre angenommen.

Sie zog sich aus und spülte den unangenehmen Schweißgeruch mit einer heißen Dusche fort.

Nicht jede Waffe muss abgefeuert werden, sagte Aomame zu sich selbst, während sie unter der Dusche stand. Eine Pistole ist nicht mehr als ein Werkzeug. Außerdem lebe ich nicht in einer fiktiven Welt. Meine Welt ist die Realität mit ihren offenen Enden, Widersprüchen und Enttäuschungen.

Zwei Wochen verstrichen, ohne dass etwas geschah. Aomame ging wie üblich in das Sportstudio und gab Kurse in Kampfsport und Stretching, denn sie durfte ihre Lebensgewohnheiten ja nicht ändern. Sie hielt sich möglichst exakt an das, was die alte Dame ihr geraten hatte. Jeden Abend zog sie nach ihrer einsamen Mahlzeit die Vorhänge sorgfältig zu und übte am Küchentisch den Umgang mit der HK 4. Immer wieder.

Das Gewicht der Waffe, ihre metallische Härte, der Geruch nach Schmieröl, die ihr innewohnende Zerstörungskraft und Ruhe wurden nach und nach zu einem Teil von ihr.

Mitunter verband sie sich sogar mit einem Schal die Augen. Blind schob sie das Magazin ein, entsicherte und

zog den Schlitten zurück. Inzwischen empfand sie das rhythmische Klacken, das jede ihrer Bewegungen hervorrief, als angenehm. Im Dunkeln wurden die Geräusche, die die Waffe in ihrer Hand physisch erzeugte, und deren Wahrnehmung durch ihr Gehör bald eins. Die Grenzen zwischen ihr selbst und dem, was sie tat, verschwammen immer mehr, bis sie sich schließlich ganz auflösten.

Einmal am Tag stellte sie sich vor den Spiegel im Badezimmer und steckte sich die geladene Pistole in den Mund. Während sie die Härte des Metalls an ihren Zähnen spürte, stellte sie sich vor, abzudrücken. Eine geringfügige Bewegung würde genügen, um ihr Leben zu beenden. Im nächsten Augenblick wäre sie aus dieser Welt verschwunden. Doch dabei hatte sie mehrere Punkte zu beachten. Sie zählte sie sich einzeln vor dem Spiegel auf. Ihre Hände durften nicht zittern. Sie musste den Rückstoß abfangen. Durfte keine Angst haben. Und vor allem nicht zögern.

Wenn ich wollte, dachte Aomame, könnte ich es sogar jetzt tun. Ich müsste meinen Finger nur einen Zentimeter zurückziehen. Es wäre ganz einfach. Soll ich? Wäre das so schlimm? Aber dann überlegte sie es sich anders, nahm die Pistole aus dem Mund, entspannte den Schlaghahn, sicherte die Waffe und legte sie auf die Ablage am Waschbecken. Zwischen Zahnpasta und Haarbürste. Nein, es war noch zu früh. Vorher hatte sie noch etwas zu erledigen.

Wie Tamaru ihr geraten hatte, trug sie den Pager stets an der Hüfte. Nachts legte sie ihn neben ihren Wecker, damit sie jederzeit reagieren konnte. Aber er piepste nicht. Bereits eine Woche war vergangen.

Die Pistole im Schuhkarton, die sieben Patronen in der Tasche ihres Regenmantels, der schweigende Pager, ihr Eispick, seine tödliche, fein geschliffene Spitze, ihre persönlichen Dinge in der Reisetasche. Das neue Gesicht und das neue Leben, die sie erhalten sollte. Das Bündel Bargeld in dem Schließfach am Bahnhof Shinjuku. Das waren die Dinge, die in diesen Tagen des Hochsommers Aomames Leben bestimmten. Wie immer um diese Zeit war ein großer Teil der Einwohner in die Sommerferien gefahren, viele Geschäfte blieben zu, und die Straßen waren leer. Es herrschte weniger Verkehr, und es ging überall in der Stadt geruhsamer zu. Mitunter verlor Aomame ganz aus dem Blick, wo sie war. Ist das hier wirklich die Realität?, fragte sie sich dann. Aber wo sonst hätte sie die Realität suchen sollen? Also blieb ihr nichts anderes übrig, als diesen Zustand vorläufig als real zu akzeptieren und so gut es eben ging damit zurechtzukommen.

Ich habe keine Angst zu sterben, versicherte Aomame sich immer wieder. Angst hat man nur davor, von der Realität überrascht zu werden. Hinter ihr zurückzubleiben, sie nicht kontrollieren zu können.

Alle Vorbereitungen waren getroffen. Alles war geregelt, auch ihre Gefühle hatte sie im Griff. Sobald Tamaru sich meldete, konnte sie die Wohnung verlassen. Aber er meldete sich nicht. Laut Kalender ging der August zu Ende. Bald würde auch der Sommer vergehen und damit das Zirpen der Zikaden schwächer werden. Warum war der Monat so schnell verstrichen, wo ihr doch jeder Tag so schrecklich lang erschien?

Als Aomame aus dem Sportstudio zurückkam, entledigte sie sich ihrer verschwitzten Kleidung, warf sie in den Wäschekorb und lief in Tanktop und Shorts durch die

Wohnung. Am Nachmittag hatte es einen starken Wolkenbruch gegeben. Der Himmel war schwarz, Hagelkörner so groß wie Kieselsteine prasselten auf den Asphalt, und es donnerte. Danach war die ganze Stadt durch die in der sengenden Sonne verdampfenden Pfützen in warmen Dunst gehüllt. Gegen Abend zogen erneut Wolken auf und bedeckten den Himmel mit einem dichten Schleier. Kein Mond war zu sehen.

Aomame beschloss, sich noch etwas bei einem Becher kaltem Mugicha zu entspannen, ehe sie sich an die Zubereitung ihres Abendessens machte. Sie breitete die Abendzeitung auf dem Küchentisch aus und verzehrte als Vorspeise ein paar gekochte grüne Sojabohnen. Sie überflog die Artikel auf den ersten Seiten und blätterte weiter, ohne auf etwas zu stoßen, das sie interessierte. Typische Abendnachrichten. Doch als sie die Gesellschaftsseiten aufschlug, sprang ihr ein Foto ins Auge. Ayumi! Aomame schluckte und verzog das Gesicht.

Das kann doch nicht sein, war ihr erster Gedanke. Es musste sich um eine Verwechslung handeln. Die Person auf dem Foto sah Ayumi sicher nur ähnlich. Warum sollte etwas über Ayumi in der Zeitung stehen, noch dazu mit Foto? Doch auch auf den zweiten und dritten Blick war und blieb es das vertraute Gesicht der jungen Polizistin. Gefährtin ihrer bescheidenen sexuellen Eskapaden. Ayumi lächelte auf dem Foto. Aber es war ein steifes, künstliches Lächeln. Die echte Ayumi lächelte viel natürlicher und offener. Wahrscheinlich hatte man das Foto aus irgendeinem offiziellen Anlass aufgenommen. Seine Starrheit hatte etwas Beunruhigendes.

Aomame hätte es vorgezogen, den Artikel nicht zu lesen. Aber das konnte sie sich nicht erlauben. Es ging um die

Realität. Und der Realität konnte sie nicht entkommen. Nach einem tiefen Seufzer begann sie zu lesen.

Es ging tatsächlich um Ayumi Nakano, 26 Jahre alt, wohnhaft in Tokio im Stadtteil Shinjuku.

Sie war in einem Hotelzimmer in Shibuya mit der Schnur eines Bademantels erdrosselt worden. Sie war nackt, und beide Hände waren mit Handschellen an das Kopfteil des Bettes gefesselt gewesen. Um sie am Schreien zu hindern, hatte man ihr ein Kleidungsstück in den Mund gestopft. Eine Angestellte des Hotels, die am Morgen ins Zimmer kam, hatte die Leiche entdeckt. Am Vorabend gegen elf Uhr hatten Ayumi und ein unbekannter Mann in das Hotelzimmer eingekcheckt. Der Mann hatte das Hotel in den Morgenstunden allein wieder verlassen. Der Zimmerpreis war im Voraus bezahlt worden. Solche Dinge kamen in einer Großstadt nicht selten vor. Durch das Aufeinandertreffen verschiedenster Menschen entstand mitunter eine fiebrige Hitze, die sich in Form von Gewalt entlud. Die Zeitungen waren voll von solchen Ereignissen. Allerdings waren einige Aspekte in diesem speziellen Fall sehr außergewöhnlich. Das Opfer war Polizistin, und die Handschellen, die sie bei ihren Sexspielen verwendet hatte, waren offizielles Staatseigentum. Kein billiges Spielzeug, wie es in Pornoläden verkauft wurde. Allein deshalb erregte der Fall Aufsehen.

## KAPITEL 4

Tengo

Vielleicht sollte ich mir das gar nicht wünschen

Wo Aomame jetzt wohl gerade war und was sie tat? Ob

sie noch immer Anhängerin der Zeugen Jehovas war?

Besser wäre es, wenn nicht, dachte Tengo. Natürlich stand es jedem frei, einen Glauben zu haben. Es war nichts, in das Tengo ihr hineinreden durfte. Aber soweit er sich erinnerte, hatte es ihr als Mädchen nicht gerade großes Vergnügen bereitet, Zeugin Jehovas zu sein.

Als Student hatte er einmal im Lager eines Spirituosenhändlers gejobbt. Die Bezahlung war nicht schlecht gewesen, aber er hatte ziemlich schwer schleppen müssen. Wenn er den ganzen Tag dort geschuftet hatte, tat ihm alles weh, und das, obwohl er kräftig gebaut war. Manchmal arbeiteten dort auch zwei junge Männer in seinem Alter, die als Zeugen Jehovas aufgewachsen waren. Beide waren wohlerzogen und sympathisch. Sie arbeiteten stets gewissenhaft, drückten sich nicht vor der Arbeit und beklagten sich nie. Einmal waren sie nach Feierabend zusammen ein Bier trinken gegangen. Die beiden kannten sich seit ihrer Kindheit und waren aus irgendwelchen Gründen gemeinsam aus der Sekte ausgetreten, um endlich ein normales Leben zu führen. Aber soweit Tengo sehen konnte, hatten sie sich bisher noch nicht an die neuen Umstände gewöhnen können. Von Geburt an in den engen Grenzen einer abgeschlossenen Gemeinschaft aufgewachsen, fiel es ihnen schwer, die Regeln eines ausgedehnteren Umfelds zu verstehen und zu akzeptieren. Oftmals waren sie verunsichert und trauten ihrem eigenen Urteil nicht. Ihr Austritt aus der Sekte hatte ihnen zwar ein Gefühl von Freiheit geschenkt, doch zugleich konnten sie ihre Zweifel an der Richtigkeit ihrer Entscheidung nie ganz ablegen.

Tengo konnte sich eines gewissen Mitgefühls nicht erwehren. Vielleicht hätten die beiden eine bessere Chance

gehabt, sich anzupassen, wenn sie ihre frühere Umgebung schon als Kinder verlassen hätten, ehe sich ein deutliches Ego herausgebildet hatte. Aber diese Chance war vertan, und nun beherrschten die Gebote und Wertvorstellungen der Zeugen Jehovas noch immer ihr Leben. Seine Lebensgewohnheiten und sein Bewusstsein aus eigener Kraft zu ändern forderte einen nicht geringen Preis. Die Unterhaltung mit den beiden hatte Tengo an seine Klassenkameradin von damals erinnert. Und er hoffte, dass diese Leiden ihr erspart geblieben waren.

Nachdem das Mädchen endlich seine Hand losgelassen und das Klassenzimmer schnurstracks und ohne sich einmal umzudrehen verlassen hatte, blieb Tengo eine Zeit lang wie vom Donner gerührt an derselben Stelle stehen. Sie hatte mit solcher Kraft zugeedrückt, dass er es noch immer deutlich an seiner linken Hand spürte. Dieses Gefühl verschwand mehrere Tage nicht. Und auch als es mit der Zeit seine Unmittelbarkeit verlor, blieb der Druck ihrer Finger wie eine Art Stempel in seinem Herzen zurück.

Bald darauf hatte er seine erste Ejakulation. Aus der Spitze seines aufgerichteten Penis kam Flüssigkeit. Sie war klebriger als Urin. Und er verspürte ein leicht schmerzhaftes Pochen. Tengo wusste damals noch nicht, dass es sich um Samenflüssigkeit handelte. Er hatte so etwas bisher noch nie gesehen und war ziemlich verstört. Er war mitten in der Nacht mit feuchter Unterwäsche aus einem Traum aufgewacht (was er geträumt hatte, wusste er nicht mehr). Offenbar geschah hier etwas Ungewöhnliches mit seinem Körper. Doch seinen Vater wagte er nicht um Rat zu bitten, und seine Schulfreunde wollte er auch nicht fragen. Er hatte fast das Gefühl, durch die Hand des Mädchens sei etwas aus ihm hervorgezogen worden.

Danach kam es nie wieder zu einer Berührung zwischen ihnen. Aomame hielt sich abseits wie bisher, redete mit niemandem und sprach vor den Mahlzeiten mit klarer Stimme das gewohnte seltsame Gebet. Selbst wenn sie direkt an Tengo vorbeiging, verzog sie keine Miene, benahm sich, als sei nie etwas geschehen. Sie schien Tengo nicht einmal wahrzunehmen.

Tengo hatte jedoch begonnen, Aomame unauffällig, aber aufmerksam zu beobachten, sobald sich eine Gelegenheit ergab. Bei näherem Hinsehen wurde ihm bewusst, dass ihre Gesichtszüge sehr ebenmäßig waren. Zumindest hatte sie ein sehr anziehendes, sympathisches Gesicht. Sie war groß und schlank und trug stets verwaschene Kleidung, die ihr nicht richtig passte. Wenn sie Turnzeug trug, sah man, dass sie noch keinen Busen hatte. Ihre Mimik war mehr als verhalten, nie machte sie auch nur den Mund auf, und ihr Blick schien stets in weite Ferne gerichtet. Ihre Augen hatten nichts Lebendiges. Das verwunderte Tengo besonders. Wo sie doch an jenem Tag, als sie ihn direkt angeschaut hatte, so klar und glänzend gewesen waren.

Seit sie seine Hand genommen hatte, wusste Tengo, dass in diesem mageren Mädchen eine zähe Kraft steckte, die weit über alles Durchschnittliche hinausreichte. Sie hatte enorm fest zugeedrückt, aber daran allein lag es nicht. Geistig schien sie sogar über noch größere Kraft zu verfügen, aber sie war daran gewöhnt, diese Energie vor den anderen Schülern zu verbergen. Auch wenn die Lehrer sie aufriefen, sagte sie nur das Allernotwendigste (bisweilen nicht einmal das), aber ihre Noten in den Klassenarbeiten – sie wurden verlesen – waren nicht schlecht. Tengo vermutete, dass sie, wenn sie gewollt hätte, weit besser hätte sein können. Vielleicht stümperte sie sogar



absichtlich in den Klassenarbeiten, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es war denkbar, dass ein Kind in ihrer Situation sich aus Klugheit so verhielt, um die Verletzungsgefahr möglichst gering zu halten: sich so klein und unsichtbar wie möglich machte, um den Alltag einigermaßen unbeschadet zu überstehen.

Wie schön hätte es sein können, wäre sie ein ganz normales Mädchen gewesen, mit dem er unbekümmert hätte reden können. Vielleicht hätten sie Freundschaft geschlossen. Obwohl das für zehnjährige Jungen und Mädchen ohnehin schon zu den schwierigsten Dingen auf der Welt gehört. Aber irgendeine Gelegenheit zu einem freundschaftlichen Austausch musste sich ja wohl finden lassen. Doch leider fand sie sich nie. Aomame war eben kein normales Mädchen. Sie blieb isoliert, mied die anderen Schüler und wahrte hartnäckig ihr Schweigen. Also beschloss Tengo, lieber heimlich in seiner Phantasie und in seiner Erinnerung mit ihr zusammen zu sein, statt vergeblich eine echte Beziehung zu dem Mädchen erzwingen zu wollen.

Mit zehn Jahren hatte Tengo noch keine konkrete Vorstellung von Sexualität. Seine Sehnsucht nach Aomame bestand in dem Wunsch, sie würde noch einmal seine Hand nehmen. Dass sie beide allein wären und sie sie fest drücken würde. Und dass sie ihm etwas, ganz egal was, von sich erzählen würde. Ihm mit leiser Stimme die Geheimnisse eines zehnjährigen Mädchens anvertrauen. Und er würde sich bemühen, sie zu verstehen. Vielleicht wäre das ein Anfang. Aber davon, was dieses Etwas sein könnte, hatte Tengo noch keine Ahnung.

Als im April das fünfte Schuljahr begann, wurden Tengo und das Mädchen auf verschiedene Klassen verteilt. Sie

gingen hin und wieder auf dem Schulkorridor aneinander vorbei oder standen zusammen an der Bushaltestelle. Doch das Mädchen schien Tengos Existenz nicht einmal wahrzunehmen. Zumindest glaubte er das. Ohne die kleinste Regung zu zeigen, stand sie neben ihm. Schaute ihn nicht ein einziges Mal an. Ihre Augen waren unverändert glanzlos und ohne Tiefe. Tengo fragte sich, was damals im Klassenzimmer passiert war. Manchmal war ihm, als habe er das Ganze nur geträumt. Als sei es gar nicht wirklich geschehen. Andererseits spürte er noch immer lebhaft diesen außergewöhnlich starken Druck an seiner Hand. Die Welt war voller Rätsel.

Und ehe Tengo sich's versah, war Aomame fort. Sie hatte die Schule gewechselt, aber Genaueres war nicht bekannt. Niemand wusste, wohin sie gezogen war, und Tengo war wahrscheinlich der Einzige an der ganzen Schule, den ihr Verschwinden berührte.

Noch lange danach bereute Tengo sein Verhalten. Genauer gesagt, er bereute seinen Mangel an Verhalten. Ihm fielen Dinge ein, die er ihr unbedingt hätte sagen sollen. Innerlich war ihm ganz klar, dass er mit ihr sprechen wollte, sprechen musste. Im Nachhinein erschien es ihm auch gar nicht so schwierig. Er hätte sie doch eigentlich nur irgendwo abzapfen und etwas zu ihr zu sagen brauchen. Er hätte nur irgendeine Gelegenheit finden und ein bisschen Mut aufbringen müssen. Aber er hatte es nicht geschafft. Und die Gelegenheit für immer verpasst.

Auch in der Mittelstufe, in der Tengo eine staatliche Schule besuchte, war er in Gedanken noch oft bei Aomame. Er hatte nun regelmäßig Erektionen und dachte auch häufig an sie, wenn er masturbierte. Dabei benutzte er stets die linke Hand, an der er noch immer den Druck ihrer

Finger spürte. In seiner Erinnerung war Aomame ein dünnes Mädchen, das noch keinen Busen hatte. Dennoch erregte es ihn, wenn er sie in ihrem Turnzeug vor sich sah.

Auf der Oberschule verabredete er sich hin und wieder mit gleichaltrigen Mädchen, deren junge Brüste sich deutlich unter der Kleidung abzeichneten. Dieser Anblick raubte Tengo fast den Atem. Dennoch bewegte er vor dem Einschlafen noch immer seine linke Hand in Gedanken an Aomames flache Brust, die nicht einmal den Anflug einer Wölbung hatte. Und fühlte sich dabei zutiefst schuldig. Er war überzeugt, dass mit ihm etwas nicht stimmte und er etwas Abartiges an sich hatte.

Doch als er auf die Universität kam, dachte er nicht mehr so häufig an Aomame wie früher. Der Hauptgrund dafür war, dass er echte junge Frauen kennenlernte und richtigen Geschlechtsverkehr mit ihnen hatte. Körperlich war er inzwischen ein erwachsener Mann, und das Bild des dünnen zehnjährigen Mädchens in Turnzeug war als Objekt seiner Begierde in einige Distanz gerückt.

Dennoch versetzte nie wieder ein Mädchen Tengos Inneres so in Aufruhr wie Aomame, als sie damals im Klassenzimmer ihrer Grundschule seine Hand drückte. Keine einzige der Frauen, die er an der Universität oder danach kennenlernte, hatte seinem Herzen ein so nachhaltiges und deutliches Siegel aufgedrückt wie dieses Mädchen. Er konnte partout keine finden, die er wirklich begehrte. Dabei waren einige seiner Freundinnen schöne und auch warmherzige Frauen. Manche liebten ihn sogar wirklich. Aber letzten Endes kamen und gingen sie wie bunte Vögel, die sich auf einem Ast niederließen und bald wieder davonflogen. Sie vermochten Tengo nicht zu geben, was er sich wünschte, und auch er konnte ihnen nicht

bieten, was sie sich ersehnten.

Auch jetzt noch, mit dreißig Jahren, überraschte ihn bisweilen die Erkenntnis, dass in Momenten der Geistesabwesenheit spontan die Gestalt der zehnjährigen Aomame vor ihm auftauchte. Aomame, wie sie damals nach dem Unterricht seine Hand gedrückt und mit ihren klaren Augen geradewegs in die seinen geschaut hatte. Oder er sah ihren mageren Körper in Turnzeug vor sich. Oder sah sie sonntags hinter ihrer Mutter her durch die Einkaufsstraße von Shinagawa huschen. Stets waren ihre Lippen fest aufeinandergepresst und ihr Blick in unbestimmte Ferne gerichtet.

Anscheinend komme ich überhaupt nicht von diesem Mädchen los, dachte Tengo dann. Und bereute es noch immer, sie auf dem Schulkorridor nicht angesprochen zu haben. Wäre er nicht so ein Feigling gewesen, wäre sein Leben vielleicht ganz anders verlaufen.

Dass er in diesem speziellen Moment an sie dachte, kam daher, dass er im Supermarkt Edamame kaufte. Als er sich für die grünen Sojabohnen entschied, musste er unwillkürlich an Aomame denken. Mit den Edamame in der Hand blieb er, in seinen Tagtraum versunken, vor dem Regal stehen. Wie lange, wusste er nicht. »Verzeihen Sie.« Eine Frauenstimme brachte ihn wieder zu sich. Er hatte in seiner vollen Größe und Breite das Edamame-Regal blockiert.

Tengo schreckte auf, entschuldigte sich, legte die Sojabohnen zu seinen anderen Einkäufen – Shrimps, Milch, Tofu und Salat – in den Korb und ging zur Kasse, wo er sich zusammen mit den Hausfrauen aus der Nachbarschaft anstellte und wartete, bis er an der Reihe war. Es machte ihm nichts aus, dass gerade das schlimmste

Feierabendgedränge herrschte und sich, weil die Kassiererin noch neu und ungeschickt war, eine lange Schlange gebildet hatte.

Ob er Aomame gleich erkennen würde, wenn sie in dieser Schlange stünde? Schwer zu sagen. Immerhin hatten sie sich zwanzig Jahre nicht gesehen. Damit war die Möglichkeit, dass sie einander wiedererkannten, eigentlich ziemlich gering. Würde er es wagen, eine Passantin einfach so anzusprechen, wenn er sie für Aomame hielt? Auch davon war er nicht überzeugt. Womöglich würde er beklommen weitergehen, ohne etwas zu unternehmen. Um es danach wieder zutiefst zu bereuen und sich zu fragen, warum er es wieder nicht geschafft hatte, sie anzusprechen.

»Was dir fehlt, mein lieber Tengo, ist Ehrgeiz und Entschlossenheit«, sagte Komatsu immer, und sicher hatte er recht damit. Ist ja auch egal, dachte Tengo und gab sofort auf, sobald er sich überfordert fühlte. Das lag eben in seinem Charakter.

Falls sie sich aber zufällig irgendwo begegneten und das Schicksal wollte es, dass sie einander erkannten, würde er Aomame alles offen und ehrlich anvertrauen. Sie würden in ein Café in der Nähe gehen (sofern sie Zeit hätte und seine Einladung annehmen würde), einander gegenüber sitzen und etwas trinken.

Tengo hätte Aomame so vieles zu erzählen gehabt. »Ich weiß noch genau, wie du damals in unserem Klassenzimmer meine Hand gedrückt hast. Danach hätte ich mich so gern mit dir angefreundet. Und dich besser kennengelernt. Aber ich konnte einfach nichts tun. Dafür gab es alle möglichen Gründe, aber das größte Problem war meine Schüchternheit. Ich habe das immer bereut. Ich bereue es heute noch. So oft habe ich an dich gedacht.«

Natürlich würde er nicht sagen, dass er beim Masturbieren an sie gedacht hatte. Das wäre ihm dann doch allzu offen und ehrlich gewesen.

Aber vielleicht sollte ich mir das gar nicht wünschen, dachte Tengo. Vielleicht wäre es besser, sich nicht wiederzusehen. Womöglich würde er eine Enttäuschung erleben. Und aus Aomame war eine langweilige Büroangestellte mit abgespanntem Gesicht geworden. Oder eine frustrierte Mutter, die mit schriller Stimme auf ihre Kinder einschrie. Vielleicht könnten sie kein einziges gemeinsames Thema finden. Diese Möglichkeit bestand durchaus. Dann hätte Tengo das Einzige, das ihm etwas wert war, das Einzige, an dem ihm dauerhaft etwas lag, für immer verloren. Dennoch war er fast sicher, dass es so nicht sein würde. Er war überzeugt, dass die Anfechtungen der Zeit dem entschlossenen Blick dieser Zehnjährigen und ihrem willensstarken Profil nicht so leicht etwas hatten anhaben können.

Und er? Würde er einem Vergleich standhalten?

Der Gedanke beunruhigte Tengo.

Wäre im Falle eines Wiedersehens nicht vielmehr Aomame die Enttäuschte? In der Grundschule war Tengo ein von allen bewundertes Mathematikgenie gewesen. Er war in fast allen Fächern der Beste, dazu körperlich kräftig und sehr gut in Sport gewesen. Die Lehrer hatten große Stücke auf ihn gehalten und jede Menge Hoffnungen in seine Zukunft gesetzt. Vielleicht war er in Aomames Augen eine Art Held gewesen. Doch nun arbeitete er als Lehrer an einer Yobiko, war nicht einmal fest angestellt. Als großartige Karriere konnte man das nicht gerade bezeichnen. Das war zwar ganz bequem, und für einen allein reichte es allemal, aber davon, ein nützliches

Mitglied der Gesellschaft zu sein, war er ziemlich weit entfernt. Nebenher betätigte er sich als Schriftsteller, doch abgesehen von ein paar erfundenen Horoskopen für Frauenzeitschriften war bisher noch nie etwas von ihm gedruckt worden. Die galten zwar als gelungen, waren aber nüchtern betrachtet nicht mehr als zusammengekratzelter Schwindel. Er hatte keinen besten Freund, mit dem er sich aussprechen konnte, und keine feste Freundin. Seine einzige zwischenmenschliche Beziehung hatte er zu einer zehn Jahre älteren Frau, mit der er sich einmal in der Woche traf. Und die bisher einzige Leistung, auf die er stolz sein konnte, war seine Beteiligung am Aufstieg von Die Puppe aus Luft zum Bestseller, aber davon durfte nichts nach außen dringen, und wenn er platzte.

Als Tengo mit seinen Gedanken an dieser Stelle angelangt war, griff die Kassiererin nach seinem Korb.

Die Papiertüte mit den Einkäufen im Arm, kehrte er in seine Wohnung zurück. Er zog Shorts an und nahm sich eine Dose Bier aus dem Kühlschrank, die er im Stehen trank. Währenddessen setzte er einen großen Topf mit Wasser auf. Bis es kochte, pflückte er die Edamame von den Stängeln und salzte sie auf einem Schneidebrett gleichmäßig ein. Anschließend warf er sie in das kochende Wasser.

Tengo fragte sich, warum das Bild dieses mageren zehnjährigen Mädchens ihn niemals verließ. Sie hatte einmal nach dem Unterricht seine Hand gedrückt und dabei kein Wort gesagt. Mehr nicht. Dennoch war ihm, als habe Aomame damals einen Teil von ihm mit sich genommen. Einen Teil seiner Seele oder seines Körpers. Und dafür einen Teil von sich in ihm zurückgelassen. Dieser bedeutende Austausch hatte in aller kürzester Zeit

stattgefunden.

Mit dem Küchenbeil zerkleinerte Tengo eine größere Menge Ingwer, schnitt Sellerie und Champignons in mundgerechte Stücke und hackte Koriander. Er schälte die Garnelen, wusch sie unter dem Wasserhahn und reihte sie auf Küchenkrepp ordentlich nebeneinander auf, als würde er eine Truppe Soldaten aufmarschieren lassen. Als die Edamame kochten, goss er sie durch ein Sieb und ließ sie abkühlen. Nun erhitzte er eine große Bratpfanne, gab helles Sesamöl hinein, ließ es zergehen und briet den Ingwer auf kleiner Flamme.

Wieder einmal dachte Tengo, wie wunderbar es wäre, wenn er sich jetzt sofort mit Aomame treffen könnte. Es würde ihm nichts ausmachen, wenn sie oder auch er selbst ein wenig enttäuscht sein würden. Er hätte einfach so gern gewusst, wie ihr bisheriges Leben verlaufen war, wo sie jetzt lebte, woran sie sich freute und was sie traurig machte. Selbst wenn sie beide sich verändert hatten und die Möglichkeit einer Verbindung zwischen ihnen vielleicht verloren war, hatte sich doch nichts daran geändert, dass sich damals vor langer, langer Zeit in jenem Klassenzimmer dieser bedeutsame Austausch zwischen ihnen abgespielt hatte.

Tengo gab den Sellerie und die Pilze in die Pfanne, drehte das Gas auf höchste Stufe und wendete alles sorgfältig mit einem Bambusspatel, während er die Pfanne leicht hin und her schwenkte und das Gemüse mit Salz und Pfeffer bestreute. Als sie kochten, gab er die abgetropften Shrimps hinzu. Dann salzte und pfefferte er nach. Er goss ein kleines Glas Sake und nach Gefühl etwas Sojasoße an. Zum Schluss verteilte er den Koriander darüber. Alle diese Handgriffe führte Tengo mechanisch und fast ohne nachzudenken aus.



Er agierte wie ein Flugzeug, das auf Autopilot geschaltet ist. Außerdem war es kein besonders kompliziertes Gericht. Tengos Hände bewegten sich präzise, aber im Geist war er die ganze Zeit bei Aomame.

Als Garnelen und Gemüse gar waren, lud er alles auf einen großen Teller. Er nahm sich ein frisches Bier aus dem Kühlschrank, setzte sich an den Küchentisch und verzehrte in Gedanken versunken das noch dampfende Gericht.

Während der letzten Monate habe ich mich anscheinend doch etwas verändert, dachte er. Offenbar bin ich dabei, mich geistig zu entwickeln. Mit dreißig wird es vielleicht auch allmählich Zeit. Die halb ausgetrunkene Bierdose in der Hand, schüttelte Tengo selbstironisch den Kopf. Großartig. Wie lange er bei diesem Tempo wohl brauchen würde, bis aus ihm ein normal gereifter Erwachsener würde?

Auf alle Fälle schien seine Arbeit an Die Puppe aus Luft diesen inneren Reifeprozess in Gang gesetzt zu haben. Durch das Nacherzählen von Fukaeris Geschichte mit seinen Worten hatte sich Tengos Bedürfnis verstärkt, den Geschichten in ihm die Gestalt eigener Werke zu geben. Es war ein neuer Antrieb in ihm entstanden, der offenbar auch die Sehnsucht nach Aomame einschloss. Aus irgendeinem Grund musste er ständig an sie denken. Bei jeder Gelegenheit zog es ihn in das Klassenzimmer an jenem Nachmittag vor zwanzig Jahren. Es war, als stünde er an einem Strand und seine Füße würden beständig vom Sog der zurückströmenden Brandung mitgerissen.

Am Ende ließ Tengo die Hälfte seines zweiten Biers und seines Garnelengemüses stehen. Den Rest des Biers goss er weg, das Essen gab er auf einen kleinen Teller und stellte es zugedeckt in den Kühlschrank.

Anschließend setzte er sich an den Schreibtisch, schaltete sein Textverarbeitungsgerät ein und rief seine angefangene Seite auf.

Tengo war überzeugt, dass es keinen großen Sinn hätte, die Vergangenheit umzuschreiben. Seine Freundin hatte völlig recht. Ganz gleich wie eifrig und genau man die Vergangenheit bearbeitete, am gegenwärtigen Zustand seines Ichs würde man damit nichts ändern. Die Zeit besaß die Kraft, künstlich herbeigeführte Veränderungen vollständig aufzuheben. Zweifellos würde sie jede nachträgliche Korrektur überschreiben und den Fluss wieder in sein ursprüngliches Bett lenken. Selbst wenn man ein paar Details mehr oder weniger ändern würde, die Person Tengo würde letzten Endes immer Tengo bleiben.

Was er tun musste, war, an der Wegkreuzung der Gegenwart stehenzubleiben, von dort aus die Vergangenheit genau in Augenschein zu nehmen und dann entsprechend seiner veränderten Vergangenheit seine Zukunft zu gestalten. Einen anderen Weg gab es nicht.

Buß' und Reu'

Knirscht das Sündenherz entzwei

Dass die Tropfen meiner Zähnen

Angenehme Spezerei

Treuer Jesu, dir gebären.

Diese Passage aus der Matthäus-Passion hatte Fukaeri ihm bei ihrer letzten Begegnung vorgesungen. Das Werk gefiel ihm. Er hatte die Platte immer wieder gehört und sich die Übersetzung angesehen. Die Arie über die »Salbung in Bethanien« gehörte zum Anfangsteil. Als Jesus in Bethanien das Haus eines Kranken aufsuchte, goss eine Frau kostbares duftendes Wasser auf sein Haupt. Die

anwesenden Jünger schalten sie ob der unnützen Vergeudung. Man hätte es doch verkaufen und den Erlös den Armen geben können. Aber Jesus ermahnte seine aufgebrachten Jünger. »Sie hat ein gut Werk an mir getan«, sagte er. »Sie hat es getan, dass man mich begraben wird.«

Die Frau wusste, dass Jesus in naher Zeit sterben musste. Deshalb konnte sie nicht anders, als das kostbare Wasser zu vergießen, wie sie ihre eigenen Tränen vergoss. Auch Jesus wusste, dass er bald den Pfad des Todes beschreiten würde. Und er sprach: »Wahrlich, ich sage euch: Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat.«

Natürlich konnten sie die Zukunft nicht ändern.

Tengo schloss noch einmal die Augen, atmete tief ein und reihte im Geist die Worte aneinander. Dann vertauschte er ihre Reihenfolge, sodass das Bild klarer wurde. Auch ihren Rhythmus präzisierte er.

Nachdem er seine zehn Finger in der Luft bewegt hatte wie Vladimir Horowitz vor den achtundachtzig Tasten einer nagelneuen Klaviatur, begann er entschlossen, die Zeichen in das Textverarbeitungsgerät zu tippen.

Er beschrieb eine Welt, in der des Nachts am östlichen Himmel zwei Monde standen. Die Menschen, die dort lebten. Und die Zeit, die dort verfloss.

»Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat.«

## KAPITEL 5

Aomame

Der Kater als Vegetarier und die Maus

Nachdem Aomame begriffen hatte, dass Ayumi tot war, fand in ihr ein Prozess der Anpassung statt. Zuerst kamen die Tränen. Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte lautlos, mit leicht bebenden Schultern. Offenbar wollte sie nicht, dass irgendjemand auf der Welt etwas davon bemerkte.

Die Vorhänge vor dem Fenster waren dicht zugezogen; dennoch konnte man nie wissen, ob nicht doch von irgendwoher jemand zusah. Die Zeitung auf dem Küchentisch vor sich ausgebreitet, weinte Aomame die ganze Nacht. Sie weinte lautlos, bis auf gelegentliche Schluchzer, die sich einfach nicht unterdrücken ließen. Tränen liefen über ihre Hände und tropften auf die Zeitung.

Aomame war an sich kein Mensch, der leicht in Tränen ausbrach. Eher packte sie die Wut. Auf andere oder auf sich selbst. Daher weinte sie nur selten. Doch jetzt, wo der Damm einmal gebrochen war, gab es kein Halten mehr. Seit Tamaki Otsukas Selbstmord hatte sie nicht mehr so lange geweint. Wie viele Jahre war das jetzt her? Sie wusste es nicht mehr. Jedenfalls sehr viele. Damals hatte Aomame unaufhörlich geweint. Tagelang. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne aus dem Haus zu gehen. Mitunter hatte sie etwas getrunken, um die Feuchtigkeit nachzufüllen, die sie durch die Tränen verloren hatte, oder war in einen kurzen ohnmachtsähnlichen Schlaf gefallen. Die ganze übrige Zeit waren ihre Tränen unablässig geflossen.

Ayumi war nicht mehr auf der Welt. Sie war jetzt eine kalte Leiche und wurde vielleicht gerade von der Gerichtsmedizin obduziert. Nach der Obduktion würde

man sie wieder zusammennähen und nach einer schlichten Trauerfeier ins Krematorium bringen und verbrennen. Sie würde als Rauch in den Himmel steigen und sich mit den Wolken vermischen. Irgendwann würde sie mit dem Regen zur Erde fallen und irgendwo das Gras wachsen lassen. Namenloses, nichtssagendes Gras. Nie mehr würde Aomame sie lebend zu Gesicht bekommen. Für sie war das eine völlig absurde Vorstellung, die sie als widernatürlich und schrecklich ungerecht empfand.

Seit es Tamaki Otsuka nicht mehr gab, war Ayumi die Einzige gewesen, für die Aomame so etwas wie freundschaftliche Gefühle gehegt hatte. Leider waren dieser Freundschaft enge Grenzen gesetzt gewesen. Ayumi war Polizistin und Aomame Serienmörderin. Auch wenn sie aus Gewissensgründen und Überzeugung mordete, eine Mörderin blieb eine Mörderin. Vor dem Gesetz war Aomame ohne jeden Zweifel eine Verbrecherin. Sie gehörte auf die Seite der Gejagten und Ayumi auf die der Jäger.

Deshalb hatte Aomame, obwohl die junge Polizistin sich eine innigere Beziehung gewünscht hätte, sehr verschlossen auf ihre Annäherungsversuche reagiert. Sich auf eine engere Freundschaft mit Ayumi einzulassen wäre zu gefährlich gewesen. Hätte sie Ayumi einen Platz in ihrem Alltag eingeräumt, wären unweigerlich alle möglichen Widersprüche und Ungereimtheiten zutage getreten. Nein, Aomame, die im Grunde ihres Herzens ein sehr ehrlicher und direkter Mensch war, konnte keine aufrichtige zwischenmenschliche Beziehung pflegen, in der sie Geheimnisse vor dem anderen haben oder ihn in wichtigen Dingen belügen musste. Eine solche Situation hätte sie verunsichert, und das konnte sie nicht brauchen.

Ayumi musste zumindest etwas davon geahnt haben.

Musste gespürt haben, dass Aomame ein persönliches Geheimnis hatte, das sie auf keinen Fall preisgeben konnte, und dass sie daher bewusst Distanz wahrte. Ayumi verfügte über eine hervorragende Intuition. Hinter ihrem lockeren, freizügigen Auftreten, das ohnehin zur Hälfte gespielt war, verbarg sich ein empfindsamer, leicht verletzlicher Charakter. Aomame wusste das. Vielleicht hatte Ayumi sich durch ihre abweisende Haltung gekränkt und zurückgewiesen gefühlt. Bei diesem Gedanken hatte Aomame das Gefühl, ihr Herz werde von einem Nagel durchbohrt.

Weil Aomame sich so verhalten hatte, war Ayumi getötet worden. Sie hatte in der Stadt irgendeinen Mann kennengelernt. Sie hatten getrunken und waren in ein Hotel gegangen. Hatten sich in einem dunklen Zimmer eingeschlossen und ein raffiniertes Sexspiel begonnen. Handschellen, Knebel, verbundene Augen. Aomame sah die Szene vor sich. Der Mann zog den Gürtel des Bademantels immer enger um den Hals der Frau, der Anblick ihrer Panik steigerte seine Erregung, bis er schließlich ejakulierte. Doch er hatte den Gürtel zu stark zugezogen und den Moment verpasst, an dem er hätte loslassen müssen.

Ayumi selbst musste gefürchtet haben, dass so etwas irgendwann einmal passieren würde. Sie brauchte regelmäßig hemmungslosen Sex. Sie hatte ein körperliches – und wahrscheinlich auch ein psychisches – Bedürfnis danach. Doch einen festen Freund wollte sie nicht. Verbindliche zwischenmenschliche Beziehungen erdrückten und verunsicherten sie. Deshalb hatte sie sich in die gefährlichen Hände von Zufallsbekanntschaften begeben. In dieser Hinsicht waren sie sich ähnlich. Nur dass Ayumi die Neigung hatte, sich viel weiter vorzuwagen.

Ayumi mochte riskante Sexpraktiken, vielleicht wünschte sie sich sogar unbewusst, verletzt zu werden, ganz anders als Aomame, die äußerst vorsichtig war und nie gestattet hätte, dass jemand ihr Schmerzen zufügte. In einer solchen Situation hätte sie heftigsten Widerstand geleistet. Aber Ayumi hatte die Neigung, sehr schnell auf alle Ansprüche des Partners, ganz gleich welche, einzugehen. Was sie wohl im Gegenzug erwartete? Es war eine gefährliche Neigung, immerhin handelte es sich um Fremde, die ihr zufällig über den Weg liefen. Man konnte nie wissen, welche Vorlieben sie hegten und welche Begierden in ihnen lauerten. Natürlich war Ayumi sich dieser Gefahr bewusst gewesen. Deshalb hatte sie Aomame als besonnene Partnerin gebraucht. Jemanden, der sie bremste und auf sie aufpasste.

Auch Aomame hatte Ayumi gebraucht. Die junge Polizistin besaß Eigenschaften, die Aomame fehlten. Sie hatte eine offene, heitere Persönlichkeit, und andere fühlten sich in ihrer Gegenwart wohl. Sie war liebenswürdig, verfügte über natürliche Neugier und die Fähigkeit zu kindlicher Begeisterung. Man konnte sich gut mit ihr unterhalten, und sie hatte volle Brüste, die viele Blicke auf sich zogen. In ihrer Gegenwart brauchte Aomame nur ein geheimnisvolles Lächeln aufzusetzen. Meist wurden die Männer dann neugierig und wollten wissen, was sich dahinter verbarg. In dieser Hinsicht waren Aomame und Ayumi eine ideale Kombination. Eine unschlagbare Sexmaschine.

Egal, in welcher Lage ich mich befinde, ich hätte mich mehr um sie kümmern sollen, dachte Aomame. Mehr auf ihre Gefühle eingehen, sie festhalten. Das ist es, was Ayumi sich gewünscht hat. Sie wollte bedingungslos akzeptiert und in die Arme genommen werden. Sich – und sei es auch

nur ein einziges Mal – fallen lassen. Aber ich konnte ihr dieses Bedürfnis nicht erfüllen. Mein Hang zum Selbstschutz und die Angst, Tamakis Andenken zu verraten, waren einfach zu stark.

Und so war Ayumi ohne Aomame ganz allein in die Nacht hinausgegangen und erdrosselt worden. Mit verbundenen Augen, die Hände mit echten kalten Handschellen gefesselt, den Mund mit Strümpfen oder Unterwäsche zugestopft. Das, was Ayumi oft selbst befürchtet hatte, war Wirklichkeit geworden. Hätte Aomame mehr Bereitwilligkeit gezeigt, wäre sie an jenem Tag vielleicht nicht allein in die Stadt aufgebrochen. Hätte Aomame angerufen und sie gebeten, mitzukommen. Und sie wären zu zweit gewesen, hätten in größerer Sicherheit mit irgendwelchen Männern geschlafen und aufeinander aufgepasst. Doch vielleicht hatte Ayumi inzwischen Hemmungen gegenüber Aomame empfunden. Denn Aomame hatte sie nicht ein einziges Mal von sich aus angerufen und gefragt, ob sie zusammen ausgehen könnten.

Gegen vier Uhr morgens hielt es Aomame nicht mehr allein in ihrer Wohnung aus. Sie zog Sandalen an und lief in Shorts und Tanktop ziellos durch die morgengrauen Straßen. Jemand sprach sie an, aber sie drehte sich nicht einmal um. Als sie Durst bekam, ging sie in einen auch nachts geöffneten Supermarkt, kaufte eine große Packung Orangensaft und trank sie auf der Stelle aus. Anschließend kehrte sie in ihre Wohnung zurück und weinte eine Weile. Ich habe Ayumi so gern gehabt, dachte sie. Viel lieber, als mir bewusst war. Warum habe ich ihr nicht erlaubt, mich zu berühren, als sie es sich gewünscht hat?

Auch am nächsten Tag stand in der Zeitung noch ein



Artikel mit der Überschrift »Polizistin in Hotel in Shibuya erwürgt«. Die Polizei setzte alle Hebel in Bewegung, um den flüchtigen Mann ausfindig zu machen. Dem Zeitungsbericht zufolge waren Ayumis Kollegen ratlos. Sie sei eine wahre Frohnatur, bei allen beliebt, verantwortungsbewusst, zupackend und überhaupt eine ausgezeichnete Polizistin gewesen. Angefangen bei ihrem Vater und ihrem älteren Bruder seien mehrere Verwandte von ihr bei der Polizei beschäftigt, und der Familienzusammenhalt sei sehr stark. Niemand könne begreifen, wie es zu so etwas habe kommen können.

Keiner weiß davon, dachte Aomame. Aber ich weiß Bescheid. Ayumi fühlte sich wie ausgedörrt. In ihr sah es aus wie in einer Wüste an einem entlegenen Teil der Erde. Auch wenn sie den Boden noch so stark bewässerte, jede Feuchtigkeit wurde sofort aufgesogen. Nicht ein Tropfen blieb übrig. Kein Leben konnte dort Wurzeln schlagen. Nicht einmal Vögel flogen über dieser Wüste. Allein Ayumi wusste, was diese trockene Ödnis in ihr hervorgerufen hatte. Nein, wahrscheinlich wusste sie selbst nicht genau, woher sie wirklich kam. Der Hauptgrund war zweifellos die verkehrte Sexualität, die die Männer in ihrem Umfeld ihr aufgezwungen hatten. Um die tödliche Dürre zu ertragen, musste sie sich selbst ständig neu erschaffen. Doch jedes Mal, wenn sie ein erfundenes dekoratives Selbst abgeworfen hatte, blieb nur ein abgrundtiefes Nichts übrig, das sie aussaugte. Und sosehr sie sich auch bemühte zu vergessen, dieses Nichts suchte sie regelmäßig heim. An einsamen verregneten Nachmittagen oder wenn sie aus einem Alptraum erwachte. In solchen Momenten brauchte sie unbedingt Sex mit irgendjemandem, egal mit wem.

Aomame nahm die HK 4 aus dem Schuhkarton, lud mit

geübten Handgriffen das Magazin, entsicherte, zog den Schlitten zurück, beförderte eine Patrone in die Kammer, spannte den Hahn, umfasste die Pistole fest mit beiden Händen und zielte auf einen Punkt an der Wand. Der Lauf bewegte sich nicht. Auch ihre Hände zitterten nicht. Aomame hielt den Atem an und konzentrierte sich, dann atmete sie tief aus. Sie ließ die Pistole sinken, sicherte sie und wog sie in der Hand. Sie betrachtete den matten Glanz der Waffe, die so etwas wie ein Teil ihres Körpers geworden war.

Ich muss meine Gefühle beherrschen, ermahnte sich Aomame. Selbst wenn ich Ayumis Onkel und ihren älteren Bruder jetzt bestrafe, kapieren sie doch gar nicht, wofür sie bestraft werden. Egal, was ich tue, es bringt Ayumi nicht zurück. Es ist furchtbar, aber so etwas musste früher oder später passieren. Sie ist langsam, aber unaufhaltsam auf einen tödlichen Strudel zugetrieben. Auch wenn ich mutiger gewesen wäre und ihr mehr Wärme entgegengebracht hätte, hätte es eine Grenze gegeben. Hör auf zu weinen. Du musst dich zusammenreißen. Den Regeln Vorrang vor dir selbst geben, darauf kommt es an. Wie Tamaru gesagt hat.

Eines Morgens, fünf Tage nach Ayumis Tod, meldete sich der Pager. Aomame setzte gerade in der Küche Kaffeewasser auf und hörte die Nachrichten im Radio. Das Gerät lag auf dem Tisch. Eine unbekannte Nummer erschien auf dem kleinen Display. Zweifellos eine Botschaft von Tamaru. Aomame suchte ein öffentliches Telefon in der Nähe auf und wählte die Nummer. Beim dritten Läuten hob Tamaru ab.

»Bist du bereit?«, fragte er.

»Natürlich«, antwortete Aomame.

»Nachricht von Madame: heute Abend, 19 Uhr, Hotel Okura, Foyer des Hauptgebäudes. Du sollst dich auf deine übliche Aufgabe einstellen. Es tut ihr leid, dass das so kurzfristig kommt, aber es ging nicht anders.«

»Heute Abend 19 Uhr, Hotel Okura, Foyer Hauptgebäude«, wiederholte Aomame mechanisch.

»Ich würde dir Glück wünschen, aber nützen würde dir das auch nichts.«

»Weil du nicht auf das Glück vertraust.«

»Wie sollte ich auch, wo es mir doch noch nie begegnet ist«, sagte Tamaru.

»Du brauchst mir nichts zu wünschen. Stattdessen habe ich eine Bitte. In meiner Wohnung steht ein Gummibaum. Ich konnte ihn nirgends unterbringen. Würdest du dich um ihn kümmern?«

»Mache ich.«

»Danke.«

»Ein Gummibaum ist immerhin einfacher als eine Katze oder tropische Fische. Noch etwas?«

»Nein, das war's. Was sonst noch übrig ist, kann weg.«

»Wenn du fertig bist, fährst du zum Bahnhof Shinjuku und rufst von dort aus wieder diese Nummer an. Dann gebe ich dir die nächste Anweisung.«

»Wenn ich fertig bin, rufe ich vom Bahnhof Shinjuku diese Nummer an«, wiederholte Aomame.

»Dir ist klar, dass du sie dir nicht notieren darfst? Den Pager zerstörst du, sobald du aus dem Haus bist, und wirfst ihn irgendwo weg.«

»In Ordnung, mache ich.«

»Der ganze Ablauf ist genau geplant. Du brauchst dir

keine Sorgen zu machen. Alles Folgende kannst du uns überlassen.«

»Ich mache mir keine Sorgen«, sagte Aomame.

Tamaru schwieg einen Augenblick. »Darf ich dir meine ehrliche Meinung sagen?«

»Nur zu.«

»Ich will nicht behaupten, dass das, was ihr da macht, sinnlos wäre. Das ist euer Problem, nicht meins. Aber ich finde es gelinde gesagt ziemlich unüberlegt. Man kann so etwas nicht abschaffen.«

»Kann sein«, sagte Aomame. »Aber das ändert nichts.«

»Wenn es Frühling wird, gibt es Lawinen. Das ist das Gleiche.«

»Wahrscheinlich.«

»Aber ein normaler Mensch, der einigermaßen bei Verstand ist, geht während der Schneeschmelze nicht ins Gebirge.«

»Ein normaler Mensch, der bei Verstand ist, würde von vornherein dieses Gespräch nicht mit dir führen.«

»Mag sein«, gab Tamaru zu. »Übrigens, hast du eine Familie, die im Falle einer Lawine zu benachrichtigen ist?«

»Nein.«

»Du hattest nie eine oder du hast eine und doch keine?«

»Letzteres.«

»Gut«, sagte Tamaru. »Frei zu sein ist das Beste. Ein Gummibaum ist die ideale Verwandtschaft.«

»Ich hatte bei Madame einen Goldfisch gesehen, und plötzlich wollte ich auch einen. Ich dachte, es wäre nett, einen zu Hause zu haben. Sie sind klein, leise und

angeblich sehr anspruchslos. Und so bin ich am nächsten Tag in einen Laden am Bahnhof gegangen, um einen zu kaufen, aber als ich die Goldfische in dem Aquarium gesehen habe, wollte ich plötzlich keinen mehr. Also habe ich diesen armseligen Gummibaum gekauft, den niemand haben wollte. Statt eines Goldfischs.«

»Ich finde, du hast die richtige Wahl getroffen.«

»Vielleicht werde ich niemals einen Goldfisch kaufen können.«

»Vielleicht«, sagte Tamaru. »Du kannst doch wieder einen Gummibaum nehmen.«

Es herrschte ein kurzes Schweigen.

»Heute Abend 19 Uhr, Hotel Okura, Foyer Hauptgebäude«, vergewisserte sich Aomame noch einmal.

»Du brauchst nur dort zu sitzen und zu warten. Sie werden dich abholen.«

»Die anderen finden mich.«

Tamaru räusperte sich leicht. »Kennst du übrigens die Geschichte von der Maus und dem Kater, der Vegetarier ist?«

»Nein.«

»Möchtest du sie hören?«

»Unbedingt.«

»Die Maus begegnet auf dem Speicher einem großen Kater. Er treibt sie in eine Ecke, aus der sie nicht entkommen kann. ›Herr Kater‹, sagt sie. ›Ich bitte Euch, fress mich nicht. Ich muss zu meiner Familie zurück. Meine hungrigen Kinder warten. Bitte, verschont mich doch.‹ Der Kater sagt: ›Keine Angst. So was wie dich fresse ich nicht. Ich darf es gar nicht laut sagen, aber ich bin

Vegetarier und nehme überhaupt kein Fleisch zu mir. Du hast Glück, dass du mich getroffen hast.« Im nächsten Augenblick stürzt er sich auf die Maus, packt sie mit seinen Krallen und schlägt ihr seine scharfen Zähne in den Hals. Mit letzter Kraft fragt die arme Maus den Kater: »Habt Ihr nicht gesagt, dass Ihr Vegetarier seid und kein Fleisch esst? Warum habt Ihr gelogen?« Der Kater leckt sich die Lippen und sagt: »Ich habe nicht gelogen, ich esse wirklich kein Fleisch. Ich nehme dich nur ins Maul und tausche dich gegen einen Salat ein.««

Aomame überlegte. »Und was ist die Pointe?«

»Es gibt keine Pointe. Aber als wir vorhin über das Glück sprachen, musste ich plötzlich an diese Geschichte denken. Das ist alles. Natürlich steht es dir frei, eine Pointe zu finden.«

»Eine herzerwärmende Geschichte.«

»Noch etwas. Du wirst bestimmt durchsucht, auch deine Tasche. Diese Leute sind äußerst misstrauisch. Daran solltest du denken.«

»Ich werde es nicht vergessen.«

»Na dann«, sagte Tamaru. »Ich hoffe, wir sehen uns irgendwo wieder.«

»Ja, irgendwo«, wiederholte Aomame reflexartig.

Damit war das Telefonat beendet. Sie warf einen Blick auf den Hörer, verzog leicht das Gesicht und legte ihn zurück auf die Gabel. Nachdem sie sich die Nummer auf dem Display des Pagers eingeprägt hatte, vernichtete sie ihn. Irgendwo sehen wir uns wieder, wiederholte sie bei sich. Obwohl sie wusste, dass sie Tamaru, wenn alles vorbei war, niemals wiedersehen würde.

Sie blätterte die Morgenzeitung von vorn bis hinten

durch, konnte aber keinen Artikel mehr über den Mord an Ayumi entdecken. Anscheinend machten die Ermittlungen keine Fortschritte. Wahrscheinlich würden die Illustrierten den Fall bald aufgreifen und eine Sensation daraus machen. Eine junge Polizistin hatte in einem Love-Hotel in Shibuya ihre Handschellen bei Liebesspielen benutzt. Und war splitternackt erwürgt worden. Dieses reißerische Zeug wollte Aomame wirklich nicht lesen. Seit dem Mord verspürte sie auch nicht die geringste Lust, den Fernseher einzuschalten. Sie hätte es nicht ertragen, von der hohen künstlichen Stimme einer Nachrichtensprecherin über die näheren Umstände von Ayumis Tod aufgeklärt zu werden.

Natürlich wollte sie, dass der Täter geschnappt wurde. Er musste bestraft werden. Aber was half es schon, wenn man ihn verhaftete, vor Gericht stellte und die Einzelheiten klärte? Eines war sicher: Nichts von alledem würde Ayumi wieder lebendig machen. Vermutlich würde das Urteil sogar ziemlich milde ausfallen, weil das Gericht nicht von Mord, sondern von fahrlässiger Tötung ausgehen würde. Doch selbst wenn man den Mann zum Tode verurteilte, es wäre keine Wiedergutmachung. Aomame faltete die Zeitung zusammen und vergrub, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, ihr Gesicht in den Händen. Und dachte an Ayumi. Aber es kamen keine Tränen. Nur Wut stieg in ihr auf.

Bis sieben Uhr abends war noch viel Zeit. Aomame hatte keinen Kurs im Sportstudio und den ganzen Tag nichts vor. Ihre kleine Reisetasche und ihre Umhängetasche hatte sie auf Tamarus Anraten längst in einem Schließfach am Bahnhof Shinjuku deponiert. In der Reisetasche befanden sich ein Bündel Bargeld und Kleidung zum Wechseln für mehrere Tage. Aomame war jeden dritten Tag zum Bahnhof gefahren, hatte den Inhalt überprüft und neue

Münzen eingeworfen. Die Wohnung sauberzumachen, war überflüssig, und kochen konnte sie auch nichts mehr, denn der Kühlschrank war nahezu leer. In ihrer Wohnung gab es abgesehen von dem Gummibaum kein Anzeichen mehr dafür, dass sie einmal dort gewohnt hatte. Jeder persönliche Hinweis auf sie war getilgt, alle Schubladen waren leer. Morgen würde sie verschwunden sein, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Die Kleidungsstücke, die sie am Abend tragen würde, lagen säuberlich gefaltet auf dem Bett. Daneben stand ihre blaue Sporttasche mit allen Utensilien, die sie für ihr Stretching brauchte. Aomame ging auch sie zur Sicherheit noch einmal durch. Ihr Trikot – Oberteil und Hose –, die Yogamatte, ein großes und ein kleines Handtuch und das zierliche Hartschalenetui mit dem feinen Eispick. Alles da. Sie nahm ihn aus dem Etui. Nachdem sie ihn vorsichtig aus dem Korken gezogen und seine Spitze mit dem Finger geprüft hatte, schliff sie diese sicherheitshalber mit einem kleinen Wetzstein nach. Sie stellte sich vor, wie die Spitze des Eispicks lautlos und wie von jener besonderen Stelle eingesogen im Nacken des Mannes versank. Wie immer würde alles in einem Augenblick vorbei sein. Kein Schrei, kein Blut. Nur ein kurzer Krampf. Aomame steckte die Spitze in den Korken und verstaute den Eispick wieder behutsam in seinem Etui.

Dann nahm sie die in das T-Shirt gewickelte Heckler & Koch aus dem Schuhkarton und lud mit geübten Griffen das Magazin mit sieben 9-mm-Kugeln. Mit einem trockenen Klacken rutschte die erste Patrone in die Kammer. Nachdem sie die Waffe einmal ent- und wieder gesichert hatte, wickelte sie sie in ein weißes Taschentuch, legte sie in einen Kunststoffbeutel und bedeckte sie mit



Unterwäsche. Von der Pistole war nichts mehr zu sehen.

Gab es sonst noch etwas, das sie erledigen musste?

Aomame fiel nichts mehr ein. Sie machte sich in der Küche einen Kaffee, zu dem sie, am Tisch sitzend, ein Croissant verzehrte.

Das wird wohl meine letzte Mission, dachte sie. Und meine wichtigste und schwierigste. Wenn ich sie erfüllt habe, brauche ich nie wieder einen Menschen zu töten.

Sie hatte nichts dagegen, ihre Identität aufzugeben. In gewissem Sinn begrüßte sie es sogar. Sie hing weder an ihrem Namen noch an ihrem Gesicht, und ihrer trübsinnigen Vergangenheit weinte sie ohnehin keine Träne nach.

Ein Reset meines Lebens, dachte sie, vielleicht habe ich mir genau das ersehnt.

Nur ungern aufgegeben hätte sie jedoch – seltsamerweise – ihre kümmerlichen Brüste. Von ihrem zwölften Lebensjahr an hatte Aomame unablässig mit ihrer Form und Größe gehadert. Und sich oftmals gefragt, ob ihr Leben nicht unbeschwerter verlaufen wäre, wenn sie etwas größere Brüste gehabt hätte. Doch nun, wo sie tatsächlich die Gelegenheit (und sogar eine gewisse Rechtfertigung) hatte, sie zu verändern, spürte sie, dass sie das gar nicht wollte. Ihr Busen konnte ruhig so bleiben. Er war genau richtig.

Sie umfasste ihre Brüste durch das Tanktop. Sie fühlten sich vertraut an, wenn auch ein bisschen wie ungleichmäßig aufgegangener Brötchenteig. Seltsamerweise war die Größe links und rechts unterschiedlich. Aomame zuckte mit den Schultern. Und wenn schon, dachte sie. Dafür sind es meine.

Und was wird mir außer meinen Brüsten bleiben?

Natürlich die Erinnerung an Tengo und daran, wie sich seine Hand angefühlt hat. Das Beben meines Herzens. Das brennende Verlangen, mit ihm zu schlafen. Selbst wenn er inzwischen ein ganz anderer Mensch wäre, könnte nichts und niemand die Liebe zu Tengo aus mir herausreißen. Das ist der größte Unterschied zwischen Ayumi und mir, dachte Aomame. Es ist nicht das Nichts, das den Kern meines Wesens ausmacht. Auch keine Ödnis, der jede Wärme fehlt. Der Kern meiner Existenz ist die Liebe. Ich liebe diesen zehnjährigen Jungen namens Tengo noch immer. Seine Stärke, seine Klugheit und seine Güte. Er ist nicht hier. Aber ein Körper, der nicht anwesend ist, kann nicht verfallen, und ein nicht gegebenes Versprechen kann nicht gebrochen werden.

Der dreißigjährige Tengo hat natürlich keine echte Realität für sie. Er ist sozusagen nicht mehr als eine Hypothese. Entspringt in jeder Hinsicht nur ihrer Phantasie, in der er sich seine Stärke, Klugheit und Güte bewahrt hat. Und über die starken Arme, die breite Brust und das ansehnliche Geschlechtsteil eines Erwachsenen verfügt. Er ist immer bei ihr, wenn sie es sich wünscht. Nimmt sie fest in seine Arme, streicht ihr übers Haar und küsst sie. Der Raum, in dem die beiden sich aufhalten, ist stets dunkel, und Aomame kann seine Gestalt nicht sehen. Nur sein gütiger Blick ist auch im Dunkeln für sie sichtbar. Sie schaut in seine Augen und erkennt in ihnen die Welt, wie er sie sieht.

Dass Aomame hin und wieder, wenn sie es nicht mehr aushalten konnte, mit anderen Männern schlief, lag vielleicht daran, dass sie das Wesen Tengos, das sie in sich selbst herangezogen hatte, möglichst rein erhalten wollte.

Vielleicht versuchte sie sich durch den ungehemmten Geschlechtsverkehr mit Fremden von einem Verlangen zu befreien, das sie gefangen hielt. Sie wollte, dass die Zeit, die sie nach dieser Befreiung in jener stillen verborgenen Welt allein mit Tengo verbrachte, durch nichts beeinträchtigt wurde. Das war wohl der Grund.

Am Nachmittag verbrachte Aomame mehrere Stunden damit, an Tengo zu denken. Sie sah von ihrem kleinen Balkon aus in den Himmel, lauschte dem Rauschen des Verkehrs und nahm hin und wieder ein Blatt des erbarmungswürdigen Gummibaums zwischen die Finger. Keiner der Monde war zu sehen. Bis sie aufgingen, würde es noch einige Stunden dauern. Wo ich wohl morgen um diese Zeit sein werde?, überlegte Aomame. Sie hatte keine Ahnung. Verglichen mit der Tatsache, dass es Tengo gab, war das ohnehin völlig unwichtig.

Ein letztes Mal goss Aomame ihren Gummibaum. Danach legte sie die Sinfonietta von Janáček auf. Sie hatte sich sämtlicher Schallplatten entledigt und nur diese eine bis zum Schluss aufgehoben. Sie lauschte mit geschlossenen Augen. Und stellte sich vor, wie der Wind über die böhmischen Wiesen strich. Wie herrlich wäre es, wenn Tengo und sie bis in unendliche Ferne über diese Wiesen laufen könnten. Natürlich würden sie einander an den Händen halten. Nur der Wind würde wehen und das weiche grüne Gras mit seiner Berührung lautlos zum Schwanken bringen. Ganz deutlich spürte Aomame die Wärme von Tengos Hand. Wie bei einem Happy End im Film wurde die Szene langsam ausgeblendet.

Aomame rollte sich auf ihrem Bett zusammen und schlief etwa eine halbe Stunde. Es war ein Schlaf, der ohne Träume auskam. Als sie erwachte, standen die Zeiger der Uhr auf

halb fünf. Im Kühlschrank waren noch Eier, Schinken und Butter, und sie machte sich ein Rührei. Den Orangensaft trank sie direkt aus dem Karton. Die Stille, die sie nach ihrem Mittagschlaf umfing, war von eigenartiger Schwere. Als sie das Radio einschaltete, ertönte ein Concerto für Holzbläser von Vivaldi. Die hohen Triller der Piccoloflöte klangen wie das Zwitschern kleiner Vögel. Aomame hatte das Gefühl, die Musik unterstreiche das Irreale ihrer realen Umstände.

Nachdem sie das Geschirr weggeräumt hatte, duschte sie und zog die schlichte Kleidung an, die sie seit einigen Wochen für diesen Tag bereithielt. Die hellblaue Baumwollhose und die einfache weiße Bluse mit kurzen Ärmeln gewährten ihr völlige Bewegungsfreiheit. Die Haare kämmte sie ordentlich nach oben und befestigte sie mit einer Spange. Sie trug keinen Schmuck. Statt in den Wäschekorb packte sie ihre getragenen Sachen in eine schwarze Mülltüte. Tamaru würde sich später darum kümmern. Sie schnitt sich sorgfältig die Nägel, putzte sich lange die Zähne und reinigte ihre Ohren. Dann zupfte sie sich die Brauen, trug etwas Creme auf ihr Gesicht auf und betupfte sich den Nacken ganz leicht mit Eau de Cologne. Anschließend musterte sie ihr Gesicht eingehend im Spiegel und überzeugte sich, dass alles in Ordnung war. Sie nahm ihre Nike-Sporttasche und verließ die Wohnung.

An der Tür warf sie einen letzten Blick hinter sich. Schließlich würde sie nie mehr zurückkehren. Auf einmal erschien ihr die Wohnung ausgesprochen schäbig. Sie war nicht mehr als ein von innen abschließbares Gefängnis. An den Wänden hing kein einziges Bild, nicht einmal eine Blumenvase hatte sie. Das einzige schmückende Element war der im Preis herabgesetzte Gummibaum auf dem

Balkon, den sie anstelle des Goldfischs gekauft hatte. Sie konnte kaum glauben, dass sie mehrere Jahre hier verbracht hatte, ohne Unzufriedenheit oder Zweifel zu verspüren.

»Leb wohl«, sagte sie leise. Der Abschiedsgruß galt nicht der Wohnung, sondern dem Ich, das in ihr gelebt hatte.

## KAPITEL 6

Tengo

Wir haben einen sehr langen Arm

Die Lage stagnierte. Niemand meldete sich bei Tengo. Weder von Komatsu noch von Professor Ebisuno erhielt er irgendeine Nachricht, von Fukaeri ganz zu schweigen. Vielleicht hatten ihn alle vergessen und waren zum Mond geflogen. Das wäre fast zu schön, um wahr zu sein, dachte Tengo. Aber so leicht würde er nicht davonkommen. Sie waren nicht zum Mond geflogen. Sie hatten nur jede Menge zu tun und waren ständig beschäftigt, daher hatten sie weder die Zeit noch die Güte, ihm irgendetwas mitzuteilen.

Komatsus Rat folgend, bemühte sich Tengo, jeden Tag Zeitung zu lesen; aber zumindest die, die er las, schrieben nichts mehr über Fukaeri. Mit großem Eifer griff die Presse stets das auf, was passiert war, reagierte aber ziemlich passiv auf das, was folgte. Also lautete die stumme Botschaft vermutlich: »Im Augenblick ist nichts Großartiges passiert.« Was und ob das Fernsehen über Fukaeri berichtete, konnte Tengo nicht wissen. Er hatte keinen Fernseher.

Fast alle Illustrierten hatten die Geschichte aufgegriffen.

Nicht dass Tengo diese Artikel entgingen, denn man warb in den Zeitungen mit reißerischen Schlagzeilen wie: »Die Wahrheit über das rätselhafte Verschwinden der schönen 17-jährigen Bestsellerautorin« oder »Hat die Autorin von Die Puppe aus Luft sich in Luft aufgelöst?« oder »Die geheime Geschichte der verschwundenen Schönen«. In mehreren dieser Anzeigen waren sogar Fotos von Fukaeri zu sehen, die aber sämtlich von der Pressekonferenz stammten. Natürlich war es nicht so, dass er kein Interesse an diesen Artikeln hatte, aber er hielt den Kauf von Illustrierten für rausgeschmissenes Geld. Außerdem hätte Komatsu sich bestimmt sofort gemeldet, falls etwas Beunruhigendes darin gestanden hätte. Funkstille hieß, dass es im Augenblick keine neuen Entwicklungen gab. Es war noch niemand darauf gekommen, dass Fukaeri einen Ghostwriter gehabt haben könnte.

Nach den Schlagzeilen zu schließen, konzentrierte sich das Medieninteresse momentan vor allem darauf, dass es sich bei Fukaeris Vater um einen bekannten ehemaligen Extremisten handelte, Fukaeri selbst fern der Gesellschaft in einer Kommune in den Bergen von Yamanashi aufgewachsen war und die prominente Kulturgröße Professor Ebisuno für sie verantwortlich war. Weitere Themen waren das Verschwinden der geheimnisvollen Schönen und ihr Buch, das noch immer auf den Bestsellerlisten stand. All dies reichte im Augenblick aus, um die Öffentlichkeit zu beschäftigen.

Falls Fukaeri weiter verschwunden blieb, war es jedoch nur eine Frage der Zeit, bis die Journalisten ihre Nachforschungen ausdehnen würden. Sollte beispielsweise jemand ihre ehemalige Schule aufsuchen und dort Fragen stellen, käme bestimmt heraus, dass sie Legasthenikerin

war. Vielleicht würden ihre Noten in Japanisch und sogar die Aufsätze, die sie geschrieben hatte – falls sie überhaupt welche geschrieben hatte –, an die Öffentlichkeit gelangen. Selbstverständlich würden sich Zweifel regen: War es nicht ungewöhnlich, dass ein Mädchen mit einer Lese- und Schreibbehinderung so korrekt zu schreiben vermochte? Und wenn es erst einmal so weit war, musste man kein Genie sein, um auf die Idee zu kommen, dass ihr »wahrscheinlich eine zweite Person geholfen« hatte.

Natürlich würde der Verdacht zuerst auf Komatsu fallen. Denn er war der für Die Puppe aus Luft zuständige Redakteur und hatte die Veröffentlichung betreut. Komatsu würde völlige Unschuld heucheln und mit eiskalter Miene behaupten, er habe das eingereichte Manuskript lediglich, so wie es war, an die Jury weitergegeben. Das Ausmaß der Bearbeitung entziehe sich seiner Kenntnis. Die Fähigkeit zu ungerührtem Leugnen besaßen mehr oder weniger alle erfahrenen Redakteure und Lektoren, aber Komatsu verstand sich besonders gut darauf. Er würde auf der Stelle Tengo anrufen und sagen: »Tengo, mein Freund, jetzt machen sie uns Feuer unterm Arsch.« Oder etwas Ähnliches. In einem begeisterten Ton, als hätte er richtig Spaß daran.

Tatsächlich hatte Tengo schon öfter das Gefühl gehabt, dass Komatsu Probleme richtiggehend genoss. Bisweilen glaubte er sogar, einen gewissen Zerstörungswillen an ihm zu erkennen. Vielleicht wünschte er sich im Grunde seines Herzens, dass der ganze Plan aufflog und es zu einem Riesenskandal kam, bei dem alle Beteiligten hochgingen. Zuzutrauen war ihm das. Gleichzeitig war er jedoch genug kühler Realist, um den Rand des Abgrunds nicht zu überschreiten und seine irrationalen Wünsche im Zaum zu

halten.

Vielleicht hatte Komatsu auch eine Art Notfallplan, der ihm das Überleben sicherte, egal was geschah. Wie er allerdings aus dieser Geschichte herauskommen wollte, konnte Tengo sich nicht vorstellen. Vielleicht besaß Komatsu einfach die Fähigkeit, aus allem – ob drohender Skandal oder Ruin – Nutzen zu ziehen. Er hatte wirklich keine Veranlassung, über Professor Ebisuno herzuziehen, wo er selbst so gerissen war. Doch wie dem auch sei, sollten verdächtige Wolken am Horizont aufziehen, würde sich Komatsu ganz sicher bei ihm melden. Davon war Tengo überzeugt. Bisher war er für Komatsu hauptsächlich ein nützliches und stets funktionierendes Werkzeug gewesen, doch inzwischen war er auch seine Achillesferse. Würde Tengo auspacken, säße Komatsu bestimmt in der Klemme. Tengo hatte sich zu einem Faktor entwickelt, mit dem er rechnen musste. Allein deshalb konnte er Komatsus Anruf in aller Ruhe abwarten. Und solange der nicht kam, machte ihm auch noch keiner »Feuer unterm Arsch«.

Eher hätte ihn interessiert, in welche Richtung Professor Ebisuno agierte. Ganz unzweifelhaft hatte er etwas mit der Polizei am Laufen. Vielleicht hatte er den Behörden die Möglichkeit suggeriert, dass die Vorreiter etwas mit Fukaeris Verschwinden zu tun hätten. Ihr Verschwinden war das Werkzeug, mit dem er die harte Schale der Sekte zu knacken versuchte. Ob die Polizei in diese Richtung vorging? Wahrscheinlich. Die Medien hatten sich bereits auf die Verbindung zwischen Fukaeri und den Vorreitern gestürzt. Käme später in diesem Zusammenhang etwas Wichtiges heraus, ohne dass die Polizei etwas unternommen hatte, würde man sie der Nachlässigkeit bezichtigen. In jedem Fall führte sie ihre Ermittlungen ganz



sicher heimlich und verdeckt durch. Also würde Tengo aus den Wochenblättern und Fernsehnachrichten ohnehin keine aktuellen Erkenntnisse erhalten.

Als er eines Tages von der Schule nach Hause kam, steckte in seinem Briefkasten ein dicker Umschlag. Er kam von Komatsu und war mit dem Logo des Verlags und sechs Express-Stempeln versehen. Tengo ging hinauf in seine Wohnung, um ihn zu öffnen. Er enthielt Kopien der Rezensionen von Die Puppe aus Luft und einen Brief. Wie üblich hatte Komatsu das Papier so eng beschrieben, dass es eine Weile dauerte, ihn zu entziffern.

»Lieber Tengo,

im Augenblick gibt es nichts Neues. Wo Fukaeri sich aufhält, ist noch immer ungeklärt. Glücklicherweise beschäftigen sich die Illustrierten und das Fernsehen im Augenblick vornehmlich mit ihrem Lebenslauf. Das schadet uns nicht. Das Buch verkauft sich immer besser. Es ist schwer zu sagen, ob man sich dazu gratulieren sollte. Auf jeden Fall ist der Verlag ziemlich angetan, und ich habe ein Anerkennungsschreiben vom Chef und einen Bonus erhalten. Seit zwanzig Jahren arbeite ich nun in dem Laden, aber das war das erste Lob, das sie mir spendiert haben. Die würden Augen machen, wenn sie die Wahrheit wüssten. Ich würde zu gern die Gesichter sehen.

Ich lege Kopien der bisher zu Die Puppe aus Luft erschienenen Besprechungen und der Artikel bei, die damit zu tun haben. Wenn du Zeit hast, kannst du sie ja mal lesen. Zu künftigem Nutzen. Bestimmt ist auch für dich etwas Interessantes dabei. Zu lachen gibt es da jede Menge, wenn dir danach ist.

Ein Bekannter hat kürzlich ein paar Recherchen über

diese ›Stiftung zur Förderung der neuen japanischen Wissenschaften und Künste‹ für mich angestellt. Der Verein wurde schon vor einigen Jahren gegründet, ist genehmigt und agiert tatsächlich. Sie haben ein Büro und liefern einen jährlichen Kassenbericht ab. Sie wählen immer ein paar Wissenschaftler und Schriftsteller aus, die sie ein Jahr lang finanziell unterstützen. Zumindest behaupten sie das. Woher die Knete stammt, ist unbekannt. Jedenfalls hat mein Bekannter ganz offen geäußert, dass die Sache ihm verdächtig vorkommt. Unter Umständen handelt es sich um eine Scheinfirma, um Steuern zu hinterziehen. Wenn man genauer nachforschen würde, bekäme man vielleicht etwas heraus, mir fehlt dazu nur die Zeit. Aber warum sollten diese Leute einem völlig Unbekannten wie dir drei Millionen Yen geben wollen? Das ergibt nicht den geringsten Sinn, ich habe es ja schon am Telefon gesagt. Da muss etwas dahinterstecken. Es ist nicht auszuschließen, dass die Vorreiter ihre Finger im Spiel haben. Das hieße, sie hätten Wind davon bekommen, dass du etwas mit Die Puppe aus Luft zu tun hast. Auf alle Fälle wäre es das Klügste, sich nicht mit diesem Verein einzulassen.«

Tengo steckte den Brief in den Umschlag zurück. Warum Komatsu ihm wohl extra geschrieben hatte? Es sah ihm eigentlich nicht ähnlich, den Rezensionen auch noch einen Brief beizufügen. Wenn es etwas zu besprechen gab, hätte doch der übliche Anruf genügt. Mit dem Brief hinterließ er immerhin einen schriftlichen Beweis. Ausgeschlossen, dass der misstrauische Komatsu sich dessen nicht bewusst war. Und die Möglichkeit, dass Tengos Telefon abgehört wurde, beunruhigte ihn noch mehr.

Tengo warf einen Blick auf das Telefon. Abgehört? Der

Gedanke war ihm bisher nie gekommen. Aber wenn er es sich genau überlegte, hatte ihn ungefähr seit einer Woche niemand angerufen. Vielleicht war es ja schon allgemein bekannt, dass sein Telefon abgehört wurde. Nicht einmal seine Freundin, die gern telefonierte, hatte sich gemeldet.

Und nicht nur das. Sie hatte ihn am Freitag der vergangenen Woche versetzt. Das war bisher noch nie vorgekommen. Sonst hatte sie immer vorher angerufen, wenn sie verhindert war. Meist war dann eines ihrer Kinder krank, es waren Ferien, oder sie hatte plötzlich ihre Tage bekommen. Doch am letzten Freitag war sie einfach nicht erschienen. Tengo hatte eine Kleinigkeit zu Mittag vorbereitet und vergeblich gewartet. Vielleicht hatte sich etwas Unvorhergesehenes ergeben, aber dass sie sich auch danach überhaupt nicht gemeldet hatte, war äußerst ungewöhnlich. Aber er konnte ja von sich aus keine Verbindung zu ihr aufnehmen.

Tengo gab es auf, über seine Freundin und das Telefon nachzudenken, setzte sich an den Küchentisch und las der Reihe nach die Artikel, die Komatsu ihm geschickt hatte. Sie waren nach ihrem Erscheinen geordnet, und Namen und Datum der Zeitung oder Zeitschrift standen mit Kugelschreiber am linken Rand. Wahrscheinlich hatte er eine Praktikantin damit beauftragt. Wenn er es irgendwie vermeiden konnte, gab Komatsu sich mit solchen lästigen Kleinigkeiten nicht selbst ab. Fast alle Besprechungen waren wohlwollend. Die meisten Rezensenten rühmten die inhaltliche Tiefe und Kühnheit der Geschichte sowie den präzisen Stil. »Es ist kaum zu glauben, dass dieses Werk von einer 17-Jährigen stammt«, schrieben mehrere.

Gute Intuition, dachte Tengo.

Ein Artikel bezeichnete Fukaeri sogar als »eine Françoise

Sagan, die die Luft des magischen Realismus geatmet« habe. Es gab ein paar Vorbehalte und Einschränkungen – die Bedeutung einzelner Aussagen sei nicht ganz klar –, aber insgesamt war man voll des Lobes.

Allerdings waren viele Kritiker hinsichtlich der Bedeutung der Puppe aus Luft und der Little People verwirrt oder unentschieden. »Die Geschichte ist sehr gelungen und spannend, sie hält den Leser bis zum Schluss fest in ihrem Bann, aber was die Puppe aus Luft und die Little People angeht, lässt man uns am Ende in einem geheimnisvollen Bassin aus Fragezeichen zurück. Dies mag von der Autorin beabsichtigt sein, doch wird es nicht wenige Leser geben, die darin eine ›Nachlässigkeit‹ sehen. Bei dem Werk einer so jungen Frau kann man darüber hinwegsehen; doch sollte die Autorin ihre schriftstellerischen Aktivitäten künftig fortführen wollen, wird sie genötigt sein, ihren allzu suggestiven Stil einer ernsthaften Prüfung zu unterziehen«, schloss eine der Besprechungen.

Tengo wunderte sich. Wenn einem Autor eine Geschichte gelang, die »spannend« war und »den Leser bis zum Schluss fest in ihrem Bann« hielt, konnte ihm doch niemand mangelnde Sorgfalt vorwerfen, oder doch?

Aber er musste sich eingestehen, dass er es nicht genau wusste. Vielleicht irrte er sich, und die Kritik des Rezensenten war berechtigt. Schließlich war er selbst regelrecht in die Redaktion des Manuskripts eingetaucht, und damit war es ihm beinahe unmöglich, das Werk unvoreingenommen und aus der Perspektive eines Außenstehenden zu betrachten. Die Puppe aus Luft und die Little People waren inzwischen wie ein Teil von ihm. Doch was sie bedeuteten, wusste er selbst nicht genau, wenn er ehrlich war. Allerdings war das auch nicht

sonderlich wichtig für ihn. Viel bedeutsamer war die Frage, ob er ihre Existenz akzeptieren konnte. Und das konnte er. Es war ihm mühelos gelungen, an ihr tatsächliches Vorhandensein zu glauben. Gerade deshalb hatte er ja so tief in die Überarbeitung eintauchen können. Hätte er die Geschichte nicht so selbstverständlich annehmen können, wäre er – hätte man ihm auch noch so viel Geld geboten oder ihn noch so sehr bedroht – wohl kaum imstande gewesen, an ihrer Fälschung mitzuwirken.

Natürlich war das nur seine persönliche Sichtweise, die er niemand anderem aufzwingen konnte. Tatsächlich empfand er aufrichtiges Mitgefühl für die guten Männer und Frauen, die nach der Lektüre von *Die Puppe aus Luft* »in einem geheimnisvollen Bassin aus Fragezeichen« zurückgeblieben waren. Vor seinem inneren Auge erschienen in bunte Schwimmreifen gezwängte Leute, die mit ratlosen Mienen in einem Becken voller Fragezeichen umhertrieben. Und er trug die Verantwortung dafür.

Aber wer, dachte Tengo, kann schon allen Menschen gerecht werden? Würden sich alle Götter der Welt versammeln, um die Atomwaffen und den Terrorismus abzuschaffen, sie wären dazu nicht in der Lage. Weder könnten sie die Dürren in Afrika beenden, noch John Lennon wieder zum Leben erwecken. Würde es nicht im Gegenteil sogar zu einer Spaltung und grausamen Auseinandersetzungen zwischen ihnen kommen? Durch die die Welt in noch größeres Unglück gestürzt würde? War es verglichen damit nicht ein unendlich viel harmloseres Vergehen, ein paar Leute für ein Weilchen in einem geheimnisvollen Bassin aus Fragezeichen schwimmen zu lassen?

Tengo las ungefähr die Hälfte der Rezensionen von *Die*

Puppe aus Luft, die Komatsu ihm geschickt hatte, und schob die übrigen ungelesen in den Umschlag zurück. Er hatte sich nun eine ungefähre Vorstellung verschaffen können. Die Geschichte, die in Die Puppe aus Luft erzählt wurde, erregte das Interesse vieler Menschen. Sie hatte Tengo in ihren Bann gezogen, Komatsu und auch Professor Ebisuno. Und eine erstaunliche Menge an Lesern. Was wollte man mehr?

Am Dienstagabend gegen neun Uhr klingelte das Telefon. Tengo las gerade und hörte dabei Musik. Es war seine liebste Stunde. Denn vor dem Schlafengehen nahm er sich nur Bücher vor, die ihm gefielen. Wenn er sich müde gelesen hatte, schlief er ein.

Es klingelte zum ersten Mal seit längerer Zeit, und er spürte etwas Unheilvolles in seinem Läuten. Komatsu war es nicht. Seine Anrufe hörten sich anders an. Tengo zögerte. Nachdem es fünfmal geklingelt hatte, nahm er den Tonarm von der Schallplatte und hob den Hörer ab. Vielleicht war es ja seine Freundin.

»Ist dort Kawana?«, fragte die tiefe ruhige Stimme eines Mannes in mittlerem Alter. Tengo konnte sich nicht erinnern, sie schon einmal gehört zu haben.

»Ja«, sagte Tengo vorsichtig.

»Entschuldigen Sie die späte Störung. Mein Name ist Yasuda«, sagte der Mann. Sein Ton war neutral. Weder freundschaftlich noch feindselig. Auch nicht besonders dienstlich, ohne jedoch vertraulich zu sein.

Yasuda? Auch der Name sagte Tengo nichts.

»Ich habe Ihnen etwas auszurichten«, sagte der andere. Er machte eine winzige Pause, so als würde er ein Lesezeichen zwischen die Seiten eines Buches legen. »Meine Frau kann

nicht mehr zu Ihnen kommen. Das war es, was ich Ihnen sagen wollte.«

Tengo schnappte nach Luft. Yasuda war der Familienname seiner Freundin. Kyoko Yasuda, genau, so hieß sie. Sie hatte nie einen Grund gehabt, ihren Namen in seiner Gegenwart auszusprechen, deshalb war er ihm nicht gleich eingefallen. Der Anrufer war ihr Mann. Tengo schluckte schwer.

»Haben Sie mich verstanden?«, fragte der Mann ohne die geringste Regung in der Stimme. Zumindest nahm Tengo nichts dergleichen wahr. Nur sein Tonfall hatte eine leichte Färbung. Eventuell stammte er aus Hiroshima oder Kyushu, jedenfalls aus dem Südwesten. Tengo konnte das nicht unterscheiden.

»Sie kann nicht kommen«, wiederholte Tengo.

»Genau, sie kann Sie nicht mehr besuchen.«

Tengo nahm all seinen Mut zusammen. »Was ist denn mit ihr?«, fragte er.

Schweigen. Unbeantwortet und ziellos hing Tengos Frage im Raum. Schließlich ergriff der andere das Wort: »Meine Frau wird Sie nie wieder in Ihrer Wohnung aufsuchen. Mehr wollte ich Ihnen nicht mitteilen.«

Der Mann wusste, dass Tengo und seine Frau miteinander schliefen. Dass sie sich seit einem Jahr einmal pro Woche trafen. Da war Tengo sich sicher. Merkwürdigerweise klang die Stimme des anderen weder zornig noch bekümmert. Sie hatte etwas völlig Andersartiges an sich. Anstelle persönlicher Gefühle schien sie einen objektiven Katastrophenzustand zu konstatieren. Sie erinnerte Tengo an einen verlassenen, verwilderten Garten oder an ein Flussbett nach einer großen Flut.

»Ich verstehe nicht ...«

»Belassen Sie es einfach dabei«, unterbrach ihn der Mann. In seiner Stimme war nun ein Anflug von Mattheit zu hören. »Eins steht fest. Meine Frau ist verlorengegangen. Sie wird nie mehr zu Ihnen kommen, ganz gleich in welcher Form. So ist das.«

»Verlorengegangen«, wiederholte Tengo geistesabwesend.

»Herr Kawana, auch ich würde dieses Telefonat lieber nicht führen. Aber Sie derart im Ungewissen zu lassen hätte mich nicht ruhig schlafen lassen. Glauben Sie, es gefällt mir, über dieses Thema mit Ihnen zu sprechen?«

Als der andere schließlich schwieg, drang überhaupt kein Geräusch mehr aus dem Hörer. Der Mann schien von einem unglaublich ruhigen Ort aus zu telefonieren. Oder seine Gefühle erzeugten eine Art Vakuum, das alle Schallwellen um ihn herum schluckte.

Ich muss etwas fragen, dachte Tengo. Sonst ist alles zu Ende, und mir bleibt nichts außer diesen unverständlichen Andeutungen. Ich darf das Gespräch nicht abbrechen lassen. Doch der Mann hatte von vornherein nicht die Absicht gehabt, ihm Einzelheiten mitzuteilen. Was sollte man jemanden fragen, der gar nicht vorhatte, die Fakten preiszugeben? Mit welchen Worten konnte Tengo in das Vakuum vordringen? Während er noch fieberhaft überlegte, wurde die Verbindung ohne jede Vorwarnung unterbrochen. Der Mann hatte ohne ein weiteres Wort aufgelegt und sich damit entzogen. Wahrscheinlich für immer.

Tengo hielt den stummen Hörer noch einen Moment ans Ohr gepresst. Vielleicht konnte er so herausfinden, ob sein



Telefon abgehört wurde. Er lauschte mit angehaltenem Atem. Doch er nahm keine verdächtigen Geräusche wahr. Nur seinen eigenen Herzschlag. Während er darauf lauschte, kam er sich vor wie ein gemeiner Dieb, der sich nächtens in die Häuser anderer Menschen stahl. Der dort im Dunkeln mit angehaltenem Atem lauerte, bis die Bewohner in tiefen Schlaf gefallen waren.

Um sich zu beruhigen, setzte Tengo einen Kessel mit Wasser auf und machte sich grünen Tee. Mit der Teeschale setzte er sich an den Tisch und ließ sich das ganze Telefonat noch einmal durch den Kopf gehen. »Meine Frau ist verlorengegangen. Sie wird nie mehr zu Ihnen kommen, ganz gleich in welcher Form«, hatte der Mann gesagt. Sie wird nie mehr zu Ihnen kommen, ganz gleich in welcher Form. Diese Formulierung verwirrte Tengo besonders. Sie gab ihm das Gefühl von etwas Dunklem, Feuchtem, Glitschigem.

Offenbar hatte dieser Yasuda ihm deutlich machen wollen, dass es seiner Frau gänzlich unmöglich war, Tengo noch einmal zu besuchen, selbst wenn sie den Wunsch verspürt hätte. Aber warum war das für sie so unmöglich? Was waren die Umstände? Und was bedeutete »verlorengegangen«? In ihm erwuchs die Vorstellung, dass Kyoko Yasuda vielleicht bei einem Unfall schwer verletzt worden war oder eine unheilbare Krankheit hatte. Oder ihr Gesicht durch Gewalteinwirkung furchtbar entstellt war. Er sah sie in einem Autositz, sie hatte einen Körperteil verloren und war völlig mit Verbandszeug umwickelt, sodass sie sich nicht bewegen konnte. Dann sah er sie in einem Keller wie einen Hund an einer dicken Kette liegen. Allerdings schienen ihm diese Möglichkeiten selbst ziemlich abenteuerlich.

Kyoko Yasuda (er dachte nun mit ihrem vollen Namen an sie) hatte ihren Mann so gut wie nie erwähnt. Tengo hatte keine Ahnung, welchen Beruf er ausübte, wie alt er war, wie er aussah, ob er dick war oder dünn, groß oder klein, ansehnlich oder eher nicht und ob die Ehe gut war oder schlecht. Soweit Tengo verstanden hatte, hatte es ihr materiell an nichts gefehlt (offenbar führte sie ein Leben im Überfluss), nur die Häufigkeit, mit der sie und ihr Mann Sex hatten, schien ihr nicht ausgereicht zu haben. Vielleicht hatte es auch an der Qualität gelegen. Doch das waren letztlich nicht mehr als Vermutungen. Sie hatten an ihren Nachmittagen im Bett über alles Mögliche gesprochen, aber dieses Thema hatten sie nie auch nur angeschnitten. Außerdem war Tengo auch nicht sonderlich erpicht darauf gewesen, etwas über ihren Mann zu erfahren. Er hatte es vorgezogen, nicht zu wissen, was für einem Mann er die Frau wegnahm, und hatte das auch noch für eine Art von Anstand gehalten. Doch angesichts dieser Entwicklungen bereute er, Kyoko nie nach ihm gefragt zu haben (wahrscheinlich hätte sie ihm sogar ziemlich offen geantwortet). Ob der Mann extrem eifersüchtig und besitzergreifend war? Neigte er zur Gewalttätigkeit?

Tengo versuchte sich in seine Lage zu versetzen. Wie hätte er sich an seiner Stelle gefühlt? Jemand hatte eine Frau und zwei kleine Kinder und wollte ein ganz normales, glückliches Familienleben führen. Aber dann kam heraus, dass die Ehefrau einmal in der Woche mit einem anderen Mann schlief. Einem Mann, der zehn Jahre jünger war. Und das seit einem Jahr. Was würde er denken? Welche Gefühle würden ihn beherrschen? Heftige Wut, tiefe Verzweiflung, grenzenlose Traurigkeit, kalte Verachtung, ein echtes Gefühl von Verlust oder eine wilde Mischung aus allem, die

sich nicht in ihre Bestandteile auflösen ließ?

Aber alles Grübeln half nicht, Tengo konnte sich kein Bild davon machen, wie er selbst empfinden würde. Doch während er darüber spekulierte, musste er daran denken, wie seine Mutter in ihrem weißen Unterkleid den unbekannten jungen Mann an ihrer Brust saugen ließ. Ihre Brust war voll, die Warze groß und steif. Auf ihrem Gesicht lag ein geistesabwesendes, sinnliches Lächeln. Ihr Mund war halb geöffnet, die Augen geschlossen. Ihre leicht bebenden Lippen erinnerten an eine feuchte Vagina. Und Tengo lag schlafend im selben Raum. Es war, als würde der Kreis eines Karmas sich schließen. Der geheimnisvolle junge Mann war Tengo, und die Frau, die er umarmte, Kyoko Yasuda. Die Konstellation war die gleiche, nur die Personen waren ausgetauscht worden. Heißt das, fragte sich Tengo, ich verkörpere mit meinem Leben diese latent in mir vorhandenen Bilder? Und mein Handeln ist nicht mehr als ein Abklatsch davon? Wie viel Verantwortung trage ich daran, dass Kyoko »verlorengegangen« ist?

Tengo konnte nicht einschlafen. Unablässig hatte er die Stimme des Mannes namens Yasuda im Ohr. Die Andeutungen, die er gemacht hatte, wogen schwer, und seine Worte hatten eine seltsame Plastizität gehabt. Er dachte an Kyoko Yasuda. Sah ihr Gesicht, ihren Körper bis in jede Einzelheit vor sich. Das letzte Mal hatte er sie am Freitag vor zwei Wochen gesehen. Wie immer hatten sie sich ausgiebig geliebt. Doch nach dem Anruf ihres Mannes kam es ihm vor, als hätte sich diese Begegnung in fernster Vergangenheit ereignet. Wie eine historische Szene.

In seinem Regal standen mehrere LPs, die sie von zu Hause mitgebracht hatte, um sie im Bett mit ihm zu hören. Alles sehr alte Jazzplatten. Louis Armstrong, Billie Holiday

(auch hier mit Barney Bigard als Begleitung), Duke-Ellington-Aufnahmen aus den vierziger Jahren. Sie hatte sie oft gehört, aber pfleglich behandelt. Die Hüllen waren etwas verblichen, aber die Platten waren wie neu. Als Tengo eine in die Hand nahm und betrachtete, wuchs in ihm allmählich die Gewissheit, dass er seine Freundin wohl nie wiedersehen würde.

Natürlich hatte er Kyoko Yasuda nur in einem sehr konkreten Sinn geliebt. Nie daran gedacht, mit ihr zusammenzuleben oder dass es schwer werden könnte, sich von ihr zu trennen. Heftige Gefühlsaufwallungen hatte er ihr gegenüber auch nie verspürt, dennoch hatte er sich an diese Frau gewöhnt, die älter war als er, und echte Zuneigung für sie empfunden. Er hatte sich immer auf den Tag gefreut, an dem sie ihn besuchte und sie miteinander schliefen. So etwas kam bei Tengo nicht häufig vor. Auf die meisten anderen Frauen hatte er sich nicht so einlassen können. Oder vielleicht sollte man sagen, dass die meisten Frauen Unbehagen in ihm erzeugten, ob er nun eine sexuelle Beziehung zu ihnen hatte oder nicht. Und um dieses Unbehagen nicht nach außen dringen zu lassen, musste er gewisse Teile von sich regelrecht abschotten. Mit anderen Worten, es blieb ihm nichts anderes übrig, als verschiedene Kammern seines Herzens fest zu verschließen. Aber bei Kyoko Yasuda waren solche komplizierten Vorsichtsmaßnahmen nicht nötig. Sie schien von vornherein zu wissen, was Tengo wollte und was er nicht wollte, und er hatte sich glücklich geschätzt, ihr zufällig begegnet zu sein.

Doch nun war etwas passiert, und sie war verlorengegangen. Aus irgendeinem Grund konnte sie nicht mehr zu ihm kommen, ganz gleich in welcher Form. Und

ihrem Mann zufolge war es besser, wenn Tengo nichts über die Ursache und ihre Auswirkungen erfuhr.

Tengo saß auf dem Boden – er konnte immer noch nicht schlafen – und hörte leise Duke Ellington, als wieder das Telefon läutete. Die Wanduhr zeigte zwölf Minuten nach zehn. Wer außer Komatsu würde um diese Uhrzeit anrufen? Aber das Klingeln hörte sich nicht nach ihm an. Bei ihm klang es hektisch und ungeduldig. Vielleicht hatte dieser Yasuda noch etwas vergessen zu sagen. Tengo hätte am liebsten nicht abgehoben. Erfahrungsgemäß bedeuteten Anrufe zu dieser Stunde nichts Gutes. In Anbetracht der Lage hatte er jedoch keine andere Wahl.

»Herr Kawana, nicht wahr?«, sagte ein Mann. Es war nicht Komatsu. Und auch nicht Yasuda. Die Stimme gehörte unzweifelhaft Ushikawa. Er sprach, als hätte er den Mund voll Wasser oder sonst einer Flüssigkeit. Spontan erschienen sein sonderbares Gesicht und sein flacher asymmetrischer Kopf vor Tengos innerem Auge.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie so spät noch störe. Ushikawa hier. Und dass ich letztes Mal Ihre Zeit so über Gebühr in Anspruch genommen habe. Ich hätte Sie heute früher angerufen, aber ich hatte etwas sehr Dringendes zu erledigen, und ehe ich mich versah, war es schon zehn. Mir ist natürlich bewusst, dass Sie früh aufstehen und früh zu Bett gehen. Das ist großartig. Bis spät in die Nacht seine Zeit zu verträdeln führt zu rein gar nichts. Am besten ist es, sich ins Bett zu begeben, sobald es dunkel wird, und morgens mit dem ersten Sonnenstrahl aufzustehen. Doch instinktiv, so könnte man sagen, hatte ich plötzlich das Gefühl, dass Sie heute Abend länger auf sind, Herr Kawana. Deshalb belästige ich Sie, obwohl ich Ihre Gewohnheiten kenne, noch mit diesem Anruf. Wie ist es? Störe ich Sie?«

Ushikawas Gerede missfiel Tengo. Es gefiel ihm auch nicht, dass dieser Mann offenbar seine Privatnummer hatte. Und von wegen instinktiv. Der Kerl wusste genau, dass Tengo nicht schlafen konnte, und hatte ihn deshalb angerufen. Vielleicht hatte Ushikawa gesehen, dass in seiner Wohnung Licht brannte. Wurde er beobachtet? Er malte sich aus, wie einer der wackeren Kundschafter der Stiftung mit einem starken Fernglas seine Wohnung ausspionierte.

»Ich war tatsächlich noch auf«, sagte Tengo. »Ihr Instinkt hat nicht getrogen. Wahrscheinlich liegt es an dem starken grünen Tee, den ich vorhin getrunken habe.«

»Ach, das tut mir leid. Wenn man nicht schlafen kann, kommen einem oft unangenehme Gedanken in den Sinn. Kann ich kurz etwas mit Ihnen besprechen?«

»Wenn es nichts ist, das mir noch mehr den Schlaf raubt.«

Ushikawa brach in amüsiertes Gelächter aus. Auf der anderen Seite der Leitung – irgendwo auf dieser Welt – wackelte er wahrscheinlich mit seinem verbeulten Kopf. »Hahaha! Sie sind sehr witzig, Herr Kawana. Ein Wiegenlied kann ich Ihnen nicht gerade singen, aber um den Schlaf bringen werde ich Sie auch nicht. Seien Sie ganz beruhigt. Es geht lediglich um ein Ja oder Nein. Das Fördergeld, Sie wissen schon. Die drei Millionen Yen für ein Jahr. Ist das kein schönes Thema? Wie sieht es aus? Haben Sie darüber nachgedacht? Allmählich hätten wir gern eine endgültige Antwort.«

»Ich hatte Ihnen doch schon damals ganz klar gesagt, dass ich nicht will. Vielen Dank für das freundliche Angebot, aber augenblicklich fehlt es mir an nichts. Ich

muss mich finanziell nicht einschränken und möchte meinen gegenwärtigen Lebensstil beibehalten.«

»Das heißt, Sie wollen keine Hilfe annehmen.«

»Einfach ausgedrückt – ja.«

»Das nenne ich eine bewundernswürdige Einstellung«, sagte Ushikawa und gab so etwas wie ein leichtes Räuspern von sich. »Er will es allein schaffen, sagt er, nicht an eine Organisation gebunden sein. Das kann ich gut verstehen. Wissen Sie, Herr Kawana, ich sage Ihnen das nur aus Sorge, denn die Welt ist schlecht. Man kann nie wissen, was einmal passiert. Deshalb braucht man unbedingt so etwas wie eine Rückversicherung. Etwas, auf das man im Notfall zurückgreifen kann, einen Windschirm sozusagen. Es kann sehr ungemütlich werden, wenn man so etwas nicht hat. Was ich sagen will, Herr Kawana: Sie haben im Moment nichts, worauf Sie sich stützen können. Aus Ihrem Umfeld wird sich niemand hinter Sie stellen, wenn es ernst wird. Schlimmstenfalls werden alle Sie im Stich lassen. Habe ich nicht recht? Sparst du in der Zeit, dann hast du in der Not, so sagt man. Es ist überaus wichtig, für schlechte Zeiten vorzusorgen. Dabei geht es nicht nur um Geld. Geld ist letztendlich nur ein Zeichen.«

»Es fällt mir schwer, Ihnen zu folgen«, sagte Tengo. Das instinktive Unbehagen, das er schon bei seiner ersten Begegnung mit Ushikawa empfunden hatte, stellte sich allmählich wieder ein.

»Ja, ich weiß. Sie sind noch jung und gesund, deshalb verstehen Sie diese Dinge noch nicht. Also ein Beispiel. Wenn man ein gewisses Alter überschritten hat, verwandelt sich das Leben zunehmend in einen ständigen Verlustprozess. Eins nach dem anderen gehen Dinge

verloren, die Ihnen viel bedeuten. Es ist wie bei einem Kamm, der die Zinken verliert. Ihre körperlichen Fähigkeiten, Wünsche, Träume, Ideale, Überzeugungen oder auch Menschen, die Sie lieben, verschwinden nacheinander aus Ihrem Dasein. Sie verabschieden sich und gehen oder sind eines Tages ohne Ankündigung plötzlich verschwunden. Unwiederbringlich verloren. Sie werden auch keinen Ersatz mehr finden. Stattdessen bleiben Ihnen nichts als billige Prothesen. Das ist ziemlich hart. Manchmal reißt der Schmerz einen förmlich entzwei. Herr Kawana, Sie gehen auf die dreißig zu. Von nun an wird jeder Schritt Sie dem Reich der Dämmerung des Lebens näherbringen. Ja, auch Sie werden älter. Und auch Sie werden den Schmerz, den es bedeutet, etwas zu verlieren, allmählich begreifen. Ist es nicht so?«

Tengo überlegte, ob Ushikawa womöglich auf Kyoko Yasuda anspielte. Wusste er, dass sie sich einmal in der Woche heimlich bei ihm getroffen hatten und sie Tengo verlassen hatte?

»Sie scheinen sich in meinem Privatleben ja sehr gut auszukennen«, sagte Tengo.

»Aber nein«, sagte Ushikawa. »Ich stelle nur ganz allgemeine Betrachtungen über das Leben an. Wirklich. Ich weiß nichts über Ihr Privatleben.«

Tengo schwieg.

»Sie können unser Stipendium unbesorgt annehmen, Herr Kawana«, sagte Ushikawa mit einem Seufzer. »Offen gesagt befinden Sie sich im Augenblick wirklich in einer etwas kritischen Lage. Im Ernstfall würden wir Sie abschirmen, Ihnen sozusagen einen Rettungsring zuwerfen. Es könnte sein, dass Sie, wenn die Ereignisse fortschreiten,



in der Falle sitzen.«

»In der Falle«, wiederholte Tengo.

»Genau.«

»Und was soll das konkret für eine Falle sein?«

Ushikawa machte eine kurze Pause. Dann fuhr er fort. »Mit Verlaub, Herr Kawana, es gibt Dinge, die sollte man besser nicht wissen. Gewisse Kenntnisse können einem Menschen den Schlaf rauben, und zwar für immer. Nicht mit grünem Tee zu vergleichen. Was ich sagen will, ist Folgendes: Denken Sie doch einmal nach. Sie drehen unwissentlich einen bestimmten Hahn auf, und etwas Bestimmtes kommt heraus. Etwas, das Einfluss auf die Menschen um Sie herum ausübt. Einen nicht gerade wünschenswerten Einfluss.«

»Hat das etwas mit den Little People zu tun?«

Es war ein Schuss ins Blaue gewesen, aber er brachte Ushikawa unvermittelt zum Verstummen. Sein Schweigen wog schwer wie ein schwarzer Stein auf dem Grund eines tiefen Gewässers.

»Herr Ushikawa, ich will genau wissen, worum es geht. Lassen Sie die Rätselspiele und reden Sie Klartext. Was ist mit ihr?«

»Mit ihr? Ich weiß nicht, wen Sie meinen.«

Tengo seufzte. Das Thema war zu heikel, um es am Telefon zu besprechen.

»Herr Kawana, es tut mir leid, aber ich bin nicht mehr als ein Überbringer. Ein von einem Klienten geschickter Bote. Man hat mir den Auftrag erteilt, mich möglichst indirekt und diffus zu äußern«, sagte Ushikawa in vorsichtigem Ton. »Es tut mir leid, wenn ich Sie verärgert habe, aber ich

muss mich so verschwommen ausdrücken. Offen gesagt ist mein Wissen ziemlich begrenzt. Diese ›sie‹, von der Sie sprechen, kenne ich nicht. Könnten Sie nicht etwas konkreter werden?«

»Und was sind die Little People?«

»Also wirklich, Herr Kawana, von denen habe ich nun überhaupt keine Ahnung. Abgesehen davon natürlich, dass sie in dem Roman Die Puppe aus Luft auftreten. Aber aus dem, was sich jetzt abspielt, schließe ich, dass Sie offenbar in aller Unschuld irgendetwas freigesetzt und verbreitet haben. Ohne selbst zu wissen, was. Etwas, das unter Umständen ziemlich gefährlich werden könnte. Wie gefährlich und in welcher Hinsicht, das weiß nur mein Klient. Er besitzt gewissermaßen das Know-how, mit dem man dieser Gefahr Herr werden könnte. Deshalb wollen wir Ihnen eine helfende Hand entgegenstrecken. Und offen gesagt, wir haben einen sehr langen Arm. Lang und stark.«

»Wer ist überhaupt dieser Klient, von dem Sie da sprechen? Hat er etwas mit den Vorreitern zu tun?«

»Ich bin – äh – leider nicht befugt, seinen Namen preiszugeben«, sagte Ushikawa bedauernd. »Aber er besitzt großen Einfluss. Ach, was rede ich, geradezu ehrfurchtgebietende Macht. Wir könnten uns hinter Sie stellen. Wie sieht es aus? Das ist mein letztes Angebot, Herr Kawana. Es steht Ihnen frei, es anzunehmen oder nicht. Aber wenn Sie sich einmal entschlossen haben, gibt es so leicht kein Zurück mehr. Deshalb denken Sie bitte sehr, sehr gründlich nach. Sollten Sie aber nicht auf der richtigen Seite stehen, könnte es – ebenfalls mit Verlaub gesagt – gegebenenfalls und bedauerlicherweise auch geschehen, dass so ein langer Arm, womöglich unwillentlich, etwas für Sie Unangenehmes bewirkt.«

»Was denn zum Beispiel?«

Ushikawa antwortete nicht sofort. Von der anderen Seite der Leitung war ein leicht schlürfendes Geräusch zu hören, als würde er sich Speichel aus den Mundwinkeln saugen.

»Konkret kann ich Ihnen das nicht sagen«, sagte Ushikawa. »So weit hat man mich nicht informiert. Deshalb sind meine Äußerungen letzten Endes nur ganz allgemeiner Natur.«

»Und was habe ich freigesetzt?«, fragte Tengo.

»Auch das weiß ich nicht«, sagte Ushikawa. »Ich wiederhole mich. Ich bin nicht mehr als ein Bote und kenne die genauen Hintergründe der Situation nicht. Meine Informationen sind begrenzt. Ihr Fluss ist nur noch ein kümmerliches Rinnsal, wenn er unten bei mir ankommt. Meine Befugnisse sind ebenfalls begrenzt, und ich kann Ihnen nur das bestellen, was mir aufgetragen wurde. Vielleicht fragen Sie sich, warum mein Klient sich nicht direkt mit Ihnen in Verbindung setzt, das wäre doch schneller. Warum muss er einen Dummkopf wie mich zu seinem Boten machen? Tja, warum? Ich weiß es auch nicht.«

Ushikawa räusperte sich und wartete auf die nächste Frage. Aber es kam keine. Also fuhr er fort.

»Sie hatten gefragt, was Sie freigesetzt haben, nicht wahr?«

Tengo bejahte.

»Also, ich denke es mir so. Es ist nichts, das Ihnen jemand anders einfach so mit einem Wort beschreiben könnte. Wahrscheinlich müssen Sie selbst in die Welt hinausziehen und es im Schweiß Ihres Angesichts herausfinden. Allerdings könnte es, wenn Sie es endlich herausgefunden

haben, bereits zu spät sein. Wie ich es sehe, besitzen Sie eine besondere Fähigkeit. Eine ausgezeichnete, eine schöne Fähigkeit, über die gewöhnliche Menschen nicht verfügen. Das ist sicher. So ist auch der Einfluss dessen, was Sie kürzlich geleistet haben, nicht zu unterschätzen. Mein Klient scheint diese Ihre Fähigkeit sehr hoch einzuschätzen und bietet Ihnen daher das Fördergeld an. Aber leider reicht allein der Besitz dieser Fähigkeit nicht aus. Unter Umständen kann es sogar gefährlicher sein, ein herausragendes Talent zu haben als gar keins. Das ist der vage Eindruck, den ich von der ganzen Sache habe.«

»Aber Ihr Klient verfügt über ausreichende Kenntnis und Macht, um die Gefahr abzuwenden. Stimmt das?«

»Nein, das kann man so nicht sagen. Niemand kann das behaupten. Sie können es sich vielleicht vorstellen wie einen neuen Typ von ansteckender Krankheit. Man weiß darüber Bescheid und hat einen Impfstoff zur Hand, der gegenwärtig auch gewissen Erfolg zeigt. Aber die Viren bleiben am Leben und werden von sekundlich stärker und resistenter. Sie sind klug und zäh und kämpfen gegen die körpereigenen Abwehrstoffe an. Daher weiß man nicht, wie lange der Impfstoff noch wirksam sein wird. Das ob der Vorrat ausreicht. Und verstärkt das Gefühl der Bedrohung bei meinem Klienten.«

»Und wozu braucht er mich?«

»Wenn ich – pardon – noch einmal den Vergleich mit der ansteckenden Krankheit bemühen darf: Ihr spielt möglicherweise die Rolle der Hauptträger.«

»Ihr?«, fragte Tengo. »Meinen Sie damit Eriko Fukada und mich?«

Ushikawa gab keine Antwort auf diese Frage. »Wenn Sie

mir einen Vergleich aus der griechischen Mythologie gestatten, könnte man vielleicht sagen, ihr habt eine Art Büchse der Pandora geöffnet, aus der alles Mögliche entwichen ist. Meiner Einschätzung nach entspricht das in etwa der Auffassung meines Klienten. Sie und Fukaeri sind sich sozusagen zufällig begegnet und wurden zu einer unvermutet mächtigen Verbindung. Ihr habt euch gegenseitig äußerst wirkungsvoll ergänzt, dem jeweils anderen den Teil hinzugefügt, der ihm fehlte.«

»Aber das ist im juristischen Sinn doch kein Verbrechen.«

»Natürlich nicht, weder vor dem Gesetz noch vor der Allgemeinheit. Aber wenn Sie mir erlauben, George Orwells großen Klassiker zu zitieren – die Literatur ist eine großartige Quelle für Zitate –, handelt es sich eventuell um eine Art »Gedankenverbrechen«. Seltsamerweise befinden wir uns gerade im Jahr 1984. Vielleicht besteht da irgendein karmischer Zusammenhang. Aber, Herr Kawana, ich habe heute Abend schon zu viel geredet. Und das sind ja alles nicht mehr als unmaßgebliche persönliche Vermutungen, die jeder festen Grundlage entbehren. Doch da Sie mich gefragt hatten, wollte ich Ihnen zumindest in groben Zügen meinen Eindruck schildern.«

Ushikawa schwieg, und Tengo überlegte. Nur persönliche Vermutungen? Inwieweit konnte er das, was dieser Mann sagte, für bare Münze nehmen?

»Ich muss allmählich zum Ende kommen«, sagte Ushikawa. »Angesichts der Wichtigkeit Ihrer Entscheidung will ich Ihnen doch noch etwas Bedenkzeit einräumen. Aber nicht mehr sehr lange. Die Uhr tickt. Ticktack, unaufhörlich. Überdenken Sie jetzt bitte noch einmal unseren Vorschlag. Ich werde mich bald wieder bei Ihnen melden. Gute Nacht. Es hat mich gefreut, mit Ihnen

zu sprechen. So, Herr Kawana, ich hoffe, Sie können nun beruhigt einschlafen.«

Nach diesen Worten legte Ushikawa auf. Sprachlos starrte Tengo noch eine Weile auf den stummen Hörer, wie ein Bauer in einer Dürreperiode auf eine welke Pflanze in seiner Hand. In letzter Zeit neigten die Leute dazu, unvermittelt aufzulegen, wenn sie mit ihm telefonierten.

Wie erwartet fand Tengo keinen Schlaf. Bis das bleiche Licht des Morgens durch die Vorhänge drang und die standhaften Großstadtvögel erwachten, um ihr schweres Tagewerk zu beginnen, saß er an die Wand gelehnt auf dem Fußboden und dachte an seine Freundin und den langen starken Arm, der sich von irgendwoher nach ihm ausstreckte. Doch all seine Gedanken führten zu nichts und bewegten sich immer wieder ziellos im Kreis.

Tengo blickte um sich und seufzte. Er war völlig und ganz und gar allein. Was Ushikawa gesagt hatte, war nur allzu wahr. Er hatte niemanden, auf den er sich stützen konnte.

## KAPITEL 7

### Aomame

#### Eine geheiligte Stätte

Das weitläufige Foyer im Hauptgebäude des Hotels Okura erinnerte sie mit seiner hohen Decke und der gedämpften Beleuchtung an eine riesige, prunkvolle Höhle. Die Stimmen der Menschen, die in den Sesseln saßen und sich unterhielten, hallten dumpf von den Wänden wider wie das Stöhnen von Lebewesen, denen die Eingeweide herausgenommen wurden. Der Teppichboden war dick und weich und ließ an dichtes altes Moos denken, wie es auf

Inseln am Polarkreis wächst. Wie viele menschliche Schritte er wohl im Lauf der Zeit in sich aufgenommen hatte? Die Männer und Frauen, die durch das Foyer gingen, wirkten wie eine Schar Geister, die vor Ewigkeiten durch einen Fluch dorthin verbannt worden waren und unablässig eine ihnen auferlegte Aufgabe wiederholen mussten. Männer, die ihre steifen Business-Suits wie Rüstungen trugen, und junge schlanke Frauen, die anlässlich der in den verschiedenen Sälen stattfindenden Feierlichkeiten in elegante schwarze Kleider geschlüpft waren. Ihre kostbaren, doch dezenten Schmuckstücke gierten danach, das schwache Licht zu reflektieren, wie Vampirvögel nach Blut. Auf einem Sofa in der Ecke thronte, voluminös und erschöpft wie ein betagtes Königspaar, das seine Glanzzeit hinter sich hat, ein älteres ausländisches Ehepaar.

Aomame mit ihrer hellblauen Baumwollhose, der schlichten weißen Bluse, den weißen Turnschuhen und der blauen Sporttasche von Nike passte nicht so recht in diese traditionsreiche und bedeutungsvolle Umgebung. Wahrscheinlich sehe ich aus wie ein von einem Gast bestellter Babysitter, dachte sie, während sie in einem der großen Sessel wartete. Aber da kann man nichts machen. Schließlich mache ich hier keinen Anstandsbesuch. Die ganze Zeit hatte sie das schwache Gefühl, beobachtet zu werden. Doch obwohl sie sich immer wieder umschaute, konnte sie niemanden entdecken, der diesen Anschein erweckte. Egal, dachte sie. Wer gucken will, soll eben gucken.

Als ihre Armbanduhr 18. 50 Uhr zeigte, erhob sie sich und ging auf die Toilette. Ihre Sporttasche nahm sie mit. Sie wusch sich die Hände mit Seife und vergewisserte sich vor

dem großen fleckenlosen Spiegel, dass mit ihrem Äußeren alles in Ordnung war. Sie atmete mehrmals tief ein und aus. Noch nie hatte sie einen so großen Waschraum gesehen. Vermutlich war er größer als die Wohnung, in der sie bis jetzt gelebt hatte. »Das ist meine letzte Mission«, sagte sie leise zu ihrem Spiegelbild. Ich werde sie erfolgreich beenden und verschwinden. Unvermittelt, wie ein Geist. Heute bin ich noch hier. Morgen schon nicht mehr. In wenigen Tagen werde ich einen anderen Namen und ein anderes Gesicht haben.

Sie kehrte ins Foyer zurück und setzte sich wieder in einen Sessel. Ihre Sporttasche, in der sich die kleine Pistole mit sieben Schuss Munition und die geschliffene Nadel für den Stich in den Nacken des Mannes befanden, stellte sie auf einen Tisch neben sich. Ich muss Ruhe bewahren, dachte sie. Es ist meine letzte und wichtigste Mission. Ich muss sein wie immer – kaltblütig und hart.

Allerdings konnte sie nicht umhin zu bemerken, dass sie sich eben nicht in ihrem gewohnten Zustand befand. Sie bekam schlecht Luft, und auch das Tempo ihres Herzschlags beunruhigte sie. Sie schwitzte unter den Achseln. Ihre Haut prickelte. Das konnte nicht nur Nervosität sein. Ich habe irgendeine Vorahnung, dachte sie. Diese Vorahnung warnt mich. Klopft beständig an die Tür meines Bewusstseins. Es ist noch nicht zu spät, hau ab, vergiss alles.

Am liebsten wäre Aomame dieser Warnung gefolgt. Hätte alles abgebrochen und wäre aus dem Hotelfoyer verschwunden. Dieser Raum hatte etwas Unheilvolles an sich. Ein Hauch von Tod lag über ihm. Ein stiller, dumpfer Hauch von unentrinnbarem Tod. Aber sie konnte jetzt nicht aufgeben und verschwinden. Das war nicht ihre Art.



Es waren sehr lange zehn Minuten. Die Zeit schien überhaupt nicht zu vergehen. Sie saß in ihrem Sessel und versuchte ihre Atmung zu beherrschen. Die Foyergeister stießen unablässig weiter ihre dumpfen Laute aus. Geräuschos bewegten sie sich über die dicken Teppiche, wie heimatlose Seelen auf der Suche nach einer Zuflucht. Das Klirren, mit dem eine Kellnerin ein Tablett mit Kaffeegeschirr absetzte, war das einzige definierbare Geräusch, das an Aomames Ohren drang. Und selbst ihm wohnte eine verdächtige Ambivalenz inne. Das war keine gute Entwicklung. Wenn sie weiter so aufgereggt war, würde sie im entscheidenden Augenblick versagen. Aomame schloss die Augen und murmelte beinahe unwillkürlich das Gebet, das sie, solange sie denken konnte, vor allen drei Mahlzeiten hatte aufsagen müssen. Sie erinnerte sich noch an jedes Wort, obwohl das alles so lange zurücklag.

Vater unser im Himmel. Geheiligt werde Dein Name, Dein Königreich komme. Vergib uns unsere große Schuld. Gib uns Deinen Segen auf all unseren bescheidenen Wegen. Amen.

Aomame musste widerwillig zugeben, dass dieses Gebet, das ihr so viele Qualen bereitet hatte, ihr nun eine Hilfe war. Der Klang der Worte beruhigte ihre Nerven, gebot ihrer Angst Einhalt und half ihr, ihre Atmung zu regulieren. Sie drückte die Finger auf beide Augenlider und wiederholte im Geist immer wieder diese Zeilen.

»Frau Aomame?«, sprach eine jugendliche Männerstimme sie an.

Sie öffnete die Augen und hob langsam den Kopf. Ihr Blick fiel auf den Inhaber der Stimme. Zwei junge Männer standen vor ihr. Beide trugen die gleichen dunklen Anzüge. An Stoff und Verarbeitung sah man, dass es sich um keine

teuren Modelle handelte, sondern um Massenware, gekauft wahrscheinlich bei einem Großhändler. Sie saßen nicht ganz perfekt, hatten aber – es grenzte an ein Wunder – nicht eine Falte. Vielleicht wurden sie vor jedem Tragen gebügelt. Keiner der beiden Männer trug eine Krawatte. Der eine hatte sein weißes Hemd bis oben zugeknöpft, der andere trug ein graues Shirt mit rundem, kragenlosem Ausschnitt. Beide hatten derbe schwarze Lederschuhe an.

Der mit dem weißen Hemd war etwa 1,85 Meter groß und hatte einen Pferdeschwanz. Seine Augenbrauen waren lang und schön geschwungen wie ein Liniendiagramm, seine Gesichtszüge ebenmäßig und kühl. Er hätte Schauspieler sein können. Der andere war etwa 1,65 und kahlgeschoren. Er hatte eine breite Nase und einen kleinen Kinnbart, der wie Schamhaar an einer verkehrten Stelle wirkte. Neben dem rechten Auge hatte er eine kleine Narbe, wahrscheinlich von einer Schnittwunde. Beide Männer waren schlank und ihre gebräunten Gesichter schmal. Sie hatten kein Gramm Fett zu viel. Die breiten Schultern der Anzüge ließen die Muskelpakete darunter erahnen. Beide waren zwischen Mitte und Ende zwanzig. Ihre Augen wirkten durchdringend und scharf. Wie Raubtiere auf der Jagd machten sie keine unnötigen Bewegungen.

Aomame sprang auf und schaute auf ihre Uhr. Die Zeiger standen auf sieben. Sie waren auf die Minute pünktlich.

»Ja, das bin ich«, sagte sie.

Die Gesichter der beiden blieben völlig ausdruckslos. Sie tasteten Aomame rasch mit ihren Blicken ab und schauten auf die blaue Sporttasche neben ihr.

»Ist das alles, was Sie dabeihaben?«, fragte der mit dem rasierten Kopf.

»Ja«, sagte Aomame.

»Gut. Gehen wir. Sind Sie so weit?«, fragte er. Der mit dem Pferdeschwanz sah Aomame nur schweigend an.

»Natürlich«, sagte Aomame. Sie erriet, dass der Kleinere vermutlich der Ältere von beiden war und das Kommando hatte.

Gemessenen Schrittes durchquerte der Kahle vor ihr das Foyer bis zu den Aufzügen für die Gäste. Aomame folgte ihm, ihre Sporttasche in der Hand. Der mit dem Pferdeschwanz kam in etwa zwei Metern Abstand hinterher, sodass sie zwischen ihnen ging. Ein gut eingespieltes Team, dachte Aomame. Sie hielten sich kerzengerade, ihr Gang war kraftvoll und sicher. Der alten Dame zufolge waren sie versierte Karatekämpfer. Sie hätte sie wohl unmöglich außer Gefecht setzen können, wenn sie gegen beide gleichzeitig hätte antreten müssen. Als erfahrene Kampfsportlerin wusste Aomame das. Andererseits strahlte keiner der beiden jene überwältigende Kälte aus, die Tamaru umgab. Sie waren keine gänzlich übermächtigen Gegner. Sollte es zu einem Kampf kommen, müsste sie zuerst den kleinen Kahlkopf ausschalten, denn er war die Schaltzentrale. Wenn sie es nur noch mit dem Pferdeschwanz zu tun hätte, würde sie vielleicht mit knapper Not entkommen.

Die drei stiegen in den Aufzug. Der Pferdeschwanz drückte auf den Knopf für den 6. Stock. Der Kahle stand neben Aomame, der Pferdeschwanz hatte sich mit dem Gesicht zu ihnen in der diagonal gegenüberliegenden Ecke postiert. Alles ging wortlos vor sich. Die beiden waren völlig aufeinander eingespielt. Es war wie ein gelungenes Doubleplay zwischen einem Second Baseman und einem Shortstop.

Bei ihren Überlegungen spürte Aomame plötzlich, dass der Rhythmus ihres Atems und ihr Herzschlag sich wieder beruhigt hatten. Keine Angst, dachte sie. Ich bin die, die ich immer bin. Kaltblütig und hart. Alles wird gut laufen. Es gibt keine bösen Vorahnungen mehr.

Geräuschlos öffnete sich die Aufzugtür. Der Pferdeschwanz hielt den »Tür auf«-Knopf gedrückt, während der Kahle als Erster ausstieg. Erst als auch Aomame draußen war, nahm der Pferdeschwanz den Finger von dem Knopf und verließ den Aufzug. Der Kahle ging vorneweg den Gang entlang, Aomame folgte ihm, und der Pferdeschwanz bildete wie üblich das Schlusslicht. In dem weitläufigen Flur war kein Mensch. Es war unendlich still und unendlich sauber. Offenbar achtete man sehr darauf, dass jeder Winkel des Gebäudes den Anforderungen eines erstklassigen Hotels entsprach. Dass der Zimmerservice ein Tablett mit Geschirr vor einer Tür stehenließ, kam offenbar nicht vor. In den Aschenbechern vor den Aufzügen lag nicht eine einzige Zigarettenkippe. Die Blumen in den Vasen verströmten einen Duft wie soeben frisch geschnitten. Nach mehreren Flurwindungen machten die drei vor einer der Türen Halt. Der Pferdeschwanz klopfte zweimal. Dann öffnete er – ohne eine Antwort abzuwarten – die Tür mit einer Schlüsselkarte, betrat den Raum und blickte sich darin um. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass alles normal war, nickte er dem Kahlen zu.

»Bitte, treten Sie ein«, sagte der mit rauher Stimme.

Aomame ging hinein. Der Kahle folgte ihr, schloss die Tür und legte von innen die Kette vor. Die Ausmaße des Raumes überstiegen die eines normalen Hotelzimmers bei weitem. Es gab darin eine große Sitzgruppe und einen

Büroschreibtisch. Fernseher und Kühlschrank waren ebenfalls riesig. Wahrscheinlich handelte es sich um den Wohnraum einer besonderen Suite. Vom Fenster hatte man einen Ausblick auf das nächtliche Tokio, den man sicherlich für einen horrenden Aufpreis buchen konnte. Nach einem Blick auf seine Armbanduhr bot der Kahle Aomame einen Platz auf dem Sofa an. Sie gehorchte. Die blaue Sporttasche stellte sie neben sich.

»Möchten Sie sich umziehen?«, fragte der Kahle.

»Wenn es geht«, sagte Aomame. »In meinem Trikot kann ich besser arbeiten.«

Der Kahle nickte. »Vorher müssen wir Sie bitten, sich kurz durchsuchen zu lassen. Es tut mir leid, aber das ist Teil unserer Arbeit.«

»Das geht schon Ordnung. Durchsuchen Sie mich ruhig«, sagte Aomame. Keinerlei Anspannung mischte sich in ihre Stimme. Sie klang sogar, als würde sie sich ein wenig über die Nervosität der Männer amüsieren.

Der Pferdeschwanz stellte sich neben sie und tastete sie mit beiden Händen ab, um sich zu vergewissern, dass sie auch nichts Verdächtiges an ihrem Körper befestigt hatte. Unter der dünnen blauen Baumwollhose und der Bluse konnte man ohnehin nichts verstecken, und er hätte gar nicht groß suchen müssen. Aber er folgte einem festgelegten Protokoll. Seine Hände schienen steif vor Anspannung. Man konnte beim besten Willen nicht sagen, dass er sonderlich geschickt war. Vielleicht hatte er noch nie eine Frau durchsucht. An den Schreibtisch gelehnt, beobachtete der Kahle, wie sein Kollege seine Pflicht erfüllte.

Nach der etwas linkischen Leibesvisitation öffnete

Aomame ihre Sporttasche. Neben einem einfachen Schminkset und einem Taschenbuch lagen darin eine dünne Sommerstrickjacke, ihr Sporttrikot sowie das große und das kleine Handtuch. Außerdem eine kleine perlenbestickte Handtasche, in der sich ihre Briefftasche, ein Portemonnaie für Kleingeld und ein Schlüsselanhänger befanden. Aomame nahm einen Gegenstand nach dem anderen heraus und reichte ihn dem Pferdeschwanz. Zum Schluss holte sie den bewussten schwarzen Plastikbeutel heraus und öffnete den Reißverschluss. Unterwäsche zum Wechseln, Tampons und Monatsbinden befanden sich darin.

»Da ich bei meiner Arbeit stark schwitze, brauche ich Wäsche zum Wechseln«, sagte Aomame. Sie nahm die weiße Spitzenunterwäsche heraus und machte Anstalten, sie vor dem Mann auszubreiten. Der Pferdeschwanz errötete ein wenig und nickte mehrmals kurz, als wolle er sagen, ich verstehe, danke, das genügt. Aomame fragte sich, ob er womöglich nicht sprechen konnte.

Sie packte ihre Unterwäsche und die Hygieneartikel in aller Ruhe wieder in den Beutel, zog den Reißverschluss zu und legte ihn zurück in die Tasche, als sei nichts gewesen. Diese Typen sind tatsächlich Amateure, dachte sie. Wer beim Anblick von Damenunterwäsche und Monatsbinden rot wird, ist als Bodyguard nicht geeignet. Tamaru hätte in einem Fall wie diesem jede Frau von Kopf bis Fuß durchsucht, und wenn es Schneewittchen persönlich gewesen wäre. Er hätte alles, Büstenhalter, Hemdchen und Höschen, hervorgekramt und sich mit eigenen Augen bis auf den Grund des Beutels von dessen Inhalt überzeugt. Für ihn waren Dessous – das hatte natürlich auch etwas damit zu tun, dass er durch und durch schwul war – nicht mehr

als Stoffstücke. Zumindest hätte er den Beutel in die Hand genommen und sein Gewicht geprüft. Auf diese Weise hätte er die in das Taschentuch gewickelte Heckler & Koch (sie wog immerhin fast 500 Gramm) und das Hartschalenetui mit dem Eispick garantiert entdeckt.

Die beiden hier waren wirklich keine Profis. Vielleicht konnten sie ganz gut Karate. Und sicher hatten sie ihrem Leader unbedingte Treue geschworen. Aber Amateur blieb eben doch Amateur. Wie die alte Dame gesagt hatte. Aomames Vermutung, dass sie sich an einen Beutel mit so vielen weiblichen Accessoires nicht heranwagen würden, hatte sich bestätigt. Natürlich war das ein gewagtes Spiel gewesen, aber im Grunde hatte sie mit keinem anderen Ausgang gerechnet. Alles, was sie hatte tun können, war beten. Aber sie hatte es gewusst. Beten half.

Aomame zog sich in dem geräumigen Ankleidezimmer um und legte ihre Bluse und die Baumwollhose gefaltet in die Tasche. Sie vergewisserte sich, dass ihr Haar fest saß, und sprühte sich etwas Atemspray in den Mund. Sie nahm die Heckler & Koch aus dem Beutel. Nachdem sie die Toilettenspülung betätigt hatte, um das Geräusch zu übertönen, zog sie den Schlitten zurück und ließ die Patrone in die Kammer. Anschließend entsicherte sie die Waffe. Das Etui mit dem Eispick kam griffbereit ganz oben in die Tasche. Nun wandte sie sich dem Spiegel zu und entspannte ihre Züge. Ganz ruhig. Bis jetzt hast du dich tapfer geschlagen.

Als Aomame aus dem Ankleidezimmer kam, stand der Kahle in aufrechter Haltung mit dem Rücken zu ihr und telefonierte leise. Sobald er Aomame bemerkte, unterbrach er sein Gespräch und legte ruhig auf. Prüfend musterte er sie in ihrem Adidas-Trikot.

»Sind Sie so weit?«, fragte er.

»Jederzeit«, sagte Aomame.

»Vorher hätte ich noch eine Bitte.«

Aomame schenkte ihm die Andeutung eines Lächelns.

»Ich möchte, dass Sie über den heutigen Abend Stillschweigen bewahren«, sagte er. Er machte eine kleine Pause und wartete, dass seine Botschaft in Aomames Bewusstsein drang. Als würde er darauf warten, dass vergossenes Wasser in einen trockenen Boden einsickerte und verschwand. Aomame sah ihn wortlos an. Der Kahle fuhr fort.

»Vielleicht ist es nicht besonders vornehm, darauf hinzuweisen, aber man beabsichtigt, Ihnen ein ansehnliches Honorar zu zahlen. Und Sie von nun an eventuell noch öfter hierherzubemühen. Daher vergessen Sie bitte alles, was heute hier geschieht. Was Sie sehen, was Sie hören, alles.«

»Es ist mein Beruf, auf diese Weise mit menschlichen Körpern umzugehen«, sagte Aomame in äußerst kühlem Ton. »Und ich bin mir meiner Verpflichtung zur Diskretion bewusst. Unter keinen Umständen werden Informationen, die die persönliche Physis meines Klienten betreffen, diese Räumlichkeiten verlassen. Da müssen Sie sich keine Sorgen machen.«

»Gut. Mehr wollte ich nicht hören«, sagte der Kahle. »Allerdings geht das, was ich meine, über die herkömmliche Bedeutung von Diskretion hinaus. Bitte seien Sie sich dessen bewusst. Der Ort, den Sie gleich betreten werden, ist sozusagen eine geheiligte Stätte.«

»Eine geheiligte Stätte?«

»Es klingt vielleicht übertrieben, ist es aber nicht. Was Sie



jetzt sehen und mit Ihren Händen berühren werden, ist heilig. Es gibt keinen passenderen Ausdruck dafür.«

Aomame nickte nur stumm. Lieber nichts Unnötiges sagen.

Der Kahle sprach weiter. »Es tut mir leid, aber wir haben Ihre persönlichen Hintergründe untersucht. Das ist Ihnen sicher nicht angenehm, aber es musste sein. Wir haben gewichtige Gründe.«

Während sie ihm zuhörte, sah sie sich nach dem Pferdeschwanz um. Er saß mit geradem Rücken auf einem Stuhl neben der Tür, beide Hände auf die Knie gelegt und das Kinn eingezogen. Seine Haltung war völlig unbewegt, als würde er für eine Fotografie posieren. Dabei ließ er Aomame kein einziges Mal aus den Augen.

Der Kahle warf einen kurzen Blick nach unten, wie um den abgewetzten Zustand seiner schwarzen Schuhe zu überprüfen. Dann hob er den Kopf und sah Aomame an. »Abschließend kann ich sagen, dass wir auf nichts gestoßen sind, das ein Problem darstellen könnte. Deshalb haben wir Sie heute hergebeten. Es heißt, Sie seien eine sehr kompetente Trainerin. Ihr Ruf ist ausgezeichnet.«

»Vielen Dank«, sagte Aomame.

»Wir haben erfahren, dass Sie selbst Zeugin Jehovas waren. Das ist doch richtig?«

»Ja. Meine Eltern waren Mitglieder, und so war ich es auch von Geburt an«, sagte Aomame. »Nicht aus eigenem Willen. Ich bin schon vor sehr langer Zeit ausgetreten.«

Ob sie auch herausbekommen haben, dass Ayumi und ich ab und zu in Roppongi Männer aufgerissen haben? Nein, so was interessiert sie nicht. Und selbst wenn sie es herausgefunden haben, scheinen sie es nicht für wichtig

oder unverzeihlich zu halten. Sonst wäre ich ja jetzt nicht hier.

»Auch das wissen wir«, fuhr der Mann fort. »Immerhin haben Sie eine gewisse Zeit in einer Gemeinschaft von Gläubigen gelebt. Während der Kindheit ist so etwas sehr prägend. Daher verstehen Sie sicher ungefähr, was es bedeutet, wenn etwas heilig ist. Dieses Heilige ist die bedeutendste Grundlage jedes Glaubens. Es gibt Bereiche auf dieser Welt, die wir nicht betreten dürfen oder auf keinen Fall betreten sollten. Dies anzuerkennen und ihnen höchste Ehrerbietung zuteil werden zu lassen, gilt allen Glaubensrichtungen als wichtigstes Prinzip. Sie verstehen, was ich Ihnen sagen möchte?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Aomame. »Ob ich es akzeptiere, ist eine andere Frage.«

»Natürlich«, sagte der Kahle. »Selbstverständlich brauchen Sie es nicht zu akzeptieren. Es ist unser Glaube und nicht Ihrer. Aber heute werden Sie vielleicht etwas Besonderes sehen, das Ihren Unglauben überwindet. Ein außergewöhnliches Wesen.«

Aomame schwieg. Ein außergewöhnliches Wesen.

Der Kahle kniff die Augen zusammen und taxierte einen Moment lang ihr Schweigen. »Ganz gleich, was Sie sehen werden«, sagte er dann gelassen, »Sie werden nirgendwo darüber sprechen. Es würde unser Heiligstes unwiderruflich beflecken, wenn etwas davon nach außen dränge. Es wäre, als würde ein schöner klarer Teich mit etwas Widerlichem verschmutzt. So empfinden wir es, ganz gleich, was die irdische Gerichtsbarkeit oder die Allgemeinheit davon hält. Bitte, haben Sie Verständnis. Wenn Sie dazu imstande sind und Ihr Versprechen halten, werden wir Sie reichlich

belohnen.«

»Ich habe verstanden«, sagte Aomame.

»Unsere Gemeinschaft ist klein«, fuhr er fort. »Aber wir haben ein starkes Herz und einen langen Arm.«

Aha, einen langen Arm also, dachte Aomame. Wie lang, das werde ich jetzt wohl herausfinden.

Mit verschränkten Armen an den Schreibtisch gelehnt, musterte er Aomame. Sein Blick war abschätzend, als kontrolliere er, ob ein Bilderrahmen an der Wand gerade hing. Sein Kollege mit dem Pferdeschwanz verharrte noch immer in der gleichen Haltung. Auch sein Blick war auf Aomame gerichtet. Unverändert und ununterbrochen.

Der Kahle sah auf die Uhr.

»Gut, gehen wir hinein«, sagte er. Er räusperte sich trocken und durchschritt feierlich den Raum, wie ein Heiliger, der über einen See wandelt. Er klopfte zweimal leicht an die Tür zum Nebenzimmer, öffnete sie, ohne eine Antwort abzuwarten, verbeugte sich leicht und trat ein. Aomame nahm ihre Sporttasche und folgte ihm. Während sie mit festen Schritten über den Teppichboden ging, vergewisserte sie sich, dass sie nicht unregelmäßig atmete. Ihr Finger lag entschlossen am Abzug einer imaginären Pistole. Keine Angst, es ist wie immer, sagte sich Aomame und fürchtete sich dennoch. Es war, als klebten Eissplitter an ihrem Rückgrat. Aus einem Eis, das nicht so leicht schmelzen würde. Ich bin gelassen, ich bin ganz ruhig und fürchte mich aus tiefster Seele.

Es gibt Bereiche auf dieser Welt, die wir nicht betreten dürfen oder auf keinen Fall betreten sollten, hatte der Mann mit dem rasierten Kopf gesagt. Aomame wusste, was er meinte. Sie hatte selbst in einer Welt gelebt, in deren

Zentrum ein solcher Bereich lag, oder nein, wahrscheinlich lebte sie in Wirklichkeit noch immer in dieser Welt. Und merkte es nur nicht.

Aomame sprach wieder ihr Gebet, diesmal stumm und ohne die Lippen zu bewegen. Dann holte sie einmal tief Luft und betrat den nächsten Raum.

## KAPITEL 8

### Tengo

#### Wenn die Katzen kommen

Nach dem Abend, an dem Yasuda Tengo angerufen hatte, um ihm mitzuteilen, seine Frau sei verlorengegangen und würde ihn nie wieder aufsuchen, und Ushikawa ihm kaum eine Stunde später eröffnet hatte, dass er und Fukaeri gemeinsam die Rolle von Hauptträgern eines »gedankenverbrecherischen« Virus spielten, verlief der Rest der Woche ungewöhnlich ruhig. Die Botschaften beider Männer waren von tieferer Bedeutung für ihn (anders konnte er es sich nicht vorstellen). Sie hatten sie verkündet wie Römer, die in ihrer Toga ein Podest auf dem Forum bestiegen und den interessierten Bürgern eine Bekanntmachung verlasen. Und beide hatten aufgelegt, ehe Tengo sich äußern konnte.

Nach den beiden abendlichen Anrufen hatte sich niemand mehr bei ihm gemeldet. Weder per Telefon noch per Post. Es klopfte auch nicht an der Tür, und nicht einmal eine kluge Brieftaube gurrte vor seinem Fenster. Weder Komatsu noch Professor Ebisuno, weder Fukaeri noch Kyoko Yasuda schienen Tengo etwas mitzuteilen zu haben.

Tengo hatte auch seinerseits das Interesse an diesen

Menschen verloren. Nein, nicht nur an ihnen, ihm schien das Interesse an allen Dingen abhandengekommen zu sein. Die Verkaufszahlen von Die Puppe aus Luft, wo Fukaeri war und was sie tat, Komatsus raffinierte Strategien, das Ergebnis von Professor Ebisunos eiskalten Machenschaften, inwieweit die Massenmedien die Wahrheit schrieben und welche Schachzüge die geheimnisvolle Sekte der Vorreiter unternahm – all das kümmerte ihn kaum. Wenn er mit dem Boot, in dem er zufällig saß, Hals über Kopf einen Wasserfall hinunterstürzte, konnte er nichts dagegen tun, nur stürzen. Kein noch so verzweifelter Versuch würde den Lauf des Flusses ändern.

Natürlich machte er sich Sorgen um Kyoko Yasuda. Er hatte keine Ahnung, was vorgefallen war, aber hätte er irgendetwas tun können, er hätte keine Mühe gescheut. Doch was immer die Probleme waren, vor denen sie stand, es lag nicht in seiner Macht, ihr zu helfen. Praktisch konnte er gar nichts tun.

Das Zeitunglesen hatte er völlig eingestellt. Die Welt hatte sich zu einem Ort entwickelt, der nichts mit ihm zu tun hatte. Lethargie umgab ihn wie eine persönliche Ausdünstung. Der Anblick von Die Puppe aus Luft in den Schaufenstern verdross ihn, also hielt er sich von allen Buchhandlungen fern. Er pendelte nur noch auf direktem Weg zwischen seiner Wohnung und der Schule hin und her. Alle Welt hatte bereits Ferien, aber da die Yobiko spezielle Sommerkurse veranstaltete, gab es in dieser Zeit mehr zu tun als sonst, ein Umstand, den Tengo sehr begrüßte. Beim Unterricht brauchte er wenigstens an nichts anderes zu denken als an mathematische Aufgaben.

Auch die Arbeit an seinem Roman stagnierte. Selbst wenn er sich an den Schreibtisch setzte und das

Textverarbeitungsgerät einschaltete, brachte er nichts zustande. Jeder Gedanke, den er zu fassen versuchte, wurde von Fetzen aus den Gesprächen mit Kyoko Yasudas Mann oder Ushikawa verdrängt. Er konnte sich einfach nicht konzentrieren.

MEINE FRAU IST VERLORENGEGANGEN. SIE WIRD NIE MEHR ZU IHNEN KOMMEN, GANZ GLEICH IN WELCHER FORM.

Hatte Kyoko Yasudas Mann gesagt.

WENN SIE MIR EINEN VERGLEICH AUS DER GRIECHISCHEN MYTHOLOGIE GESTATTEN, KÖNNTE MAN VIELLEICHT SAGEN, IHR HABT EINE ART BÜCHSE DER PANDORA GEÖFFNET, AUS DER ALLES MÖGLICHE ENTWICHEN IST. MEINER EINSCHÄTZUNG NACH ENTSPRICHT DAS IN ETWA DER AUFFASSUNG MEINES KLIENTEN. SIE UND FUKAERI SIND SICH SOZUSAGEN ZUFÄLLIG BEGEGNET UND WURDEN ZU EINER UNVERMUTET MÄCHTIGEN VERBINDUNG. IHR HABT EUCH GEGENSEITIG ÄUSSERST WIRKUNGSVOLL ERGÄNZT, DEM JEWEILS ANDEREN DEN TEIL HINZUGEFGÜGT, DER IHM FEHLTE.

Hatte Ushikawa gesagt.

Beide Äußerungen waren extrem verschwommen und in ihrem Kern dunkel und ausweichend. Doch etwas hatten sie gemeinsam: Sie schienen vermitteln zu wollen, dass Tengo irgendeine Kraft, von der er selbst nichts wusste, freigesetzt hatte und diese Kraft nun einen konkreten Einfluss auf die Welt ausübte (offenbar sogar eine recht unschöne Art von Einfluss).

Tengo schaltete das Textverarbeitungsgerät aus, setzte sich auf den Boden und starrte eine Weile das Telefon an.

Er brauchte mehr Hinweise, mehr Teile von dem Puzzle. Aber niemand gab ihm welche. Freigebigkeit war eine Eigenschaft, an der auf dieser Welt ein (chronischer) Mangel herrschte.

Er überlegte, ob er jemanden anrufen sollte, Komatsu, Professor Ebisuno oder Ushikawa. Aber dazu verspürte er nicht die geringste Lust. Er hatte ihre nutzlosen sybillinischen Andeutungen gründlich satt. Sobald er einen von ihnen aufforderte, ihm einen Hinweis zur Lösung des Rätsels zu geben, speisten sie ihn nur wieder mit einem neuen Rätsel ab. Er konnte dieses Spiel nicht bis in alle Ewigkeit fortsetzen. Fukaeri und Tengo waren ein unschlagbares Paar. Reichte das nicht? Sie waren wie Sonny und Cher. Das ultimative Duo. The Beat Goes On.

Die Tage vergingen. Tengo wurde es bald müde, in seiner Wohnung zu sitzen und zu warten, dass etwas passierte. Also steckte er seine Brieftasche und ein Taschenbuch ein, setzte eine Baseballkappe und eine Sonnenbrille auf und verließ das Haus. Mit forschen Schritten ging er zum Bahnhof, zeigte seine Monatskarte und stieg in einen Expresszug der Chuo-Linie. Wohin er fahren wollte, wusste er noch nicht. Er war einfach in die nächstbeste Bahn gestiegen. Sie war leer. Tengo hatte an diesem Tag keine Verpflichtungen. Er besaß die Freiheit, zu fahren, wohin er wollte, und zu tun, was er wollte (oder auch gar nichts zu tun). Es war zehn Uhr an einem windstillen Sommermorgen, die Sonne schien kräftig.

Er nahm sich vor, darauf zu achten, ob ihm einer der »Kundschafter« folgte, von denen Ushikawa gesprochen hatte. Also blieb er auf dem Weg zum Bahnhof mehrmals abrupt stehen und drehte sich blitzschnell um. Aber niemand schien ihn zu beschatten. Zuerst ging er

absichtlich auf einen anderen Bahnsteig und tat dann, als würde er plötzlich seine Meinung ändern, machte kehrt und rannte eine Treppe hinunter, entdeckte jedoch niemanden, der sich ähnlich verhielt. Anscheinend litt er jetzt unter Verfolgungswahn. Es war niemand hinter ihm her. So bedeutend war er nicht, und so viel Zeit hatten die bestimmt auch nicht. Er wusste ja selbst nicht, wohin er fahren und was er machen wollte. Eigentlich war er selbst es, der sich neugierig beobachtete. Was würde er als Nächstes tun?

Die Bahn, mit der er fuhr, passierte Shinjuku, Yotsuya und Ochanomizu. Am Bahnhof Tokio, ihrer Endhaltestelle, stiegen alle Fahrgäste aus. Tengo natürlich auch. Zunächst setzte er sich auf eine Bank und überlegte noch einmal, was er tun sollte. Wohin konnte er fahren? Ich bin am Bahnhof Tokio, dachte er. Und habe den ganzen Tag nichts vor. Von hier aus kann ich fahren, wohin ich will. Es wird sicher ziemlich heiß heute. Ich könnte ans Meer fahren. Er hob den Kopf und schaute auf die Anzeigetafel.

Und dann wusste er plötzlich, was er tun wollte.

Er schüttelte mehrmals den Kopf, doch es half nichts, der Gedanke ließ sich nicht vertreiben. Als er am Bahnhof Koenji in die Chuo-Linie gestiegen war, hatte er sich unbewusst bereits entschieden. Seufzend erhob er sich von der Bank und ging die Treppe zum Bahnsteig der Sobu-Linie hinunter. Er erkundigte sich bei einem Bahnbeamten, wie man am schnellsten nach Chikura kam, und dieser blätterte im Fahrplan nach. Um halb zwölf gab es einen Sonderexpress in Richtung Tateyama, dort stieg man in einen normalen Zug um und kam gegen zwei in Chikura an. Tengo kaufte eine Hin- und Rückfahrkarte und eine Sitzreservierung für den Express. Anschließend ging er in



ein Restaurant im Bahnhofsgebäude und bestellte sich Curryreis und einen Salat. Die restliche Zeit vertrieb er sich mit einem dünnen Kaffee.

Der Gedanke, seinen Vater zu besuchen, bedrückte ihn. Sein Vater war ihm nie sympathisch gewesen, und er konnte sich umgekehrt auch nicht vorstellen, dass dieser besondere elterliche Zuneigung zu ihm hegte. Tengo wusste nicht einmal, ob sein Vater überhaupt Interesse daran hatte, ihn zu sehen. Nachdem Tengo sich schon im Grundschulalter strikt geweigert hatte, ihn bei seiner Arbeit – dem Kassieren von Rundfunkgebühren – zu begleiten, war die Atmosphäre zwischen ihnen mehr als kühl gewesen. Von da an war Tengo seinem Vater bewusst aus dem Weg gegangen, und sie hatten nur noch das Allernötigste miteinander geredet. Vor vier Jahren war sein Vater in den Ruhestand getreten und bald danach in ein Sanatorium für demenzkranke Menschen in Chikura gezogen. Tengo hatte ihn bisher nur zweimal dort besucht, einmal unmittelbar nach seinem Einzug, um als sein einziger Angehöriger einige Formalitäten zu erledigen, und auch beim zweiten Mal hatte eine praktische Angelegenheit seine Anwesenheit erfordert. Öfter war er nicht dort gewesen.

Das Sanatorium lag auf einem weitläufigen Areal, das durch eine Straße von der Küste getrennt war. Eine Lebensversicherung hatte die ehemalige Sommerresidenz einer Industriellenfamilie aufgekauft, später war sie dann in ein Sanatorium für Demenzkranke umgewandelt worden. Die Anlage mit den alten verwitterten Holzbauten, zwischen die sich neue zweistöckige Gebäude aus Stahlbeton mischten, vermittelte von außen gesehen einen etwas widersprüchlichen Eindruck. Doch die Luft war

sauber, und abgesehen vom Rauschen der Wellen war es immer ruhig. An Tagen, an denen der Wind nicht so stark war, konnte man einen Strandspaziergang machen. Zum Garten gehörte ein sehr hübsches Kiefernwäldchen, das als Windschutz diente. Außerdem bestand auch die Möglichkeit medizinischer Betreuung.

Dank seiner Krankenversicherung, der Pensionskasse, seiner Ersparnisse und seiner Rente war es Tengos Vater vergönnt, den Rest seines Lebens ohne Einschränkungen dort zu verbringen. Und dank seiner Festanstellung bei NHK. Auch wenn er kein nennenswertes Vermögen hinterlassen würde, so war doch wenigstens seine Pflege gesichert. Dafür war Tengo sehr dankbar. Denn er hatte weder die Absicht, irgendetwas von diesem Mann anzunehmen, noch den Wunsch, ihm etwas zu geben, ob er nun sein leiblicher Vater war oder nicht. Sie waren Menschen mit gänzlich verschiedenen Ursprüngen und Zielen, die zufällig einige Jahre ihres Lebens miteinander verbracht hatten. Mehr nicht. Tengo fand es traurig, dass es so gekommen war, doch es gab nichts, das er dagegen hätte tun können.

Aber er wusste, dass es Zeit war, den alten Mann einmal zu besuchen. Er verspürte nicht die geringste Lust dazu und wäre am liebsten auf der Stelle umgekehrt und wieder nach Hause gefahren. Aber nun hatte er schon die Hin- und Rückfahrkarten für den normalen Zug und den Express in der Tasche. Also ließ er den Dingen ihren Lauf.

Er stand auf, zahlte die Restaurantrechnung, stellte sich auf den Bahnsteig und wartete auf den Express nach Tateyama. Noch einmal blickte er sich argwöhnisch um, konnte aber niemanden entdecken, der ein »Kundschafter« hätte sein können. Um ihn herum waren nur fröhliche

Familien, die das Wochenende am Meer verbringen wollten. Er nahm die Sonnenbrille ab, steckte sie in die Tasche und schob seine Baseballkappe zurück. Das würde ja sowieso nichts helfen. Wenn sie ihn beobachten wollten, bitte schön, sollten sie doch. Also, ich fahre jetzt nach Chiba in ein Kaff am Meer und besuche meinen demenzkranken Vater. Vielleicht erinnert er sich noch daran, dass er einen Sohn hat, vielleicht auch nicht. Beim letzten Mal war er sich schon ziemlich unsicher. Wahrscheinlich hat sein Zustand sich inzwischen verschlechtert. Seine Demenz wird immer mehr voranschreiten, eine Heilung gibt es nicht. So hat man es mir damals gesagt. Es ist wie bei einem Zahnrad, das sich nur vorwärts bewegt.

Das war alles, was Tengo über Demenz wusste.

Als der Zug den Bahnhof verließ, zog er das mitgebrachte Taschenbuch hervor und las. Es war eine Anthologie mit Kurzgeschichten zum Thema Reise. Eine davon handelte von einem jungen Mann, der in eine Stadt kommt, die von Katzen beherrscht wird. »Die Stadt der Katzen« hieß sie. Es war eine phantastische Geschichte, geschrieben von einem deutschen Autor, dessen Namen er noch nie gehört hatte. Laut Anmerkung stammte sie aus der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg.

Dieser junge Mann also reiste allein, sein einziges Gepäckstück war eine Aktentasche. Ein bestimmtes Ziel hatte er nicht. Er stieg einfach in einen Zug, und wenn es ihm irgendwo gefiel, stieg er aus. Er nahm sich eine Unterkunft, besichtigte die Orte, blieb, solange er wollte, und wenn er genug hatte, stieg er wieder in den Zug. Jeden Urlaub verbrachte er auf diese Weise.

Eines Tages sah er durch sein Zugfenster einen schönen

Fluss, der sich durch sanfte grüne Hügel schlängelte, zu deren Füßen eine kleine, beschaulich wirkende Stadt lag, in die eine alte Steinbrücke hineinführte. Der Anblick verlockte ihn sehr. Bestimmt konnte man hier guten Flussfisch essen. Als der Zug hielt, nahm der junge Mann seine Tasche und stieg als Einziger aus. Kaum war er draußen, fuhr der Zug auch schon weiter.

Es gab keine Bahnbeamten. Offenbar war es eine sehr ruhige Station. Der junge Mann überquerte die Steinbrücke und ging in die Stadt. Dort war es mucksmäuschenstill. Keine Menschenseele zu sehen. Alle Geschäfte waren geschlossen, auch im Rathaus war niemand. Nicht einmal der Empfang des einzigen Hotels war besetzt. Auch auf sein Läuten erschien niemand. Der Ort schien menschenleer zu sein. Oder vielleicht hielten sämtliche Bewohner Mittagsschlaf? Aber es war erst halb elf am Vormittag. Viel zu früh. Oder vielleicht hatten die Menschen aus irgendeinem Grund die Stadt verlassen. Jedenfalls würde vor dem nächsten Morgen kein Zug kommen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Nacht hier zu verbringen. Der junge Mann vertrieb sich die Zeit, indem er ziellos umherschlenderte.

In Wahrheit jedoch war er in die Stadt der Katzen gelangt. Als die Sonne unterging, strömten sie über die Steinbrücke herein. Alle möglichen Arten mit allen möglichen Zeichnungen. Sie waren viel größer als gewöhnliche Katzen, aber es handelte sich eindeutig um Katzen. Bei ihrem Anblick erschrak der junge Mann so sehr, dass er hastig auf den Glockenturm in der Mitte der Stadt kletterte und sich dort versteckte. Die Katzen öffneten, wie sie es offenbar gewohnt waren, ihre Geschäfte oder begaben sich auf ihre Plätze im Rathaus und nahmen

ihre jeweilige Arbeit auf. Einige Zeit später strömte abermals eine große Zahl von Katzen über die Brücke in die Stadt. Sie machten Einkäufe in den Geschäften, erledigten amtliche Formalitäten im Rathaus und speisten im Hotelrestaurant. Sogar Bier tranken sie in einer Kneipe. Einige der angeheiterten Zecher sangen, eine Katze spielte Akkordeon, und andere tanzten dazu. Katzen brauchen kaum Licht, denn sie können im Dunkeln sehen. Aber da in dieser Nacht der Vollmond die Stadt bis in jeden Winkel erhellte, konnte der junge Mann von seinem Glockenturm aus alles genauestens beobachten. Als die Morgendämmerung kam, schlossen die Katzen die Geschäfte, beendeten ihre Einkäufe und Erledigungen und machten sich eine nach der anderen über die Brücke auf den Heimweg.

Als bei Tagesanbruch alle Katzen verschwunden waren, stieg der junge Mann vom Glockenturm in die leere Stadt herunter, legte sich in ein Hotelbett und schlief sich gründlich aus. Seinen Hunger stillte er mit einem Fischgericht und Brot, von dem in der Hotelküche etwas übrig geblieben war. Sobald die Dunkelheit einsetzte, versteckte er sich abermals auf dem Glockenturm und beobachtete das Treiben der Katzen, bis der Morgen graute. Vormittags und nachmittags hielt jeweils ein Zug aus beiden Richtungen am Bahnhof. Mit dem Vormittagszug hätte er weiterfahren können, der Zug am Nachmittag hätte ihn dorthin zurückgebracht, wo er herkam. Bisher war an dem Bahnhof weder jemand aus- noch eingestiegen. Dennoch hielten die Züge getreulich an und fuhren erst nach einer Minute weiter. Er hätte also, wenn er gewollt hätte, in einen Zug steigen und die unheimliche Stadt der Katzen verlassen könnten. Aber er tat es nicht. Er war jung

und voller Neugier. Ehrgeizig und abenteuerlustig. Er wollte das seltsame Spiel in der Katzenstadt zu gern noch einmal sehen. Wollte unbedingt erfahren, seit wann und wieso es diese Katzenstadt gab, wie sie funktionierte und was die Katzen eigentlich dort taten. Bestimmt hatte sie noch keiner vor ihm gesehen.

In seiner dritten Nacht entstand plötzlich Unruhe auf dem Marktplatz unter dem Glockenturm. »Was ist denn das? Riecht es hier nicht nach Mensch?«, rief eine der Katzen. »Jetzt wo du es sagst, mir ist schon seit Tagen so ein komischer Geruch aufgefallen«, pflichtete eine andere ihr schnuppernd bei. »Mir auch«, bestätigte eine dritte. »Aber das ist doch unmöglich, hier kommen doch keine Menschen her«, sagte wieder eine andere. »Ja, stimmt, die können ja gar nicht in unsere Stadt.« »Trotzdem riecht es hier nach Mensch.«

Nun fanden die Katzen sich zu mehreren Gruppen zusammen und durchsuchten beinahe wie eine Bürgerwehr die ganze Stadt bis in den letzten Winkel. Katzen haben, wenn es darauf ankommt, einen ausgezeichneten Geruchssinn. Es dauerte nicht lange, bis sie entdeckten, dass der verdächtige Geruch aus dem Glockenturm kam. Der junge Mann hörte, wie sie sacht auf leisen, weichen Pfoten die Treppe hinaufgehuscht kamen. Jetzt geht es mir an den Kragen, dachte er. Der Menschengeruch schien die Katzen zu reizen und in große Wut zu versetzen. Sie hatten große, scharfe Krallen und spitze weiße Zähne. Und sie wollten keine Menschen in ihrer Stadt. Was würden sie mit ihm machen, wenn sie ihn entdeckten? Er konnte sich nicht vorstellen, dass jemand, der das Geheimnis kannte, die Stadt unbehelligt verlassen durfte.

Drei der Katzen kamen in den Glockenturm hinauf und

schnupperten überall herum. »Komisch«, sagte eine, und ihre Schnurrbarthaare zitterten. »Der Geruch ist da, aber kein Mensch.«

»Das ist allerdings merkwürdig«, sagte die zweite.

»Jedenfalls ist hier niemand. Kommt, wir suchen woanders.«

»Es ist unbegreiflich.« Sie schüttelten verwundert die Köpfe und machten sich davon. Der junge Mann hörte, wie die Katzen auf leisen Pfoten die Treppe hinuntersprangen und ihre Geräusche schließlich in der Dunkelheit verstummten. Er war furchtbar erleichtert, konnte sich aber nicht erklären, warum die Katzen ihn nicht gefunden hatten. Sie waren in der engen Turmkammer buchstäblich mit den Nasen auf ihn gestoßen. Eigentlich hätten sie ihn gar nicht übersehen können. Wie sonderbar. Auf alle Fälle wollte er, sobald es Morgen würde, zum Bahnhof gehen und mit dem Vormittagszug die Stadt verlassen. Zu bleiben wäre viel zu gefährlich gewesen. Solches Glück würde er nicht immer haben.

Doch am nächsten Vormittag raste der Zug, statt zu halten, vor den Augen des jungen Mannes am Bahnhof vorbei, ohne seine Fahrt auch nur zu verlangsamen. Beim Nachmittagszug war es das Gleiche. Der junge Mann konnte ganz deutlich den Zugführer auf seinem Sitz und die Gesichter der Fahrgäste in den Fenstern erkennen. Doch der Zug machte keine Anstalten, stehenzubleiben. Niemand schien den Bahnhof und erst recht nicht den Wartenden wahrzunehmen. Als der letzte Anhänger des Nachmittagszugs außer Sichtweite war, senkte sich eine beispiellose Stille über die Umgebung. Die Sonne ging unter. Es war die Zeit, in der die Katzen kamen. Der junge Mann wusste, dass er verloren war. Endlich begriff er, dass

er gar nicht in der Stadt der Katzen war. Er war an dem Ort, an dem er sich verlieren sollte. Der Ort war nicht von dieser Welt, er existierte nur für ihn. Und nie mehr würde an dem Bahnhof ein Zug halten, um ihn in seine ursprüngliche Welt zurückzubringen.

Tengo las die Geschichte zweimal. Der Satz von dem Ort, an dem er sich verlieren sollte, hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Er klappte das Buch zu und blickte unverwandt auf die vor dem Fenster vorüberziehende hässliche Industrielandschaft an der Küste. Die Flammen aus den Ölraffinerien, gewaltige Gastanker, dicke Schornsteine, die in die Höhe ragten wie Langstreckenraketen. Die Schlangen von schweren Trucks und Tanklastwagen auf der Straße. Die Szenerie war weit entfernt von der idyllischen Landschaft, in der die Stadt der Katzen lag. Der Küstenstreifen war wie ein ominöses anderweltliches Reich, das das Leben in der großen Metropole aufrechterhielt.

Tengo schloss die Augen und versuchte sich den Ort vorzustellen, an dem Kyoko Yasuda sich selbst verloren hatte und nun gefangen war. Auch dort hielt kein Zug. Es gab kein Telefon und auch keine Post. Am Tag herrschte völlige Einsamkeit, und in der Dunkelheit der Nacht suchten die Katzen hartnäckig nach ihr. Und das wiederholte sich endlos. Unversehens war Tengo auf seinem Sitz eingenickt. Er schlief nicht lange, aber tief, und als er erwachte, war er in Schweiß gebadet. Der Zug fuhr nun die hochsommerliche Minami-Boso-Küste entlang.

In Tateyama stieg er in einen Bummelzug um, und als er in Chikura ausstieg, umfing ihn sogleich der vertraute Geruch nach Meer und Strand. Alle Menschen, denen er auf der Straße begegnete, schienen braungebrannt. Vom Bahnhof nahm er sich ein Taxi zum Sanatorium. An der



Rezeption nannte er seinen Namen und den seines Vaters.

»Hatten Sie Ihren Besuch angekündigt?«, fragte ihn die Krankenschwester etwas streng. Sie war eine kleine Frau in mittlerem Alter und trug eine Brille mit Goldrand. Ihr kurzes Haar war bereits von einigen weißen Strähnen durchzogen. Der Ring an ihrem kurzen Ringfinger wirkte, als habe sie ihn passend zu ihrer Brille gekauft. »Tamura« stand auf ihrem Namensschild.

»Nein, die Idee ist mir erst heute Morgen gekommen, und ich habe mich spontan in den Zug gesetzt«, sagte Tengo aufrichtig.

Die Schwester musterte ihn mit einem leicht empörten Blick. »Wenn man jemanden besuchen möchte, sollte man sich vorher anmelden. Es gibt hier einen festen Tagesablauf, außerdem haben die Patienten auch Termine.«

»Entschuldigen Sie. Das habe ich nicht gewusst.«

»Wann haben Sie Ihren Vater das letzte Mal besucht?«

»Vor zwei Jahren.«

»Vor zwei Jahren«, wiederholte die Schwester, während sie mit einem Kugelschreiber in der einen Hand die Besucherliste durchging. »Das heißt, Sie haben ihn seit zwei Jahren nicht gesehen?«

»Ja«, sagte Tengo.

»Nach unseren Unterlagen sind Sie Herrn Kawanas einziger Angehöriger.«

»Das stimmt.«

Die Schwester legte die Liste auf die Theke und sah Tengo kurz ins Gesicht, sagte aber nichts mehr. In ihrem Blick lag kein Vorwurf. Sie vergewisserte sich nur. Tengo schien

keine besondere Ausnahme zu sein.

»Ihr Vater ist gerade in einer Reha-Gruppe. Sie ist in etwa dreißig Minuten zu Ende. Danach können Sie ihn sehen.«

»In welchem Zustand ist mein Vater?«

»Körperlich ist er gesund. Er hat keine besonderen Probleme. Mit dem anderen geht es auf und ab. Da gibt es immer solche und solche Tage«, sagte die Schwester, den Zeigefinger leicht an die Schläfe gelegt. »Da müssen Sie sich schon mit eigenen Augen überzeugen.«

Tengo bedankte sich. Er setzte sich auf ein Sofa in der Lounge neben dem Eingang, das einen altertümlichen Geruch verströmte, und vertrieb sich die Zeit, indem er weiter in seinem Taschenbuch las. Mitunter wehte eine Brise den Geruch des Meeres zu ihm herüber, und die Äste der Kiefern rauschten erfrischend. In ihnen lebten offenbar zahlreiche Zikaden, die, als wüssten sie um das nahende Ende des Sommers, noch einmal schrillten, so laut sie konnten. Es klang, als würden sie die Kürze der ihnen noch bleibenden Lebenszeit beklagen.

Nicht lange, und die bebrillte Schwester Tamura teilte Tengo mit, die Reha-Maßnahme sei nun beendet, und er könne seinen Vater sehen.

»Ich bringe Sie auf sein Zimmer«, sagte sie. Tengo erhob sich. Als sie an einem großen Spiegel vorbeigingen, wurde ihm plötzlich klar, wie abgerissen er aussah. Über seinem T-Shirt mit der Aufschrift »Jeff Beck in Concert in Japan« trug er ein ausgebleichenes offenes Jeanshemd, dazu Chinos mit Pizzaflecken am Knie und abgewetzte khakifarbene Turnschuhe, die er schon länger nicht gewaschen hatte. Dazu die Baseballmütze. Wirklich nicht die passende Aufmachung für einen Dreißigjährigen, der zum ersten Mal

seit zwei Jahren wieder seinen Vater besuchte. Nicht einmal an ein Mitbringsel hatte er gedacht. Mehr als das Taschenbuch hatte er nicht dabei. Kein Wunder, dass die Schwester ihn empört angesehen hatte.

Auf dem Weg durch den Garten zu dem Gebäude, in dem das Zimmer seines Vaters sich befand, erklärte ihm die Schwester, dass das Sanatorium in drei dem Schweregrad der Erkrankung entsprechende Trakte unterteilt war. Tengos Vater befinde sich gegenwärtig im »mittleren« Haus. Am Anfang bezögen die meisten Patienten das Gebäude für »leichtere« Fälle, wechselten dann in das für »mittlere« und schließlich in das für »schwere«. Wie bei einer Tür, die sich nur nach einer Seite öffnete, bewegten sie sich stets nur in eine Richtung, ein Zurück gab es nie. Nach dem Haus für schwere Fälle gab es keine weitere Station, auf die man noch hätte umziehen können. Außer dem Krematorium – das sagte die Schwester natürlich nicht, doch es ging aus ihren Andeutungen hervor.

Sein Vater lebte in einem Zweibettzimmer, aber sein Zimmernachbar nahm gerade an einem Kurs teil und war nicht anwesend. Im Sanatorium wurde Töpfern, Gärtnern und Gymnastik angeboten. Man nannte das Reha-Kurse, obwohl keine Aussicht auf Genesung bestand. Ziel war es vor allem, das Fortschreiten der Krankheit zu verlangsamen. Oder schlicht und einfach die Zeit herumbzubringen. Tengos Vater saß auf einem Stuhl am offenen Fenster und schaute, die Hände parallel auf die Knie gelegt, ins Freie. Auf einem Tisch in der Nähe stand eine Topfpflanze mit vielen kleinen gelben Blüten. Der Fußboden war aus einem weichen Material, damit die Kranken sich nicht verletzten, falls sie einmal stürzten. Es gab zwei einfache Holzbetten, zwei Schreibtische und eine

Kommode für Kleidung und andere Habseligkeiten. Neben jedem Schreibtisch stand ein kleines Regal. Die Vorhänge hatten sich in den Jahren, in denen sie der Sonne ausgesetzt waren, gelblich verfärbt.

Tengo begriff nicht sofort, dass der alte Mann, der dort am Fenster saß, sein Vater war. Er war um eine Kleidergröße kleiner geworden. Nein, geschrumpft war wohl der bessere Ausdruck. Sein Haar war kurz und ganz weiß, wie ein reifbedeckter Rasen. Seine Wangen waren eingefallen, und seine tief in den Höhlen liegenden Augen wirkten viel größer als früher. Drei tiefe Kerben hatten sich in seine Stirn gegraben. Sein Kopf erschien asymmetrischer als früher, aber vielleicht fiel das wegen der kurzen Haare jetzt mehr auf. Die Augenbrauen waren lang und dicht. Auch aus seinen großen spitzen Ohren sprossen weiße Haare. Die Ohren wirkten ebenfalls größer, wie die Flügel einer Fledermaus. Nur die Nase hatte ihre Form nicht verändert. Im Gegensatz zu den Ohren war sie rund, etwas knollig und von rötlich-schwärzlichen Linien durchzogen. Die Mundwinkel hingen schlaff nach unten, und Speichel troff daraus hervor. Der Mund war leicht geöffnet, sodass man die unregelmäßigen Zähne sah. Die reglos am Fenster sitzende Gestalt seines Vaters erinnerte Tengo an ein spätes Selbstbildnis von van Gogh.

Der Mann warf, als Tengo das Zimmer betrat, nur einen kurzen Blick in seine Richtung und starrte dann weiter auf die Landschaft vor dem Fenster. Aus der Entfernung betrachtet, glich er eher einer Art Maus oder einem Eichhörnchen. Er wirkte nicht gerade gepflegt, aber man sah, dass es sich durchaus um ein intelligentes Wesen handelte. Ohne jeden Zweifel war es sein Vater. Oder vielleicht sollte er sagen, das, was von ihm übrig war.

Während der vergangenen beiden Jahre waren ihm offenbar die meisten seiner Fähigkeiten abhandengekommen. Er erinnerte an einen ohnehin schon ärmlichen Haushalt, dem der Gerichtsvollzieher erbarmungslos auch noch die letzten Besitztümer raubte. Der Vater, den Tengo gekannt hatte, war ein harter Mann gewesen, der unermüdlich arbeitete. Selbstbetrachtung und Phantasie waren ihm gänzlich fremde Größen gewesen, aber dennoch hatte er über eine eigene Ethik und einfache, aber feste Grundsätze verfügt. Er hatte nie versucht, sich vor etwas zu drücken, und jammern hatte Tengo ihn auch nie gehört. Doch der Mann, der nun vor ihm saß, war nur noch eine leere Hülle. Er glich einem verlassenen Raum, in dem sich keine Wärme gehalten hatte.

»Herr Kawana«, sagte die Schwester mit ihrer geübten lauten Stimme, an die die Patienten gewöhnt waren. »Herr Kawana, hallo, schauen Sie mal, wer da ist. Ihr Sohn.«

Sein Vater wandte sich ihm noch einmal zu. Seine ausdruckslosen Augen erinnerten Tengo an zwei leere Schwalbennester, die unter einem Vordach hängengeblieben waren.

»Hallo«, sagte Tengo.

»Herr Kawana, Ihr Sohn ist aus Tokio gekommen, um Sie zu besuchen«, sagte die Schwester.

Sein Vater sah Tengo nur wortlos ins Gesicht. Als versuche er, eine unverständliche, in einer Fremdsprache verfasste Bekanntmachung zu lesen.

»Um halb sieben gibt es Essen«, sagte die Schwester zu Tengo. »Bis dahin können Sie tun, was Sie möchten.«

Als die Krankenschwester fort war, ging Tengo nach kurzem Zögern zu seinem Vater und setzte sich auf den

Stuhl ihm gegenüber. Der Bezug war verblichen. Offenbar war er schon lange in Gebrauch, und das Holz war überall zerkratzt. Die Augen seines Vaters folgten Tengo.

»Wie geht es dir?«, fragte Tengo.

»Danke, und Ihnen?«, sagte sein Vater förmlich.

Tengo wusste nicht, was er noch sagen sollte. Er nestelte an den drei oberen Knöpfen seines Jeanshemds herum. Sein Blick wanderte zwischen dem zum Schutz vor dem Seewind angepflanzten Wäldchen draußen vor dem Fenster und dem Gesicht seines Vaters hin und her.

»Sie sind aus Tokio gekommen?«, fragte der Vater, der sich nicht an Tengo zu erinnern schien.

»Ja, aus Tokio.«

»Mit dem Expresszug, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Tengo. »Bis Tateyama mit dem Express. Dann bin ich in einen normalen Zug umgestiegen und bis Chikura gefahren.«

»Wollen Sie im Meer baden?«, fragte der Vater.

»Ich bin es, Tengo. Tengo Kawana. Dein Sohn.«

»Wo wohnen Sie in Tokio?«, fragte der Vater.

»In Koenji. Bezirk Suginami.«

Die drei Linien auf der Stirn des Vaters vertieften sich. »Viele Leute denken sich Lügen aus, weil sie ihre Rundfunkgebühren nicht zahlen wollen.«

»Vater!«, rief Tengo. Es war schon sehr lange her, dass er dieses Wort zuletzt in den Mund genommen hatte. »Ich bin es, Tengo. Dein Sohn.«

»Ich habe keinen Sohn«, sagte der Vater prompt.

»Du hast keinen Sohn«, wiederholte Tengo mechanisch.

Der Vater nickte.

»Ja, aber was bin dann ich?«, fragte Tengo.

»Sie sind nichts«, sagte der Vater. Und schüttelte zweimal barsch den Kopf.

Tengo schluckte, für einen Moment verschlug es ihm die Sprache. Auch sein Vater sagte nichts mehr. Beide spürten in der Stille den Wirrungen ihrer jeweiligen Gedanken nach. Nur die Zikaden schrillten unverdrossen weiter, so laut sie konnten.

Der Mann sprach womöglich die Wahrheit. Sein Gedächtnis war zerstört und sein Bewusstsein getrübt. Aber Tengo spürte intuitiv, dass sein Mund die Wahrheit sagte.

»Was bedeutet das?«, fragte er.

»Dass Sie nichts sind«, wiederholte der Vater emotionslos. »Sie waren nichts, Sie sind nichts, und Sie werden auch weiterhin nichts sein.«

Das reicht, dachte Tengo.

Er wollte sich von dem Stuhl erheben, zum Bahnhof gehen und nach Tokio zurückfahren. Er hatte gehört, was er hören sollte. Aber er konnte nicht aufstehen. Wie der junge Mann, der auf seiner Reise in die Stadt der Katzen gelangt war. Er war neugierig. Er wollte den tieferen Sinn verstehen, der sich hinter dem Ganzen verbarg. Eine klarere Antwort hören. Natürlich lauerte darin auch eine gewisse Gefahr. Doch wenn er jetzt die Gelegenheit verpasste, würde er das Geheimnis seiner Geburt niemals lüften. Es würde für immer im Chaos versinken.

Tengo reihte im Geist Worte aneinander und stellte sie wieder und wieder um. Dann sprach er sie aus, die kühne Frage, die er seit seiner Kindheit so viele Male hatte stellen wollen – und doch nie zu stellen gewagt hatte.

»Heißt das, dass du im biologischen Sinn nicht mein Vater bist? Dass wir nicht blutsverwandt sind?«

Der Vater schaute ihm wortlos ins Gesicht. Es war ihm nicht anzusehen, ob er die Bedeutung der Frage verstanden hatte.

»Funkwellen zu stehlen ist eine rechtswidrige Handlung«, sagte der Vater und blickte Tengo in die Augen. »Kein Unterschied zum Diebstahl von Geld und Eigentum. Finden Sie nicht?«

»Dem ist wohl so«, pflichtete Tengo ihm vorsichtig bei.

Sein Vater nickte, offenbar zufrieden.

»Die elektrischen Wellen fallen schließlich nicht kostenlos vom Himmel wie Regen oder Schnee«, fügte er hinzu.

Tengo blickte schweigend auf die Hände des Vaters, die gesittet auf seinen Knien lagen. Die rechte Hand auf dem rechten, die linke auf dem linken Knie. Sie rührten sich nicht. Kleine dunkle Hände. Es schien, als habe die Sonnenbräune seinen Körper bis ins Innere durchdrungen. Die Hände eines Menschen, der viele Jahre im Freien gearbeitet hatte.

»Meine Mutter ist gar nicht an einer Krankheit gestorben, als ich noch klein war, oder?«, fragte Tengo langsam und jedes Wort betonend.

Der Vater antwortete nicht. Sein Ausdruck änderte sich nicht, und auch seine Hände blieben unbeweglich. Er sah Tengo an wie einen Fremden.

»Meine Mutter hat dich verlassen. Und mich bei dir zurückgelassen. Wahrscheinlich wegen eines anderen Mannes. Stimmt doch, oder?«



Der Vater nickte. »Funkwellen zu stehlen ist nicht gut. Man kann nicht einfach tun, was man will, und ungestraft davonkommen.«

Tengo hatte das Gefühl, dass er die Frage genau verstanden hatte, aber nicht offen darüber sprechen wollte.

»Vater«, sagte Tengo bittend. »Vielleicht bist du ja in Wirklichkeit gar nicht mein Vater, aber ich will dich so nennen. Ich habe dich oft gehasst. Das weißt du doch? Aber wenn du nicht mein richtiger Vater wärst, nicht mein Blutsverwandter, hätte ich keinen Grund mehr, dich zu hassen. Ich weiß nicht, ob ich je Sympathie für dich empfinden kann, aber ich möchte dich wenigstens verstehen. Ich habe mich immer danach geseht, die Wahrheit zu erfahren. Wer ich bin, woher ich komme. Das ist alles, was ich wissen will. Aber es hat mir nie jemand gesagt. Wenn du mir jetzt die Wahrheit sagst, werde ich dich nicht mehr hassen oder ablehnen. Ich wäre sehr erleichtert, wenn ich aufhören könnte, dich zu hassen.«

Der Vater sah ihn unverändert stumm und ausdruckslos an. Dennoch schien in seinen leeren Schwalbennesteraugen etwas aufzuleuchten.

»Ich bin nichts«, sagte Tengo. »Du sagst es. Ich bin wie ein Mensch, den man ganz allein in der Nacht auf dem Ozean ausgesetzt hat und der nun dort umhertreibt. Wenn ich die Hände ausstrecke, ist niemand da. Wenn ich schreie, kommt keine Antwort. Ich habe nirgendwo eine Bindung. Außer dir gibt es niemanden, den ich als meine Familie bezeichnen könnte. Aber du willst nicht ein einziges Wort sagen und hältst an deinem Geheimnis fest. Von Tag zu Tag geht mehr von deinem Gedächtnis verloren, während deines ständigen Auf und Ab hier in dieser Stadt am Meer. Und damit auch von der Wahrheit

über mich. Ohne diese Wahrheit bin ich nichts und kann auch in der Zukunft nichts werden. Auch das ist genau, wie du sagst.«

»Wissen ist ein wertvolles Allgemeingut«, leierte sein Vater. Doch seine Stimme war ein wenig leiser geworden. Als habe jemand im Hintergrund einen Lautstärkeregler betätigt. »Dieses Gut muss vermehrt und sorgfältig genutzt werden. Damit wir eine reiche Ernte an die nächste Generation weitergeben können. Dafür braucht NHK die Rundfunkgebühren von allen ...«

Was er da sagt, ist wie ein Mantra für ihn, dachte Tengo. Durch dessen ständiges Herunterbeten er sich schützt. Ich muss diesen zähen Bann durchbrechen. Den Menschen aus Fleisch und Blut aus seiner Festung hervorlocken.

Er unterbrach seinen Vater. »Was war meine Mutter für ein Mensch? Wohin ist sie gegangen? Und was ist aus ihr geworden?«

Der Mann verstummte plötzlich. Er hatte den Faden seiner Litanei verloren.

Tengo fuhr fort. »Ich bin es leid, mein Leben damit zu verbringen, jemanden abzulehnen, zu hassen oder zu verfluchen. Und ich bin es leid, niemanden lieben zu können. Ich habe keinen einzigen Freund. Nicht einen einzigen. Ich kann ja nicht einmal mich selbst lieben. Warum kann ich das nicht? Weil ich auch niemand anderen lieben kann. Ein Mensch lernt, sich selbst zu lieben, indem er geliebt wird und wiederliebt. Verstehst du, was ich sage? Wer sich selbst nicht liebt, kann auch niemand anderen lieben. Nein, ich will dir nicht die Schuld dafür geben. Wenn man es sich genau überlegt, bist du ja selbst ein Opfer. Wahrscheinlich weißt auch du nicht, wie

man sich selbst liebt. Oder?«

Der Vater hüllte sich weiter in Schweigen. Seine Lippen blieben fest verschlossen. An seiner Miene war nicht zu erkennen, wie viel er von Tengos Rede verstanden hatte. Tengo verstummte und sank in seinen Stuhl. Durch das geöffnete Fenster wehte der Wind ins Zimmer. Er blähte die von der Sonne gebleichten Vorhänge und bewegte die kleinen gelben Blüten der Topfpflanze. Schließlich wehte er die Tür auf und zog hinaus in den Flur. Der Geruch des Meeres war stärker als vorher, und in das Zirpen der Zikaden mischte sich das weiche Rauschen, mit dem die Nadeln der Kiefern einander berührten.

»Ich habe eine Vision«, sprach Tengo mit ruhiger Stimme weiter. »Seit langem sehe ich immer wieder die gleiche Szene vor mir. Ich halte sie nicht für Einbildung, sondern für eine authentische Erinnerung. Ich bin anderthalb Jahre alt, und meine Mutter ist bei mir. Sie und ein junger Mann liegen sich in den Armen. Und dieser Mann bist nicht du. Wer es ist, weiß ich nicht. Nur, dass du es nicht bist. Es ist, als hätte diese Szene sich fest in meine Lider eingebrannt, und ich kann sie nicht loswerden. Warum, weiß ich nicht.«

Der Vater sagte nichts. Doch seine Augen sahen eindeutig etwas anderes, etwas, das nicht da war. Keiner von beiden sprach. Tengo lauschte dem Rauschen des Windes, das plötzlich lauter geworden war. Er wusste nicht, ob sein Vater es hörte.

»Würden Sie mir etwas vorlesen?«, fragte dieser nach langem Schweigen höflich. »Mir tun die Augen weh, deshalb kann ich nicht lesen. Ich kann der Schrift nicht lange folgen. Dort in dem Regal stehen Bücher. Bitte, wählen Sie aus, was Sie möchten.«

Resigniert stand Tengo auf und überflog die Rücken der Bände. Etwa zur Hälfte handelte es sich um historische Romane. Unter anderem standen dort sämtliche Bände von Daibosatsu toge – »Der Pass des Großen Bodhisattva« –, einer endlos langen Samuraigeschichte über das Ende des Shogunats. Tengo verspürte nicht die geringste Lust, seinem Vater aus diesen alten Schinken in antiquierter Sprache vorzulesen.

»Wenn es dir recht ist, würde ich dir gern die Geschichte von der Stadt der Katzen vorlesen«, sagte Tengo. »Aus einem Buch, das ich mitgebracht habe.«

»Stadt der Katzen«, sagte sein Vater. Er schien über den Titel nachzudenken. »Ja, bitte, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Tengo schaute auf die Uhr. »Nein, das macht mir nicht aus. Ich habe noch Zeit, bis mein Zug fährt. Ob sie dir gefällt, weiß ich nicht, sie ist ziemlich sonderbar.«

Tengo zog das Buch aus seiner Tasche und begann zu lesen. Sein Vater saß in seinem Stuhl am Fenster und hörte zu, ohne seine Haltung einmal zu verändern. Tengo las langsam und mit gut verständlicher Stimme. Sooft er eine kurze Atempause machte, sah er seinem Vater ins Gesicht, konnte aber keine Reaktion entdecken. Er hätte auch nicht sagen können, ob seinem Vater die Geschichte gefiel oder nicht. Als er zu Ende gelesen hatte, saß der Vater reglos und mit geschlossenen Augen da. Es sah aus, als sei er eingeschlafen. Aber so war es nicht, er war nur tief in die Welt der Geschichte eingetaucht. Und es dauerte eine Weile, bis er wieder zu sich kam. Tengo wartete geduldig. Das nachmittägliche Licht wurde allmählich schwächer, und die Dämmerung senkte sich über die Landschaft. Noch immer bewegte der Wind vom Meer die Äste der Kiefern.

»Gibt es diese Stadt der Katzen auch im Fernsehen?«, fragte sein Vater als Erstes. Wahrscheinlich aus beruflichem Interesse.

»Die Geschichte wurde in den dreißiger Jahren in Deutschland geschrieben, zu der Zeit war Fernsehen noch nicht verbreitet. Aber Radio gab es.«

»Ich war damals in der Mandschurei, da hatten wir kein Radio. Auch keinen Rundfunksender. Zeitungen gab es ganz selten, höchstens mal welche, die zwei Wochen alt waren. Nicht einmal zu essen hatten wir genug, Frauen auch nicht. Manchmal kamen Wölfe. Es war wie am Ende der Welt.«

Sein Vater schwieg eine Weile, er schien über etwas nachzudenken. Vielleicht erinnerte er sich an das harte Leben, das er in seiner Jugend als Pionier in der Mandschurei geführt hatte. Doch die Erinnerung schien sofort wieder zu verschwimmen und vom Nichts verschluckt zu werden. Tengo konnte diese Regungen am Gesicht seines Vaters ablesen.

»Ob die Katzen die Stadt gebaut haben? Oder Menschen? Und die Katzen haben sich später dort niedergelassen?«, fragte der Vater zur Fensterscheibe gewandt, als würde er mit sich selbst sprechen. Aber wahrscheinlich war die Frage an Tengo gerichtet.

»Ich weiß es nicht«, sagte Tengo. »Aber auf mich macht es den Eindruck, als wäre sie vor langer Zeit von Menschen gebaut worden, die aus irgendeinem Grund verschwunden sind. Sie könnten zum Beispiel an einer Seuche gestorben sein oder so was. Und dann haben sich die Katzen dort niedergelassen.«

Der Vater nickte. »Sobald ein Vakuum entsteht, muss

man es füllen. Alle machen das.«

»Alle?«

»Genau«, bestätigte der Vater.

»Und welches Vakuum füllst du?«

Der Vater runzelte die Stirn. Seine starken hängenden Brauen verdeckten dabei fast seine Augen. »Weißt du das nicht?«, sagte er in leicht verächtlichem Ton.

»Ich weiß es nicht«, sagte Tengo.

Der Vater blähte die Nasenflügel und zog die Augenbrauen leicht in die Höhe. Diesen Ausdruck hatte er schon früher angenommen, wenn er etwas missbilligte. »Was einer nicht versteht, braucht man ihm auch nicht zu erklären, denn er wird es sowieso nicht verstehen, egal wie ausführlich man es erklärt. Was man ohne Erklärung nicht versteht, versteht man auch nicht mit.«

Tengo versuchte in der Miene seines Vaters zu lesen. Er hatte früher nie in solch seltsamen Andeutungen gesprochen, sich stets nur sehr konkret geäußert und alles sehr wörtlich genommen. Es war sein unerschütterlicher Grundsatz gewesen, nur zu reden, wenn es nötig war, und sich auch dann möglichst kurz zu fassen. Aber seinem Vater war nichts zu anzusehen.

»Ich verstehe. Jedenfalls füllst du irgendeine Leere«, sagte Tengo. »Und wer wird die Leere füllen, die du zurücklassen wirst?«

»Du«, sagte der Vater schroff. Er hob den Zeigefinger und deutete energisch auf Tengo. »Ist das nicht beschlossene Sache? Ich fülle die Leere, die jemand geschaffen hat. Und du füllst an meiner Stelle die Leere, die ich hinterlassen werde. Es geht der Reihe nach.«

»Wie die Katzen die menschenleere Stadt.«

»Ja. Verloren wie die Stadt«, sagte er und betrachtete versunken seinen ausgestreckten Zeigefinger, als sei er ein besonders eigenartiger Gegenstand, der dort nicht hingehörte.

»Verloren wie die Stadt«, wiederholte Tengo die Worte seines Vaters.

»Die Frau, die dich geboren hat, ist nirgendwo mehr.«

»Nirgendwo. Verloren wie die Stadt. Heißt das, dass sie tot ist?«

Der Vater antwortete nicht.

Tengo seufzte. »Und wer ist mein Vater?«

»Nichts als Leere. Deine Mutter hat sich mit der Leere vereinigt und dich geboren. Ich habe diese Leere gefüllt.«

Nach diesen Worten schloss der Vater die Augen und schwieg.

»Mit der Leere vereinigt?«

»Ja.«

»Und du hast mich großgezogen. So war es, oder?«

»Deshalb habe ich es wohl gesagt«, erwiderte der Vater, nachdem er sich einmal förmlich geräuspert hatte. Als habe er einem unverständigen Kind eine einfache Wahrheit gepredigt. »Was einer ohne Erklärung nicht versteht, versteht er auch nicht, wenn man es ihm erklärt.«

»Ich bin also aus der Leere entstanden?«, fragte Tengo.

Keine Antwort.

Tengo faltete die Hände im Schoß und sah seinem Vater noch einmal ins Gesicht. Dieser Mann ist kein leeres Wrack, dachte er. Und auch nicht nur ein leerer Raum. Er

war ein Mensch aus Fleisch und Blut, der mit seinem sturen, engstirnigen Denken und seinen düsteren Erinnerungen auf einem Stückchen Land an einem gewaltigen Ozean überlebt hatte. Gezwungen, mit der Leere zu leben, die sich allmählich in ihm ausbreitete. Im Augenblick lagen sein Gedächtnis und die Leere noch im Krieg miteinander. Doch bald würden die ihm noch verbliebenen Erinnerungen unweigerlich und vollständig von der Leere verschlungen werden. Es war nur eine Frage der Zeit. Ob diese Leere, auf die er sich nun zubewegte, die gleiche war wie die, aus der Tengo geboren worden war?

Tengo glaubte zu hören, wie sich das ferne Meeresrauschen beim Sonnenuntergang mit dem Wind verband, der sich in den Kronen der Kiefern fing. Doch vielleicht war es auch nur eine Illusion.

## KAPITEL 9

Aomame

Der Preis der Gnade

Kaum hatte Aomame das Zimmer betreten, schloss der Kahle die Tür hinter ihr. Es war stockdunkel. Die schweren dichten Vorhänge waren zugezogen und alle Lichter ausgeschaltet. Durch einen Spalt in den Vorhängen drang ein winziger Lichtstrahl, der die Dunkelheit jedoch eher zu betonen schien.

Wie beim Betreten eines Planetariums oder eines Kinosaals, in dem der Film schon läuft, dauerte es eine Weile, bis Aomames Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Ihr Blick fiel als Erstes auf die Anzeige einer elektrischen Uhr, die auf einem niedrigen Tischchen stand.



Ihre grünen Zahlen zeigten an, dass es zwanzig Minuten nach sieben war. Gleich darauf erkannte sie an der gegenüberliegenden Wand ein großes Bett. Die Elektrouhr stand an seinem Kopfende. Verglichen mit dem Salon nebenan war dieser Raum klein, wenn auch noch immer viel größer als ein normales Hotelzimmer.

Auf dem Bett lag eine hügelartige dunkle Masse. Wieder brauchte Aomame einen Moment, bis sie begriff, dass es sich bei der unförmigen Silhouette um einen menschlichen Körper handelte. Er war so reglos, dass man ihn kaum für etwas Lebendiges gehalten hätte. Keine Atemzüge waren zu hören, nur das leise Surren der Klimaanlage ertönte aus einer Öffnung an der Decke. Aber tot konnte die Person ja nicht sein. Der Kahle hatte sich jedenfalls verhalten, als sei es ein lebendiger Mensch.

Ein ziemlich großer Mensch. Wahrscheinlich ein Mann. Genau konnte sie es nicht erkennen, aber es schien nicht, als sei das Gesicht ihr zugewandt. Die Gestalt lag auch nicht unter der Bettdecke, sondern bäuchlings darauf. Wie ein riesiges verwundetes Tier, das sich mit letzter Kraft erschöpft in seine Höhle geschleppt hatte.

»Es ist Zeit«, sagte der Kahle zu dem Schatten. Im Gegensatz zu vorher klang seine Stimme jetzt angespannt.

Sie wusste nicht, ob der Mann etwas gehört hatte. Der dunkle Hügel auf dem Bett rührte sich nicht. Der Kahle blieb an der Tür stehen und wartete, ohne seine Haltung zu ändern. Im Zimmer herrschte eine so tiefe Stille, dass sogar deutlich zu hören war, wie jemand seinen Speichel schluckte. Aomame wurde klar, dass sie selbst es gewesen war, die geschluckt hatte. Ihre Sporttasche in der rechten Hand, wartete sie nun ebenso wie der Kahle darauf, dass etwas geschehen würde. Die Zahlen der elektrischen Uhr

sprangen auf 7.21 Uhr, auf 7.22 Uhr und schließlich auf 7.23 Uhr.

Kurz darauf begann die Masse auf dem Bett sich zu bewegen. Es war ein ganz leichtes Beben, das sich rasch zu einer deutlicheren Aktion auswuchs. Die Person schien fest geschlafen zu haben. Oder sich in einem schlafähnlichen Zustand befunden zu haben. Sie richtete sich langsam auf, die Muskeln schienen zu erwachen, und im nächsten Moment schien auch ihr Bewusstsein zurückzukehren. Der Mensch dort setzte sich gerade auf und kreuzte die Beine. Ohne Zweifel ein Mann, dachte Aomame.

»Es ist Zeit«, sagte der Kahle noch einmal.

Der Mann atmete geräuschvoll aus. Es war ein langsames, dumpfes Stöhnen, das wie vom Grund eines tiefen Brunnens aufstieg. Als Nächstes war zu hören, wie er tief Luft holte. Es klang wild und gefährlich, wie ein stürmischer Wind, der durch die Bäume eines Waldes braust. Die beiden unheimlichen Laute wechselten einander mehrmals ab. Dazwischen entstand jeweils ein langes Intervall der Stille. Diese rhythmische Wiederholung, die so vieles bedeuten konnte, beunruhigte Aomame. Sie spürte, dass sie ein völlig fremdes Reich betreten hatte. Fremd wie der Boden eines Tiefseegrabens oder die Oberfläche eines unbekannten kleinen Planeten. Ein Ort, von dem es, war man einmal dort angekommen, keine Wiederkehr gab.

Ihre Augen hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt. Sie konnte nun etwas erkennen, aber viel war es nicht. Nur gerade eben die dunkle Silhouette des Mannes vor ihr. Doch wohin er sein Gesicht wandte und ob er sie ansah, das hätte sie nicht sagen können. Mehr als dass er ein Riese war, dessen Schultern sich beim Atmen ruhig,

aber gewaltig hoben und senkten, konnte sie nicht ausmachen. Er atmete auch nicht auf gewöhnliche Weise. Seine Atmung, bei der er seinen gesamten Körper einsetzte, schien ein besonderes Ziel oder eine besondere Funktion zu haben. Ihr wurde bewusst, mit welcher Kraft er die Schulterblätter und das Zwerchfell bewegte und wie gewaltig sie sich ausdehnten und zusammenzogen. Ein normaler Mensch wäre kaum in der Lage gewesen, so intensiv zu atmen. Es musste sich um eine besondere Atemtechnik handeln, die man nur durch langes und hartes Training erwerben konnte.

Der Kahle stand in Habtachtstellung – Rücken kerzengerade, Kinn leicht eingezogen – neben ihr. Im Gegensatz zu dem Mann auf dem Bett atmete er schnell und flach. Er hielt sich in Erwartung weiterer Anweisungen im Hintergrund. Wartete, dass die Reihe der heftigen tiefen Atemzüge endete. Anscheinend waren sie ein üblicher Vorgang, durch den der Mann seine Körperfunktionen aktivierte. Wie ihr Begleiter konnte auch Aomame nur warten, dass er abgeschlossen wurde. Wahrscheinlich war es ein Prozess, der zum Erwachen nötig war.

Bald darauf wurde das Atmen stufenweise schwächer und verstummte dann, wie bei einer großen Maschine, die die Arbeit einstellt. Die Abstände zwischen den Atemzügen wurden immer länger, und zum Schluss atmete der Mann lange aus, um die Luft vollständig herauszupressen. Wieder senkte sich tiefe Stille über den Raum.

»Es ist Zeit«, sagte der Leibwächter zum dritten Mal.

Der Kopf des Mannes bewegte sich langsam. Er schien sich dem Kahlen zuzuwenden.

»Du kannst gehen«, sagte der Mann in einem klaren

Bariton. Seine Stimme klang entschieden und hatte nichts Verschwommenes an sich. Er schien nun völlig wach zu sein.

Der Kahle verbeugte sich leicht in der Dunkelheit und verließ den Raum ebenso ohne jede überflüssige Bewegung, wie er ihn betreten hatte. Die Tür schloss sich, und Aomame blieb allein mit dem Mann zurück.

»Entschuldigen Sie, dass es so dunkel ist«, sagte er. Wahrscheinlich zu Aomame.

»Das macht mir nichts aus«, entgegnete sie.

»Ich muss es dunkel haben«, sagte der Mann mit weicher Stimme. »Aber haben Sie keine Angst. Es wird Ihnen kein Leid geschehen.«

Aomame nickte schweigend. Dann fiel ihr ein, dass es ja dunkel war, und sie sagte: »Ich weiß.« Ihre Stimme kam ihr etwas schriller vor als gewöhnlich.

Der Mann betrachtete Aomame eine Weile durch die Dunkelheit. Sie spürte seinen sezierenden und feinen Blick sehr stark. Statt »betrachten« war wohl »mustern« der passendere Ausdruck. Offenbar vermochte der Blick dieses Mannes ihren Körper völlig zu durchdringen. Sie hatte das Gefühl, nackt zu sein, nachdem ihr alles, was sie trug, jäh heruntergerissen worden war. Doch sein Blick lag nicht nur auf ihrer Haut, sondern drang bis in ihre Muskeln, Organe, sogar in ihre Gebärmutter vor. Dieser Mann kann im Dunkeln sehen, dachte sie. Er erkennt mehr, als das Auge sehen kann.

»Im Dunkeln kann man besser sehen«, sagte der Mann, als hätte er Aomames Gedanken gelesen. »Doch wenn man zu viel Zeit in der Dunkelheit verbringt, fällt es schwer, in die Welt des Tageslichts zurückzukehren. Irgendwann

muss man Schluss machen.«

Er beobachtete Aomame noch eine Weile. In seinem Blick lag kein sexuelles Verlangen. Er musterte sie wie ein Objekt. Wie ein Schiffsreisender vom Deck aus eine Insel betrachtet. Aber dieser Reisende war kein gewöhnlicher Passagier. Er wollte alles über die Insel erfahren. Sein scharfer, erbarmungsloser Blick weckte in Aomame das Gefühl, dass ihr Körper unzureichend und unvollkommen war. Normalerweise empfand sie dies nicht so. Abgesehen von der Größe ihrer Brüste war sie sogar eher stolz auf ihren Körper. Sie stahlte ihn täglich und pflegte ihn, um ihn attraktiv zu erhalten. Ihre Muskeln waren geschmeidig, und sie hatte kein Gramm Fett zu viel. Aber unter dem Blick dieses Mannes kam sie sich vor wie ein schäbiger alter Fleischsack.

Wieder schien er ihre Gedanken zu lesen und hörte auf, sie mit seinem Blick zu durchbohren. Sie spürte, wie dessen Kraft plötzlich nachließ. Als ob man mit einem Schlauch den Rasen sprengte, und plötzlich drehte jemand das Wasser ab.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie bemühe, aber würden Sie den Vorhang ein wenig aufziehen?«, sagte der Mann ruhig. »Ich kann Sie ja schwerlich im Stockdunkeln arbeiten lassen.«

Aomame stellte ihre Sporttasche ab, ging zum Fenster und öffnete den dicken schweren Vorhang, indem sie an einer Schnur zog. Auch die weiße Spitzengardine dahinter öffnete sie einen Spalt. Das nächtliche Tokio ergoss sein Licht in den Raum. Der illuminierte Tokyo Tower, die Lichter der Stadtautobahn, die Scheinwerfer der nicht abreißenden Ströme von Autos und die Neonbeleuchtung hinter den Fenstern der Hochhäuser erhellten nun das

Hotelzimmer. Nicht sehr stark, aber gerade genug, um die Einrichtung unterscheiden zu können. Für Aomame war es ein vertrautes Licht voller Assoziationen. Das Licht der Welt, in die sie gehörte. Aomame wurde wieder einmal klar, wie sehr sie es brauchte. Doch obwohl es so schwach war, schien es für die Augen des Mannes zu stark zu sein. Noch immer mit gekreuzten Beinen auf dem Bett sitzend, bedeckte er mit seinen großen Händen schützend das Gesicht.

»Wird es so gehen?«, fragte Aomame.

»Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen«, sagte der Mann.

»Soll ich den Vorhang wieder etwas zuziehen?«

»Nein, so geht es. Ich habe ein Problem mit der Netzhaut. Es dauert eine Weile, bis ich mich an das Licht gewöhnt habe. Gleich wird alles normal. Möchten Sie sich nicht so lange dort hinsetzen?«

Ein Problem mit der Netzhaut, wiederholte Aomame bei sich. Menschen mit Netzhauterkrankungen liefen meist Gefahr, ihr Augenlicht zu verlieren. Aber das ging sie nichts an. Das, was Aomame dem Mann nehmen musste, war mehr als sein Augenlicht.

Während der Mann, das Gesicht in die Hände gelegt, seine Augen an das eindringende Licht zu gewöhnen versuchte, saß Aomame auf dem Sofa und beobachtete ihn. Nun war sie an der Reihe, ihr Gegenüber genau in Augenschein zu nehmen.

Er war ein großer Mann. Nicht fett. Nur groß. Kräftig und breit gebaut, von imposanter Statur. Allem Anschein nach musste er sehr stark sein. Die alte Dame hatte sie ja schon darauf vorbereitet, dass es sich um einen großen Mann

handelte, aber dass er so groß war, hatte Aomame nicht geahnt. Aber es gab natürlich auch keinen Grund, weshalb das Oberhaupt einer Religionsgemeinschaft ein Riese sein sollte. Bei der Vorstellung, dass dieser riesige Mann zehnjährige Mädchen vergewaltigte, verzog sie unwillkürlich das Gesicht. Sie sah vor sich, wie der Mann sich nackt auszog und über den Körper eines kleinen Mädchens herfiel. Es hätte mit Sicherheit keinen Widerstand leisten können. Selbst für eine erwachsene Frau wäre das schwierig gewesen.

Der Mann trug eine Art dünne Jogginghose, die an den Knöcheln von einem Gummizug zusammengehalten wurde, und ein langärmliges, weites Hemd aus einem leicht seidig schimmernden Stoff. Es war schlicht und von oben bis unten durchzuknöpfen. Die beiden obersten Knöpfe standen offen. Hemd und Hose waren vermutlich weiß oder cremefarben. Es war kein Schlafanzug, aber die Art von Kleidung, in der man es sich zu Hause – oder in einem südlichen Land im Schatten eines Baumes – bequem machte. Die nackten Füße des Mannes schienen ebenfalls sehr groß zu sein. Seine Schultern waren breit und massiv wie eine Mauer. Aomame vermutete, dass er ein erfahrener Kampfsportler war.

»Schön, dass Sie gekommen sind.« Der Mann hatte gewartet, bis Aomame ihn taxiert hatte.

»Das ist mein Beruf. Wenn es nötig ist, komme ich überallhin«, sagte Aomame in abweisendem Ton. Dabei kam sie sich auf einmal vor wie eine Prostituierte, die in ein Hotel bestellt worden war. Vielleicht lag es auch daran, dass sie sich zuvor unter seinem durchdringenden Blick im Dunkeln so nackt gefühlt hatte.

»Inwieweit wissen Sie über mich Bescheid?«, fragte der

Mann, das Gesicht noch immer in den Händen vergraben.

»Sie meinen, was ich über Sie weiß?«

»Ja.«

»Eigentlich fast nichts«, sagte Aomame vorsichtig. »Ich weiß nicht einmal Ihren Namen. Nur dass Sie in Nagano oder Yamanashi einer Religionsgemeinschaft vorstehen und körperliche Beschwerden haben, denen ich vielleicht Abhilfe schaffen kann.«

Der Mann schüttelte mehrmals kurz den Kopf, nahm die Hände vom Gesicht und wandte sich Aomame zu.

Er hatte langes volles Haar, das ihm glatt bis auf die Schultern hing und von vielen weißen Strähnen durchzogen war. Sein Alter musste zwischen Ende vierzig und Anfang fünfzig liegen. Das Gesicht wurde von einer stark ausgeprägten Nase beherrscht. Eine vernünftige, wunderbar gerade Nase. Sie erinnerte an alpine Berge, wie man sie auf Kalenderfotos sehen konnte, und ragte ebenso würdevoll wie diese von einem breiten Ansatz auf. Wenn man dem Mann ins Gesicht sah, war sie es, die als Erstes ins Auge sprang. Einen Kontrast dazu bildeten die tiefliegenden Augen, deren Blickrichtung schwer zu erkennen war. Insgesamt war das Gesicht groß und massiv wie überhaupt die ganze Statur des Mannes. Er war glatt rasiert, und keine Narbe oder kein Leberfleck verunzierten die Haut. Die regelmäßigen Züge strahlten Gelassenheit und Intelligenz aus. Aber es lag auch etwas Eigentümliches, Ungewöhnliches darin, etwas, das nicht vertrauenerweckend war. Auf den ersten Blick mochte sein Gesicht sogar abschreckend wirken. Vielleicht war die Nase auch zu groß, und dieser Mangel an Ausgewogenheit verunsicherte den Betrachter. Oder es lag an den Augen,



von denen ein Licht ausging wie von einem urzeitlichen Gletscher und die Aomame ruhig in ihre Tiefe zogen. Oder es waren die schmalen Lippen, die einen grausamen Zug hatten und aus denen Unvorhersehbares hervorzudrängen drohte.

»Was noch?«, fragte der Mann.

»Sonst eigentlich nichts. Man hat mir lediglich gesagt, ich solle ein Muskelstretching vorbereiten und mich in diesem Hotel einfinden. Muskeln und Sehnen sind mein Spezialgebiet. Ich muss nichts über die Person und die Stellung des Betreffenden wissen.«

Wie eine Prostituierte, dachte Aomame.

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagte der Mann mit tiefer Stimme. »Aber in meinem Fall ist doch eine Art Erklärung angebracht.«

»Ja, bitte.«

»Meine Leute nennen mich ›Leader‹. Aber ich zeige mich so gut wie keinem Menschen. Selbst der größte Teil meiner Anhänger hat mich noch nie gesehen, auch wenn wir auf dem gleichen Anwesen leben.«

Aomame nickte.

»Aber Ihnen zeige ich mein Gesicht. Schließlich kann ich Sie Ihre Behandlung nicht im Stockdunkeln oder mit verbundenen Augen durchführen lassen. Das ist auch eine Frage der Höflichkeit.«

»Es ist keine Behandlung«, belehrte Aomame ihn in kühlem Ton. »Nur ein Muskelstretching. Für medizinische Maßnahmen besitze ich keine Lizenz. Meine Technik besteht darin, Muskeln, die im Alltag wenig benutzt werden oder allgemein Probleme bereiten, gewaltsam zu dehnen und das Nachlassen körperlicher Fähigkeiten zu

verhindern.«

Es sah aus, als würde der Mann lächeln. Aber vielleicht bildete sie es sich nur ein, und er hatte seine Gesichtsmuskeln lediglich etwas bewegt.

»Das ist mir klar. Ich habe den Begriff nur der Einfachheit halber verwendet. Seien Sie unbesorgt. Was ich sagen will, ist, dass Sie hier Dinge sehen werden, die im Allgemeinen niemand zu sehen bekommt. Ich möchte, dass Sie das wissen.«

»Ihr Mitarbeiter hat mich bereits darauf hingewiesen, dass ich über das, was heute hier stattfindet, nicht sprechen soll«, sagte Aomame und deutete auf die Tür, die ins Nebenzimmer führte. »Aber da gibt es keinen Grund zur Beunruhigung. Nichts von dem, was ich hier sehe und höre, wird nach außen dringen. Bei meiner Arbeit habe ich mit den Körpern vieler Menschen zu tun. Sie mögen zwar eine besondere Position innehaben, für mich sind Sie jedoch nur einer von vielen mit muskulären Beschwerden. Mein Interesse richtet sich ausschließlich auf diesen Bereich.«

»Ich habe gehört, Sie waren als Kind Mitglied der Zeugen Jehovas.«

»Nicht aus freien Stücken. Ich wurde dazu erzogen. Das ist ein großer Unterschied.«

»Das ist allerdings ein großer Unterschied«, sagte der Mann. »Doch von den Bildern, die sich in der Kindheit eingeprägt haben, kann der Mensch sich niemals trennen.«

»Im guten wie im schlechten Sinn«, sagte Aomame.

»Die Lehre der Zeugen Jehovas ist eine ganz andere als die der Gemeinschaft, der ich angehöre. Eine Religion, die die Eschatologie in ihren Mittelpunkt stellt, halte ich, mit Verlaub gesagt, mehr oder weniger für Humbug. Ich denke,

dass das Weltende in jedem Fall nur eine persönliche Angelegenheit ist. Doch an sich sind die Zeugen Jehovas erstaunlich zäh. Es gibt sie noch nicht lange, aber sie haben schon viel erduldet. Und dennoch hat sich die Zahl ihrer Mitglieder stets vergrößert. Wir können eine Menge von ihnen lernen.«

»Das liegt doch nur an ihrer Engstirnigkeit. Kleine, sture Leute können sich Kräften von außen sehr hartnäckig widersetzen.«

»Was Sie sagen, ist sicher richtig«, sagte der Mann und machte eine Pause. »Aber wir sind ja nicht hier, um über Religion zu diskutieren.«

Aomame schwieg.

»Sie müssen wissen, dass mein Körper zahlreiche Besonderheiten hat«, sagte der Mann.

Aomame saß stumm auf ihrem Stuhl und wartete.

»Wie gesagt vertragen meine Augen kein starkes Licht, ein Leiden, das mich seit einigen Jahren plagt. Bis dahin hatte ich keine Beschwerden, aber irgendwann haben sie sich eben eingestellt. Das ist der Hauptgrund dafür, dass ich kaum noch vor Menschen erscheine. Ich verbringe fast den ganzen Tag in abgedunkelten Räumen.«

»Ihre Sehkraft ist ein Problem, mit dem ich mich nicht befassen kann«, sagte Aomame. »Mein Gebiet ist wie gesagt die Muskulatur.«

»Das weiß ich doch. Natürlich habe ich Fachärzte konsultiert. Ich war bei mehreren renommierten Augenspezialisten. Es wurden eine Menge Untersuchungen gemacht, aber bisher ist nichts dabei herausgekommen. Meine Netzhaut ist beschädigt. Was die Ursache ist, weiß man nicht, aber die Krankheit schreitet voran. Wenn es so

weitergeht, werde ich wohl in nicht allzu langer Zeit mein Augenlicht verlieren. Selbstverständlich hat das nichts mit meiner Muskulatur zu tun. Ich zähle einfach der Reihe nach von oben nach unten meine körperlichen Beschwerden auf. Ob Sie etwas dagegen tun können oder nicht, können wir später überlegen.«

Aomame nickte.

»Dann verkrampfen meine Muskeln sehr häufig«, sagte der Mann. »Und zwar so, dass ich mich plötzlich nicht mehr bewegen kann. Sie werden buchstäblich zu Stein. In diesem mehrere Stunden andauernden Zustand kann ich nichts als liegen. Schmerzen verspüre ich nicht. Aber ich kann keinen Muskel regen. Nicht einen Finger. Selbst bei Einsatz großer Willenskraft kann ich höchstens die Augäpfel bewegen. Das passiert mir etwa ein- bis zweimal im Monat.«

»Gibt es Anzeichen, die diesen Zustand ankündigen?«

»Zuerst bekomme ich Krämpfe. Die Muskeln verschiedener Körperteile beginnen zu zucken. Das dauert zehn oder auch zwanzig Minuten an. Danach sind die Muskeln völlig tot, als hätte sie irgendwo jemand abgeschaltet. Also begeben sich während der zehn bis zwanzig Minuten, die dieser Starre vorangehen, an einen Ort, wo ich mich hinlegen kann, wie ein Schiff, das in einer Bucht Zuflucht vor einem Sturm sucht. Dort warte ich, dass die Lähmung vorübergeht. Währenddessen ist nur mein Bewusstsein aktiv. Es ist sogar klarer als sonst.«

»Und Sie haben keine körperlichen Schmerzen, nicht wahr?«

»Mein ganzer Körper ist völlig gefühllos. Man kann mich mit einer Nadel stechen, und ich spüre nichts.«

»Und Sie haben sich deshalb ärztlich untersuchen lassen?«

»Ich war bei einer anerkannten Kapazität in einer Spezialklinik. Und habe noch mehrere andere Ärzte konsultiert. Aber am Ende ist nur herausgekommen, dass ich an einer unbekannten Krankheit leide, gegen die man nach dem gegenwärtigen Stand der Medizin nichts tun kann. Ich habe alles versucht, was man sich nur vorstellen kann – chinesische Medizin, Osteopathen, Chiropraktiker, Akupunktur und Moxibustion, Massagen, heiße Bäder – ohne nennenswertes Ergebnis.«

Aomame verzog das Gesicht. »Worum ich mich bemühe, ist eine Aktivierung und Belebung alltäglicher Körperfunktionen. Ernsthafte Erkrankungen wie die Ihre gehen weit über meine Kompetenzen hinaus.«

»Auch darüber bin ich mir im Klaren. Aber ich will alle Möglichkeiten ausschöpfen. Auch wenn Ihre Methode keinen Erfolg zeigen sollte, werde ich Sie nicht dafür verantwortlich machen. Sie tun einfach das, was Sie für gewöhnlich tun. Und wir werden sehen, wie mein Körper darauf reagiert.«

Aomame stellte sich die Szene vor, wie der riesige Leib dieses Mannes irgendwo in einem abgedunkelten Raum lag, reglos wie ein Tier im Winterschlaf.

»Wann ist diese Lähmung das letzte Mal aufgetreten?«

»Vor zehn Tagen«, sagte der Mann. »Es fällt mir etwas schwer, darüber zu sprechen, aber es gibt etwas, das ich Ihnen besser mitteilen sollte.«

»Sagen Sie bitte alles ohne Umschweife frei heraus.«

»Während dieses scheintodartigen Zustands meiner Muskeln habe ich die ganze Zeit eine Erektion.«

Aomames Gesicht verzog sich bedrohlich. »Das heißt, Ihr Penis ist die ganze Zeit steif?«

»Genau.«

»Aber Sie spüren nichts?«

»Nein«, sagte der Mann. »Auch kein Verlangen. Mein Penis ist einfach nur hart. Hart wie Stein. Genau wie die Muskeln.«

Aomame schüttelte leicht den Kopf. Und bemühte sich, wieder ein normales Gesicht zu machen. »Ich fürchte, auch dagegen werde ich nichts tun können. Das ist ziemlich weit von meinem Gebiet entfernt.«

»Ich spreche nicht gern darüber, und Sie möchten es vielleicht auch nicht hören, aber darf ich fortfahren?«

»Bitte, sprechen Sie. Ich behalte alles für mich.«

»Ich schlafe währenddessen mit Frauen.«

»Frauen?«

»In meiner näheren Umgebung lebt eine gewisse Anzahl von Frauen. Wenn ich in diesen Zustand komme, besteigen sie abwechselnd meinen erstarrten Körper. Ich empfinde keinen sexuellen Genuss. Dennoch kommt es zur Ejakulation. Sogar mehrmals.«

Aomame schwieg.

»Es sind insgesamt drei Frauen«, fuhr der Mann fort. »Alle noch Teenager. Sie werden sich fragen, warum ich mich mit so jungen Frauen umgebe und sexuell mit ihnen verkehre.«

»Ist es ... nun ja, Teil religiöser Handlungen?«

Der Mann, der noch immer mit gekreuzten Beinen auf dem Bett saß, seufzte tief. »Sie halten meine Lähmung für eine vom Himmel verliehene Gnade und eine Art heiligen

Zustand. Daher kommen die Frauen, sobald sie sich einstellt, und versuchen, ein Kind von mir zu empfangen. Meinen Nachfolger.«

Aomame blickte den Mann wortlos an. Auch er schwieg nun.

»Das Ziel der Frauen ist es also, schwanger zu werden. Ihr Kind zu empfangen, während Sie sich in diesem Zustand befinden«, sagte Aomame.

»So ist es.«

»Und Sie verkehren während der Stunden, in denen Sie gelähmt sind, mit den drei Frauen und ejakulieren dreimal?«

»So ist es.«

Aomame wurde nun zwangsläufig klar, in welcher zweischneidiger Lage sie sich befand. Einerseits wollte sie diesen Mann jetzt töten. Ihn ins Jenseits befördern. Doch zugleich drängte es sie, das merkwürdige Geheimnis seines Körpers zu lüften.

»Ich kenne mich ja nicht aus, aber was ist eigentlich konkret Ihr Problem? Ein- oder zweimal im Monat werden also sämtliche Muskeln Ihres Körpers von einer Lähmung befallen. Dann kommen Ihre drei jungen Freundinnen und haben Geschlechtsverkehr mit Ihnen. Rational betrachtet ist das sicher nicht gerade normal. Aber ...«

»Sie sind nicht meine Freundinnen«, warf der Mann ein. »Sie haben die Aufgabe von Priesterinnen. Mit mir zu verkehren gehört zu ihren Pflichten.«

»Pflichten?«

»Es ist ihre vorgeschriebene Aufgabe, an der Zeugung meines Nachfolgers zu arbeiten.«

»Jemand hat das vorgeschrieben?«, fragte Aomame.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte der Mann. »Das Problem besteht darin, dass mein Körper dadurch systematisch zerstört wird.«

»Sind die Frauen schwanger geworden?«

»Keine von ihnen. Das ist auch unmöglich, denn sie menstruieren nicht. Dennoch hoffen sie weiter auf ein Wunder durch die Gnade.«

»Keine ist bisher schwanger. Sie haben keine Periode«, sagte Aomame. »Und Ihr Körper wird immer mehr in Mitleidenschaft gezogen.«

»Die Dauer der Lähmung steigert sich allmählich, ebenso die Häufigkeit, mit der sie auftritt. Das erste Mal hatte ich sie vor sieben Jahren, und anfangs passierte es auch nur einmal alle zwei oder drei Monate. Inzwischen überfällt sie mich bis zu zweimal im Monat. Danach habe ich jedes Mal etwa eine Woche lang starke Schmerzen und bin völlig erschöpft. Als würden mir überall dicke Nägel in den Leib geschlagen. Mein Kopf dröhnt, und ich kann nicht schlafen. Kein Medikament vermag meine Qualen zu lindern.«

Der Mann seufzte.

»In der zweiten Woche lassen die Schmerzen geringfügig nach. Doch statt zu verschwinden, branden sie den ganzen Tag weiter in heftigen Wellen über mich hinweg. Noch immer kann ich kaum atmen. Meine Organe funktionieren nicht richtig. Sämtliche Gelenke knarren und krachen, wie bei einer Maschine, der Schmieröl fehlt. Ich habe das lebhafteste Gefühl, dass etwas mein Fleisch verzehrt und mir das Blut aussaugt. Doch das, was mich von innen auffrisst, ist weder Krebs noch ein Parasit. Es wurden alle möglichen Untersuchungen gemacht, aber man hat absolut nichts



gefunden. Körperlich sei ich völlig gesund, sagte man mir. Meine Qualen sind medizinisch nicht erklärbar. Sie müssen wohl der Preis für die mir verliehene ›Gnade‹ sein.«

Dieser Mann scheint wirklich auf einen körperlichen Ruin zuzugehen, dachte Aomame. Obwohl er nicht im Mindesten ausgezehrt wirkte. Sein Körper war sehr robust gebaut, und er schien geübt darin, heftige Schmerzen zu ertragen. Dennoch spürte sie, dass er körperlich verfiel. Der Mann war schwer krank. Welcher Art seine Krankheit war, wusste sie nicht. Aber er würde langsam und qualvoll zugrunde gehen, ohne dass sie einen Finger rührte.

»Mein Verfall ist unaufhaltsam«, sagte der Mann, als hätte er Aomames Gedanken gelesen. »Ich werde aufgezehrt, mein Körper wird ausgehöhlt, und ich werde unter größten Schmerzen sterben. Sie verlassen das Gefährt, das keinen Nutzen mehr für sie hat.«

»Sie?«, sagte Aomame. »Wer ist das?«

»Natürlich die, die meinen Körper auf diese Weise auszehren«, sagte der Mann. »Aber das macht nichts. Was ich mir im Augenblick ersehne, ist wenigstens eine kleine Linderung meiner Schmerzen. Auch wenn Sie mich nicht davon befreien können. Sie sind so schwer zu ertragen. Mitunter wüten sie so erbittert, als kämen sie direkt aus dem Mittelpunkt der Erde. Niemand außer mir kann diese Schmerzen verstehen. Sie haben mich vieler Dinge beraubt; zugleich wurde mir vieles dafür gegeben. Diese schweren Schmerzen sind eine besondere Gnade. Aber das macht sie natürlich nicht schwächer. Und den Verfall kann es auch nicht abwenden.«

Eine Zeit lang herrschte tiefes Schweigen.

Schließlich ergriff Aomame das Wort. »Ich wiederhole

mich, aber ich glaube kaum, dass ich technisch etwas gegen Ihre Beschwerden tun kann. Besonders, was den ›Preis der Gnade‹ betrifft.«

Der Leader korrigierte seine Haltung und sah Aomame mit seinen kleinen tiefliegenden Gletscheraugen an. Dann öffnete er seine langen schmalen Lippen.

»Doch, das können Sie. Nur Sie.«

»Es würde mich freuen, wenn es so wäre.«

»Ich weiß es«, sagte der Mann. »Ich weiß mehr, als Sie denken. Wenn es Ihnen recht ist, können Sie jetzt beginnen. Mit dem, was Sie immer tun.«

»Ich versuche es«, sagte Aomame mit harter, hohler Stimme. Ich werde tun, was ich immer tue, dachte sie.

## KAPITEL 10

Tengo

Ein Angebot wird abgelehnt

Kurz vor sechs verabschiedete sich Tengo von seinem Vater. Bis das Taxi kam, saßen die beiden einander gegenüber am Fenster und sprachen kein Wort. Tengo blieb stumm in seine eigenen Gedanken versunken, während sein Vater mürrisch auf die Landschaft vor dem Fenster starrte. Der Tag ging bereits zur Neige, und in das helle Blau des Himmels mischte sich ein dunklerer Ton.

Tengo hätte ihn gern noch viel mehr gefragt. Aber er würde ja doch keine Antwort bekommen. Da genügte ein Blick auf die fest aufeinandergepressten Lippen seines Vaters. Er schien entschlossen, nichts weiter zu sagen. Deshalb hatte Tengo auch nichts mehr gefragt. Er würde es

sowieso nicht verstehen, mit oder ohne Erklärung. Wie sein Vater gesagt hatte.

Als seine Abfahrt näher rückte, wandte Tengo sich noch einmal an seinen Vater. »Du hast mir heute einiges erzählt. Nicht alles habe ich ganz verstanden, aber ich denke, du warst ehrlich zu mir.«

Tengo sah seinem Vater ins Gesicht. Aber dessen Miene blieb unverändert.

»Es gibt noch vieles, das ich dich fragen möchte, aber mir ist auch klar, dass ich dir damit vielleicht wehtun würde. Also werde ich meine Schlüsse aus dem ziehen, was du mir gesagt hast. Ich vermute, dass du gar nicht mein leiblicher Vater bist. Auch wenn ich die genaueren Umstände nicht kenne, kann ich es mir nicht anders vorstellen. Sollte ich mich irren, sag es mir bitte.«

Der Vater gab keine Antwort.

Tengo fuhr fort. »Würde meine Vermutung zutreffen, wäre ich beruhigt. Nicht, weil ich dich nicht mag. Ich habe ja schon gesagt, dass ich dich jetzt nicht mehr hassen muss. Du hast, obwohl wir vielleicht keine Blutsverwandten sind, für mich gesorgt, als wäre ich dein eigener Sohn. Dafür muss ich dir dankbar sein. Leider sind wir als Vater und Sohn nicht gut miteinander ausgekommen, aber das ist ein anderes Problem.«

Der Vater starrte noch immer wortlos auf die Landschaft. Wie ein Wachposten, der das Signalfeuer eines wilden Stammes auf einem fernen Hügel nicht aus den Augen lässt. Tengo ließ seinen Blick kurz über die Gegend schweifen, auf die sein Vater sich konzentrierte. Ein Signalfeuer war allerdings nicht zu sehen. Nur das Kiefernwäldchen, über das sich bereits ein Anflug von

Dämmerung senkte.

»Leider kann ich so gut wie nichts für dich tun, außer dir zu wünschen, dass der Prozess, der diese Leere in dir hervorruft, mit so wenig Leiden wie möglich verbunden ist. Du hast schon genug Schweres mitgemacht. Vielleicht hast du meine Mutter auf deine Weise sehr geliebt. Es kommt mir fast so vor. Aber sie ist eben verschwunden. Ich weiß nicht, ob dieser andere Mann mein biologischer Vater ist oder ob es noch einen weiteren Mann gab. Du hast offenbar nicht vor, mich darüber aufzuklären. Jedenfalls hat sie sich von dir getrennt. Und mich als kleines Kind bei dir zurückgelassen. Vielleicht hast du mich bei dir behalten, weil du damit gerechnet hast, dass sie dann irgendwann zu dir zurückkommt. Aber sie ist nie gekommen. Weder zu dir noch zu mir. Das muss hart für dich gewesen sein. Wie in einer leeren Stadt zu leben. Und dort hast du mich aufgezogen. Um die Leere zu füllen.«

Der Ausdruck des Mannes am Fenster veränderte sich nicht. Tengo hatte keine Ahnung, ob er seine Worte verstand oder ob er sie überhaupt hörte.

»Vielleicht sind meine Vermutungen falsch. Das wäre vermutlich sogar besser. Für uns beide. Aber wenn ich mir alles genau überlege, passt so vieles zusammen. Vorläufig sind zumindest einige Fragen für mich gelöst.«

Ein Krähenschwarm überquerte krächzend den Himmel. Tengo sah auf die Uhr. Es war Zeit. Er stand auf und legte seinem Vater die Hand auf die Schulter.

»Auf Wiedersehen, Vater. Ich komme bald wieder.«

Als er sich, den Türknauf schon in der Hand, noch einmal umdrehte, sah Tengo zu seinem Erstaunen, dass aus einem Auge seines Vaters eine Träne rann. Sie glänzte silbrig im

Schein der Deckenlampe. Vielleicht hatte sein Vater alle in ihm verbliebenen Emotionen aufgewandt, um diese eine Träne vergießen zu können. Die Träne lief langsam über seine Wange und fiel dann auf sein Knie. Tengo öffnete die Tür und ging hinaus. Er nahm ein Taxi zum Bahnhof und stieg in den Zug.

Der Express von Tateyama nach Tokio war voller als auf der Hinfahrt, und es ging lebhaft zu, denn die Mehrzahl der Fahrgäste waren Familien auf dem Heimweg von ihrem Strandausflug. Tengo musste an seine Grundschulzeit denken. Sein Vater und er hatten kein einziges Mal einen Ausflug oder eine Reise unternommen. An den Feiertagen des Obon-Fests oder zu Neujahr hatte sein Vater nur untätig zu Hause herumgelegen und geschlafen. Er erinnerte dann an ein leicht verschmutztes Gerät, bei dem man den Stecker herausgezogen hatte.

Als er einen Sitzplatz ergattert hatte und weiter in seinem Taschenbuch lesen wollte, merkte er, dass er es im Zimmer seines Vaters hatte liegen lassen. Er seufzte, dachte dann aber, dass es so wohl am besten war. Er hätte sich beim Lesen ohnehin nicht richtig konzentrieren können. Und die Geschichte von der »Stadt der Katzen« war bei seinem Vater auch besser aufgehoben als bei ihm.

Die Landschaft zog nun in entgegengesetzter Richtung am Fenster vorbei. Der eng an die Berge gepresste dunkle und einsame Küstenstreifen ging bald in das offene Industriegebiet über. Die meisten Fabriken setzten die Arbeit auch nachts fort. Ein Wald von Schornsteinen ragte in die nächtliche Dunkelheit. Aus einigen züngelten rote Flammen wie aus den Rachen gewaltiger Schlangen. Die starken Scheinwerfer riesiger Lastwagen huschten über die Straßen. Das Meer auf der anderen Seite war pechschwarz.

Gegen zehn kam er zu Hause an. Nichts im Briefkasten. Als er die Tür öffnete, erschien ihm seine Wohnung noch leerer als sonst. Dabei war es die gleiche Leere, die er am Morgen zurückgelassen hatte. Das Hemd, das er auf den Boden geworfen hatte, das ausgeschaltete Textverarbeitungsgerät, der Drehstuhl mit der Einbuchtung von seinem Körpergewicht, die auf dem Schreibtisch herumliegenden Radiergummis. Er trank zwei Gläser Wasser, zog sich aus und ging zu Bett. Er schlief sofort ein. Sein Schlaf war so tief wie schon lange nicht mehr.

Als Tengo am nächsten Morgen kurz nach acht aufwachte, fühlte er sich wie neugeboren. Es war ein angenehmes Erwachen, seine Arm- und Beinmuskeln fühlten sich geschmeidig an und bereit zu gesunder Bewegung. Keine Spur von Müdigkeit. Etwas Ähnliches hatte er als Kind empfunden, wenn er zu Beginn des Schuljahrs ein neues Lehrbuch aufschlug. Er verstand den Inhalt noch nicht, dennoch wehte ihm eine Ahnung von neuem Wissen entgegen. Tengo ging ins Bad, um sich zu rasieren. Er rieb sich mit dem Handtuch das Gesicht ab, trug After-Shave auf und betrachtete sich nochmals im Spiegel. Und überzeugte sich, dass er ein neuer Mensch geworden war.

Die Ereignisse vom Tag zuvor erschienen ihm wie ein Traum. Er konnte kaum glauben, dass sie sich wirklich so zugetragen hatten. Obwohl alles noch ganz frisch war, traten nach und nach an den Rändern irrealer Stellen zutage. Er war mit dem Zug in die Stadt der Katzen gefahren und zurückgekehrt. Zum Glück hatte ihm im Gegensatz zum Helden in der Geschichte die Rückkehr keine Schwierigkeiten bereitet. Auch schien das, was er in jener Stadt erlebt hatte, eine große Veränderung in ihm

bewirkt zu haben.

Natürlich änderte das nichts an seiner gegenwärtigen Lage. Er bewegte sich noch immer nicht freiwillig auf diesem unwegsamen Terrain voller Gefahren und Rätsel. Es gab keine vorhersehbare Entwicklung. Auch ahnte er nicht, was ihm als Nächstes zustoßen würde. Aber immerhin hatte Tengo nun eine Antwort, die ihm vielleicht irgendwie helfen würde, seine Schwierigkeiten zu überwinden.

Jetzt habe ich endlich einen Ansatzpunkt, dachte er. Dass sich definitiv etwas geklärt hatte, konnte er nicht sagen, aber aus den Worten und dem Verhalten seines Vaters hatte er doch einen ungefähren Eindruck von den wahren Umständen seiner Geburt erhalten. Die »Vision«, die ihn so lange gequält und verstört hatte, war kein sinnloses Trugbild. Inwieweit sie die Wahrheit widerspiegelte, wusste er zwar noch immer nicht, aber sie war der einzige Anhaltspunkt, den seine Mutter ihm hinterlassen hatte, und im Guten wie im Schlechten zu einem Fundament seines Lebens geworden. Tengo hatte das Gefühl, ihm sei eine schwere Last von den Schultern genommen worden. Erst jetzt, als er sie los war, spürte er, welches Gewicht er bisher mit sich herumgetragen hatte.

Diese ungewöhnlich ruhige und friedliche Zeit dauerte etwa zwei Wochen. In den Sommerferien unterrichtete Tengo viermal wöchentlich an der Yobiko, in der übrigen Zeit schrieb er an seinem Roman. Niemand meldete sich bei ihm. Tengo hatte keine Ahnung von den Entwicklungen hinsichtlich Fukaeris Verschwinden oder ob Die Puppe aus Luft sich noch verkaufte. Eigentlich interessierte es ihn auch nicht besonders. Alles würde auch ohne ihn seinen Gang gehen, und wenn es etwas zu tun gab, würde man es ihm schon sagen.

Der August ging zu Ende, der September begann. So friedlich könnte es von mir aus ewig weitergehen, dachte Tengo eines Morgens beim Kaffeekochen. Er sagte es nicht laut, damit kein böser Geist mit scharfen Ohren es hörte, und hoffte stumm, es würde noch lange so bleiben. Doch wie meistens entwickelten die Dinge sich nicht wunschgemäß. Vielmehr schien die Welt einen ausnehmend guten Sinn für das zu haben, was Tengo eben nicht wollte.

Kurz nach zehn an jenem Morgen läutete das Telefon. Nachdem er es sieben Mal hatte klingeln lassen, streckte Tengo resigniert die Hand aus und hob den Hörer ab.

»Kann ich zu Ihnen kommen«, sagte eine gedämpfte Stimme. Tengo kannte nur einen Menschen auf der Welt, der fragte, ohne zu fragen. Im Hintergrund waren eine Durchsage und Auspufflärm zu hören.

»Wo bist du gerade?«, fragte Tengo.

»Am Eingang von Marusho.«

Dieser Supermarkt lag kaum zweihundert Meter von seiner Wohnung entfernt. Anscheinend rief Fukaeri von dem öffentlichen Telefon dort an.

Tengo blickte sich unwillkürlich um. »Nein, du kannst nicht zu mir. Möglicherweise wird mein Haus beobachtet. Und du bist doch angeblich verschwunden.«

»Ihr Haus wird beobachtet«, wiederholte Fukaeri seine Worte.

»Ja«, sagte Tengo. »Bei mir sind alle möglichen sonderbaren Dinge passiert. Ich bin sicher, dass Die Puppe aus Luft damit zu tun hat.«

»Jemand ist wütend.«



»Wahrscheinlich. Wütend auf dich. Und scheinbar auch auf mich. Weil ich es umgeschrieben habe.«

»Ist mir egal«, sagte Fukaeri.

»Ist mir egal«, wiederholte Tengo nun seinerseits ihre Worte. Diese Angewohnheit schien ansteckend zu sein. »Was ist dir egal?«

»Wenn Ihr Haus beobachtet wird.«

Einen Moment lang fehlten ihm die Worte. »Aber mir ist es nicht egal«, sagte Tengo endlich.

»Zu zweit ginge es besser«, sagte Fukaeri. »Mit vereinten Kräften.«

»Sonny und Cher«, sagte Tengo. »Das ultimative Duo.«

»Was heißt ›ultimativ‹?«

»Ach, nichts. Hab ich nur so gesagt.«

»Ich komme zu Ihnen.«

Als Tengo zu einer Erwiderung ansetzte, knackte es, und die Verbindung war unterbrochen. Ständig legten die Leute auf, wann es ihnen passte. Abrupt, als würden sie mit dem Hackmesser eine Hängebrücke kappen.

Zehn Minuten später traf Fukaeri ein, in jeder Hand eine Plastiktüte von dem Supermarkt. Sie trug ein blaugestreiftes Hemd mit langen Ärmeln und enge Blue Jeans. Es war ein Männerhemd und nicht sehr adrett, wahrscheinlich, weil man es in trockenem Zustand gebügelt hatte. Über ihrer Schulter hing eine Kanvastasche. Sie verbarg ihr Gesicht hinter einer großen Sonnenbrille, die allerdings die Aufgabe einer Maskierung nur schlecht erfüllte und eher Aufmerksamkeit erregte.

»Es ist besser, viel Essen zu haben«, sagte Fukaeri, während sie den Inhalt der Plastiktüten in den Kühlschrank

räumte. Sie hatte fast ausschließlich Mikrowellengerichte gekauft. Ihre restlichen Einkäufe bestanden aus Crackern, Käse, Äpfeln und Tomaten. Und Dosen.

»Wo ist die Mikrowelle.« Fragend sah sie sich in der kleinen Küche um.

»Ich habe keine«, antwortete Tengo.

Fukaeri zog grüblerisch die Brauen zusammen, äußerte aber keine Meinung. Offenbar erschien ihr eine Welt ohne Mikrowellenherd nahezu unvorstellbar.

»Ich werde hierbleiben«, sagte sie, als würde sie eine objektive Tatsache bekannt geben.

»Wie lange?«, fragte Tengo.

Fukaeri zuckte mit den Schultern. Ich weiß es nicht, sollte das heißen.

»Was ist mit deinem Versteck?«

»Wenn etwas passiert, will ich nicht allein sein.«

»Meinst du, es passiert etwas?«

Fukaeri gab keine Antwort.

»Ich wiederhole mich, aber hier ist es nicht sicher«, sagte Tengo. »Anscheinend haben irgendwelche Leute mich im Visier. Was das für Typen sind, weiß ich noch nicht.«

»Es gibt keinen sicheren Ort«, sagte Fukaeri. Dabei kniff sie vielsagend die Augen zusammen und drückte leicht mit den Fingern ihr Ohrfläppchen. Tengo hatte keine Ahnung, was ihre Körpersprache bedeutete. Vielleicht bedeutete sie auch gar nichts.

»Also ist es egal, wo du bist«, sagte Tengo.

»Es gibt keinen sicheren Ort«, wiederholte Fukaeri.

»Wahrscheinlich hast du sogar recht«, sagte Tengo

ergeben. »Wenn man erst einmal eine bestimmte Ebene überschritten hat, ist der Gefahrenunterschied nur noch graduell. Auf alle Fälle muss ich jetzt gleich zur Arbeit.«

»Zur Schule.«

»Ja.«

»Ich bleibe hier«, sagte Fukaeri.

»Du bleibst hier«, wiederholte Tengo. »Am besten, du gehst gar nicht raus und reagierst auch nicht, wenn jemand an die Tür kommt. Sollte das Telefon klingeln, hebst du nicht ab.«

Fukaeri nickte stumm.

»Was ist übrigens mit Professor Ebisuno?«

»Gestern gab es eine Durchsuchung bei den Vorreitern.«

»Heißt das, die Polizei hat wegen dir das Vorreiter-Hauptquartier durchsucht?«, fragte Tengo erstaunt.

»Sie lesen keine Zeitung.«

»Ich lese keine Zeitung«, wiederholte Tengo. »Mir ist allmählich die Lust dazu vergangen. Deshalb bin ich nicht auf dem Laufenden. Das muss ja ziemlich unangenehm für die gewesen sein.«

Fukaeri nickte.

Tengo seufzte. »Jetzt sind sie bestimmt noch wütender als vorher. Wie ein Hornissenschwarm, den jemand in seinem Nest aufgestört hat.«

Fukaeri kniff die Augen zusammen und schwieg. Vielleicht stellte sie sich einen wütenden Hornissenschwarm vor.

»Wahrscheinlich«, sagte sie leise.

»Und habt ihr etwas über deine Eltern erfahren?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. Nein, noch nichts.

»Jedenfalls sind die Sektenleute jetzt sauer«, sagte Tengo.  
»Und wenn herauskommt, dass dein Verschwinden eine Finte ist, ist die Polizei bestimmt auch sauer.«

»Eben deshalb müssen wir unsere Kräfte zusammentun«, sagte Fukaeri.

»Hast du gerade eben deshalb gesagt?«

Fukaeri nickte. »Habe ich das falsch benutzt«, fragte sie.

Tengo schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht, es klang nur irgendwie neu.«

»Wenn ich störe, kann ich auch woanders hingehen«, sagte Fukaeri.

»Nein, du kannst hierbleiben«, sagte Tengo resigniert.  
»Wo sollst du denn auch hingehen?«

Ein kurzes Nicken.

Tengo nahm kalten Gerstentee aus dem Kühlschrank und trank. »Ich bin kein Freund von wütenden Hornissen, aber ich werde auf dich aufpassen, so gut es geht.«

Fukaeri musterte Tengos Gesicht eingehend. »Sie sehen irgendwie anders aus als vorher«, sagte sie dann.

»In welcher Hinsicht?«

Fukaeri verzog kurz den Mund. Das hieß, sie konnte es nicht auf den Punkt bringen.

»Du brauchst es nicht zu erklären«, sagte Tengo. Was man ohne Erklärung nicht versteht, versteht man auch nicht mit.

»Wenn ich anrufe, lasse ich es dreimal klingeln, lege auf und rufe noch einmal an. Erst dann nimmst du ab. Verstanden?«

»Verstanden«, sagte Fukaeri. »Sie lassen es dreimal klingeln und legen auf. Dann rufen Sie noch mal an, und ich hebe ab.« Es hörte sich an, als würde sie eine uralte Felsinschrift übersetzen.

»Es ist wichtig, also vergiss es nicht«, sagte Tengu.

Fukaeri nickte zweimal.

Nach seinen beiden Unterrichtsstunden machte Tengu sich im Lehrerzimmer gerade bereit, nach Hause zu gehen, als die Rezeptionistin hereinkam und ihm mitteilte, ein Herr namens Ushikawa wünsche ihn zu sprechen. Sie sprach in entschuldigendem Ton – eine gutherzige Botin, die eine unwillkommene Nachricht überbringen musste. Tengu dankte ihr mit einem strahlenden Lächeln. Schließlich konnte sie wirklich nichts dafür.

Ushikawa saß in der Cafeteria neben dem Foyer und wartete auf Tengu. Er trank Café au lait, nicht gerade ein Getränk, das man mit ihm assoziiert hätte. Unter den quicklebendigen jungen Studenten fiel Ushikawas bizarre äußere Erscheinung noch mehr auf. In dem Teil des Raumes, in dem er sich aufhielt, schienen Schwerkraft, atmosphärische Dichte und Lichtbrechung verändert zu sein. Schon von weitem wirkte er wie der Inbegriff schlechter Nachrichten. Es war gerade Pause und die Cafeteria gut gefüllt; dennoch saß Ushikawa allein an einem Tisch, der eigentlich Platz für sechs Personen bot. Die jungen Leute schienen ihn instinktiv zu scheuen wie Rehe den Wolf.

Tengu holte sich an der Theke einen Kaffee und setzte sich Ushikawa gegenüber, der offenbar gerade ein Eclair verzehrt hatte. Auf dem Tisch lag eine zusammengeknüllte Papierserviette, und seine Mundwinkel waren voller

Krömel. Auch der Genuss eines Eclairs schien nicht zu ihm zu passen.

Kaum hatte er Tengo erblickt, sprang Ushikawa auf. »Lange nicht gesehen, Herr Kawana«, begrüßte er ihn. »Entschuldigen Sie, dass ich Sie wieder so plötzlich überfalle, es ist ja beinahe schon Tradition.«

Tengo schnitt ihm das Wort ab. »Sie sind sicher gekommen, um nach meiner Antwort zu fragen, nicht wahr? Sie lautet: Ich lehne Ihr Angebot ab.«

»Ach, das ist ja ...«, sagte Ushikawa. »Nun ja, kurz und bündig.«

»Herr Ushikawa, erlauben Sie mir, heute etwas deutlicher und offener zu sprechen. Was wollen Sie und Ihre Leute von mir? Was erwarten Sie als Gegenleistung für Ihre sogenannte ›Förderung‹?«

Ushikawa blickte sich wachsam um. Aber es war niemand in ihrer Nähe, und der Lärmpegel in der Cafeteria war so hoch, dass ihr Gespräch von niemandem belauscht werden konnte.

»Also gut. Sie könnten uns einen großen Dienst erweisen, und ich sage Ihnen auch, welchen.« Ushikawa beugte sich über den Tisch und sprach mit gedämpfter Stimme. »Das Geld ist nicht mehr als ein Vorwand. Ist ja auch keine großartige Summe. Das Wichtigste, das mein Klient Ihnen geben kann, ist Sicherheit. Kurz, er garantiert, dass Ihnen kein Leid widerfährt.«

»Und was mache ich dafür?«, sagte Tengo.

»Sie sollen schweigen und vergessen. Sie waren an dieser ganzen Sache beteiligt. Aber Sie haben nur mitgemacht, ohne die Fakten und die dahinterstehenden Absichten zu kennen. Haben quasi nur auf Befehl gehandelt. Niemandem

liegt etwas daran, Ihnen die Schuld zuzuschieben. Wenn Sie jetzt bereit sind, alles zu vergessen, ist die Sache erledigt, und wir sind quitt. Die Öffentlichkeit darf nie erfahren, dass Sie der Ghostwriter von Die Puppe aus Luft sind. Sie haben nicht die geringste Verbindung zu dem Buch. Und werden sie auch fortan nicht haben. Mehr wird nicht von Ihnen erwartet. Das ist doch auch zu Ihrem eigenen Besten.«

»Mir selbst wird also nichts geschehen«, sagte Tengo.  
»Aber was ist mit den anderen Beteiligten? Wird ihnen Leid widerfahren?«

»Das, äh, nun ja, wird wohl von Fall zu Fall entschieden«, sagte Ushikawa widerstrebend. »Da ich es nicht zu entscheiden habe, kann ich mich nicht konkret dazu äußern, aber ein paar Gegenmaßnahmen muss man wohl schon ergreifen.«

»Und Sie haben einen langen, starken Arm.«

»So ist es. Wie ich bereits sagte: einen sehr langen, sehr starken Arm. Also, wie lautet Ihre Antwort?«

»Ein für alle Mal: Es ist mir unmöglich, Geld von Ihnen anzunehmen.«

Wortlos setzte Ushikawa seine Brille ab, wienerte die Gläser mit einem Tuch, das er aus der Tasche gezogen hatte, und setzte sie wieder auf. Als hätte das, was er gerade gehört hatte, irgendetwas mit seiner Sehkraft zu tun.

»Das heißt wohl, Sie lehnen unser Angebot ab?«

»Ganz recht.«

Ushikawa musterte Tengo hinter seiner Brille hervor, als beobachte er eine seltsam geformte Wolke. »Aber warum denn das nun wieder? Meiner bescheidenen Ansicht nach ist das doch gar kein schlechtes Geschäft, oder?«

»Ich sitze mit den anderen im selben Boot. Ich kann unmöglich allein abhauen«, sagte Tengu.

»Ich kann mich nur wundern«, sagte Ushikawa und sah tatsächlich verwundert aus. »Ich verstehe Sie nicht. Sie sagen das, aber von diesen anderen Leuten schert sich doch keiner um Sie. Also wirklich. Die haben Sie doch nur benutzt und mit einem Taschengeld abgespeist. Und deshalb sitzen Sie jetzt in der Patsche. Die verarschen Sie nach Strich und Faden. Das kann einen doch nur in Rage bringen. Also, ich wäre sauer, wenn jemand das mit mir machen würde. Stattdessen verteidigen Sie die Leute auch noch. Und reden davon, dass Sie nicht allein abhauen können. Im selben Boot, dass ich nicht lache. Unfassbar! Warum denn nur?«

»Einer der Gründe ist eine Frau namens Kyoko Yasuda.«

Ushikawa griff nach seiner Tasse mit dem schon abgekühlten Café au lait und trank, sichtlich angeekelt. »Kyoko Yasuda?«, fragte er dann.

»Sie wissen etwas über Kyoko Yasuda«, sagte Tengu.

Ushikawa sah ihn verständnislos und mit halboffenem Mund an. »Nein, ganz ehrlich, ich weiß nichts von einer Frau mit diesem Namen. Wirklich nicht, ich schwöre. Wer ist das?«

Tengu blickte Ushikawa forschend ins Gesicht. Aber er konnte nichts daraus ablesen.

»Eine Bekannte von mir.«

»Eine gute Bekannte?«

Tengu gab ihm darauf keine Antwort. »Was ich wissen will, ist, ob Sie ihr etwas angetan haben.«

»Etwas angetan? Also wirklich. Absolut nicht«, sagte



Ushikawa. »Ich lüge nicht. Wie ich bereits sagte, die Dame ist mir gänzlich unbekannt. Was sollte ich denn einer Unbekannten antun?«

»Aber Sie haben gesagt, einer Ihrer mysteriösen Kundschafter hätte mich gründlich durchleuchtet. Sie haben ja sogar rausgekriegt, dass ich Eriko Fukadas Manuskript umgeschrieben habe. Sie wissen fast alles über mein Privatleben. Da kann ich mir doch denken, dass dieser Kundschafter auch über meine Beziehung zu Kyoko Yasuda Bescheid weiß.«

»Stimmt, der Kundschafter, den wir auf Sie angesetzt hatten, hat wirklich ganze Arbeit geleistet und alles Mögliche herausbekommen. Also vielleicht auch etwas über Ihre Beziehung zu dieser Frau Yasuda. Aber wenn, dann ist diese Information nicht bis zu mir gelangt.«

»Kyoko Yasuda und ich haben uns einmal in der Woche getroffen«, sagte Tengo. »Heimlich. Denn sie hat Familie. Und eines Tages ist sie einfach nicht mehr gekommen, ohne abzusagen.«

Ushikawa tupfte sich mit dem Taschentuch, mit dem er seine Brille geputzt hatte, einen Schweißtropfen von der Nasenspitze. »Und jetzt, Herr Kawana, glauben Sie, wir hätten in irgendeiner Form mit dem Verschwinden dieser verheirateten Dame zu tun. Ist das so?«

»Vielleicht haben Sie ihrem Mann gesagt, dass sie sich mit mir trifft.«

Ushikawa spitzte überrascht die Lippen. »Warum in aller Welt hätten wir so etwas tun sollen?«

Tengo stützte sich mit beiden Händen auf den Knien auf. »Was Sie bei unserem letzten Telefongespräch gesagt haben, hat mich verunsichert.«

»Was habe ich denn gesagt?«

»Sobald man ein gewisses Alter überschritten habe, sei das Leben nicht mehr als ein ständiger Verlustprozess, im Zuge dessen nacheinander alles Mögliche verlorengeht. Wie bei einem Kamm die Zinken. Ein wichtiger Gegenstand nach dem anderen würde einem entgleiten. Geliebte Menschen würden verschwinden. Solche Sachen eben. Erinnern Sie sich?«

»Ja, kann sein, dass ich letztes Mal solches Zeug geredet habe. Aber, wissen Sie, Herr Kawana, das waren doch letzten Endes nur Allgemeinplätze. Meine dummen, unmaßgeblichen Ansichten über die Einsamkeit und Härte des Alters. Nichts davon deutete konkret auf diese Dame mit Namen Yasuda hin oder wie sie heißt.«

»Aber in meinen Ohren klang es wie eine Drohung.«

Ushikawa schüttelte mehrmals heftig den Kopf. »Seien Sie nicht albern. So etwas ist doch keine Drohung. Das war nicht mehr als meine persönliche Meinung. Ich schwöre, von Frau Yasuda habe ich keine Ahnung. Sie ist also verschwunden?«

»Und Sie haben gesagt«, fuhr Tengo fort, »wenn ich nicht auf Sie höre, könnte das einen unliebsamen Einfluss auf die Menschen in meiner Umgebung ausüben.«

»Stimmt, das habe ich allerdings gesagt.«

»Das war wohl auch keine Drohung?«

Ushikawa stopfte das Taschentuch in sein Jackett und seufzte. »Vielleicht hört es sich wirklich ein bisschen an wie eine Drohung, aber selbst das war letztlich nur ein Allgemeinplatz. Hören Sie, Herr Kawana, ich weiß rein gar nichts über diese Frau Yasuda. Ich habe den Namen noch nie gehört. Ich schwöre bei Myriaden von Göttern.«

Abermals musterte Tengo Ushikawas Gesicht. Vielleicht wusste der Mann wirklich nichts über Kyoko Yasuda. Seine ratlose Miene wirkte echt. Doch auch wenn er wirklich nichts wusste, hieß das nicht, dass die nichts gemacht hatten. Vielleicht war Ushikawa nur nicht informiert.

»Herr Kawana, vielleicht ist es überflüssig, Ihnen das zu sagen, aber eine Beziehung zur Ehefrau eines anderen zu haben ist gefährlich. Sie sind ein gesunder, lediger junger Mann. Sie könnten so viele junge ledige Damen haben, wie Sie wollen, ohne sich in Gefahr zu begeben«, sagte Ushikawa und leckte sich geschickt mit der Zunge die Krümel aus den Mundwinkeln.

Tengos sah ihm schweigend dabei zu.

»Natürlich unterliegen die Beziehungen zwischen Männern und Frauen nicht der Logik, und das System der Monogamie birgt viele Widersprüche. Wenn diese Frau Sie verlassen hat, wäre es dann nicht besser, die Sache auf sich beruhen zu lassen? Ich sage das nur aus väterlicher Fürsorge. Was ich meine – also, es gibt Dinge auf dieser Welt, von denen man besser nichts weiß. Das Gleiche gilt zum Beispiel für Ihre Mutter. Es könnte Sie verletzen, wenn Sie die Wahrheit erfahren. Und wenn man die Wahrheit kennt, kommt man bisweilen nicht umhin, auch Verantwortung zu übernehmen.«

Tengo runzelte die Stirn und hielt den Atem an. »Sie wissen etwas über meine Mutter?«

Ushikawa leckte sich beiläufig die Lippen. »Ja, ein wenig. Was unser Kundschafter eben herausgefunden hat. Falls Sie also etwas über Ihre Frau Mutter erfahren möchten, kann ich Ihnen Auskunft geben. Soweit ich weiß, sind Sie aufgewachsen, ohne sie zu kennen. Allerdings sind auch

einige Informationen darunter, die nicht gerade erfreulich zu nennen sind.«

»Herr Ushikawa.« Tengo schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Bitte gehen Sie jetzt. Ich möchte nicht weiter mit Ihnen reden, und ich möchte auch nicht, dass Sie mich je wieder aufsuchen. Lieber nehme ich den Schaden in Kauf, als mit Ihnen Umgang zu pflegen. Ihr Fördergeld brauche ich nicht und auch keine Sicherheitsgarantie. Mein einziger Wunsch ist es, Sie nie wiederzusehen.«

Ushikawa zeigte überhaupt keine Reaktion. Wahrscheinlich hatte er schon Schlimmeres zu hören bekommen. In seinen Augen erschien sogar ein Leuchten, fast ein Lächeln.

»Schon gut«, sagte er. »Zumindest bin ich froh, dass ich Ihre Antwort habe. Sie lautet Nein. Das Angebot ist abgelehnt. Das ist klar und leicht verständlich. Ich werde es meinen Vorgesetzten bestellen. Schließlich bin ich ja nur ein dummer Laufbursche. Auch wenn Sie uns eine Absage erteilen, heißt das noch nicht unbedingt, dass man Ihnen schaden wird. Es kann sein, sagte ich nur. Sein kann auch, dass alles ohne besondere Zwischenfälle verläuft. Das wäre mir am liebsten. Nein, das ist nicht geheuchelt, ich hoffe es wirklich von ganzem Herzen. Weil Sie mir sympathisch sind, Herr Kawana. Auch wenn Sie ganz offensichtlich keinen Wert auf meine Sympathie legen, aber da kann man eben nichts machen. Denn ich bin ein unmöglicher Mann, der unmögliches Zeug redet. Selbst mein Äußeres ist hart an der Grenze des guten Geschmacks. Ich war noch nie ein Typ, der sich Mühe gibt, gemocht zu werden. Meinerseits jedoch hege ich eine gewisse Sympathie für Sie, Herr Kawana, auch wenn Sie sich dadurch vielleicht belästigt fühlen. Ich glaube fest daran, dass Sie große Leistungen

vollbringen werden.«

Bei diesen Worten betrachtete Ushikawa die Finger seiner beiden Hände. Agile kurze Finger. Er drehte sie mehrmals hin und her und stand schließlich auf.

»Dann werde ich mal aufbrechen. Tja, das war wohl das letzte Mal, dass ich bei Ihnen vorgesprochen habe. Hoffen wir, dass möglichst alles so verläuft, wie Sie es sich erhoffen. Ich wünsche Ihnen Glück. Machen Sie es gut.«

Ushikawa nahm seine abgewetzte Ledertasche, die er auf dem Stuhl neben sich abgestellt hatte, und verschwand im Gedränge der Cafeteria. Die Schüler und Schülerinnen, die ihm im Weg standen, wichen automatisch vor ihm zurück und bildeten eine Gasse. Wie Dorfkindern vor einem bedrohlichen Menschenhändler.

Tengo rief vom Telefon im Empfang in seiner Wohnung an. Er hatte vor, es dreimal klingeln zu lassen und dann aufzulegen, doch schon beim zweiten Klingeln hob Fukaeri ab.

»Wir hatten doch eigentlich ausgemacht, dass ich es dreimal klingeln lasse und dann noch einmal anrufe«, sagte Tengo kraftlos.

»Ich hatte es vergessen«, sagte Fukaeri ungerührt.

»Du solltest es doch nicht vergessen.«

»Können wir es noch einmal probieren«, fragte Fukaeri.

»Nein, nicht nötig. Jetzt bist du ja schon rangegangen. Ist in meiner Abwesenheit etwas Außergewöhnliches passiert?«

»Kein Anruf. Kein Besuch.«

»Gut. Ich bin mit der Arbeit fertig und komme jetzt nach Hause.«

»Vorhin ist eine große Krähe am Fenster gelandet und hat gekrächt«, sagte Fukaeri.

»Die kommt jeden Abend. Mach dir keine Gedanken. Sie stattet nur eine Art Höflichkeitsbesuch ab. Gegen sieben bin ich da.«

»Machen Sie lieber schnell.«

»Warum?«, fragte Tengo.

»Die Little People toben.«

»Die Little People toben«, wiederholte Tengo. »Heißt das, sie wüten in meiner Wohnung?«

»Nein. Irgendwo anders.«

»Wo denn?«

»Weit weg.«

»Aber du kannst es hören?«

»Ja, ich kann es hören.«

»Hat das etwas zu bedeuten?«, fragte Tengo.

»Es gibt vielleicht eine Katastrophe.«

»Eine Katastrophe?« Er brauchte einen Moment, bis er sie verstand. »Was denn für eine Katastrophe?«

»So genau weiß ich das nicht.«

»Die Little People verursachen sie?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. Ihr Kopfschütteln übertrug sich durch den Hörer. Es hieß, Ich weiß nicht. »Kommen Sie lieber nach Hause, bevor das Gewitter anfängt.«

»Was für ein Gewitter?«

»Die Bahnen fahren dann nicht mehr.«

Tengo drehte sich um und sah eine Krähe vor dem Fenster. Es war ein heiterer wolkenloser Sommerabend. »Es sieht aber nicht nach Gewitter aus.«

»Das kann man nicht sehen.«

»Ich beeile mich.«

»Ist besser«, sagte Fukaeri und legte auf.

Tengo verließ die Eingangshalle der Yobiko und schaute noch einmal zum klaren Abendhimmel hinauf. Mit schnellen Schritten eilte er zum Bahnhof Yoyogi. Währenddessen spulte sich in seinem Kopf wie bei einem Tonband mit automatischer Wiederholfunktion immer wieder ab, was Ushikawa gesagt hatte.

ES GIBT DINGE AUF DIESER WELT, VON DENEN MAN BESSER NICHTS WEISS. DAS GLEICHE GILT ZUM BEISPIEL FÜR IHRE MUTTER. ES KÖNNTE SIE VERLETZEN, WENN SIE DIE WAHRHEIT ERFAHREN. UND WENN MAN DIE WAHRHEIT KENNT, KOMMT MAN BISWEILEN NICHT UMHIN, AUCH VERANTWORTUNG ZU ÜBERNEHMEN.

Und irgendwo randalierten die Little People. Sie schienen irgendetwas mit einem nahenden Unwetter zu tun zu haben. Im Augenblick war der Himmel wunderschön klar, aber der äußere Anschein sagte gar nichts aus. Vielleicht würde es donnern, regnen, und die Bahnen würden nicht mehr fahren. Er musste schnell nach Hause. Fukaeris Stimme hatte eine merkwürdige Überzeugungskraft.

»Wir müssen unsere Kräfte vereinen«, hatte sie gesagt.

Ein langer Arm wird sich nach uns ausstrecken. Wir müssen unsere Kräfte vereinen. Denn wir sind das ultimative Duo auf Erden.

The Beat Goes On.

## KAPITEL 11

Aomame

Das Gute ist das Gleichgewicht an sich

Aomame breitete auf dem Teppich des Schlafzimmers die Yogamatte aus blauem Schaumstoff aus, die sie mitgebracht hatte. Dann bat sie den Mann, sein Hemd auszuziehen. Er stand vom Bett auf und gehorchte. Ohne Hemd wirkte er noch gewaltiger. Seine Brust war breit, aber nicht fett, und sehr muskulös. Auf den ersten Blick schien sein Körper völlig gesund.

Nachdem Aomame ihn aufgefordert hatte, sich bäuchlings auf die Yogamatte zu legen, griff sie nach seinem Handgelenk, um den Puls zu fühlen. Er schlug dumpf und schwer.

»Treiben Sie täglich Sport?«, fragte Aomame.

»Eigentlich nicht. Ich mache nur Atemübungen.«

»Ist das alles, nur Atmen?«

»Es unterscheidet sich von gewöhnlichem Atmen.«

»Vorhin im Dunkeln haben Sie so geatmet, nicht wahr? Sehr tief ein und aus. Sie setzen dabei Ihre gesamte Muskulatur ein.«

Der Mann nickte aus seiner Bauchlage.

Aomame konnte es kaum glauben. Um so zu atmen, brauchte man sicherlich sehr viel Kraft. Aber war es tatsächlich möglich, dass jemand allein durch eine Atemtechnik einen so straffen, athletischen Körper bekam?

»Was ich jetzt tue, wird mehr oder weniger schmerzhaft«, sagte Aomame mit unbewegter Stimme. »Denn wenn es nicht wehtut, hat es keine Wirkung. Aber ich kann den Schmerz regulieren. Sollte er zu stark werden, dann beißen



Sie nicht die Zähne zusammen, sondern sagen Sie es mir bitte.«

Der Mann zögerte kurz. »Den Schmerz, den ich noch nicht kenne, möchte ich erleben«, sagte er dann in leicht ironischem Ton.

»Schmerzen sind für niemanden ein Vergnügen.«

»Je stärker der Schmerz, desto größer die Wirkung. Oder nicht? Schmerzen, die einen Sinn haben, kann ich ertragen.«

Aomame machte im Halbdunkel eine unverbindliche Miene. »Ich verstehe«, sagte sie. »Dann wollen wir es mal ausprobieren.«

Wie immer begann Aomame mit ihrem Stretching an den Schulterblättern. Schon bei der ersten Berührung fiel ihr die Geschmeidigkeit der Muskulatur auf. Sie war gesund und tadellos. Ganz anders als bei den erschlafften, verspannten Stadtmenschen, mit denen Aomame es normalerweise im Sportstudio zu tun hatte. Zugleich hatte sie die starke Empfindung, dass ihr natürlicher Fluss durch irgendetwas behindert wurde. Wie bei einem von Baumstämmen und Schutt blockierten Strom.

Ihren Ellbogen als Hebel ansetzend, zog sie die Schulter des Mannes so weit zurück wie möglich. Zuerst sanft, dann mit viel Kraft. Sie wusste, dass er Schmerzen hatte. Starke Schmerzen. Jeder andere hätte zumindest gestöhnt. Aber er gab keinen Laut von sich. Nicht einmal seine Atmung geriet aus dem Takt. Auch das Gesicht schien er nicht zu verziehen. Er kann viel aushalten, dachte Aomame. Sie beschloss auszuprobieren, wie viel. Ein schonungsloser Ruck rief ein scharfes Krachen im Schultergelenk hervor, eine Reaktion wie beim Umstellen einer Weiche. Der Mann

hielt kurz die Luft an, doch dann atmete er sofort wieder ruhig weiter.

»Ihre Schultern sind schrecklich blockiert«, erklärte Aomame. »Aber eben hat sich etwas gelöst. Der Fluss ist wieder in Gang gekommen.«

Aomame fuhr mit der Hand bis zum zweiten Fingerglied hinter die Schulterblätter. Ursprünglich waren die Muskeln des Mannes weich und elastisch, und sobald sie eine Blockade entfernt hatte, erreichten sie sofort wieder ihren normalen gesunden Zustand.

»Ich verspüre eine große Erleichterung«, sagte der Mann leise.

»Das muss aber ziemlich wehgetan haben.«

»So schlimm war es nicht.«

»Ich selbst kann auch eine Menge aushalten. Aber wenn jemand das mit mir machen würde, würde ich schreien wie am Spieß.«

»In vielen Fällen kann ein Schmerz einen anderen lindern. Oder sie heben sich gegenseitig auf. Empfindungen sind letztendlich relativ.«

Aomame legte ihre Hand auf das linke Schulterblatt. Als sie die Muskeln mit dem Finger ertastet hatte, spürte sie, dass ihr Zustand ungefähr der gleiche war wie auf der rechten Seite. Mal sehen, wie weit die Relativität reichte. »Ich nehme mir jetzt die linke Seite vor. Es wird wahrscheinlich genauso wehtun wie auf der rechten.«

»Ich gebe mich ganz in Ihre Hände. Machen Sie sich bitte gar keine Gedanken um mich.«

»Ich brauche Sie nicht zu schonen, nicht wahr?«

»Nein, das ist nicht nötig.«

Aomame bearbeitete also in der gleichen Reihenfolge die Gelenke und die Muskulatur um die linke Schulter herum. Sie ging schonungslos und auf direktestem Weg zu Werke. Der Mann verhielt sich noch gelassener als bei der rechten Schulter und nahm den Schmerz völlig selbstverständlich hin. Nur einmal entrang sich ihm ein erstickter Laut. Na gut, dachte Aomame, mal sehen, wie viel du noch aushältst.

Nach und nach lockerte sie die Muskulatur an seinem ganzen Körper, hakte alle Punkte der Checkliste ab, die sie im Kopf hatte. Sie brauchte sie nur mechanisch und der Reihe nach durchzugehen. Wie ein pflichtbewusster Nachtwächter, der mit einer Taschenlampe furchtlos seine nächtliche Runde durch ein Gebäude macht.

Sämtliche Muskeln des Mannes waren mehr oder weniger blockiert. Sein Körper glich einem Landstrich nach einer Naturkatastrophe. Alle Wasserläufe waren verstopft, alle Deiche gebrochen. Ein normaler Mensch hätte in diesem Zustand gar nicht mehr aufstehen können. Vielleicht nicht einmal mehr atmen. Aber seine robuste Konstitution und sein starker Wille hielten diesen Mann aufrecht. Trotz der verabscheuungswürdigen Taten, die er begangen hatte, konnte Aomame nicht umhin, ihm professionellen Respekt für die stoische Haltung zu zollen, mit der er die schlimmsten Schmerzen über sich ergehen ließ.

Sie verdrehte jeden einzelnen Muskel, so weit es ging, zog, bog und dehnte gewaltsam und bis zum Äußersten. Jedes Mal gaben die Gelenke ein scharfes Krachen von sich. Sie wusste, dass das, was sie tat, an Folter grenzte. Sie hatte die Muskeln schon vieler Athleten gedehnt, hartgesottener Sportler, die mit körperlichen Schmerzen lebten. Aber unter Aomames Händen schrien selbst die stärksten Männer unweigerlich irgendwann auf. Es war unmöglich,

ihr Stretching schweigend zu ertragen. Einige urinierten sogar. Aber dieser Mann stöhnte nicht einmal. Unglaublich. Dennoch musste er große Schmerzen haben, da ihm der Schweiß in Strömen den Nacken hinunterrann. Aomame geriet selbst ins Schwitzen.

Sie brauchte etwa dreißig Minuten, um die Muskulatur auf der Körperrückseite zu lockern. Als sie fertig war, machte sie eine Pause und wischte sich mit einem Handtuch den Schweiß von der Stirn.

Sonderbar, dachte Aomame. Ich bin hier, um diesen Mann zu töten. Meinen Eispick habe ich in der Tasche. Ich brauche nur seine Spitze an der richtigen Stelle anzusetzen und auf den Griff zu schlagen, und alles ist vorbei. Der Mann wäre tot, ehe er wüsste, wie ihm geschieht. Er käme ins Jenseits und wäre von allen Schmerzen befreit. Dennoch versuche ich alles, was in meiner Macht steht, um seine Schmerzen zumindest ein wenig zu lindern.

Wahrscheinlich, weil das der Auftrag ist, den man mir gegeben hat. Ich gehöre wohl zu dem Typ Mensch, der seine ganze Kraft aufbietet, um eine ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. Erhalte ich also den Auftrag, jemandes Muskeln wieder hinzubiegen, gebe ich mir die größte Mühe. Wenn ich einen Menschen töten muss und der Grund mir einleuchtet, tue ich auch das mit vollem Einsatz.

Natürlich kann ich nicht beide Aufgaben gleichzeitig erledigen, da ihre Ziele einander entgegengesetzt sind. Jede erfordert besondere eigene Maßnahmen, die mit der anderen unvereinbar sind. Also kann ich sie nur separat erfüllen. Vorläufig werde ich mich bemühen, die Muskeln dieses Mannes in einen wenigstens einigermaßen ordentlichen Zustand zurückzusetzen. Am besten konzentriere ich mich erst einmal nur darauf. Über den

zweiten Schritt kann ich nachdenken, wenn ich den ersten hinter mir habe.

Hinzu kam, dass Aomame ihre Neugier nicht im Zaum halten konnte. Das ungewöhnliche chronische Leiden dieses Mannes, seine dadurch stark in Mitleidenschaft gezogene, im Grunde jedoch gesunde und sogar exzellente Muskulatur, seine außergewöhnliche Willenskraft und vitale Konstitution, die es ihm ermöglichten, die grimmigen Schmerzen zu ertragen, die er den »Preis der Gnade« nannte – all das reizte ihre Neugier. Sie hatte ein berufliches und auch persönliches Interesse an ihm, wollte wissen, ob sie etwas für ihn tun konnte und wie sein Körper reagieren würde. Außerdem müsste sie, wenn sie den Mann jetzt tötete, auf der Stelle verschwinden. In diesem Fall würden die beiden Leibwächter im Nebenzimmer sich vielleicht fragen, warum sie so schnell mit ihrer Arbeit fertig wäre, und Verdacht schöpfen. Vor allem, da sie gesagt hatte, sie würde mindestens eine Stunde brauchen.

»Die Hälfte haben wir hinter uns. Jetzt kommt die andere Hälfte. Würden Sie sich bitte auf den Rücken legen?«, sagte Aomame.

Wie ein großes gestrandetes Meerestier wälzte der Mann sich auf die andere Seite. »Die Schmerzen gehen wirklich zurück«, sagte er nach einem tiefen Seufzer. »Keine meiner bisherigen Behandlungen war so wirksam.«

»Ihre Muskulatur ist beeinträchtigt«, sagte Aomame. »Ich weiß nicht, was die Ursache ist, aber wie es aussieht, ist sie ernsthaft geschädigt. Ich werde versuchen, die beeinträchtigten Partien so gut wie möglich wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückzusetzen. Das ist nicht leicht und bringt auch Schmerzen mit sich. Aber bis zu einem gewissen Grad lässt sich das machen. Die

Beschaffenheit Ihrer Muskeln ist ausgezeichnet, und Sie können einiges an Schmerzen ertragen. Doch das ist wirklich nur eine provisorische Lösung. Zu einer endgültigen Besserung wird es nicht kommen. Solange die Ursache nicht geklärt ist, wird wohl immer wieder das Gleiche geschehen.«

»Ich weiß. Es gibt keine Lösung. Es wird immer wieder passieren, und mit jedem Mal wird mein Zustand sich verschlechtern. Aber auch wenn es nur vorübergehend ist, wäre ich dankbar, wenn diese akuten Schmerzen sich zumindest ein wenig lindern ließen. Sie können sich nicht vorstellen, wie dankbar. Ich habe schon daran gedacht, Morphin zu verwenden. Aber eigentlich möchte ich das vermeiden. Eine langfristige Einnahme zerstört wichtige Gehirnfunktionen.«

»Ich mache jetzt mit dem Rest weiter«, sagte Aomame.  
»Auch diesmal muss ich Sie nicht schonen, nicht wahr?«

»Selbstverständlich nicht.«

Aomame verbannte jeden anderen Gedanken aus ihrem Kopf und rang konzentriert mit den Muskeln des Mannes. Durch ihren Beruf hatte sie sich den Aufbau aller Muskeln des menschlichen Körpers eingeprägt. Sie wusste, welche Funktion jeder einzelne erfüllte, mit welchen Knochen er verbunden war, welche besonderen Eigenschaften er hatte, mit welchen Empfindungen er ausgestattet war. Der Reihe nach untersuchte sie alle Muskeln und Gelenke, lockerte und knetete sie energisch. So wie die fanatischen Schergen der Inquisition, die sich sämtliche Schmerzpunkte in jedem Winkel des menschlichen Körpers vorzunehmen pflegten.

Nach dreißig Minuten waren beide schweißgebadet und atmeten heftig. Wie Liebende nach einem Geschlechtsakt

von an ein Wunder grenzender Intensität. Der Mann sagte eine Weile nichts, und auch Aomame schwieg.

»Ich will nicht übertreiben«, ergriff der Mann schließlich das Wort. »Aber Teile meines Körpers fühlen sich an wie ausgewechselt.«

»Es kann sein, dass Sie heute Nacht eine Art schmerzhaften Rückfall erleiden, bei dem die Muskeln sich verkrampfen. Aber das ist kein Grund zur Sorge. Morgen früh ist alles wieder normal.«

Wenn es ein Morgen gibt, dachte Aomame.

Der Mann kreuzte die Beine auf der Yogamatte und atmete mehrmals tief ein und aus, wie um den Zustand seines Körpers zu überprüfen. »Offenbar verfügen Sie tatsächlich über eine besondere Begabung«, sagte er.

»Was ich gemacht habe«, sagte Aomame, während sie sich mit dem Handtuch den Schweiß vom Gesicht wischte, »ist eigentlich nur Praxis. An der Universität hat man mir beigebracht, wie Muskulatur aufgebaut ist und wie sie funktioniert. Diese Kenntnisse habe ich dann durch Praxis erweitert. Ich habe meine Technik ausgefeilt und ein eigenes System entwickelt. Ich halte mich ausschließlich an das, was ich ertaste und was für mich einen Sinn ergibt. Auf meinem Gebiet ist die Wahrheit in der Regel erkennbar und nachweisbar. Und natürlich mit Schmerzen verbunden.«

Der Mann öffnete die Augen und musterte Aomame interessiert. »So denken Sie also.«

»Was meinen Sie?«, fragte Aomame.

»Dass Wahrheit im Grunde erkennbar und überprüfbar ist.«

Aomame schürzte leicht die Lippen. »Ich sage nicht, dass

das immer so ist. In dem Bereich, in dem ich beruflich tätig bin, ist es so. Wenn es überall so wäre, dann wäre wohl vieles auf der Welt leichter verständlich.«

»Ganz und gar nicht«, sagte der Mann.

»Wieso nicht?«

»Die meisten Menschen auf der Welt sind nicht auf der Suche nach beweisbarer Wahrheit. Die Wahrheit ist in den meisten Fällen, Sie sagten es bereits, mit Schmerz verbunden. Und kaum jemand sehnt sich nach schmerzlichen Wahrheiten. Was der Mensch braucht, ist etwas Schönes, Angenehmes, das ihm zumindest den Glauben vermittelt, sein Dasein habe einen tieferen Sinn. Aus diesem Grund sind die Religionen entstanden.« Der Mann dehnte mehrmals seinen Hals, ehe er weitersprach.

»Fall A: Wenn sich das Dasein eines Menschen als sinnvoll und gelungen erweist, wird es von ihm als wahr empfunden. Fall B: Wer sich jedoch als unzulänglich und schwach empfindet, dem wird sein Leben als unwahr gelten. Das ist doch ganz klar. Behauptet jemand Kandidat B gegenüber, seine Unzulänglichkeiten entsprächen der Wahrheit, wird B diesen Menschen ablehnen, hassen und in manchen Fällen sogar tätlich angreifen. Ob eine Sache logisch oder beweisbar ist, hat keinerlei Bedeutung für die Betroffenen. Die meisten Menschen lehnen die Vorstellung ab, unzulänglich und schwach zu sein, und bewahren sich durch diese Weigerung ihre geistige Gesundheit.«

»Aber menschliche Körper, alle Körper, sind mit gewissen geringfügigen Abweichungen unzulänglich und schwach. Ist das nicht offensichtlich?«, erwiderte Aomame.

»Genau«, sagte der Mann. »Jeder Leib ist, mit graduellen Unterschieden, unzulänglich und schwach, dem Verfall



und der Auflösung anheimgegeben. Das ist eine nicht zu leugnende Wahrheit. Aber was ist mit dem Geist des Menschen?«

»Über den Geist versuche ich möglichst nicht nachzudenken.«

»Warum nicht?«

»Es besteht keine Notwendigkeit dazu.«

»Und warum nicht? Ist es nicht eine wesentliche Aufgabe im Leben eines Menschen, über seinen Geist nachzudenken? Abgesehen davon, ob es einen praktischen Nutzen hat oder nicht?«

»Mir bleibt die Liebe«, sagte Aomame kurz.

Du meine Güte, dachte sie, was mache ich denn da? Erzähle einem Mann, den ich gleich umbringen will, etwas von Liebe.

Wie der Wind eine glatte Wasserfläche kräuselt, breitete sich auf dem Gesicht des Mannes ein leichtes Lächeln aus, in dem sich ein natürliches und – wie sie zugeben musste – sympathisches Gefühl ausdrückte.

»Und es genügt, wenn man liebt?«, fragte er.

»So ist es.«

»Der Gegenstand der Liebe, von der Sie sprechen, ist eine bestimmte Person, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Aomame. »Ein bestimmter Mann.«

»Die bedingungslose Liebe zu einem unzulänglichen und schwachen Körper ...«, sagte der Mann ruhig. Er machte eine Pause. »Offenbar brauchen Sie keine Religion.«

»Wahrscheinlich nicht.«

»Weil Ihr eigenes Dasein sozusagen schon eine Religion ist.«

»Sie haben vorhin gesagt, Religion diene eher dem schönen Schein als der Wahrheit. Wie ist es mit der religiösen Gemeinschaft, der Sie selbst vorstehen?«

»Um ehrlich zu sein, ich halte das, was ich tue, nicht für Religionsausübung«, sagte der Mann. »Ich höre Stimmen und gebe das Gehörte weiter. Nur ich kann die Stimmen hören. Und das, was ich höre, ist die absolute Wahrheit. Aber ich kann nicht beweisen, dass diese Botschaft die Wahrheit ist. Alles, was ich tun kann, ist, Ihnen eine Kostprobe meiner Gabe zu gewähren.«

Aomame biss sich leicht auf die Lippen und legte das Handtuch ab. Was ist das für eine Gabe?, hätte sie gern gefragt. Aber sie hielt sich zurück. Die Sache begann sich zu sehr in die Länge zu ziehen. Und sie hatte noch etwas Wichtiges zu erledigen.

»Können Sie sich noch einmal auf den Bauch legen? Ich würde zum Schluss gern noch Ihre Nackenmuskulatur lockern«, sagte sie.

Der Mann legte seinen riesigen Körper wieder auf die Matte und wandte Aomame seinen kräftigen Nacken zu.

»Auf alle Fälle haben Sie den Magic Touch«, sagte er.

»Magic Touch?«

»Finger, von denen ungewöhnliche Kräfte ausgehen. Deren Empfinden so fein ist, dass sie spezielle Punkte am menschlichen Körper ertasten können. Diese besondere Gabe besitzt nur eine sehr begrenzte Anzahl von Menschen. Man kann sie nicht erlernen und nicht üben. Ich bin auf einem anderen Gebiet mit etwas Ähnlichem ausgestattet. Aber für jede Gabe hat der Mensch einen Preis zu zahlen.«

»So habe ich das noch nie gesehen«, sagte Aomame. »Ich

habe gelernt, trainiert und mir meine Technik selbst angeeignet. Es ist nichts, das mir von jemandem gegeben wurde.«

»Ich will nicht streiten. Aber eins sollte man sich merken. Gott gibt, und Gott nimmt. Auch wenn Sie nicht wissen, was er Ihnen gegeben hat – Gott erinnert sich genau daran. Er vergisst nichts. Mit den Gaben, die einem gewährt wurden, sollte man möglichst sorgsam umgehen.«

Aomame betrachtete ihre zehn Finger. Sie legte sie an den Nacken des Mannes und konzentrierte sich auf die Fingerspitzen. Gott gibt, Gott nimmt.

»Gleich sind wir fertig. Jetzt kommt nur noch der letzte Schliff«, sagte sie mit rauer Stimme, während sie sich über den Rücken des Mannes beugte.

Ihr war, als höre sie fernes Donnergrollen. Sie hob das Gesicht und blickte aus dem Fenster. Nichts zu sehen. Nur der dunkle Himmel. Plötzlich ertönte wieder das gleiche Geräusch. Es hallte dumpf in der Stille des Zimmers.

»Es fängt an zu regnen«, sagte der Mann gleichmütig.

Aomame legte die Hand auf den Nacken des Mannes und tastete nach dem bestimmten Punkt. Dazu musste sie sich außerordentlich stark konzentrieren. Sie schloss die Augen, hielt den Atem an und lauschte auf den Fluss seines Blutes. Ihre Fingerspitzen versuchten die Information aus der Elastizität und Wärme der Haut herauszulesen. Es war nur ein winziger Punkt. Bei manchen war er leicht zu finden, bei anderen schwieriger. Bei dem Leader war Letzteres der Fall. So schwierig, wie in einem stockdunklen Zimmer nach einer Münze zu kramen, ohne dabei ein Geräusch zu verursachen. Dennoch hatte Aomame den Punkt bald entdeckt. Sie legte ihre Fingerspitze darauf und prägte sich

die Stelle genau ein. Als würde sie eine Landkarte mit einer Markierung versehen. Das war ihre besondere Gabe.

»Bitte, bewegen Sie sich jetzt nicht«, wandte Aomame sich an den auf dem Bauch liegenden Mann. Dann streckte sie die Hand nach der Sporttasche neben sich aus und nahm das Hartschalenetui mit dem kleinen Eispick heraus.

»Hier im Nacken haben Sie noch eine kleine Blockade«, sagte sie in gelassenem Ton. »Ich kann sie nicht mit den Fingern lösen. Wenn ich sie entfernen kann, werden Ihre Schmerzen stark nachlassen. Ich möchte dort eine einfache Akupunkturnadel setzen. Die Stelle ist empfindlich, aber ich habe das schon öfter praktiziert, und es war kein Fehler. Darf ich?«

Der Mann seufzte tief. »Ich gebe mich völlig in Ihre Hände. Ich akzeptiere alles, was meine Schmerzen lindert.«

Aomame nahm den Eispick aus dem Etui und entfernte den Korken von seiner Spitze. Sie war wie immer von tödlicher Schärfe. Die Nadel in der linken Hand, tastete sie mit dem Zeigefinger der rechten nach dem Punkt, den sie nun schon kannte. Kein Zweifel. Da war er. Sie setzte die Spitze der Nadel an und holte tief Luft. Gleich würde sie die rechte Handfläche wie einen Hammer auf den Griff fallen lassen und die feine Spitze – pffft! – in diesen Punkt treiben. Und alles wäre vorbei.

Aber irgendetwas hielt sie zurück. Aus irgendeinem Grund konnte Aomame ihre erhobene rechte Handfläche nicht senken. Gleich ist alles zu Ende, dachte sie. Mit nur einer Bewegung kann ich diesen Mann ins Jenseits befördern. Dann mit eiskalter Miene aus dem Zimmer gehen, mein Gesicht und meinen Namen ändern und jemand anders werden. Ich kann es. Ich habe keine Angst

und keine Gewissensbisse.

Dieser Mann hatte unzweifelhaft den Tod verdient. Er würde seine schändlichen Taten nur wiederholen. Dennoch konnte sie es nicht. Ein vager, aber hartnäckiger Zweifel hatte sich eingestellt und ließ sie zögern.

Du darfst die Sache nicht zu leicht nehmen, sagte ihr Instinkt.

Es war nicht nur Einbildung. Sie wusste, dass hier etwas nicht stimmte. Etwas war falsch. Verschiedene widerstreitende Kräfte und Faktoren prallten in Aomame aufeinander. Im Halbdunkel verzerrte sich ihr Gesicht.

»Was ist los?«, sagte der Mann. »Ich warte. Auf den letzten Schliff.«

Als er das sagte, erkannte Aomame endlich den Grund für ihr Zögern. Der Mann weiß Bescheid, dachte sie. Er weiß, dass ich ihm jetzt etwas antun will.

»Halten Sie sich nicht zurück«, sagte er heiter. »Alles in Ordnung. Das, was Sie vorhaben, entspricht genau meinen Wünschen.«

Wieder donnerte es. Doch kein Blitz war zu sehen. Es grollte nur wie fernes Geschützfeuer. Die Schlacht war noch offen. Der Mann sprach weiter.

»Ihre Behandlung war perfekt. Sie beherrschen Ihr Metier tadellos. Ich zolle Ihren Fähigkeiten meinen reinsten Respekt. Aber wie Sie schon sagten, letztlich ist das nicht mehr als eine vorübergehende Lösung. Ich kann nur geheilt werden, indem man das Übel bei der Wurzel packt. In den Keller geht und die Hauptsicherung herausdreht. Das werden Sie jetzt für mich tun.«

Aomame nahm die Nadel in die linke Hand, setzte ihm die Spitze in den Nacken und erstarrte mit erhobener

rechter Hand. Sie konnte weder vor noch zurück.

»Wenn ich wollte, könnte ich Sie jederzeit an Ihrem Vorhaben hindern. Ganz einfach«, sagte der Mann. »Bringen Sie bitte Ihre Rechte nach unten.«

Aomame wollte die rechte Hand senken. Doch sie konnte sie plötzlich nicht mehr bewegen. Sie ragte starr wie die Hand einer steinernen Statue in die Höhe.

»Ich will Sie nicht hindern, aber ich besitze die Macht dazu. Sie dürfen Ihre Rechte nun wieder bewegen und rechts wie links über mein Leben bestimmen.«

Aomame spürte, dass sie wieder frei über ihre rechte Hand verfügen konnte. Sie öffnete und schloss sie ohne jegliches Unbehagen. Vielleicht hatte er eine Art Hypnose angewendet. Aber die Kraft war so außerordentlich groß gewesen.

»Mir wurde besondere Macht verliehen. Doch im Gegenzug haben sie alles Mögliche von mir gefordert. Ihre Begierden wurden zu meinen Begierden. Diese Begierden sind äußerst grausam, und man kann sich ihnen nicht widersetzen.«

»Sie«, sagte Aomame. »Sind das die Little People?«

»Sie wissen also von ihnen. Gut. Das kürzt die Sache ab.«

»Ich kenne nur den Namen. Was sie sind, weiß ich nicht.«

»Es gibt wohl niemanden, der genau weiß, was die Little People sind«, sagte der Mann. »Das Einzige, was wir wissen, ist, dass es sie gibt. Haben Sie mal Der goldene Zweig von Frazer gelesen?«

»Nein.«

»Ein hochinteressantes Buch. Man erfährt die verschiedensten Dinge daraus. In einigen Gesellschaften

des Altertums war es Gesetz, den König zu töten, sobald seine Regierungszeit abgelaufen war. Sie dauerte zehn bis zwölf Jahre. War diese Zeit um, wurde er geschlachtet. Es galt als notwendig für die Gemeinschaft, und auch der König selbst akzeptierte seinen Tod. Er musste grausam und blutig sein. Dadurch wurde ihm große Ehre zuteil. Warum er getötet werden musste? Zu jener Zeit war der König jemand, der in Vertretung seines Volkes ›Stimmen vernahm‹. Solche Personen wurden von sich aus zu einem Schaltkreis, der uns mit ihnen verband. Und dass derjenige, der ›Stimmen vernahm‹, nach einer gewissen Zeitspanne getötet werden musste, war eine für die Gemeinschaft notwendige Tat. Sie diente dazu, das Gleichgewicht zwischen den Kräften, die die Little People entwickelten, und dem Bewusstsein der Menschen auf der Erde zu erhalten. Herrschaft war in der Welt des Altertums gleichbedeutend damit, die Stimmen der Götter zu vernehmen, ihren Willen zu kennen. Aber natürlich starb diese Sitte irgendwann aus, die Monarchen wurden nicht mehr getötet, ihre Macht wurde weltlich und erblich. Und sie hörten keine Stimmen mehr.«

Während Aomame zuhörte, öffnete und schloss sie unbewusst ihre nach oben gestreckte Rechte.

Der Mann fuhr fort. »Seit jeher hat man ihnen die verschiedensten Namen gegeben, meist jedoch gar keinen. Sie waren einfach da. Die Bezeichnung Little People ist letztlich nicht mehr als ein Provisorium. Meine Tochter, die damals erst zehn Jahre alt war, hat sie ›die kleinen Leute‹ genannt. Sie hatte sie mitgebracht. Ich habe den Namen dann in Little People geändert. Weil es sich leichter spricht.«

»Und Sie wurden König.«

Der Mann atmete stark durch die Nase ein und hielt kurz den Atem an, ehe er ihn langsam ausstieß. »Nicht König. Ich wurde der, ›der Stimmen hört‹.«

»Und jetzt wollen Sie geschlachtet werden.«

»Nein, zu schlachten brauchen Sie mich nicht. Immerhin befinden wir uns im Jahre 1984 und mitten in einer Großstadt. Es braucht nicht besonders blutig zu werden. Es genügt mir, wenn Sie meinem Leben rasch ein Ende setzen.«

Aomame schüttelte den Kopf und lockerte ihre Muskeln. Die Nadel war noch immer an dem Punkt im Nacken aufgesetzt, aber in ihr regte sich nicht der geringste Wunsch, den Mann zu töten.

»Sie haben mehrere kleine Mädchen vergewaltigt. Kinder, die kaum zehn Jahre alt waren«, sagte Aomame.

»Das ist richtig«, sagte der Mann. »Nach allgemeiner Vorstellung habe ich sie gegen ihren Willen dazu gezwungen. In den Augen der irdischen Gerichtsbarkeit bin ich ein Verbrecher. Ich habe mich körperlich mit weiblichen Menschen vereinigt, die noch nicht geschlechtsreif waren. Auch wenn ich es nicht wollte.«

Aomame seufzte nur tief. Sie wusste nicht, wie sie das emotionale Chaos, das in ihr wütete, zur Ruhe bringen sollte. Ihr Gesicht verzerrte sich, die rechte und die linke Hand schienen verschiedene Dinge anzustreben.

»Ich möchte, dass Sie mich töten«, sagte der Mann. »Ich will nicht länger auf dieser Welt leben, ganz gleich unter welchen Umständen. Ich bin ein Mensch, der eliminiert werden sollte, um das Gleichgewicht der Welt zu erhalten.«

»Gesetzt den Fall, ich töte Sie, was ist dann?«

»Die Little People verlieren den, der die Stimmen hört. Es



gibt noch keinen Nachfolger für mich.«

»Und das soll ich glauben?«, schnaubte Aomame.  
»Wissen Sie, was Sie sind? Ein perverser Typ, der sich eine schöne Theorie zurechtgelegt hat, um seine Schweinereien zu rechtfertigen. Die Little People hat es nie gegeben, auch nicht die Stimme und die Gnade Gottes. Sie sind ein windiger Scharlatan, der sich als Prophet und religiöser Führer aufspielt. Von Ihrer Sorte gibt es jede Menge auf der Welt.«

»Sehen Sie die Tischuhr?«, sagte der Mann, ohne den Kopf zu heben. »Dort rechts auf der Truhe.«

Aomame blickte nach rechts. Dort stand eine etwa hüfthohe geschwungene Truhe und auf ihr eine marmorne Uhr. Sie sah schwer aus.

»Sehen Sie sie bitte an. Schauen Sie nicht weg.«

Also drehte Aomame den Hals und starrte auf die Uhr. Sie spürte an ihren Fingern, wie sämtliche Muskeln des Mannes hart wie Stein wurden. Sie strahlten eine unglaublich starke Energie aus. Wie auf den Befehl dieser Energie trennte sich die Uhr von der Oberfläche der Truhe, bis sie zu schweben schien. Sie hob sich um etwa fünf Zentimeter in die Luft, entschloss sich mit leichtem Zittern, als würde sie zögern, für eine Position und schwebte dort für etwa zehn Sekunden. Dann erschlafften die Muskeln des Mannes, und die Uhr fiel mit einem dumpfen Aufschlag auf die Truhe zurück. Als sei ihr plötzlich eingefallen, dass auf der Erde Schwerkraft herrschte.

Der Mann atmete lange und erschöpft aus.

»Selbst solche Kleinigkeiten erfordern eine Menge Energie«, sagte er, nachdem er die Luft ganz ausgestoßen hatte. »So viel, dass es mich aufzehrt. Aber ich wollte, dass

Sie zumindest begreifen, dass ich kein windiger Scharlatan bin.«

Aomame gab keine Antwort. Durch tiefes Ein- und Ausatmen gewann der Mann seine Kraft zurück. Die Uhr tickte reglos, als sei nichts gewesen, weiter auf ihrer Truhe vor sich hin. Sie war nur ein wenig verrutscht. Aomame hatte den Sekundenzeiger im Blick behalten, während er einmal das Zifferblatt umwanderte.

»Sie haben besondere Fähigkeiten«, sagte sie mit rauer Stimme.

»Wie Sie sehen.«

»In dem Roman Die Brüder Karamasow gibt es diese Stelle von Christus und dem Teufel«, sagte Aomame. »Christus fastet in der Wüste, und der Teufel verlangt von ihm, er solle ein Wunder wirken und Steine in Brot verwandeln. Aber Christus gehorcht ihm nicht. Denn das Wunder ist eine Versuchung des Teufels.«

»Ich weiß. Auch ich habe Die Brüder Karamasow gelesen. Sie haben natürlich recht. Eine großspurige Demonstration wie diese eben ist kein Beweis. Aber die Zeit, die ich habe, um Sie zu überzeugen, ist begrenzt. Also habe ich diesen Versuch gewagt.«

Aomame schwieg.

»Wenn es auf dieser Welt das absolut Gute nicht gibt, gibt es auch das absolut Böse nicht«, sagte der Mann. »Gut und Böse sind keine festen, unveränderlichen Größen, sondern Aspekte, die ständig je nach Perspektive wechseln. Was in einem Moment gut ist, kann im nächsten böse sein. Und umgekehrt. Es ist diese Beschaffenheit der Welt, die Dostojewski in Die Brüder Karamasow beschreibt. Entscheidend ist, das Gleichgewicht zwischen den sich in

unablässiger Bewegung befindlichen Kategorien von Gut und Böse zu erhalten. Bekommt eine Seite das Übergewicht, wird es schwierig, eine realistische Moral aufrechtzuerhalten. Ja, das Gleichgewicht an sich ist das Gute. Und ich muss sterben, um dieses Gleichgewicht herzustellen.«

»Ich sehe keine Notwendigkeit mehr, Sie hier und jetzt zu töten«, sagte Aomame aufrichtig. »Sie wissen es wahrscheinlich: Ich bin in der Absicht gekommen, Sie umzubringen. Ein Mensch wie Sie darf nicht leben. Ich hatte vor, Sie unter allen Umständen vom Angesicht dieser Erde zu tilgen. Doch jetzt habe ich diese Absicht nicht mehr. Sie leiden fürchterliche Schmerzen, und ich weiß das. Von mir aus können Sie jetzt unter Qualen elendiglich zugrunde gehen. Es liegt nicht in meinem Interesse, Ihnen den Tod zu erleichtern.«

Der Mann, der noch immer auf dem Bauch lag, nickte. »Wenn du mich tötest, werden meine Leute dich so lange jagen, bis sie dich finden.« Er duzte Aomame jetzt. »Sie sind ein fanatischer Haufen, zäh und engstirnig. Mit mir würde die Gemeinschaft ihre treibende, einigende Kraft verlieren. Aber hat sich ein System wie dieses einmal herausgebildet, beginnt es ein Eigenleben zu führen.«

Aomame hörte zu.

»Schlimm, was deiner Freundin passiert ist«, sagte der Mann.

»Meiner Freundin?«

»Die mit den Handschellen. Wie hieß sie noch?«

In Aomame kehrte plötzlich Ruhe ein. Sie hatte keine widerstreitenden Gefühle mehr. Nur eine bleierne Stille senkte sich über sie.

»Ayumi Nakano«, sagte Aomame.

»Eine unglückselige Angelegenheit.«

»Haben Sie das getan?«, fragte Aomame kalt. »Haben Sie Ayumi umgebracht?«

»Aber nein. Ich hatte keinen Grund, sie zu töten.«

»Aber Sie wissen davon. Wer hat Ayumi umgebracht?«

»Unsere Kundschafter sind der Sache nachgegangen«, sagte der Mann. »Wer es war, wissen wir noch nicht. Nur, dass deine Freundin, die Polizistin, in einem Hotel von jemandem erdrosselt wurde.«

Aomame ballte ihre Rechte zu einer harten Faust. »Aber Sie haben gesagt, ›schlimm, was deiner Freundin passiert ist‹.«

»Ich konnte es nicht verhindern. Wer sie auch getötet haben mag, es ist immer das schwächste Glied, auf das sie als Erstes zielen. Wie Wölfe aus einer Herde Schafe das schwächste Tier auswählen.«

»Heißt das, Ayumi war mein schwächster Teil?«

Der Mann antwortete nicht.

Aomame schloss die Augen. »Aber warum mussten sie sie töten? Sie war ein liebes Mädchen. Sie hat niemandem etwas zuleide getan. Warum? Weil ich in diese Sache verwickelt bin? Da hätte es doch gereicht, mich aus dem Weg zu räumen.«

»Dich können sie nicht vernichten.«

»Warum nicht?«, fragte Aomame. »Warum können die mich nicht vernichten?«

»Weil du bereits zu einem besonderen Wesen geworden bist.«

»Ich bin ein besonderes Wesen?«, sagte Aomame. »In

welcher Hinsicht?«

»Das wirst du bald herausfinden.«

»Bald?«

»Wenn die Zeit dazu gekommen ist.«

Aomame zog wieder eine Grimasse. »Ich verstehe nicht, wovon Sie reden.«

»Du wirst es verstehen.«

Aomame schüttelte den Kopf. »Wie dem auch sei, an mich kommen sie nicht heran. Also haben sie sich eine Schwachstelle in meinem Umfeld gesucht. Um mich zu warnen. Damit ich Sie nicht umbringe.«

Der Mann schwieg. Ein zustimmendes Schweigen.

»Das ist furchtbar«, sagte Aomame. Sie schüttelte den Kopf. »Sie haben Ayumi getötet, obwohl das nichts an der Realität ändert.«

»Nein, sie sind keine Mörder. Sie lassen sich nicht dazu herab, jemanden eigenhändig umzubringen. Was deine Freundin getötet hat, war etwas, das in ihr selbst angelegt war. Früher oder später wäre es zu einer ähnlichen Tragödie gekommen. Sie lebte riskant. Die haben nur den Anstoß gegeben. Quasi die Einstellung des Timers geändert.«

Die Einstellung des Timers?

»Ayumi war kein elektrischer Backofen. Sondern ein lebendiger Mensch. Riskant oder nicht, sie hat mir viel bedeutet. Und ihr habt sie mir einfach genommen. Sinnlos und grausam.«

»Dein Zorn ist gerechtfertigt«, sagte der Mann. »Du kannst ihn gern gegen mich richten.«

Aomame schüttelte den Kopf. »Auch wenn ich Sie jetzt

erledige, macht das Ayumi nicht wieder lebendig.«

»Aber du könntest den Little People damit einen Schlag versetzen. Sozusagen Rache nehmen. Sie wollen nicht, dass ich schon sterbe. Durch meinen Tod würde eine Lücke entstehen. Zumindest zeitweilig, bis sie einen Nachfolger finden. Für sie wäre das ein schwerer Schlag. Und zugleich ein Vorteil für dich.«

»Jemand hat einmal gesagt, nichts sei so kostspielig und fruchtlos wie Rache.«

»Winston Churchill. Allerdings hat er dies, soweit ich mich erinnere, geäußert, um das Haushaltsdefizit des Britischen Empire zu entschuldigen. Der Satz hat keine moralische Bedeutung.«

»Moral interessiert mich nicht. Ihr Körper wird von etwas Rätselhaftem aufgezehrt, und Sie werden unter Schmerzen sterben, ohne dass ich einen Finger krumm machen muss. Warum sollte ich Mitleid haben? Wenn der Welt alle Moral flöten geht und sie zusammenbricht, ist das nicht meine Schuld.«

Der Mann seufzte abermals tief. »Ich verstehe. Ich verstehe dich sehr gut. Pass auf, ich biete dir eine Art Geschäft an. Wenn du meinem Leben jetzt ein Ende setzt, werde ich im Gegenzug dafür Tengo Kawanas Leben retten. So viel Macht bleibt mir noch.«

»Tengo«, sagte Aomame. Alle Kraft wich aus ihrem Körper. »Von ihm wissen Sie auch!«

»Ich weiß alles über dich. Habe ich doch gesagt. Oder sagen wir fast alles.«

»Aber Sie können nicht meine Gedanken lesen. Nie habe ich Tengos Namen auch nur einmal nach außen dringen lassen. Ich habe ihn immer für mich behalten.«

»Aomame«, sagte der Mann und stieß einen kurzen Seufzer aus. »Nichts auf dieser Welt kann man immer für sich behalten. Außerdem spielt Herr Tengo Kawana – zufällig, könnte ich wohl sagen – im Augenblick eine nicht geringe Rolle für uns.«

Aomame fehlten die Worte.

»Doch offen gestanden«, sagte der Mann, »ist es nicht bloß Zufall. Euer beider Schicksal hat sich nicht einfach nur so ergeben. Es war euch bestimmt, diese Welt zu betreten. Und seit ihr hier seid, hat jeder von euch, ob es ihm gefällt oder nicht, eine Aufgabe erhalten.«

»Wir haben diese Welt betreten?«

»Ja. Das Jahr 1Q84.«

»1Q84?«, sagte Aomame. Wieder verzerrte sich ihr Gesicht. Das war doch der Begriff, den sie selbst geschaffen hatte!

»Genau. Das Wort, das du erfunden hast«, sagte der Mann, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Ich habe mir erlaubt, es zu verwenden.«

1Q84 – Aomame formte das Wort in ihren Mund.

»Es gibt nichts auf dieser Welt, das man auf ewig für sich behalten kann«, wiederholte der Leader mit ruhiger Stimme.

## KAPITEL 12

Tengo

An den Fingern abzählen kann man sie nicht

Tengo beeilte sich, vom Bahnhof nach Hause zu kommen, bevor es zu regnen anfang. Am Abendhimmel war noch immer keine Wolke zu sehen. Es sah weder nach Regen noch nach einem Gewitter aus. Er schaute sich um, aber es war auch niemand mit einem Regenschirm unterwegs. Es war ein milder Sommerabend, wie geschaffen für ein Baseballspiel und ein Bier vom Fass. Dennoch war er vorläufig geneigt, Fukaeris Worten Glauben zu schenken. Das war besser, als ihr nicht zu glauben, fand Tengo. Sich auf Erfahrung statt auf Logik zu verlassen.

Als Tengo den Briefkasten aufschloss, fand er einen offiziell wirkenden Umschlag ohne Absender darin, den er auf der Stelle öffnete. Man benachrichtigte ihn, dass 1 627 534 Yen auf seinem Bankkonto eingegangen seien. Überwiesen hatte das Geld ein »Office ERI«, vielleicht diese Scheinfirma, die Komatsu gegründet hatte. Oder es stammte von Professor Ebisuno. Komatsu hatte irgendwann zu Tengo gesagt: »Er will dir zum Dank einen Anteil von den Erlösen aus der Puppe aus Luft zahlen.« Vielleicht war das dieser als Honorar für »Mitarbeit« oder »Recherche« getarnte »Anteil«. Nachdem Tengo sich noch einmal von der Höhe des Betrags überzeugt hatte, schob er die Benachrichtigung wieder in den Umschlag und steckte ihn in die Tasche.

Eine Million und sechshunderttausend Yen waren für Tengo ziemlich viel Geld (eigentlich sogar die größte Summe, die er in seinem Leben jemals besessen hatte), aber er war weder überrascht, noch freute er sich besonders. Geld war im Augenblick für Tengo kein besonderes Problem. Er hatte ein relativ festes Einkommen und musste sich nicht sonderlich einschränken. Zukunftsangst hatte er zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch nicht.



Dennoch schienen ihm alle irgendwelches Geld aufdrängen zu wollen. Verkehrte Welt.

Was die Überarbeitung des Textes anging, fand er, dass es sich für eine Million sechshunderttausend Yen kaum lohnte, sich in eine derart schwierige Lage zu begeben. Hätte man ihn jedoch gefragt, was denn ein angemessenes Honorar gewesen wäre, hätte er auch keine Antwort gewusst. Er wusste nicht einmal, ob es für solche Scherereien überhaupt einen angemessenen Preis gab. Sicher gab es vieles auf der Welt, dessen Wert sich nicht ermessen oder mit Geld bezahlen ließ. Da sich Die Puppe aus Luft weiter gut zu verkaufen schien, würden künftig vielleicht noch mehr Überweisungen erfolgen und dadurch immer mehr Probleme entstehen. Weitere Honorare würden das bestehende Ausmaß seiner Verstrickung nur noch weiter verstärken.

Tengo nahm sich vor, die eine Million sechshunderttausend Yen sofort am nächsten Morgen an Komatsu zurückzuschicken. Damit konnte er eine gewisse Art von Verantwortung vermeiden. Zumindest hatte er dann schon einmal formal ein Honorar abgelehnt. Vielleicht würde ihn das erleichtern. Seiner moralischen Verantwortung hatte er sich damit allerdings nicht entledigt. Und das, was er getan hatte, nicht gerechtfertigt. Höchstens würden ihm daraus mildernde Umstände erwachsen. Oder aber er würde sich noch verdächtiger machen. Als würde er das Geld zurückgeben, weil er ein schlechtes Gewissen hatte.

Er grübelte so sehr, dass er Kopfschmerzen bekam, und beschloss, sich keine Gedanken mehr wegen der eine Million sechshunderttausend zu machen. Er konnte später noch in Ruhe darüber nachdenken. Geld war nicht lebendig

und lief nicht fort, selbst wenn man es eine Weile liegen ließ. Wahrscheinlich nicht.

Die wichtigste Frage ist, wie ich mein Leben neu ausrichte, dachte Tengo, während er zu seiner Wohnung in den zweiten Stock hinaufstieg. Der Besuch in dem Sanatorium an der Südspitze der Boso-Halbinsel hatte ihn so gut wie überzeugt, dass der Mann dort wahrscheinlich nicht sein richtiger Vater war. Er war an einem neuen Ausgangspunkt angelangt, der ihm vielleicht genau die richtige Gelegenheit bot, alle Ärgernisse hinter sich zu lassen und ein neues Leben anzufangen. Ein neuer Arbeitsplatz, ein Ortswechsel, neue Beziehungen. Auch wenn er es sich noch nicht völlig zutraute, stieg in ihm doch die Ahnung von einem stimmigeren Leben auf.

Allerdings musste er zuvor noch einiges in Ordnung bringen. Er konnte nicht plötzlich verschwinden und Fukaeri, Komatsu und Professor Ebisuno einfach zurücklassen, auch wenn er ihnen gegenüber natürlich keine moralische Verpflichtung oder Verantwortung hatte. Sie hatten ihm, wie Ushikawa sagte, nur Scherereien bereitet. Doch obwohl er von dem ganzen Komplott hinter Die Puppe aus Luft nichts gewusst hatte und beinahe unfreiwillig in die Sache hineingezogen worden war, hatte er faktisch doch die ganze Zeit mitgemacht. Er konnte nicht einfach sagen, ich weiß nicht weiter, seht zu, wo ihr bleibt. Er wollte unbedingt einen Schlusstrich ziehen und gereinigt von dannen gehen. Andernfalls wäre sein schönes nagelneues Leben, das fleckenlos sein sollte, von Anfang an beschmutzt.

Bei »Schmutz« fiel ihm Ushikawa ein. Tengo seufzte. Der Mann besaß offenbar Informationen über seine Mutter, die er, wie er behauptet hatte, sogar an Tengo hätte

weitergeben können.

FALLS SIE ALSO ETWAS ÜBER IHRE FRAU MUTTER ERFAHREN MÖCHTEN, KANN ICH IHNEN AUSKUNFT GEBEN. SOWEIT ICH WEISS, SIND SIE AUFGEWACHSEN, OHNE SIE ZU KENNEN. ALLERDINGS SIND AUCH INFORMATIONEN DABEI, DIE NICHT GERADE ERFREULICH ZU NENNEN SIND.

Tengo hatte ihm nicht einmal geantwortet, denn er verspürte nicht die geringste Neigung, ausgerechnet aus Ushikawas Mund etwas über seine Mutter zu erfahren. Alles, was aus dem Mund dieses Mannes kam, egal was es war, konnte nur Unrat sein. Nein, Tengo wollte von solchen Informationen nichts wissen. Erkenntnisse über seine Mutter durften ihn nicht in Form bruchstückhafter Hinweise erreichen, sondern mussten ihm als geschlossene »Offenbarung« zuteil werden. Umfassend und lebendig mussten sie sein, sozusagen ein Universum, das er sofort in seiner Gesamtheit zu überblicken vermochte.

Natürlich konnte Tengo nicht wissen, ob ihm eine so dramatische Eröffnung eines Tages vergönnt sein würde. Vielleicht würde es niemals dazu kommen. Aber er benötigte ein Ereignis von gewaltigen Ausmaßen, das diesen lebendigen »Tagtraum«, der ihn seit Jahren stets aufs Neue verwirrte und emotional aus der Bahn warf, verdrängte und überdeckte. Nur so konnte es zu einer Reinigung kommen. Stückweise verkaufte Informationen nutzten ihm überhaupt nichts.

Es war viel, was Tengo durch den Kopf ging, während er die Treppe in den zweiten Stock hinaufstieg.

Vor seiner Wohnung angekommen, kramte er den Schlüssel hervor, steckte ihn ins Schlüsselloch und drehte

ihn um. Er klopfte dreimal und nach einer kurzen Pause noch zweimal. Erst jetzt öffnete er leise die Tür.

Fukaeri saß am Tisch und trank Tomatensaft aus einem hohen Glas. Sie trug noch die gleichen Sachen wie bei ihrer Ankunft: das gestreifte Männerhemd und die engen Blue Jeans. Dennoch wirkte sie völlig anders auf ihn als am Morgen, was daran lag – Tengo brauchte einen Moment, bis er es bemerkte –, dass sie ihre Haare zusammengebunden und aufgesteckt hatte. Daher lagen ihre Ohren und ihr Nacken nun ganz frei. Sie hatte zierliche rosafarbene Ohren, die aussahen, als seien sie gerade erst geformt und mit einer weichen Quaste gepudert worden. Sie schienen eher aus ästhetischen Motiven geschaffen zu sein, als dass sie der Aufnahme von Geräuschen dienten. Zumindest sahen sie in Tengos Augen so aus. Der wohlgestaltete schlanke Hals darunter schimmerte verlockend wie eine in verschwenderischem Sonnenschein gereifte Frucht. Er war von einer unendlichen Reinheit, wie gemacht für Marienkäfer und Morgentau. Es war das erste Mal, dass er Fukaeri mit aufgestecktem Haar sah, aber es war ein ans Wunderbare grenzender Anblick, vertraut und schön zugleich. Tengo blieb, obwohl er die Tür bereits hinter sich geschlossen hatte, eine Weile im Flur stehen. Ihr entblößter Nacken und ihre Ohren berührten ihn ebenso stark wie die Nacktheit anderer Frauen, und das verwirrte ihn zutiefst. Wie einem Forscher, der eine verborgene Quelle des Nils entdeckt hat, verschlug es Tengo einen Moment lang die Sprache. Die Hand noch immer am Türknauf, starrte er Fukaeri mit halbgeschlossenen Augen an.

»Ich war gerade unter der Dusche«, sagte sie zu Tengo, der wie angewurzelt an der Tür stand. Sie sprach mit

ernster Stimme, als sei ihr gerade etwas sehr Wichtiges eingefallen. »Ich habe Ihr Shampoo und Ihre Spülung benutzt.«

Tengo nickte. Dann riss er sich mit einer gewissen Anstrengung endlich vom Türknauf los und schloss ab. Shampoo? Spülung? Er betrat den Raum.

»Hat jemand von denen angerufen?«, fragte Tengo.

»Niemand«, sagte Fukaeri und schüttelte leicht den Kopf.

Tengo trat ans Fenster, schob den Vorhang ein wenig zur Seite und sah nach draußen. An der Szenerie vor seinem Fenster war nichts Auffälliges zu entdecken. Keine verdächtigen Personen, keine verdächtigen parkenden Autos. Nur der übliche langweilige Blick auf seine langweilige Wohngegend. Die verkrüppelten Bäume am Straßenrand waren von grauem Staub bedeckt, die Leitplanke war völlig verbeult, und mehrere rostige Fahrräder, die niemand mehr abholen würde, standen herum. An einem Zaun hing ein Schild mit einem Slogan der Polizei: »Alkohol am Steuer ist eine Einbahnstraße und kommt teuer.« (Ob es bei der Polizei besondere Experten für diese Sprüche gab?) Ein böseartig aussehender alter Mann führte einen böseartig aussehenden Mischlingshund spazieren. Eine dumm aussehende Frau fuhr in einem hässlichen Kleinwagen vorbei. Übel aussehende Stromleitungen hingen zwischen hässlichen Strommasten. Der Blick aus dem Fenster belegte einen Zustand der Welt, der durch die ungehinderte Ausbreitung kleiner Welten, von denen jede einzelne ihre eigene dezidierte Form hatte, irgendwo zwischen »tragisch« und »freudlos« angesiedelt war.

Andererseits existierten auf dieser Welt auch unleugbar

schöne Ansichten, wie Fukaeris Ohren und ihr Hals. Es war nicht leicht zu entscheiden, auf was man mehr vertrauen sollte. Tengo knurrte leise und tief wie ein großer verwirrter Hund. Dann schloss er den Vorhang, um in seine eigene kleine Welt zurückzukehren.

»Weiß Professor Ebisuno, dass du hier bist?«, fragte Tengo.

Fukaeri schüttelte den Kopf. Der Professor wusste nichts.

»Willst du ihm nicht Bescheid sagen?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Kann nicht.«

»Weil es gefährlich wäre?«

»Vielleicht geht das Telefon nicht und die Post auch nicht.«

»Also bin ich der Einzige, der weiß, dass du hier bist.«

Fukaeri nickte.

»Hast du Kleidung zum Wechseln und so was dabei?«

»Nur ein bisschen«, sagte Fukaeri mit einem Blick auf ihre Umhängetasche aus Segeltuch. Viel konnte nicht darin sein.

»Aber das macht mir nichts aus«, sagte das junge Mädchen.

»Wenn es dir nichts ausmacht, macht es mir natürlich auch nichts aus«, sagte Tengo.

Tengo ging in die Küche und setzte einen Kessel mit Wasser auf. Er füllte Teeblätter in eine Teekanne.

»Kommt die Frau, mit der Sie befreundet sind«, fragte Fukaeri.

»Sie kommt nicht mehr«, erwiderte Tengo kurz.

Fukaeri schwieg und sah Tengo ins Gesicht.

»Vorläufig nicht«, fügte er hinzu.

»Das ist meine Schuld«, fragte Fukaeri.

Tengo schüttelte den Kopf. »Wessen Schuld das ist, weiß ich nicht. Aber deine ist es, glaube ich, nicht. Wahrscheinlich meine. Und vielleicht auch ein bisschen ihre eigene.«

»Aber jedenfalls kommt sie nicht mehr.«

»So ist es. Sie kommt nicht mehr. Wahrscheinlich. Deshalb kannst du ruhig bleiben.«

Fukaeri dachte eine Weile stumm darüber nach. »Sie ist verheiratet«, fragte sie dann.

»Ja, und sie hat zwei Kinder.«

»Aber das sind nicht Ihre Kinder.«

»Natürlich nicht. Sie hatte sie schon, bevor sie mich kennenlernte.«

»Sie haben sie geliebt.«

»Vielleicht«, sagte Tengo. Mit gewissen Einschränkungen, fügte er bei sich hinzu.

»Sie hat Sie auch geliebt.«

»Vielleicht. Bis zu einem gewissen Grad.«

»Sie hatten Verkehr.«

Tengo brauchte einen Moment, bis ihm einfiel, dass sie mit diesem Wort wohl »Geschlechtsverkehr« meinte. Es war kein Wort, das er aus Fukaeris Mund erwartet hätte.

»Natürlich. Sie ist bestimmt nicht jede Woche hergekommen, um mit mir Monopoly zu spielen.«

»Monopoly«, fragte Fukaeri.

»Ach, nichts«, sagte Tengo.

»Aber jetzt kommt sie nicht mehr.«

»Zumindest hat ihr Mann mir das gesagt. Sie sei verlorengegangen und könne nicht mehr zu mir kommen.«

»Verlorengegangen.«

»Was das konkret bedeutet, weiß ich nicht. Ich habe ihn gefragt, aber er hat es mir nicht gesagt. Im Leben gibt es meist mehr Fragen als Antworten. Es ist ein ungleicher Handel. Möchtest du Tee?«

Fukaeri nickte.

Tengo goss das kochende Wasser in die Kanne. Er setzte den Deckel darauf und ließ den Tee ziehen.

»Da kann man nichts machen«, sagte Fukaeri.

»Dagegen, dass es zu wenig Antworten gibt? Oder dass sie verlorengegangen ist?«

Fukaeri gab keine Antwort.

Resigniert goss Tengo den schwarzen Tee in zwei Teetassen. »Zucker?«

»Einen Löffel«, sagte Fukaeri.

»Zitrone oder Milch?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. Tengo gab einen Teelöffel Zucker in ihre Tasse, rührte langsam um und stellte sie der jungen Frau hin. Dann setzte er sich mit seinem Tee – er trank ihn schwarz – ihr gegenüber an den Tisch.

»Der Verkehr hat Ihnen gefallen«, fragte Fukaeri.

»Ob es mir gefallen hat, mit meiner Freundin zu schlafen?« Tengo formulierte ihre Frage sicherheitshalber noch einmal aus.

Fukaeri nickte.

»Ja, schon«, sagte Tengo. »Ich habe eine gewisse Vorliebe für den Verkehr mit dem anderen Geschlecht. Die meisten



Menschen mögen das.«

Und, dachte er bei sich, sie war sehr gut darin gewesen. Genau wie es in manchen Dörfern einen Bauern gibt, der ein besonderes Händchen für die Bewässerung seiner Felder hat, war sie gut in der Liebe gewesen. Wie gern sie alles Mögliche ausprobiert hatte!

»Sie sind traurig, dass sie jetzt nicht mehr kommt«, fragte Fukaeri.

»Ja, schon, wahrscheinlich«, sagte Tengo. Und trank von seinem Tee.

»Weil es keinen Verkehr mehr gibt.«

»Das spielt natürlich auch mit hinein.«

Fukaeri blickte Tengo eine Weile direkt ins Gesicht. Es schien, als würde sie über den Umstand des Geschlechtsverkehrs nachdenken. Andererseits konnte niemand je wissen, was Fukaeri wirklich dachte.

»Hast du Hunger?«, fragte Tengo.

Fukaeri nickte. »Ich habe seit heute Morgen fast nichts gegessen.«

»Dann lass uns was zu essen machen«, sagte Tengo. Auch er hatte seit dem Morgen kaum etwas zu sich genommen und spürte seinen leeren Magen. Außerdem hätte er auch nicht gewusst, was sie sonst hätten tun sollen.

Tengo wusch Reis, schaltete den Reiskocher ein und bereitete, während der Reis garte, eine Misosuppe mit Wakame-Algen und Frühlingszwiebeln, briet eine getrocknete Rossmakrele, nahm Tofu aus dem Kühlschrank, hackte Ingwer und rieb Rettich. Er wärmte etwas übriggebliebene Gemüsebrühe in einem Topf auf und richtete eingelegte weiße Rüben und Salzpflaumen an. Die

kleine, enge Küche wirkte noch enger, wenn der stattliche Tengo darin herumwirtschaftete. Dennoch fühlte er sich nicht eingeengt. Er war seit langem daran gewöhnt, mit dem auszukommen, was er hatte.

»Leider kann ich nur ein paar Kleinigkeiten machen«, sagte Tengo.

Fukaeri beobachtete, wie er geschickt herumhantierte. »Sie sind daran gewöhnt zu kochen«, sagte sie, nachdem sie seine auf dem Tisch aneinandergereihten Erzeugnisse interessiert betrachtet hatte.

»Das kommt, weil ich schon so lange allein lebe. Ich koche rasch etwas für mich allein und esse es rasch für mich allein.«

»Sie essen immer allein.«

»Ja. Ich esse nur ganz selten in Gesellschaft. Bis vor kurzem habe ich einmal in der Woche mit dieser Frau zu Mittag gegessen. Aber dass ich mit jemandem zu Abend gegessen habe, ist schon eine Ewigkeit her.«

»Es macht Sie nervös«, fragte Fukaeri.

Tengo schüttelte den Kopf. »Nein, nicht besonders. Höchstens beim Abendessen. Es fühlt sich etwas seltsam an.«

»Ich habe immer mit vielen Leuten zusammen gegessen. Weil ich von klein auf mit so vielen Menschen zusammengelebt habe. Auch beim Sensei essen wir immer mit allen möglichen Leuten. Weil er immer viel Besuch hat.«

Es war das erste Mal, dass Fukaeri mehrere Sätze am Stück gesprochen hatte.

»Aber in deinem Versteck hast du die ganze Zeit allein

gegessen?«, fragte Tengo.

Fukaeri nickte.

»Wo ist denn dieses Versteck, in dem du dich die ganze Zeit aufgehalten hast?«, fragte Tengo.

»Weit weg. Der Sensei hat es für mich besorgt.«

»Und was hast du gegessen, als du allein warst?«

»Fertiggerichte. Abgepacktes«, sagte Fukaeri. »Ein Essen wie dieses habe ich schon lange nicht mehr bekommen.«

Fukaeri löste sich langsam einige Bissen Makrele von den Gräten, steckte sie in den Mund und kaute lange. Als würde sie eine seltene Spezialität essen. Schließlich kostete sie andächtig von der Miso- und Suppe und kam zu irgendeinem Urteil. Danach legte sie die Stäbchen auf dem Tisch ab und hing ihren Gedanken nach.

Gegen neun glaubte Tengo, fernes Donnergrollen zu hören. Als er den Vorhang ein wenig zurückschob und nach draußen blickte, zogen bedrohlich wirkende Wolken über den dunklen Himmel heran.

»Du hattest recht. Es sieht nach Gewitter aus«, sagte Tengo und schloss den Vorhang.

»Das ist, weil die Little People toben«, erklärte Fukaeri mit ernstem Gesicht.

»Wenn die Little People toben, entstehen Unwetter?«

»Je nachdem. Es ist eine Frage, wie das Wetter es aufnimmt.«

»Wie das Wetter es aufnimmt?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht genau.«

Auch Tengo war etwas ratlos. Er hatte das Wetter stets für eine unabhängige, objektive Gegebenheit gehalten. Aber wahrscheinlich würde es zu nichts führen, auch wenn er

dieser Frage jetzt nachging. Also entschloss er sich, eine andere Frage zu stellen.

»Sind die Little People zornig?«

»Sie wollen, dass etwas passiert«, sagte Fukaeri.

»Was denn?«

»Wir werden es bald wissen.«

Sie wuschen das Geschirr ab und räumten es nach dem Abtrocknen in den Schrank. Anschließend setzten sie sich an den Tisch und tranken grünen Tee. Tengo hätte sich gern ein Bier genehmigt, aber er entschied sich, heute lieber auf Alkohol zu verzichten. Es lag eine vage Atmosphäre von Gefahr in der Luft. Für den Fall, dass etwas geschah, sollte er seine Sinne möglichst beisammen haben.

»Am besten, wir gehen früh schlafen«, sagte Fukaeri. Und legte beide Hände an die Wangen, wie die schreiende Person, die auf dem Bild von Edvard Munch auf der Brücke steht. Nur, dass sie nicht schrie. Sie war bloß müde.

»Gut. Du kannst mein Bett nehmen. Ich schlafe auf dem Sofa, wie letztes Mal«, sagte Tengo. »Mach dir deshalb keine Gedanken. Ich kann überall schlafen.«

Das stimmte. Tengo besaß tatsächlich die Fähigkeit, binnen kürzester Zeit überall einzuschlafen. Man konnte es fast eine Gabe nennen.

Fukaeri nickte nur und sah Tengo eine Weile kommentarlos an. Dann berührte sie eines ihrer schönen, taufrischen Ohren. Wie um sich zu vergewissern, dass es noch richtig an seinem Platz saß. »Können Sie mir einen Schlafanzug leihen. Ich habe keinen dabei.«

Tengo holte aus einer Schublade in der Schlafzimmerkommode einen Schlafanzug und reichte ihn

Fukaeri. Es war derselbe, den er ihr beim letzten Mal gegeben hatte. Ein blauer Schlafanzug ohne Muster. Er hatte ihn damals gewaschen und zusammengelegt. Sicherheitshalber hielt er ihn an die Nase, roch aber nichts. Fukaeri nahm den Pyjama, ging ins Bad, um sich umzuziehen, und kehrte dann an den Tisch zurück. Sie trug ihre Haare jetzt wieder offen. Wie damals hatte sie die Ärmel und Hosenbeine aufgekrempt.

»Es ist noch vor neun«, sagte Tengo mit einem Blick auf die Wanduhr. »Gehst du immer so früh ins Bett?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Heute ist eine Ausnahme.«

»Weil draußen die Little People toben?«

»Ich weiß nicht. Ich bin eben schon müde.«

»Du siehst wirklich müde aus«, gab Tengo zu.

»Können Sie sich mit mir unterhalten oder mir vorlesen, wenn ich im Bett bin«, fragte Fukaeri.

»Gut«, sagte Tengo. »Ich habe sowieso nichts vor.«

Es war ein schwüler Abend, aber als Fukaeri im Bett war, zog sie sich die Decke bis zum Hals, als wolle sie die äußere Welt streng von ihrer eigenen getrennt halten. Aus irgendeinem Grund sah sie im Bett wie ein kleines Mädchen aus. Nicht älter als zwölf. Der Donner draußen wurde immer lauter. Offenbar war das Gewitter jetzt in unmittelbarer Nähe. Bei jedem Schlag erzitterten klirrend die Scheiben. Doch seltsamerweise blitzte es nicht. Nur Donnerschläge krachten vom pechschwarzen Himmel. Es sah auch nicht so aus, als würde es bald anfangen zu regnen. Offenbar herrschte hier ein Ungleichgewicht.

»Sie sehen uns«, sagte Fukaeri.

»Die Little People?«, fragte Tengo.

Fukaeri antwortete nicht.

»Sie wissen, dass wir hier sind«, sagte Tengo.

»Natürlich wissen sie das«, sagte Fukaeri.

»Haben sie etwas mit uns vor?«

»Sie können uns nichts tun.«

»Da bin ich froh«, sagte Tengo.

»Im Moment.«

»Sie können uns also im Moment nichts anhaben«, wiederholte Tengo mit kraftloser Stimme. »Aber wir wissen nicht, wie lange das so bleibt.«

»Das weiß niemand«, erklärte Fukaeri entschieden.

»Könnten sie stattdessen jemandem in unserer Umgebung etwas antun?«, fragte Tengo.

»Das könnte sein.«

»Etwas Schreckliches?«

Fukaeri kniff angestrengt die Augen zusammen, wie ein Seemann, der den Gesang von Schiffsggeistern zu hören versucht. »Es kommt darauf an«, sagte sie dann.

»Vielleicht haben die Little People ihre Macht gegen meine Freundin eingesetzt. Als Warnung für mich.«

Fukaeri zog ruhig eine Hand unter der Bettdecke hervor und kratzte sich mehrmals an ihrem taufrischen Ohr. Dann schob sie die Hand ebenso ruhig wieder unter die Decke. »Ihre Macht hat Grenzen.«

Tengo biss sich auf die Lippen. »Was können sie denn zum Beispiel konkret?«, fragte er.

Fukaeri schien etwas dazu sagen zu wollen, überlegte es sich jedoch anders und zog sich, ohne eine Meinung zu äußern, allein an ihren Ursprung zurück. Wo dieser sich

befand, wusste er nicht, aber er war tief und dunkel.

»Du hast gesagt, die Little People verfügen über Weisheit und Macht.«

Fukaeri nickte.

»Aber weil sie im Wald leben, können sie ihre Fähigkeiten nicht mehr richtig einsetzen, wenn sie ihn verlassen. Und es gibt auf dieser Welt irgendwelche Werte, die man ihrer Weisheit und Macht entgegensetzen kann. Ist es so?«

Fukaeri antwortete nicht. Wahrscheinlich war die Frage zu lang gewesen.

»Du bist den Little People schon einmal begegnet?«, fragte Tengo.

Fukaeri starrte ihm vage ins Gesicht, als könne sie die Bedeutung seiner Frage nicht erfassen.

»Du hast sie tatsächlich schon mit eigenen Augen gesehen«, fragte Tengo noch einmal.

»Ja«, sagte Fukaeri.

»Wie viele von ihnen hast du gesehen?«

»Ich weiß nicht. Man kann sie nicht an den Fingern abzählen.«

»Aber es war nicht nur einer.«

»Es waren mal mehr, mal weniger. Aber nicht nur einer.«

»Sie sind, wie du sie in deiner Geschichte beschrieben hast.«

Fukaeri nickte.

Spontan stellte Tengo die Frage, die er ihr schon immer hatte stellen wollen. »Inwieweit haben die Geschehnisse in Die Puppe aus Luft wirklich stattgefunden?«

»Was heißt wirklich«, fragte Fukaeri ohne fragende

Intonation.

Darauf wusste Tengo natürlich keine Antwort.

Donnerschläge krachten vom Himmel. Die Fensterscheiben zitterten. Aber noch immer blitzte es nicht. Auch kein Regen rauschte nieder. Tengo fühlte sich an einen U-Boot-Film erinnert, den er vor längerer Zeit einmal gesehen hatte. Darin detonierte eine Seemine nach der anderen und brachte das Boot heftig ins Schwanken. Aber die Männer waren in dem stockdunklen stählernen Gehäuse eingeschlossen, ohne etwas sehen zu können. Es gab nur unablässiges Dröhnen und Vibrieren.

»Können Sie mir vorlesen oder sich mit mir unterhalten«, fragte Fukaeri.

»Klar«, sagte Tengo. »Zum Vorlesen fällt mir nichts Passendes ein. Aber wenn du mit der Geschichte von der ›Stadt der Katzen‹ einverstanden bist, kann ich sie dir erzählen. Ich habe das Buch nicht zur Hand.«

»Stadt der Katzen.«

»Es geht um eine Stadt, in der Katzen herrschen.«

»Die Geschichte will ich hören.«

»Vielleicht ist sie ein bisschen zu unheimlich vor dem Schlafengehen.«

»Macht nichts. Ich kann bei jeder Geschichte einschlafen.«

Tengo zog sich einen Stuhl ans Bett, setzte sich, faltete die Hände im Schoß und begann, begleitet von Donnerschlägen, von der ›Stadt der Katzen‹ zu erzählen. Er hatte die Geschichte zweimal im Zug gelesen und noch einmal bei seinem Vater. Daher hatte er die Handlung einigermaßen im Kopf. Die Geschichte war weder



kompliziert noch in einem besonders raffinierten Stil verfasst. So hatte Tengo keine großen Hemmungen, sie etwas abzuwandeln, indem er langatmige Passagen abkürzte und ein paar Erklärungen ergänzte.

Eigentlich war sie nicht sehr umfangreich, aber sie zu erzählen dauerte länger, als er gedacht hatte. Was auch daran lag, dass er sich unterbrach, sooft Fukaeri eine Frage stellte, um sie ausführlich zu beantworten. Er beschrieb die Stadt, das Verhalten der Katzen und den Charakter des Helden sehr eingehend. Wo das Buch keine Erklärung bereithielt – was meistens der Fall war –, dachte er sich etwas Passendes aus. Genauso, wie er es bei seiner Überarbeitung ihres Manuskripts getan hatte. Fukaeri schien völlig gefesselt von der Geschichte. Alle Schläfrigkeit war aus ihrem Blick verschwunden. Mitunter schloss sie die Augen, um sich Szenen aus der Stadt der Katzen vorzustellen. Doch sie schlug sie gleich wieder auf und drängte Tengo, weiterzuerzählen.

Als er fertig war, starrte sie ihn eine Weile aus weit geöffneten Augen an. Ihre Pupillen waren erweitert wie die einer Katze im Dunkeln.

»Sie waren in der Stadt der Katzen«, sagte sie fast herausfordernd.

»Ich?«

»Sie waren in Ihrer Stadt der Katzen. Und sind in den Zug gestiegen und zurückgekommen.«

»Meinst du?«

Fukaeri nickte, die Sommerdecke bis unter das Kinn gezogen.

»Da magst du recht haben«, sagte Tengo. »Ich bin in die Stadt der Katzen gefahren und mit dem Zug

zurückgekommen.«

»Gab es eine Reinigung«, fragte sie.

»Eine Reinigung?« Ach so, ob er eine innere Reinigung erfahren hatte. »Nein, noch nicht.«

»Das muss aber sein.«

»Wovon sollte ich mich denn reinigen?«

Fukaeri antwortete nicht. »Es ist nicht gut, in die Stadt der Katzen zu fahren und sich nicht zu verändern.«

Ein gewaltiger Donnerschlag zerriss die Luft. Das Krachen war immer heftiger geworden. Fukaeri duckte sich unter die Bettdecke.

»Kommen Sie, und nehmen Sie mich in den Arm«, sagte Fukaeri. »Wir müssen zusammen in die Stadt der Katzen fahren.«

»Warum?«

»Vielleicht entdecken die Little People den Eingang.«

»Weil ich nicht gereinigt bin?«

»Weil wir beide eins sind.«

## KAPITEL 13

Aomame

Ohne deine Liebe

»1Q84«, sagte Aomame. »Das Jahr, in dem ich jetzt lebe und das wir 1Q84 nennen, ist also nicht das wirkliche Jahr 1984?«

»Die Frage nach der Wirklichkeit ist eine sehr schwierige«, sagte der Mann, den seine Anhänger »Leader« nannten. Er lag noch immer auf dem Bauch. »Im Grunde ist

sie metaphysischer Natur. Trotz allem besteht kein Zweifel daran, dass wir uns hier in der wirklichen Welt befinden. Der Schmerz, den wir hier fühlen, ist echter Schmerz. Der Tod, der uns ereilt, ein echter Tod. Das Blut, das fließt, echtes Blut. Diese Welt ist weder eine Imitation, noch ist sie fiktiv oder metaphysisch. Das kann ich dir garantieren. Aber das Jahr 1984, wie du es kennst, ist sie nicht.«

»Ist sie so etwas wie eine Parallelwelt?«

Der Mann lachte, und seine Schultern bebten leicht. »Du hast offenbar zu viele Science-Fiction-Romane gelesen. Nein, es handelt sich hier keineswegs um eine Parallelwelt oder etwas Ähnliches. Dort ist das Jahr 1984, und hier haben wir die Abzweigung, das Jahr 1Q84. Eine parallele Entwicklung findet nicht statt. 1984 existiert für uns einfach nicht mehr. Für dich und auch für mich gibt es keine andere Zeit als das Jahr 1Q84.«

»Wir sind also völlig in diese Zeit eingedrungen.«

»Genau. Beziehungsweise sie in uns. Wir befinden uns ganz und gar in ihr. Und soweit ich es verstehe, öffnet sich die Tür nur in eine Richtung. Einen Weg zurück gibt es nicht.«

»Es ist passiert, als ich diese Fluchttreppe an der Stadtautobahn hinuntergestiegen bin, oder?«

»Was für eine Stadtautobahn?«

»In der Gegend von Sangenjaya«, sagte Aomame.

»Der Ort spielt keine Rolle«, sagte der Mann. »Bei dir war es eben Sangenjaya. Aber auf den konkreten Ort kommt es nicht an. Hier geht es letzten Endes um die Zeit. An einem gewissen Punkt einer zeitlichen Schiene wurde eine Weiche umgestellt, so könnte man sagen, und die Welt wurde auf das Gleis des Jahres 1Q84 verschoben.«

Aomame sah vor sich, wie ein paar Little People mit vereinten Kräften an einer Stellvorrichtung zogen. Mitten in der Nacht im bleichen Mondlicht.

»Und im Jahr 1Q84 stehen zwei Monde am Himmel, nicht wahr?«, fragte sie.

»Genau. Zwei Monde. Sie sind das Zeichen, dass die Weiche umgestellt wurde. Daran kann man die beiden Welten unterscheiden. Doch nicht alle Menschen können die beiden Monde sehen. Eigentlich bemerkt sie kaum jemand. Mit anderen Worten, die Zahl der Menschen, die wissen, dass wir uns im Jahr 1Q84 befinden, ist begrenzt.«

»Die meisten Menschen auf der Welt haben gar nicht gemerkt, dass die Zeit umgestellt wurde?«

»So ist es. Für die Mehrheit ist die Welt unverändert, sie ist wie immer. Wenn ich sage, ›dies ist die wirkliche Welt‹, meine ich es vor allem in diesem Sinn.«

»Es wurde also eine Weiche umgestellt«, sagte Aomame. »Das heißt, andernfalls wären Sie und ich uns gar nicht begegnet?«

»Das kann niemand wissen. Es ist eine Frage der Wahrscheinlichkeit. Aber vermutlich haben Sie recht.«

»Sprechen Sie von Fakten, oder ist das alles rein hypothetisch?«

»Gute Frage. Aber das voneinander zu unterscheiden ist nahezu unmöglich. In einem alten Schlager gibt es die Zeile: Without your love, it's a honkey-tonk parade.« Der Mann sang leise die Melodie. »Ohne deine Liebe ist alles Tingeltangel. Kennen Sie das Lied?«

»It's Only a Paper Moon.«

»1984 und 1Q84 sind im Prinzip genauso aufgebaut.

Wenn du nicht an sie glauben würdest und diese Liebe nicht hättest, wäre alles nichts als billiger Tand. Ganz gleich in welcher Welt man sich befindet – die Grenze, die Fakt und Vermutung voneinander trennt, ist meist nicht sichtbar. Man erkennt sie nur mit dem Herzen.«

»Wer hat die Weiche umgestellt?«

»Tja, wer nur? Auch das ist schwer zu beantworten. Das Gesetz von Ursache und Wirkung hat hier so gut wie keine Macht.«

»Also hat mich irgendein Wille in das Jahr 1Q84 versetzt«, sagte Aomame. »Und mein eigener war es jedenfalls nicht.«

»Genau. Dadurch, dass der Zug, in dem du warst, umgeleitet wurde, bist du hier gelandet.«

»Sind dafür die Little People verantwortlich?«

»Es gibt solche ›Little People‹, wie sie zumindest hier genannt werden. Doch nicht immer haben sie eine Gestalt oder einen Namen.«

Aomame biss sich nachdenklich auf die Lippen. »Ich finde das, was Sie sagen, widersprüchlich. Angenommen, die Little People oder so was haben wirklich eine Weiche umgestellt und mich damit in das Jahr 1Q84 transportiert. Wieso sollten sie das tun, wo sie doch gar nicht wollen, dass ich Sie töte? Wo es doch eher in ihrem Interesse läge, mich von Ihnen fernzuhalten.«

»Das ist nicht leicht zu erklären«, sagte der Mann in unbewegtem Ton. »Aber dein Verstand arbeitet schnell. Ich versuche es dir verständlich zu machen, auch wenn ich mich vielleicht etwas unklar ausdrücke. Wie gesagt, für die Welt, in der wir leben, ist es von größter Bedeutung, dass das Verhältnis von Gut und Böse sich die Waage hält. Die Little People oder irgendein Wille, der ihnen innewohnt,

besitzen große Macht. Doch je mehr sie ihre Macht einsetzen, desto stärker reagieren die Gegenkräfte. Das ist ein Automatismus. Auf diese Weise erhält sich das sensible Gleichgewicht der Welt. Dieses Prinzip herrscht unterschiedslos in jeder Welt. Also auch im Jahr 1Q84, in dem wir uns augenblicklich befinden. Als die Little People begannen, ihre ungeheure Macht zu demonstrieren, ist also automatisch eine Gegenbewegung entstanden. Und in deren Sog bist du wahrscheinlich hierhergekommen.«

Der Mann, der mit seinem gewaltigen Leib auf der blauen Yogamatte lag wie ein gestrandeter Wal, stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Wenn wir bei der Eisenbahn-Analogie bleiben, ließe sich Folgendes konstruieren: Die Little People sind also in der Lage, Weichen zu stellen. Infolge einer Umstellung gelangt der Zug auf dieses Gleis, das Gleis des Jahres 1Q84. Aber die Fähigkeiten der Little People reichen nicht aus, um die Fahrgäste, die in dem Zug sitzen, einzeln zu identifizieren und zu sortieren. Das heißt, es bleiben eventuell unerwünschte Personen im Zug.«

»Ungebetene Gäste«, sagte Aomame.

»Genau.«

Donner grollte. Wesentlich lauter als zuvor. Aber es blitzte nicht. Nur das Krachen der Donnerschläge war zu hören. Wie seltsam, dachte Aomame. Der Donner ist so nah, aber man sieht keinen Blitz. Es regnet nicht einmal.

»Hast du so weit verstanden?«

Aomame bejahte. Sie hatte ihren Eispick bereits von dem bewussten Punkt im Nacken zurückgezogen und hielt die Spitze nun behutsam in die Höhe. Sie musste sich jetzt ganz auf das konzentrieren, was der Mann sagte.

»Wo Licht ist, muss es auch Schatten geben, und wo Schatten ist, gibt es Licht. Es gibt keinen Schatten ohne Licht und kein Licht ohne Schatten. C. G. Jung beschreibt dies in einem seiner Werke:

›Unser Schatten ist so böse, wie wir gut sind ... Je verzweifelter wir uns bemühen, gut und wunderbar und vollkommen zu werden, desto stärker entwickelt der Schatten den festen Willen, dunkel und böse und zerstörerisch zu sein ... Streben wir also über das Maß unserer Fähigkeiten hinaus nach Vollkommenheit, steigt der Schatten in die Hölle hinab und wird zum Teufel. Denn nach den Prinzipien der Natur und der Wahrheit ist es ebenso frevelhaft, sich über sich selbst zu erheben, wie sich herabzusetzen.«

Ob das, was wir als ›Little People‹ bezeichnen, gut ist oder böse, weiß ich nicht.

Es übersteigt gewissermaßen unser Verständnis oder Definitionsvermögen. Schon seit Ewigkeiten leben wir mit ihnen zusammen. Seit der Dämmerung des menschlichen Bewusstseins, lange bevor es Gut und Böse gab. Das Wichtigste ist jedoch – ob die Little People nun gut oder böse, Licht oder Schatten sind –, dass ein ausgleichender Prozess einsetzt, sobald ihre Macht überhandzunehmen droht. Zu der Zeit, als ich zum Vertreter der Little People wurde, entwickelte sich meine Tochter zu einem Wesen, das ihnen entgegenwirkt. Auf diese Weise wurde ein Gleichgewicht gewahrt.«

»Ihre Tochter?«

»Ja. Zu Anfang war es meine Tochter, durch die die Little People den Weg zu uns fanden. Sie war damals zehn Jahre alt. Jetzt ist sie siebzehn. Sie tauchten eines Tages aus der

Dunkelheit auf. Sie gelangten über meine Tochter zu mir und machten mich zu ihrem Vertreter. Meine Tochter war diejenige, die sie wahrnahm – wir nennen das ›Perceiver‹ –, und ich wurde zum Empfänger, zum ›Receiver‹. Offenbar verfügen wir zufällig über diese Begabung. Jedenfalls waren es die Little People, die uns entdeckt haben. Nicht umgekehrt.«

»Und Sie haben Ihre Tochter vergewaltigt.«

»Ich habe mich mit ihr vereinigt«, sagte er. »Das Wort kommt der Realität näher. Vereinigt habe ich mich letztendlich mit der Idee meiner Tochter. Vereinigen ist ein mehrdeutiger Begriff. Im Kern bedeutet es, dass wir eins wurden. Als Perceiver und Receiver.«

Aomame schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, von was Sie reden. Sie haben sexuell mit Ihrer eigenen Tochter verkehrt, aber irgendwie auch wieder nicht?«

»Ich kann es nur immer wieder sagen: Die Antwort lautet Ja und Nein.«

»Und bei der kleinen Tsubasa war es das Gleiche?«

»Im Prinzip.«

»Aber die Zerstörung von Tsubasas Eierstöcken ist real.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Was Sie gesehen haben, war eine ideelle Gestalt. Ohne Substanz.«

Aomame konnte dem Gespräch kaum noch folgen. Sie machte eine Pause und sprach erst wieder, nachdem sie tief durchgeatmet hatte.

»Verstehe ich Sie richtig: Eine Idee nimmt menschliche Gestalt an und kann in dieser Gestalt einfach so kommen und gehen?«

»Vereinfacht ausgedrückt.«



»Die kleine Tsubasa, die ich gesehen habe, war also nicht real?«

»Deshalb wurde sie zurückgeholt.«

»Zurückgeholt!«

»Zurückgeholt und geheilt. Sie erhält die notwendige medizinische Behandlung.«

»Ich glaube Ihnen nicht«, sagte Aomame barsch.

»Das kann ich dir nicht verdenken«, sagte der Mann gleichmütig.

Für einen Augenblick fehlten Aomame die Worte. Dann stellte sie eine neue Frage. »Durch die ideelle, mehrdeutige Vergewaltigung Ihrer Tochter wurden Sie zum Repräsentanten der Little People. Doch um dies zu kompensieren, wurde Ihre Tochter fast gleichzeitig von Ihnen getrennt und gewissermaßen zu Ihrer Gegnerin. Das ist es doch, was Sie im Grunde behaupten?«

»Ganz recht. Sie hat dafür ihre eigene Tochter – ihre ›Daughter‹, wie wir es nennen – verlassen«, sagte der Mann. »Aber Sie verstehen nicht, was das bedeutet, nicht wahr?«

»Daughter?«, sagte Aomame.

»Sie ist so etwas wie ein lebendiger Schatten. Hier kommt auch noch ein anderer Mensch ins Spiel. Ein persönlicher Freund von mir aus alten Tagen. Ein Mann, auf den ich mich verlassen kann. Ihm habe ich meine Tochter anvertraut. Vor nicht allzu langer Zeit ist auch der dir hinlänglich bekannte Tengo Kawana zu ihnen gestoßen. Tengo und meine Tochter wurden durch Zufall miteinander bekannt und taten sich zusammen.«

Es war, als bliebe die Zeit plötzlich stehen. Aomame

verschlug es den Atem. Wie erstarrt wartete sie, dass die Zeit sich wieder in Bewegung setzte.

Der Mann fuhr fort. »Die beiden ergänzen sich. Eriko hat etwas, das Tengo fehlt, und umgekehrt. Also haben sie ihre Kräfte im Dienste einer bestimmten Aufgabe vereint. Und das Ergebnis zeigt gewaltigen Einfluss. Im Zusammenhang mit der Bewegung gegen die Little People, meine ich.«

»Die beiden haben sich zusammengetan?«

»Sie haben keine Liebesbeziehung, es ist auch nichts Körperliches zwischen ihnen. Keine Sorge, falls du an so was denkst. Eriko verliebt sich nicht – sie hat diese Ebene überschritten.«

»Und was ist das Ergebnis dieser Zusammenarbeit? Konkret gesagt?«

»Um das zu erklären, muss ich mich einer weiteren Analogie bedienen. Nehmen wir an, die Little People funktionieren wie ein Virus, dann haben die beiden Antikörper dagegen gebildet, die sie auch verbreiten können. Doch aus der Perspektive der Little People sind die beiden natürlich gefährliche Virusträger. Alles hat seine Kehrseite.«

»Das ist die Ergänzung, von der Sie sprechen, nicht wahr?«

»So ist es. Der Mann, den du liebst, und meine Tochter haben das gemeinsam vollbracht. Das heißt, dass ihr, du und Tengo, euch buchstäblich auf den Fersen seid.«

»Aber das ist kein Zufall, wie Sie behaupten. Schließlich bin ich durch einen wie auch immer gearteten Willen in diese Welt transportiert worden. So ist es doch?«

»Richtig. Man hat dich zu einem bestimmten Zweck hierhergebracht. In die Welt des Jahres 1Q84. Dass ihr – du

und Tengo – hier in Beziehung zueinander steht, in welcher Form auch immer, ist natürlich kein Zufall.«

»Zu welchem Zweck? Und was ist das für ein Wille?«

»Das zu erklären liegt nicht in meiner Macht«, antwortete der Mann. »Tut mir leid.«

»Warum können Sie mir das nicht erklären?«

»Weil die Bedeutung verlorengeht, sobald man sie in Worte fasst.«

»Dann also eine andere Frage«, sagte Aomame. »Warum ich?«

»Du scheinst den Grund noch immer nicht zu verstehen.«

Aomame schüttelte mehrmals heftig den Kopf. »Nein, ich verstehe ihn nicht. Überhaupt nicht.«

»Die Sache ist ganz einfach. Weil zwischen dir und Tengo eine so starke Anziehungskraft besteht.«

Lange schwieg Aomame. Schweiß trat ihr auf die Stirn. Bald hatte sie das Gefühl, ihr ganzes Gesicht sei von einem unsichtbaren dünnen Film überzogen.

»Wir ziehen uns gegenseitig an«, sagte sie.

»Ja, sehr stark.«

Unvermittelt wallte Zorn in ihr auf. Begleitet von einer leichten Übelkeit. »Das kann ich nicht glauben. Wahrscheinlich erinnert er sich nicht einmal mehr an mich.«

»Doch, Tengo weiß genau, dass es dich gibt, und er sehnt sich nach dir. Er hat bisher niemals eine andere Frau geliebt.«

Wieder war Aomame sprachlos. Zwischen den heftigen Donnerschlägen entstand eine kurze Pause, dann begannen sie von neuem. Endlich schien es auch zu regnen. Große,

schwere Tropfen klatschten an die Scheiben. Doch Aomame nahm das Geräusch kaum wahr.

»Es steht dir frei, das zu glauben oder nicht, aber du tätest gut daran. Denn es handelt sich um eine unumstößliche Tatsache.«

»Obwohl wir uns seit zwanzig Jahren nicht gesehen haben, erinnert er sich an mich? Ich habe ja noch nicht einmal richtig mit ihm gesprochen.«

»Du hast damals in dem leeren Klassenzimmer Tengos Hand gedrückt, so fest du konntest. Als du zehn Jahre alt warst. Dazu musstest du deinen gesamten Mut zusammennehmen.«

Aomames Gesicht verzerrte sich. »Wie können Sie davon wissen?«

Der Mann ging nicht auf ihre Frage ein. »Tengo hat das niemals vergessen. Und die ganze Zeit über an dich gedacht. Auch jetzt denkt er noch an dich. Du solltest mir glauben. Ich weiß eine Menge. Zum Beispiel, dass du jetzt noch beim Masturbieren an Tengo denkst. Ihn dir vorstellst. Richtig?«

Aomame öffnete den Mund, aber es hatte ihr die Sprache verschlagen. Sie schnappte nur leicht nach Luft.

»Das ist nichts, wofür man sich schämen müsste«, fuhr der Mann fort. »Ein ganz natürlicher Vorgang bei einem Menschen. Tengo tut das Gleiche. Und denkt dabei an dich. Noch immer.«

»Wieso wissen Sie ...«

»Weshalb ich das weiß? Wenn man die Ohren offenhält, erfährt man vieles. Und schließlich ist es meine Aufgabe, Stimmen zu hören.«

Aomame hätte am liebsten laut herausgelacht und gleichzeitig geweint. Aber beides zu tun war ihr unmöglich. Sie war wie erstarrt, ohne sich für das eine oder das andere entscheiden zu können.

»Fürchte dich nicht«, sagte der Mann.

»Fürchten?«

»Du fürchtest dich. Wie der Vatikan sich davor gefürchtet hat, das heliozentrische Weltbild zu akzeptieren. Nicht dass man das ptolemäische Weltbild für so besonders unfehlbar hielt. Man hatte nur Angst vor den Neuerungen, die die Einführung des heliozentrischen Weltbildes mit sich bringen würde. Und vor den damit erforderlichen Bewusstseinsänderungen. In Wahrheit hat die katholische Kirche das heliozentrische Weltbild bis heute nicht richtig akzeptiert. Du bist genauso. Du fürchtest dich davor, die schwere schützende Rüstung, die du so lange getragen hast, ablegen zu müssen.«

Aomame schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte mehrmals laut auf. Sie wollte es nicht, aber sie hatte sich nicht in der Gewalt. Gern hätte sie einen Lachanfall vorgetäuscht, aber auch das stand nicht in ihrer Macht.

»Ihr seid sozusagen mit demselben Zug hierhertransportiert worden«, sagte der Mann mit ruhiger Stimme. »Indem Tengo sich mit meiner Tochter zusammengetan hat, hat er die Little People herausgefordert. Und du willst mich – wenn auch aus anderen Gründen – umbringen. Das heißt, ihr habt euch beide in große Gefahr begeben.«

»Steht irgendein Wille dahinter?«

»Wahrscheinlich.«

»Aber wozu dient das alles?« Nachdem sie es gesagt hatte,

wurde Aomame klar, dass diese Frage völlig vergeblich war. Auf eine Antwort konnte sie nicht hoffen.

»Die schönste Lösung wäre es, wenn ihr beide euch irgendwo begegnen, an den Händen fassen und aus dieser Welt verschwinden könntet«, sagte der Mann, ohne auf ihre Frage einzugehen. »Aber das ist nicht so einfach.«

»Das ist nicht so einfach«, wiederholte Aomame geistesabwesend.

»Gelinde ausgedrückt. Offen gesagt ist es leider unmöglich. Was euch entgegensteht, ist eine gewaltige Macht, wie auch immer man sie nennen will.«

»Also ...«, sagte Aomame heiser. Und räusperte sich. Sie hatte sich wieder gefangen. Die Zeit ist noch nicht reif für Tränen, dachte sie. »Und jetzt machen Sie mir dieses Angebot. Als Gegenleistung für einen schmerzlosen Tod können Sie mir etwas geben. So etwas wie eine Alternative.«

»Du begreifst sehr schnell«, sagte der Mann, immer noch in Bauchlage. »Genau. Mein Vorschlag hat etwas mit dir und Tengo zu tun. Vielleicht ist er nicht gerade herzerfrischend, aber er lässt dir zumindest eine gewisse Wahl.«

»Die Little People haben Angst, mich zu verlieren«, erklärte der Leader. »Denn aus gewissen Gründen brauchen sie mich noch. Als ihr Stellvertreter bin ich von großem Nutzen für sie, und es ist nicht ganz leicht, Ersatz für mich zu finden. Im Moment steht noch kein Nachfolger bereit. Als ihr Repräsentant muss man eine Menge komplizierter Voraussetzungen erfüllen, und ich bin eines der seltenen Wesen, das all diesen Bedingungen genügt. Daher ihre Furcht. Sollten sie mich hier und jetzt vor der Zeit

verlieren, entsteht eine Lücke. Deshalb wollen sie verhindern, dass du mich umbringst. Ich soll zumindest noch eine Weile am Leben bleiben. Die Donnerschläge sind Zeichen ihres Zorns, nichts als wütende Drohgebärden. Dir selbst können sie nichts tun. Deshalb haben sie wahrscheinlich mit ihren raffinierten Machenschaften deine Freundin in den Tod getrieben. Und genauso könnten sie auch Tengo irgendeinen Schaden zufügen.«

»Schaden? Wie denn?«

»Tengo hat eine Geschichte über die Little People und ihre Umtriebe geschrieben. Eriko hat den Stoff geliefert, und er hat ihn in einen eindrucksvollen Text verwandelt. Darin bestand die Zusammenarbeit der beiden. Diese Geschichte sollte als Antikörper gegen die von den Little People ausgelöste Bewegung fungieren. Sie wurde in Buchform veröffentlicht und zum Bestseller. Dadurch konnten, wenn auch nur vorläufig, die Machenschaften der Little People eingedämmt und mehrere Aktionen vereitelt werden. Vielleicht hast du den Titel schon mal gehört: Die Puppe aus Luft.«

Aomame nickte. »Mir sind ein paar Zeitungsartikel aufgefallen. Auch die Verlagsanzeige. Aber gelesen habe ich es nicht.«

»Faktisch geschrieben hat es Tengo. Dabei hat er in Erikos Welt mit den zwei Monden eine eigene Geschichte entdeckt und arbeitet inzwischen an einem neuen Roman. Eriko hat mit der Geschichte die Antikörper geweckt. Tengo selbst scheint über hervorragende Fähigkeiten als Receiver zu verfügen. Dadurch konnte er dich vielleicht mit hierhernehmen beziehungsweise dich veranlassen, in sein Fahrzeug zu steigen.«

Im Halbdunkel verzog Aomame heftig das Gesicht. Sie musste das, was der Mann sagte, unbedingt verstehen. »Das heißt, ich wurde durch Tengos erzählerische Fähigkeiten oder, mit Ihren Worten ausgedrückt, durch seine Macht als Receiver, in die Welt des Jahres 1Q84 transportiert?«

»Das ist zumindest meine Vermutung«, sagte der Mann.

Aomame betrachtete ihre Hände. Die Finger waren noch feucht von Tränen.

»Und wenn es so ist, wird Tengo mit großer Wahrscheinlichkeit getötet werden«, fuhr der Mann fort. »Im Augenblick ist er für die Little People zu einer großen Gefahr geworden. Schließlich ist diese Welt auch real. Echtes Blut wird vergossen, und echte Tode werden gestorben, die selbstverständlich endgültig sind.«

Aomame biss sich auf die Lippe.

»Überleg dir doch einmal Folgendes«, sagte der Mann. »Du tötest mich und versuchst, von hier zu verschwinden. Dann hätten die Little People keinen Grund mehr, Tengo ein Leid anzutun. Denn wenn ich als Verbindungsweg ausgelöscht bin, sind Tengo und meine Tochter, sosehr sie die Verbindung auch gestört haben mögen, keine Bedrohung mehr für sie. Die Little People werden von ihnen ablassen und fortgehen, um sich einen anderen Kanal zu suchen. Diese Suche wird dann ihre Priorität sein. Verstehst du?«

»Theoretisch ja«, sagte Aomame.

»Andererseits wird meine Gemeinschaft dich nicht einfach so ziehen lassen, wenn ich getötet werde. Vielleicht wird es eine Weile dauern, bis sie dich finden. Denn du wirst sicher deinen Namen ändern, deine Adresse und eventuell sogar dein Gesicht. Eines Tages jedoch werden sie



dich aufspüren und streng bestrafen. Dieses rigorose, gewalttätige und unwiderrufliche System haben wir geschaffen. Das wäre die eine Alternative.«

Aomame überdachte, was der Mann gesagt hatte, und er wartete, bis die Logik des Ganzen zu ihr durchgedrungen war.

»Oder du willst mich nicht töten«, fuhr er fort. »Ziehst dich brav zurück, und ich bleibe am Leben. In diesem Fall werden die Little People mit aller Kraft versuchen, Tengo zu beseitigen, um mich als ihren Stellvertreter zu schützen. Der Schutz, unter dem er steht, ist nicht mehr so stark. Sie werden eine Schwachstelle finden und mit allen Mitteln versuchen, ihn zu vernichten. Denn sie können nicht dulden, dass sich noch mehr Antikörper ausbreiten. Du hingegen würdest dann keine Bedrohung mehr darstellen, und auch meine Leute hätten keinen Grund, dich zu bestrafen. Das wäre die andere Alternative.«

»In diesem Fall würde Tengo sterben, und ich würde überleben. In der Welt des Jahres 1Q84«, fasste Aomame die Ausführungen des Mannes zusammen.

»So ungefähr«, sagte er.

»In einer Welt zu leben, in der es Tengo nicht mehr gibt, hat für mich keinen Sinn. Denn ich hätte nie mehr die Möglichkeit, ihm zu begegnen.«

»Aus deiner Sicht trifft das wohl zu.«

Sich heftig auf die Lippe beißend, stellte Aomame sich diesen Zustand vor.

»Das sagen Sie. Sie können mir viel erzählen«, wandte sie ein. »Gibt es irgendeine Grundlage oder Garantie für die Glaubwürdigkeit Ihrer Aussage?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Du hast völlig recht. Es

gibt keine. Aber du warst gerade Zeugin meiner außergewöhnlichen Kräfte. Die Tischuhr hängt an keinem Faden. Und sie ist ziemlich schwer. Du kannst hingehen und dich überzeugen. Nimm meinen Vorschlag an oder lass es sein, eins von beidem. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Aomames Blick wanderte zu der Uhr auf der Truhe. Die Zeiger standen auf kurz vor neun. Die Uhr selbst war ein wenig verrutscht und stand nun schräg. Schließlich hatte man sie gerade erst in die Luft gehoben und wieder fallenlassen.

»In diesem Jahr 1Q84 kann man offenbar nicht euch beiden helfen«, sagte der Mann. »Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Bei der einen stirbst wahrscheinlich du, und Tengo bleibt am Leben. Bei der anderen stirbt wahrscheinlich er, und du überlebst. Entweder oder. Keine angenehme Wahl, das habe ich dir ja schon am Anfang gesagt.«

»Aber eine dritte Alternative existiert nicht.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Zum jetzigen Zeitpunkt kannst du dich nur für eine von diesen beiden entscheiden.«

Langsam stieß Aomame ihren angehaltenen Atem aus.

»Es tut mir leid für dich«, sagte der Mann. »Wärst du im Jahr 1984 geblieben, müsstest du diese Entscheidung nicht treffen. Andererseits hättest du dann nie erfahren, dass Tengo dich niemals vergessen hat. Durch deine Reise ins Jahr 1Q84 hast du zumindest erfahren, dass eure Herzen in gewissem Sinn verbunden sind.«

Aomame schloss die Augen. Nicht weinen, dachte sie. Dazu ist die Zeit noch nicht gekommen.

»Hat Tengo wirklich Sehnsucht nach mir? Sie könnten

doch auch die Unwahrheit behaupten.«

»Tengo hat nie eine andere Frau als dich geliebt. Das ist Tatsache.«

»Trotzdem hat er mich nicht gesucht.«

»Du hast doch auch nicht versucht, ihn zu finden. Oder doch?«

Aomame schloss die Augen. Für einen Moment sah sie auf die vielen Jahre zurück, die vergangen waren, ließ ihren Blick darüberschweifen. Als würde sie auf einen Hügel steigen und von einer steilen Klippe auf eine Meerenge schauen. Sie konnte das Meer riechen. Und das tiefe Rauschen des Windes hören.

»Wir hätten vor langer Zeit den Mut aufbringen sollen, einander zu suchen. Dann hätten wir in unserer eigentlichen Welt zusammen sein können.«

»Hypothetisch, ja«, sagte der Mann. »Doch in der Welt des Jahres 1984 hättest du so nicht gedacht. Ursache und Wirkung folgen nie unmittelbar aufeinander, sondern stets in versetzter Form. Das gilt für alle Welten.«

Tränen strömten aus Aomames Augen. Sie weinte um das, was sie schon verloren hatte. Und um das, was sie noch verlieren würde. Doch irgendwann kam der Augenblick, in dem sie – wie lange hatte sie geweint? – nicht mehr weinen konnte. Ihre Tränen versiegt, als seien ihre Gefühle gegen eine unsichtbare Wand gestoßen.

»Also gut«, sagte Aomame. »Es gibt keine Garantie. Und nicht einen Beweis. Die Einzelheiten verstehe ich auch nicht richtig. Dennoch muss ich wohl auf Ihren Vorschlag eingehen. Ich werde Sie, wie Sie es sich wünschen, von dieser Welt verschwinden lassen. Ihnen einen schmerzlosen, schnellen Tod gewähren. Damit Tengo am

Leben bleibt.«

»Wir kommen also ins Geschäft?«

»Ja.«

»Du wirst wahrscheinlich sterben«, sagte der Mann. »Sie werden dich jagen und bestrafen. Grausam bestrafen. Es sind fanatische Menschen.«

»Egal.«

»Weil du ihn liebst.«

Aomame nickte.

»Ohne deine Liebe wäre dein Leben nicht mehr als eine Honky-tonk parade, ein Tingeltangel«, sagte der Mann. »Wie in dem Lied.«

»Wird Tengo auch bestimmt überleben, wenn ich Sie töte?«

Der Mann schwieg eine Weile. »Er bleibt am Leben«, sagte er dann. »Du kannst meinen Worten Glauben schenken. Das kann ich dir im Austausch für mein Leben gewähren.«

»Und für meins.«

»Manchmal kann man nur sein Leben geben«, sagte der Mann.

Aomame ballte die Fäuste. »Ehrlich gesagt, ich würde sehr gern am Leben bleiben und mit Tengo zusammen sein.«

Schweigen senkte sich über den Raum. Auch das Donnergrollen verstummte. Einen Moment lang herrschte Totenstille.

»Wenn ich könnte, würde ich deinen Wunsch erfüllen«, sagte der Mann mit ruhiger Stimme. »Wenn es nach mir ginge. Aber bedauerlicherweise besteht diese Möglichkeit

nicht. Weder 1984 noch 1Q84. Wenn auch aus jeweils anderen Gründen.«

»Heißt das, nicht einmal im Jahr 1984 würden unsere Wege sich kreuzen?«

»Ihr würdet aneinander denken, aber jeder für sich in Einsamkeit alt werden.«

»Aber im Jahr 1Q84 weiß ich wenigstens, dass ich für ihn sterbe.«

Der Mann atmete laut, ohne etwas zu sagen.

»Noch etwas müssen Sie mir erklären«, sagte Aomame.

»Wenn ich kann«, sagte der Mann, noch immer auf dem Bauch liegend.

»Wird Tengo in irgendeiner Form erfahren, dass ich für ihn gestorben bin? Oder wird alles enden, ohne dass er davon weiß?«

Der Mann dachte lange über ihre Frage nach. »Das hängt wohl von dir ab.«

»Von mir?« Aomame verzog das Gesicht. »Wie das?«

Der Mann zuckte gelassen die Achseln. »Du hast eine schwere Prüfung vor dir. Wenn du sie bestanden hast, wirst du erfahren, wie sich alles verhält. Mehr kann ich dir auch nicht sagen. Niemand weiß, was es heißt zu sterben, bis er tatsächlich stirbt.«

Nachdem Aomame sich mit ihrem Handtuch gründlich die Tränen aus dem Gesicht gewischt hatte, hob sie den zierlichen Eispick vom Boden auf, wo sie ihn abgelegt hatte, und überprüfte noch einmal, ob die feine Spitze intakt war. Dann suchte sie mit den Fingerkuppen der rechten Hand den tödlichen Punkt in seinem Nacken, den sie bereits zuvor ausfindig gemacht hatte. Sie hatte sich die Stelle

eingepägt und fand sie sofort. Behutsam drückte sie mit dem Finger darauf, prüfte den Widerstand und vergewisserte sich noch einmal, dass ihr Instinkt sie nicht tög. Dann atmete sie mehrmals tief ein und aus, beruhigte ihren Herzschlag und entspannte sich. Sie musste ganz klar im Kopf sein, zeitweilig alle Gedanken an Tengo daraus verbannen. Ebenso wie Hass, Zorn, Verwirrung und Mitgeföhl. Einen Fehler konnte sie sich nicht erlauben. Sie musste ihr Bewusstsein auf den Tod an sich konzentrieren. Als würde sie den Brennpunkt eines Lichtstrahls darauf richten.

»Ich werde meine Aufgabe nun vollenden«, sagte sie sanft. »Ich muss Sie von dieser Erde entfernen.«

»Und ich werde von allen mir auferlegten Schmerzen erlöst.«

»Von allen Schmerzen, den Little People, der Wandelbarkeit der Welt, sämtlichen Hypothesen ... und von der Liebe.«

»Und von der Liebe. So ist es«, sagte der Mann wie zu sich selbst. »Auch in meinem Leben gab es Menschen, die ich geliebt habe. Lass uns unsere jeweiligen Aufgaben beenden. Aomame, ich weiß, dass du ein außergewöhnlich fähiger Mensch bist.«

»Danke«, sagte Aomame. Ihre Stimme besaß bereits die wundersame Klarheit dessen, der den Tod bringt. »Auch Sie sind ein sehr fähiger und ausgezeichneter Mensch. Und es gibt bestimmt eine Welt, in der ich Sie nicht töten müsste.«

»Diese Welt gibt es schon nicht mehr«, sagte der Mann. Es würden seine letzten Worte sein.

Diese Welt gibt es nicht mehr.

Aomame setzte die Nadelspitze auf den empfindlichen Punkt in seinem Nacken und richtete den Winkel so aus, wie sie es brauchte. Dann hob sie die geöffnete rechte Hand. Sie hielt den Atem an und wartete auf ein Zeichen. Nichts mehr denken. Wir erfüllen beide unsere Aufgaben, jeder die seine, mehr nicht. Ich muss nichts denken. Nichts muss erklärt werden. Ich muss nur auf ein Zeichen warten. Ihre Handfläche war hart wie Stein und ohne Herz.

Immer lauter krachten die blitzlosen Donnerschläge. Der Regen prasselte gegen die Scheibe. Sie waren in einer uralten Höhle. Einer düsteren, feuchten Höhle mit niedriger Decke. Dunkle Tiere und Totengeister umringten den Eingang. Für einen Augenblick wurden Licht und Schatten um sie herum eins. Ein namenloser Windstoß blies über die ferne Meerenge. Das war das Zeichen. Aomame ließ ihre Handfläche abrupt und präzise auf das Heft des Eispicks fallen.

Alle Geräusche erstarben. Die Tiere und die Geister seufzten tief auf, lösten die Umzingelung und kehrten geschlagen in den Wald zurück.

## KAPITEL 14

Tengo

Ein Paket wird übergeben

»Kommen Sie zu mir, und nehmen Sie mich in den Arm«, sagte Fukaeri. »Wir müssen noch einmal zusammen in die Stadt der Katzen.«

»In den Arm?«, sagte Tengo.

»Sie wollen mich nicht in den Arm nehmen«, fragte

Fukaeri ohne fragende Intonation.

»Nein, das ist es nicht, nur – dass ich nicht richtig weiß, worum es geht.«

»Reinigung«, sagte sie mit unbewegter Stimme. »Kommen Sie, und umarmen Sie mich. Ziehen Sie auch Ihren Schlafanzug an, und machen Sie das Licht aus.«

Gehorsam löschte Tengo die Deckenbeleuchtung des Schlafzimmers. Er zog sich aus, holte seinen Pyjama und schlüpfte hinein. Er überlegte, wann er ihn das letzte Mal gewaschen hatte. Da er sich nicht erinnern konnte, war es wahrscheinlich schon etwas länger her. Doch zum Glück roch er nicht nach Schweiß. Er war kein Mensch mit starkem Körpergeruch. Trotzdem sollte ich meine Schlafanzüge viel öfter waschen, dachte er. Bei der Unwägbarkeit seines Daseins konnte man nie wissen, was wann passieren würde. Mit dem häufigen Waschen von Schlafanzügen ließ sich zumindest eine gewisse Vorsorge treffen.

Er stieg ins Bett und schlang schüchtern die Arme um Fukaeri. Sie legte ihren Kopf auf seinen rechten Arm. Sie lag ganz still, wie ein kleines Tier im Winterschlaf. Ihr Körper war warm und auf eine schutzlose Weise weich. Aber sie schwitzte nicht.

Die Donnerschläge wurden immer heftiger. Inzwischen hatte es angefangen zu regnen, und der Regen peitschte wütend und wie wahnsinnig von der Seite gegen das Fenster. Die Luft war klebrig, und man hatte den Eindruck, die Welt würde allmählich ihrem düsteren Ende entgegengehen. So ähnlich musste es gewesen sein, als die Sintflut über Noah hereingebrochen war. Wahrscheinlich war es ziemlich deprimierend, bei einem so heftigen



Gewitter Nashörner, Löwen, Pythons und so fort Paar für Paar in ein kleines Schiff zu zwängen. Jedes der Tiere hatte andere Lebensgewohnheiten, außerdem konnte Noah ihnen seine Absichten nur eingeschränkt übermitteln, von der Geruchsentwicklung ganz zu schweigen.

Das Wort Paar erinnerte Tengo an Sonny und Cher. Wahrscheinlich konnte man Sonny und Cher nicht als besonders typisches Menschenpaar und damit als für die Arche Noah geeignet bezeichnen. Auch wenn man nicht so weit gehen wollte, sie für unpassend zu erklären, musste es doch andere Paare geben, die ein repräsentativeres Beispiel abgäben.

Tengo kam sich ein wenig seltsam vor, als Fukaeri in seinem Pyjama, in seinem Bett, in seinen Armen lag. Fast, als würde er einen Teil von sich selbst umarmen. Als hielte er jemanden im Arm, der sein Fleisch und Blut und seinen Körpergeruch mit ihm teilte und mit dem er auch geistig verbunden war.

Tengo stellte sich vor, dass Fukaeri und er anstelle von Sonny und Cher als Paar ausgewählt und auf die Arche Noah gebracht würden. Aber als ein Musterpaar der Menschheit konnten sie auch nicht gerade gelten. Allein schon wie sie hier im Bett lagen und sich umarmten, war alles andere als passend. Der Gedanke machte Tengo nervös. Er drängte ihn beiseite und stellte sich vor, wie sie sich in der Arche Noah mit Sonny und Cher und dem Pythonpärchen anfreundeten. Diese an sich völlig sinnlosen Phantasien halfen ihm, seine körperliche Anspannung ein wenig zu mildern.

Fukaeri lag stumm und reglos in seinem Arm. Sie sprach nicht. Auch Tengo sagte nichts. Ungeachtet ihrer engen Umarmung verspürte er kein Verlangen. Sexualität war für

ihn letzten Endes ein verlängertes Mittel der Kommunikation. Ohne die Möglichkeit zur Kommunikation empfand er kein sexuelles Verlangen, und so war es auch ziemlich verständlich, dass er kein Verlangen nach Fukaeri verspürte. Tengo sehnte sich nach etwas anderem – doch was das war, wusste er nicht genau.

Natürlich war es keineswegs unangenehm, eine so wunderschöne, siebzehnjährige junge Frau im Arm zu halten. Hin und wieder berührte ihr Ohr seine Wange. Ihr warmer Atem streifte seinen Hals. Ihre Brüste waren im Verhältnis zu ihrem schlanken Körper beinahe erstaunlich groß und fest. Er spürte ihre kompakte Rundung unmittelbar oberhalb seines Magens. Von ihrer Haut ging ein betörender Duft aus. Es war der besondere, lebendige Duft, den nur ein im Wachstum begriffener Körper verströmt. Ein Duft von mit morgendlichem Tau benetzten, voll erblühten Sommerblumen. In seiner Grundschulzeit hatte er ihn häufig am Wegesrand gerochen, wenn er früh am Morgen zur Radiogymnastik ging.

Ich sollte jetzt besser keine Erektion bekommen, dachte Tengo. So wie sie lagen, würde Fukaeri es sofort merken. Das konnte ihn in eine unangenehme Situation bringen. Mit welchen Worten sollte er einem siebzehnjährigen Mädchen erklären, dass ein Mann hin und wieder Erektionen hatte, selbst wenn er nicht direkt von Begierde überwältigt war? Aber glücklicherweise hatte er im Augenblick noch keine. Es kündigte sich auch keine an. Der Gedanke an den Geruch der Sommerblumen hielt sie auf. Ich muss an Dinge denken, die nichts mit Sex zu tun haben, dachte Tengo.

Wieder malte er sich kurzzeitig die Begegnung von Sonny und Cher mit dem Pythonpärchen aus. Ob sie gemeinsame

Themen hätten? Und wenn ja, welche? Vielleicht Gesang? Als seine Einbildungskraft hinsichtlich der Arche im Sturm erschöpft war, ging er zum Multiplizieren dreistelliger Zahlen über. Das hatte er beim Sex mit seiner älteren Freundin häufig getan, um den Zeitpunkt seiner Ejakulation hinauszuzögern. (Was das anbelangte, war sie äußerst strikt.) Tengo wusste nicht, ob und wie lange er mit dieser Methode auch bei der Unterdrückung einer Erektion Erfolg haben würde. Aber es war besser, als gar nichts zu unternehmen. Er musste etwas tun.

»Es macht nichts, wenn er steif wird«, sagte Fukaeri, als habe sie ihn durchschaut.

»Es macht nichts?«

»Das ist nichts Schlimmes.«

»Nichts Schlimmes«, wiederholte Tengo ihre Worte. Sie spricht wie eine Grundschülerin, die gerade Sexualkunde hatte, dachte er. Ihr braucht euch nicht zu schämen, wenn ihr eine Erektion bekommt, das ist nichts Schlimmes. Aber natürlich ist nicht jeder Zeitpunkt und jede Gelegenheit richtig, ihr müsst schon unterscheiden.

»Hat die Reinigung schon begonnen?«, fragte Tengo, um das Thema zu wechseln.

Fukaeri antwortete nicht. Ihre hübschen kleinen Ohren schienen noch immer bemüht, dem Krachen des Donners etwas abzulauschen. Also beschloss er, nichts mehr zu sagen. Er stellte das Multiplizieren von dreistelligen Zahlen mit dreistelligen Zahlen ein. Wenn es Fukaeri nichts ausmacht, dass ich hart werde, dann kann ich ja ruhig, dachte er. Nichtsdestoweniger machte sein Penis keinerlei Anstalten, sich aufzurichten. Im Moment lag er schlaff in einem friedlichen tiefen Schlummer.

»Ich mag deinen Schwanz«, hatte seine ältere Freundin gesagt. »Seine Form, seine Farbe und auch die Größe.«

»Mir gefällt er nicht so besonders«, sagte Tengo.

»Warum denn nicht?«, fragte sie, während sie seinen nicht erigierten Penis wie ein schlafendes Haustier auf ihrer Handfläche wiegte.

»Ich weiß nicht«, sagte Tengo. »Vielleicht weil ich ihn mir nicht selbst ausgesucht habe.«

»Du bist ein merkwürdiger Mensch«, sagte sie. »Mit merkwürdigen Gedanken.«

Das war vor undenklichen Zeiten gewesen. Ein Ereignis, das ihm so fern erschien wie Noahs Sintflut. In etwa.

Fukaeris warmer Atem berührte in einem regelmäßigen Rhythmus Tengos Hals. Im schwachen grünlichen Schein des Elektroweckers und im Licht der immer wieder aufleuchtenden Blitze konnte Tengo ihr Ohr sehen. Es sah aus wie eine weiche, geheimnisvolle Höhle. Wäre die junge Frau seine Geliebte, würde er unablässig ihre Ohren küssen. Wenn sie miteinander schlafen würden und er in ihr wäre, würde er sie mit den Lippen fassen, hineinbeißen, sie lecken, hineinpusten und ihren Duft einsaugen. Nicht, dass er das jetzt gern getan hätte. Es handelte sich im Grunde nur um eine situationsgebundene Vorstellung, die auf der rein hypothetischen Annahme basierte, dass er dies wahrscheinlich tun würde, wenn sie seine Geliebte wäre. Nichts, wofür man sich aus moralischen Gründen schämen musste – wahrscheinlich.

Doch moralisch fragwürdig oder nicht, er hätte lieber nicht an solche Dinge denken sollen. Tengos Penis schien aus seinem friedlichen Schlummer erwacht zu sein und pochte gegen seinen Bauch. Er streckte sich, hob langsam

den Kopf und gewann zusehends an Härte. Und bald erreichte er eine vollendete Erektion, die sich unaufhaltsam straffte wie die Kanvassegel einer Yacht, die sich in einer günstigen Nordwestbrise blähen. Demzufolge drückte sich sein versteifter Penis nun, ob es Tengo passte oder nicht, gegen Fukaeris Hüfte. Innerlich stieß er einen tiefen Seufzer aus. Seit dem Verschwinden seiner Freundin war über ein Monat vergangen, und er hatte seither keinen Sex gehabt. Vielleicht lag es daran. Er musste sofort wieder mit dem Multiplizieren dreistelliger Zahlen beginnen.

»Machen Sie sich keine Gedanken«, sagte Fukaeri. »Das ist ganz normal.«

»Danke«, sagte Tengo. »Aber vielleicht sehen es die Little People.«

»Sie schauen nur, tun können sie nichts.«

»Da bin ich froh«, sagte Tengo erleichtert. »Aber irgendwie stört mich die Vorstellung, gesehen zu werden.«

Wieder spaltete ein Donnerschlag die Luft, bei dem fast der alte Vorhang zerriss, und ließ die Fensterscheiben heftig vibrieren. Es schien, als wollten sie wirklich das Glas zerbrechen. Und vielleicht würde es schließlich auch brechen. Es waren aluminiumgerahmte, ziemlich stabile Fenster, aber wenn die extremen Erschütterungen andauerten, würden sie vielleicht nicht standhalten. Unentwegt schlugen riesige Tropfen unter lautem Geprassel gegen die Scheiben, als würde jemand mit Schrot auf Hirsche schießen.

»Das Gewitter scheint überhaupt nicht weiterzuziehen«, sagte Tengo. »Normalerweise hält ein Unwetter wie dieses nicht so lange an.«

Fukaeri schaute zur Decke. »Es bleibt eine Weile.«

»Wie lange ist eine Weile?«

Fukaeri gab keine Antwort. Und Tengo mit seinen unbeantworteten Fragen und seiner sinnlosen Erektion hielt sie weiter verlegen im Arm.

»Wir gehen noch einmal in die Stadt der Katzen«, sagte Fukaeri. »Deshalb müssen wir einschlafen.«

»Aber wie soll ich denn jetzt einschlafen? Bei diesem Donner, und außerdem ist es erst neun Uhr«, sagte Tengo verzagt.

Er reihte im Kopf mathematische Formeln aneinander. Formeln für lange, komplizierte Aufgaben, deren Lösung er bereits kannte. Die Herausforderung bestand darin, auf schnellstem und kürzestem Weg dorthin zu gelangen. Tengo ließ sein Gehirn auf Hochtouren arbeiten, die reinste Schinderei. Dennoch ließ seine Erektion nicht nach. Im Gegenteil, ihm war sogar, als würde sein Penis immer härter.

»Doch, Sie können schlafen«, sagte Fukaeri.

Sie hatte recht. Ungeachtet des unablässig strömenden Regens, der Donnerschläge, die das Gebäude erzittern ließen, trotz seiner inneren Aufregung und unkontrollierbaren Erektion war Tengo unversehens eingeschlafen. Er hätte es nicht für möglich gehalten, aber ...

Alles ist in Aufruhr, dachte er vor dem Einschlafen. Er musste den schnellsten Lösungsweg finden. Die Zeit war begrenzt. Und der Platz auf dem Aufgabenblatt war auch ziemlich knapp bemessen. Tschk, tschk, tschk, zerhackte die Uhr gewissenhaft die Zeit.

Plötzlich war er nackt. Und auch Fukaeri war nackt. Splitternackt. Ohne einen Fetzen Stoff am Leib. Ihre Brüste

glichen wunderbar vollkommenen Halbkugeln. Makellosen Halbkugeln. Ihre Brustwarzen waren nicht sehr groß und noch weich, auf dem Weg zu künftiger Reife. Doch die Brüste selbst waren groß und bereits voll entwickelt. Und aus irgendeinem Grund schienen sie nicht unter dem Einfluss der Schwerkraft zu stehen. Beide Brustwarzen zeigten hübsch nach oben. Wie frische Knospen einer Rankenpflanze, die sich der Sonne entgegenrecken. Als Nächstes bemerkte Tengo, dass sie kein Schamhaar hatte. An der bewussten Stelle war nur glatte, nackte, weiße Haut. Die Blässe der Haut verstärkte den Eindruck von Schutzlosigkeit. Da Fukaeri die Beine gespreizt hatte, konnte er ihr Geschlechtsteil sehen. Wie ihre Ohren wirkte es, als sei es gerade erst geschaffen worden. Vielleicht war das tatsächlich so. So ein frisch entstandenes Ohr und ein frisch entstandenes weibliches Geschlechtsteil ähneln sich sehr, dachte Tengo. Beide wirkten alert, dem Raum zugewandt, als würden sie auf etwas lauschen. Wie zum Beispiel leises fernes Glockengeläut.

Er drehte sich auf den Rücken und schaute zur Decke. Fukaeri machte Anstalten, auf ihn zu steigen. Sein Penis war noch immer erigiert. Auch das Gewitter dauerte an. Wie lange würde es noch so weiterdonnern? Müsste der Himmel nicht allmählich bersten? Und wer sollte ihn dann reparieren?

Ich bin eingeschlafen, erinnerte sich Tengo. Mit einer Erektion. Und jetzt habe ich immer noch eine. Ob sie die ganze Zeit gehalten hat? Oder dazwischen abgeebbt und jetzt wieder neu entstanden ist? Sozusagen eine zweite Amtszeit. Wie lange ich wohl geschlafen habe? Aber das ist ja nun auch egal. Jedenfalls (ob ununterbrochen oder nicht) habe ich eine Dauererektion, die nicht im Geringsten den

Eindruck macht, irgendwann nachzulassen. Weder Sonny und Cher noch das Multiplizieren dreistelliger Zahlen oder die kompliziertesten mathematischen Aufgaben können sie abstellen.

»Macht nichts«, sagte Fukaeri. Sie öffnete die Beine und drückte ihr gerade entstandenes Geschlechtsteil auf seinen Bauch. Es schien sie nicht im Mindesten in Verlegenheit zu bringen. »Hart werden ist nichts Schlimmes«, sagte sie.

»Ich kann mich nicht bewegen«, sagte Tengo. Es war wirklich so. Er versuchte sich aufzurichten, konnte aber nicht einen Finger heben. Dennoch war sein Körper nicht gefühllos. Er spürte Fukaeris Gewicht. Auch dass er eine starke Erektion hatte. Aber sein Körper war so schwer und starr, als würde irgendetwas ihn fixieren.

»Du musst dich nicht bewegen«, sagte Fukaeri.

»Doch, ich muss mich bewegen, schließlich ist das mein Körper«, sagte Tengo.

Fukaeri erwiderte nichts.

Tengo war sich nicht einmal ganz sicher, ob das, was er sagte, die Luft als reguläre Töne in Schwingung versetzte. Er hatte eigentlich nicht den Eindruck, dass die Muskeln in und um seinen Mund ihm gehorchten und Worte gebildet wurden, obwohl sich das, was er sagen wollte, Fukaeri irgendwie mitzuteilen schien. Dennoch hatte die Kommunikation etwas von einem Ferngespräch bei instabiler, schlechter Verbindung. Im Gegensatz zu ihm besaß Fukaeri die Fähigkeit, unnötige Dinge nicht zu hören und auszublenden.

»Keine Sorge«, sagte Fukaeri und ließ ihren Körper langsam nach unten gleiten. Es war offensichtlich, was diese Bewegung bedeutete. Aus ihren Augen leuchtete ein



getöntes Licht, das er nie zuvor darin gesehen hatte.

Er hätte nie gedacht, dass sein großer Penis, der eines erwachsenen Mannes, in dieses kleine frischgebackene Geschlechtsteil hineinpasste. Er war viel zu groß und zu hart. Es würde ihr sehr wehtun. Doch unversehens war er schon ganz in Fukaeri hineingeglitten. Ohne Widerstand, wie es schien. Fukaeri hatte dabei keine Miene verzogen. Nur ihr Atem ging etwas schneller, und ihre Brüste wippten für ein paar Sekunden ein wenig in einem anderen Takt. Abgesehen davon war alles natürlich, selbstverständlich und Teil des Alltäglichen.

Fukaeri hatte Tengo tief in sich, Tengo war tief in Fukaeri, und so verharnten sie eine Weile. Tengo konnte sich noch immer nicht rühren, und Fukaeri saß mit geschlossenen Augen aufrecht wie ein Blitzableiter auf ihm und regte sich nicht. Ihr Mund war halb geöffnet, und die Lippen schienen sich leicht zu bewegen, als tasteten sie im Raum nach Worten. Ansonsten bewegte sich nichts. Sie schien zu warten, dass etwas geschah.

Tiefe Kraftlosigkeit hatte Tengo ergriffen. Es würde sicher etwas geschehen, aber er hatte weder eine Ahnung, was, noch die Möglichkeit, es mit seinem Willen zu kontrollieren. Sein Körper war nun fast ganz gefühllos. Er konnte sich nicht rühren. Aber in seinem Penis hatte er noch Gefühl. Nein, es war eher so etwas wie eine Vorstellung. Was immer es war, es teilte ihm mit, dass er eine perfekte Erektion hatte und sich in Fukaeri befand. Sollten sie nicht lieber ein Kondom benutzen? Was, wenn sie schwanger würde? Seine Freundin hatte es auch mit der Verhütung immer sehr genau genommen. Und Tengo war an strenge Vorsichtsmaßnahmen gewöhnt.

Er versuchte mit aller Gewalt an etwas anderes zu denken,

aber im Grunde war er außerstande, überhaupt zu denken. Er befand sich mitten in einem Chaos, und in diesem Chaos schien die Zeit stillzustehen. Aber die Zeit kann nicht stillstehen, dachte er. Das ist theoretisch unmöglich. Vermutlich war sie nur ins Schlingern geraten und verlief nun ungleichmäßig. Über längere Zeiträume gesehen, verstrich die Zeit stets in einer bestimmten Geschwindigkeit. Daran bestand kein Zweifel. Handelte es sich aber um einzeln herausgelöste Abschnitte, konnte es zu Unregelmäßigkeiten kommen. In zeitlich begrenzten losen Momenten wie diesem hatten der chronologische Ablauf und die Wahrscheinlichkeit von Ereignissen kaum noch Gültigkeit.

»Tengo«, sagte Fukaeri. Es war das erste Mal, dass sie ihn beim Namen nannte. »Tengo«, wiederholte sie. Als würde sie die Aussprache einer fremdsprachlichen Vokabel üben. Tengo fragte sich, warum sie plötzlich seinen Namen benutzte. Dann beugte sie sich langsam vor, näherte sich seinem Gesicht und legte ihre Lippen auf seine. Sie öffnete sie halb und ließ ihre weiche Zunge in Tengos Mund gleiten. Eine wohlriechende Zunge. Sie forschte hartnäckig nach einem dort verborgenen geheimen Code, Worten, die nicht zu Worten wurden. Tengos Zunge reagierte unbewusst auf ihre Bewegungen. Wie zwei gerade aus dem Winterschlaf erwachte junge Schlangen auf einer Frühlingswiese, die einander züngelnd beschnupperten, sich ineinander verflochten und gierig verschlangen.

Fukaeri streckte ihre rechte Hand aus und umschloss Tengos linke. Sie drückte sie fest, und ihre kleinen Nägel gruben sich in seine Handfläche. Sie beendete den leidenschaftlichen Kuss und richtete sich auf. »Mach die Augen zu.«

Tengo gehorchte. Als er die Augen geschlossen hatte, befand er sich in einem halbdunklen Raum von großer Tiefe. Extremer Tiefe. Er schien sich bis zum Mittelpunkt der Erde zu erstrecken. Es herrschte ein diffuses Licht, das ihn an eine Abenddämmerung erinnerte. Die liebevolle, wehmütige Dämmerung am Ende eines langen Tages. Zahllose feine Teilchen schwebten in ihrem Schein. Vielleicht war es Staub. Oder Blütenstaub. Oder irgendetwas anderes. Kurz darauf begann der Raum zu schrumpfen. Das Licht wurde heller, und seine Umgebung nahm zunehmend sichtbare Gestalt an.

Unversehens war Tengo wieder zehn Jahre alt und stand in dem alten Klassenzimmer. Alles war ganz real – die Zeit, der Ort, sein zehnjähriges Ich und das Licht. Er atmete die authentische Luft mit ihrem Geruch nach gebeiztem Holz und kreidegetränktem Tafelschwamm. Nur er und das Mädchen waren noch im Raum. Kein anderes Kind war in der Nähe. Rasch und kühn nutzte sie die günstige Gelegenheit. Vielleicht hatte sie schon die ganze Zeit auf eine Chance wie diese gewartet. Jedenfalls stand sie plötzlich vor ihm, streckte ihre rechte Hand aus und ergriff seine linke. Dabei sah sie ihm die ganze Zeit direkt in die Augen.

Sein Mund wurde trocken. Jede Feuchtigkeit schien daraus verschwunden zu sein. Alles ging so schnell, dass er keine Ahnung hatte, was er tun oder sagen sollte. Er stand einfach da, seine Hand in der des Mädchens. Bald verspürte er ein sanftes, aber intensives Pochen in der Lendengegend. Es war ein ihm bisher unbekanntes Gefühl, das eine gewisse Ähnlichkeit mit fernem Meeresrauschen hatte. Zugleich drangen auch reale Geräusche durch das offene Fenster zu ihm. Das Geschrei der spielenden Kinder, die dumpfen

Bolztöne vom Fußball, der Abschlag beim Baseball oder Softball. Das schrille, empörte Kreischen eines Mädchens aus den unteren Klassen und das unbeholfene Fiepen des Blockflötenorchesters, das gerade das Lied von den »Pflanzen im Garten« probte. Der normale Unterricht war beendet.

Tengo hätte den Druck ihrer Hand gern mit gleicher Stärke erwidert. Aber er war nicht imstande dazu. Die Kraft in ihrer Hand war zu groß. Außerdem konnte er sich nicht mehr bewegen. Vermochte aus unerfindlichen Gründen keinen Finger zu rühren. Er war wie gebannt.

Tengo hatte das Gefühl, dass die Zeit stillstand. Er lauschte dem ruhigen Fluss seines eigenen Atems. Das Meeresrauschen dauerte an. Unversehens verstummten alle realen Geräusche. Das Pochen in seinen Lenden ging in eine andere, bestimmendere Form über, war nun von einer gewissen Taubheit begleitet. Diese wurde zu einer Art Puder, der sich in das rote warme Blut mischte und von seinem Herzen durch die Blutbahnen gepumpt und gründlich in seinem ganzen Körper verteilt wurde. In seiner Brust ballte sich etwas zu einer dichten kleinen Wolke zusammen, die den Rhythmus seines Atems veränderte und sein Herz hämmern ließ.

Tengo dachte, dass er den Sinn und Zweck dieses Ereignisses sicher später einmal verstehen würde. Deshalb musste er diesen Moment so genau und deutlich wie möglich in seinem Bewusstsein festhalten. Im Augenblick war er nur ein zehnjähriger Junge, der gut in Mathematik war. Er stand an der Schwelle zu etwas Neuem, aber was genau ihn erwartete, wusste er nicht. Er war unsicher, ahnungslos, verstört und fürchtete sich nicht wenig. Das war ihm sogar selbst klar. Auch das Mädchen erwartete

nicht, hier und jetzt verstanden zu werden. Alles, was sie wollte, war, Tengo ihre Gefühle zu übermitteln. Sie hatte sie in eine kleine solide Schachtel gepackt, die sie nun, in Geschenkpapier gewickelt und mit einer Kordel verschnürt, Tengo überreichte.

Du musst das Päckchen nicht gleich öffnen, erklärte sie ihm wortlos. Mach es auf, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Vorläufig sollst du es einfach annehmen.

Sie weiß schon so vieles, dachte Tengo. Vieles, was er nicht wusste. Auf diesem unbekannten Terrain hatte sie die Führung inne. Es gab neue Regeln hier, neue Ziele und eine neue Dynamik. Tengo wusste nichts. Sie wusste.

Wenig später gab die rechte Hand des Mädchens Tengos linke wieder frei, und es lief wortlos und ohne sich umzudrehen aus dem Klassenzimmer. Tengo blieb allein in dem großen Raum zurück. Durch das geöffnete Fenster ertönten Kinderstimmen.

Im nächsten Augenblick merkte Tengo, dass er ejakulierte. Heftig und lange. Eine große Menge Samenflüssigkeit wurde aus ihm herausgeschleudert. Was mache ich hier eigentlich, fragte sich Tengo verwirrt. Nach Schulschluss in einem Klassenzimmer zu ejakulieren, gehörte sich ja nun wirklich nicht. Wie peinlich wäre es, ertappt zu werden. Doch er war ja gar nicht mehr in seinem Klassenzimmer. Unversehens war er wieder zu Hause und ejakulierte in Fukaeris Gebärmutter. Er wollte es nicht, aber zurückhalten konnte er sich auch nicht. Die Situation war ihm völlig entglitten.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Fukaeri kurz darauf mit ihrer üblichen tonlosen Stimme. »Ich werde nicht schwanger. Weil ich keine Periode habe.«

Tengo öffnete die Augen und sah sie an. Sie saß noch auf ihm und schaute auf ihn herunter. Ihre ideal geformten Brüste hoben und senkten sich regelmäßig im Rhythmus ihrer Atmung. Direkt vor seinen Augen.

War das die Reise in die Stadt der Katzen?, wollte Tengo fragen. Was ist das überhaupt – die Stadt der Katzen? Er wollte die Frage aussprechen, aber die Muskeln seines Mundes versagten ihm den Dienst.

»Das war etwas, das getan werden musste«, sagte Fukaeri, als habe sie seine Gedanken gelesen. Ihre Antwort war kurz und bündig, beantwortete jedoch nichts. Wie immer.

Tengo schloss wieder die Augen. Er war dort gewesen, hatte ejakuliert und war wieder hierher zurückgekehrt. Es war eine echte Ejakulation gewesen, auch das Sperma war echt. Und wenn Fukaeri es sagte, hatte es wohl so sein müssen. Das Gefühl von Taubheit war noch nicht von ihm gewichen. Die Ejakulation hatte eine Mattigkeit hinterlassen, die ihn umgab wie ein dünner Film.

Fukaeri verharrte lange in der gleichen Haltung und nahm Tengos Samenflüssigkeit vollständig in sich auf, wie ein Insekt, das Nektar saugt. Buchstäblich bis zum letzten Tropfen. Erst dann entließ sie behutsam seinen Penis, stieg wortlos aus dem Bett und ging ins Bad. Das Unwetter hatte sich verzogen, ohne dass er es gemerkt hatte. Auch der heftige Regen hatte aufgehört. Die schwarzen Wolken, die sich so hartnäckig über seinem Haus gehalten hatten, waren spurlos verschwunden. Es herrschte eine fast unwirkliche Stille. Nur aus dem Bad war leise zu hören, wie Fukaeri duschte. Den Blick an die Decke gerichtet, wartete Tengo, dass sein ursprüngliches Körpergefühl zurückkehrte. Die Erektion bestand noch, doch ihre Härte schien, wie zu erwarten war, allmählich abzunehmen.

Mit einem Teil seines Herzens war Tengo noch in dem Klassenzimmer seiner Grundschule. An seiner linken Hand spürte er noch immer lebhaft den Druck der Finger des Mädchens. Zwar konnte er die Hand nicht heben, um sie zu betrachten, aber bestimmt hatten ihre Nägel rote Male darin hinterlassen. Auch sein Herzschlag bewahrte noch etwas von der erlebten Aufregung. Obwohl die kompakte Wolke aus seiner Brust verschwunden war, meldete sich stattdessen in einem imaginären Teil nahe seinem Herzen ein angenehm dumpfer Schmerz.

Aomame, dachte Tengo. Ich muss Aomame wiedersehen. Ich muss endlich anfangen, sie zu suchen. Es ist so offensichtlich. Wieso bin ich nicht schon vorher darauf gekommen? Sie hat mir dieses Päckchen gegeben. Warum habe ich es so vernachlässigt und nie geöffnet? Tengo wollte den Kopf schütteln, aber es ging nicht. Sein Körper hatte sich noch nicht wieder von der Lähmung erholt.

Kurze Zeit später kehrte Fukaeri, in ein Badehandtuch gewickelt, ins Schlafzimmer zurück und setzte sich auf die Bettkante.

»Die Little People haben das Toben eingestellt«, erklärte sie wie ein abgebrühter, aufmerksamer Frontberichterstatte. Und beschrieb mit dem Finger rasch einen kleinen Kreis in der Luft. Es war ein schöner vollendeter Kreis, wie ihn vielleicht ein italienischer Renaissancemaler an die Wand einer Kirche gemalt hätte. Ein Kreis ohne Anfang und ohne Ende, der einen Moment lang in der Luft schwebte. »Sie haben aufgehört.«

Mit diesen Worten nahm sie das Badehandtuch ab und blieb, ohne Anstalten zu machen, sich etwas anzuziehen, eine Weile nackt vor dem Bett stehen. Als würde sie ihren noch feuchten Körper in aller Ruhe ganz natürlich an der

reglosen Luft trocknen lassen. Mit ihren straffen Brüsten und ihrem haarlosen Unterleib bot sie einen wunderschönen Anblick.

Schließlich bückte sie sich nach dem zu Boden gefallenem Schlafanzug und zog ihn ohne Unterwäsche wieder an. Knöpfte ihn zu und verknotete die Schnur am Bauch. Gedankenverloren schaute Tengo ihr im Halbdunkel zu, als würde er ein Insekt bei der Metamorphose beobachten. Der Pyjama war ihr viel zu groß, aber gerade deshalb stand er ihr ausnehmend gut. Sie schlüpfte zu ihm in das schmale Bett, rückte sich zurecht und legte den Kopf an seine nackte Schulter, wo er ihr kleines Ohr spüren konnte. Ihr warmer Atem streifte seinen Hals. Währenddessen wich allmählich die Lähmung aus seinem Körper, wie die Flut sich zurückzieht, wenn es Zeit dazu ist.

Die Luft war noch feucht, aber nicht klebrig oder stickig. Draußen vor dem Fenster begannen Insekten zu zirpen. Tengos Erektion war nun völlig abgeebbt, und sein Penis versank wieder in seinem friedlichen Schlummer. Die Dinge hatten eine entsprechende Stufe erreicht, waren ins Rollen gekommen, und der Kreis schien sich endlich geschlossen zu haben. Ein vollkommener Kreis war in die Luft gezeichnet worden. Die Tiere verließen die Arche und breiteten sich auf der guten alten Erde aus. Jedes Pärchen kehrte an seinen angestammten Ort zurück.

»Wir sollten schlafen«, sagte sie. »Tief schlafen.«

Tief schlafen, dachte Tengo. Schlafen und wieder aufwachen. Wie die Welt wohl am nächsten Morgen aussehen würde?

»Das weiß niemand«, las Fukaeri seine Gedanken.



## KAPITEL 15

Aomame

Und jetzt beginnt die Geisterstunde

Aomame nahm eine Decke aus dem Schrank und deckte den Körper des großen Mannes zu. Noch einmal legte sie die Finger an seinen Hals, um sich zu vergewissern, dass sein Herz endgültig aufgehört hatte zu schlagen. Der Mensch, der für einige der »Leader« gewesen war, befand sich bereits in einer anderen Welt. In welcher, wusste Aomame nicht. Sicher war jedoch, dass es sich nicht um die des Jahres 1Q84 handelte. Hier hatte er sich bereits in etwas verwandelt, das man gemeinhin als Leiche bezeichnet. Mit einem leichten Erschauern, als fröstle ihn ein wenig, und ohne den leisesten Ton von sich zu geben, hatte der Mann die Grenze vom Leben zum Tod überschritten. Ohne dass auch nur ein Tropfen Blut geflossen war. Nun lag er, von allen Schmerzen befreit, bäuchlings auf der Yogamatte und war tot. Wie immer hatte Aomame rasch und präzise gearbeitet.

Aomame versenkte die Spitze ihres Eispicks wieder in dem Korken, legte beides in das Hartschalenetui und verstaute es in ihrer Sporttasche. Dann nahm sie die Heckler & Koch aus dem Kunststoffbeutel und steckte sie hinten in den Bund ihrer Trainingshose. Sie war geladen und entsichert. Es beruhigte sie, die Härte des Metalls in ihrem Rücken zu spüren. Sie ging ans Fenster und zog die dicken Vorhänge zu. Es wurde wieder dunkel im Raum.

Sie nahm die Sporttasche und ging zur Tür. Die Hand am Türknauf, drehte sie sich noch einmal um und warf einen Blick auf die in der Dunkelheit liegende massige Gestalt des

Mannes. Er sah aus, als schliefe er. Genau wie zu Anfang. Sie war die Einzige auf der Welt, die wusste, dass er tot war. Nein, die Little People wussten es wahrscheinlich auch. Deshalb hatten sie auch das Donnern aufgegeben. Sämtliche Drohgebärden waren nun vergeblich, das wussten sie. Der Mann, den sie zu ihrem Stellvertreter auserkoren hatten, war aus dem Leben geschieden.

Aomame öffnete die Tür und betrat, um sich blickend, den erleuchteten Nebenraum. Behutsam schloss sie die Tür hinter sich, tat, als wolle sie keinen Lärm machen. Der Kahlkopf saß auf dem Sofa und trank Kaffee. Auf dem Tisch stand ein großes Tablett mit einer Kanne und ein paar Sandwiches, die etwa zur Hälfte aufgegessen waren. Offenbar hatte er sie beim Zimmerservice bestellt. Daneben standen zwei noch unbenutzte Tassen. Sein Kollege mit dem Pferdeschwanz saß genau wie zuvor hoch aufgerichtet auf dem Rokokostuhl an der Tür. Anscheinend hatten sich die beiden die ganze Zeit kaum von der Stelle gerührt. Eine Atmosphäre von Vorbehalt lag in der Luft.

Als Aomame eintrat, stellte der Kahle seine Tasse auf dem Untersetzer ab und erhob sich.

»Ich bin fertig«, sagte Aomame. »Er schläft jetzt. Ich habe ziemlich lange gebraucht. Seine Muskulatur war voller Blockaden. Lassen Sie ihn bitte jetzt schlafen.«

»Er schläft?«

»Ganz tief«, sagte Aomame.

Der Kahlkopf musterte Aomame, sah ihr forschend und tief in die Augen. Anschließend senkte er seinen Blick langsam auf seine Schuhspitzen, wie um zu überprüfen, ob sich dort nichts verändert hatte, dann schaute er wieder auf und ihr ins Gesicht.

»Ist das normal?«

»Viele Menschen fallen nach dem Lockern stark verspannter Muskulatur erst einmal in einen tiefen Schlaf. Daran ist nichts Ungewöhnliches.«

Der Kahlkopf ging zur Tür, die den Wohnraum vom Schlafzimmer trennte, drehte leise den Türknauf, öffnete die Tür einen Spalt und spähte hinein. Aomame legte die rechte Hand an die Seite ihrer Trainingshose, um notfalls sofort die Pistole ziehen zu können. Nachdem der Mann etwa zehn Sekunden gewartet hatte, zog er den Kopf zurück und schloss die Tür.

»Wie lange wird er schlafen?«, fragte er. »Wir können ihn ja nicht ewig da auf dem Boden liegen lassen.«

»Er wird in etwa zwei Stunden aufwachen. Bis dahin lassen Sie ihn bitte möglichst in dieser Haltung ausruhen.«

Der Kahle sah auf die Uhr. Dann nickte er kurz.

»In Ordnung. Wir lassen ihn eine Weile in Ruhe«, sagte er. »Möchten Sie vielleicht duschen?«

»Nein, danke, nicht nötig, aber ich würde mich gern wieder umziehen.«

»Selbstverständlich. Bitte, das können Sie im Bad tun.«

Aomame hätte sich am liebsten so schnell wie möglich und so wie sie war aus dem Staub gemacht. Aber sie durfte keinen Argwohn erwecken. Auch für den Rückweg musste sie die Sachen anziehen, in denen sie gekommen war. Also ging sie ins Bad und zog ihr Trikot aus. Sie entledigte sich ihrer schweißfeuchten Unterwäsche, trocknete sich mit ihrem Badehandtuch ab und zog frische an. Dann schlüpfte sie in die blaue Baumwollhose und die weiße Bluse, die sie ursprünglich getragen hatte. Sie schob sich die Pistole so in den Hosenbund, dass sie von außen unsichtbar war, und

machte verschiedene Bewegungen, um sich zu vergewissern, dass sie nicht unnatürlich wirkten. Sie wusch sich das Gesicht mit Seife und bürstete sich die Haare. Um ihre verkrampften Gesichtsmuskeln zu lockern, zog sie vor dem großen Spiegel über dem Waschbecken die wildesten Grimassen. Als sie nach einer Weile wieder eine normale Miene aufsetzen wollte, dauerte es einen Moment, bis ihr einfiel, wie das aussah. Erst nach einigen Fehlschlägen gelang ihr ein einigermaßen entspannter Ausdruck. Prüfend starrte sie in den Spiegel. Kein Problem. Ihr Gesicht wirkte ganz alltäglich. Sie brachte sogar ein Lächeln zustande. Ihre Hände zitterten nicht, und auch ihr Blick war fest. Aomame war cool wie immer.

Aber als sie aus dem Schlafzimmer gekommen war, hatte der Kahle ihr Gesicht genau in Augenschein genommen. Vielleicht hatte er gesehen, dass sie zuvor geweint hatte. Sie hatte länger geweint, das musste Spuren hinterlassen haben. Dieser Gedanke beunruhigte Aomame. Womöglich hatte der Mann sich gefragt, warum jemand bei einem Muskelstretching in Tränen ausbrechen sollte und ob nicht doch etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Hatte die Tür zum Schlafzimmer geöffnet, war an die Gestalt des Leaders herangetreten und hatte festgestellt, dass sein Herz nicht mehr schlug ...

Aomame fasste sich an den Rücken, um sich zu vergewissern, dass die Pistole griffbereit war. Ich darf mich nicht in Sicherheit wiegen, dachte sie. Und ich darf keine Angst haben. Denn Angst zeigt sich im Gesicht und erregt Verdacht.

Aomame machte sich auf das Schlimmste gefasst und verließ unter äußerster Wachsamkeit das Bad. Die Sporttasche trug sie in der linken Hand, um mit der

rechten sofort die Pistole ziehen zu können. Doch im Zimmer hatte sich nichts verändert. In der Mitte stand mit verschränkten Armen und nachdenklichem Blick der Kahlkopf. Der mit dem Pferdeschwanz saß noch immer auf dem Stuhl neben der Tür und schaute gelassen in den Raum. Seine Augen wirkten ruhig, wie die eines Maschinengewehrschützen in einem Jagdbomber. Er war daran gewöhnt, allein zu sein und in den blauen Himmel zu blicken. Seine Augen waren mit der Farbe dieses Himmels getränkt.

»Sie müssen erschöpft sein«, sagte der Kahle. »Möchten Sie vielleicht einen Kaffee? Wir haben auch Sandwiches.«

»Danke«, sagte Aomame. »Aber nein danke. Direkt nach der Arbeit habe ich keinen Appetit. Der Hunger kommt erst in etwa einer Stunde.«

Der Kahle nickte und zog einen dicken Umschlag aus einer Tasche seines Jacketts. Er wog ihn kurz in der Hand und reichte ihn Aomame.

»Entschuldigen Sie, aber es ist etwas mehr als das vereinbarte Honorar. Wie ich bereits sagte, bitten wir Sie, absolutes Stillschweigen über die heutigen Ereignisse zu bewahren.«

»Aha, Schweigegeld also?«, sagte Aomame scherzhaft.

»Es ist für besondere Aufwendungen«, erklärte der Mann, ohne zu lächeln.

»Meine Diskretion hat nichts mit Geld zu tun. Sie ist Teil meines Berufs. Es wird nichts nach außen dringen«, sagte Aomame und schob den Umschlag, so wie sie ihn bekommen hatte, in die Sporttasche. »Brauchen Sie eine Quittung?«

Der Kahle schüttelte den Kopf. »Nein. Das bleibt unter

uns. Sie brauchen es nicht zu versteuern.«

Aomame nickte schweigend.

»Sie haben sicher viel Kraft gebraucht«, erkundigte sich der Kahle lauernd.

»Mehr als sonst«, sagte sie.

»Das liegt daran, dass er kein gewöhnlicher Mensch ist.«

»Es scheint so.«

»Er ist unersetzlich«, sagte er. »Und er leidet seit langem unter diesen starken Schmerzen. Er nimmt sozusagen unsere Leiden und Schmerzen auf sich. Ich hoffe, dass Sie sie zumindest ein wenig lindern konnten.«

»Da ich die Ursache für seine Beschwerden nicht kenne, kann ich nichts Genaues sagen«, antwortete Aomame vorsichtig. »Aber ich glaube schon, dass ich sie ein bisschen lindern konnte.«

Der Kahle nickte. »Wenn ich Sie mir so ansehe, wirken Sie auch recht erschöpft.«

»Das ist gut möglich«, sagte Aomame.

Der Pferdeschwanz saß während der ganzen Unterhaltung weiter an der Tür und behielt wortlos das Zimmer im Auge. Seine Miene war völlig unbewegt, nur sein Blick wanderte hierhin und dorthin. Er zeigte keinerlei Regung. Es war nicht zu erkennen, ob er dem Gespräch der beiden folgte oder nicht. Einsam, stumm und unendlich wachsam. Er suchte nach dem kleinsten Hinweis auf einen feindlichen Jagdbomber zwischen den Wolken. Und sei er nur stecknadelkopfgroß.

Nach kurzem Zögern wandte Aomame sich an den Kahlkopf. »Entschuldigen Sie, vielleicht ist das eine sehr dumme Frage, aber verstoßen Sie nicht gegen die Gebote

Ihrer Gemeinschaft, wenn sie Kaffee trinken und Schinkensandwiches essen?«

Der Kahle drehte sich um und warf einen Blick auf das Tablett mit der Kaffeekanne und den Sandwiches auf dem Tisch. Dann stahl sich so etwas wie ein kleines Lächeln auf seine Lippen.

»In unserer Gemeinschaft existieren keine derartig strengen Vorschriften. Alkohol und Zigaretten sollen eigentlich nicht sein, und es gibt auch ein paar Verbote, die sexuelle Dinge betreffen. Aber was Nahrungsmittel angeht, sind wir vergleichsweise frei. Normalerweise essen wir sehr einfach, aber Kaffee und Schinkensandwiches gelten nicht als besonders verwerflich.«

Aomame nickte nur, ohne eine Meinung zu äußern.

»Wo viele Menschen zusammenkommen, braucht man natürlich ein paar Regeln. Aber wenn man den Blick zu stark auf Rituale richtet, verliert man rasch das eigentliche Ziel aus den Augen. Disziplin und Dogmen sind letztendlich nur Hilfskonstruktionen. Das Wichtige ist nicht der Rahmen, sondern das, was darin ist.«

»Und der Leader liefert den Inhalt, nicht wahr?«

»Ja. Er kann Dinge hören, die unsere Ohren nicht erreichen. Er ist ein besonderer Mensch.« Der Kahle sah Aomame noch einmal in die Augen. »Also, für heute vielen Dank. Der Regen scheint auch gerade aufgehört zu haben.«

»Das war ein schlimmes Gewitter«, sagte Aomame.

»Ja, wirklich«, sagte der Kahle, wirkte aber nicht besonders interessiert an dem Gewitter oder dem Regen.

Aomame verabschiedete sich, nahm ihre Sporttasche und wandte sich zum Gehen.

»Moment mal«, rief der Kahle mit scharfer Stimme.

Aomame blieb mitten im Raum stehen und drehte sich um. Ihr Herz hämmerte. Sie ließ ihre rechte Hand beiläufig nach hinten gleiten.

»Ihre Yogamatte«, sagte der junge Mann. »Sie haben sie vergessen. Sie liegt noch im Schlafzimmer.«

Aomame lächelte. »Er ist darauf eingeschlafen. Wir können ihn schlecht herumrollen und sie unter ihm hervorziehen. Am besten, ich lasse sie einfach hier. Sie war nicht teuer und ist auch nicht mehr die neuste. Wenn Sie sie nicht mehr benötigen, werfen Sie sie bitte weg.«

Der Kahle überlegte kurz, aber dann nickte er. »Vielen Dank«, sagte er.

Als Aomame sich der Tür näherte, erhob sich der Pferdeschwanz und machte ihr die Tür auf. Er verabschiedete sich leise. Jetzt hat er ja doch noch was gesagt, dachte Aomame. Sie grüßte zurück und wollte an ihm vorbeischlüpfen.

Doch im selben Augenblick durchfuhr sie wie ein starker Stromstoß der Gedanke an einen gewaltsamen Übergriff. Die Hand des Pferdeschwanzes schoss nach vorn, um ihren rechten Arm zu packen. Seine Bewegung war pfeilschnell und präzise. Von einer Geschwindigkeit, mit der man eine Fliege aus der Luft hätte fangen können. So lebendig war die Vorstellung dieses Augenblicks, dass Aomames ganzer Körper erstarnte. Sie bekam eine Gänsehaut, und ihr Herzschlag setzte für einen Moment aus. Ihr Atem stockte, und eisige Insekten krochen über ihren Rücken. Die Erkenntnis durchzuckte sie wie ein weißglühender Blitz. Würde der Mann ihren rechten Arm festhalten, wäre sie nicht imstande, ihre Pistole zu ziehen. Ich hätte keine



Chance, dachte sie. Er spürt, dass ich etwas gemacht habe. Er weiß intuitiv, dass im Schlafzimmer irgendetwas geschehen ist. Er weiß nicht, was, aber etwas ist hier ganz schrecklich verkehrt. Sein Instinkt sagt ihm, »greif dir die Frau«. Befiehlt ihm, mich zu Boden zu schleudern, sich mit seinem ganzen Gewicht auf mich zu werfen und mir fürs Erste das Schultergelenk auszukugeln.

Aber letztendlich war es eben doch nur ein Gefühl. Einen Beweis hatte er nicht. Sollte er sich irren, würde er sich in große Schwierigkeiten bringen. Der Pferdeschwanz geriet heftig ins Wanken und gab am Ende auf. Schließlich war es der Kahlkopf, der die Entscheidungen traf und die Anweisungen gab. Er hatte gar nicht die Kompetenz. Also unterdrückte er gewaltsam den Impuls in seiner rechten Hand und entspannte seine Schultern. Aomame hatte genau verfolgen können, was sich in diesen wenigen Sekunden im Kopf des jungen Leibwächters mit dem Pferdeschwanz abgespielt hatte.

Sie trat auf den mit Teppichboden ausgelegten Flur hinaus. Ging, ohne sich umzudrehen, lässig den Gang entlang in Richtung Aufzug. Ihr war, als würde der Pferdeschwanz den Kopf aus der Tür stecken und ihr mit den Augen folgen. Aomame spürte seinen messerscharfen Blick im Rücken. Alle ihre Muskeln kribbelten, aber sie drehte sich nicht um. Erst als sie um eine Ecke bog, ließ ihre Anspannung nach. Aber in Sicherheit wiegen konnte sie sich noch nicht, denn sie hatte keine Ahnung, was als Nächstes geschehen würde. Sie drückte den Abwärtsknopf und hielt, bis der Aufzug da war (was nahezu eine Ewigkeit dauerte), den Griff der Pistole in ihrem Rücken umklammert, um sie jederzeit ziehen zu können, falls der Pferdeschwanz es sich anders überlegte und ihr

hinterhergerannt kam. Sie musste ihren Gegner mit eiserner Hand und ohne zu zögern niederstrecken, bevor er sie packen konnte. Oder, ebenfalls ohne zu zögern, sich selbst erschießen. Aomame war diesbezüglich noch zu keiner Entscheidung gelangt. Vielleicht würde sie bis zuletzt unentschlossen bleiben.

Doch niemand verfolgte sie. Der Hotelflur blieb totenstill. Die Aufzugtür öffnete sich mit einem leisen Glockenton, und Aomame stieg ein. Sie drückte den Knopf für das Foyer und wartete, dass die Tür sich schloss. Sich auf die Lippe beißend, starrte sie auf die Stockwerkanzeige. Sie verließ den Aufzug, durchschritt das riesige Foyer und warf sich in eines der vor dem Eingang wartenden Taxis. Es hatte aufgehört zu regnen, aber der Wagen war noch ganz nass, als sei er aus dem Wasser gezogen worden. Bahnhof Shinjuku, Westseite, sagte Aomame. Nachdem das Taxi abgefahren war und das Hotel hinter sich gelassen hatte, stieß sie den lange angehaltenen Atem mit einem tiefen Seufzer aus. Sie schloss die Augen und verbannte alle Gedanken aus ihrem Kopf. Sie wollte eine Weile nicht denken.

Sie verspürte starke Übelkeit. Ihr gesamter Mageninhalt schien ihre Kehle hinaufzudrängen. Doch irgendwie gelang es ihr, ihn nach unten zu pressen. Sie betätigte den Fensterheber, ließ die Scheibe zur Hälfte herunter und sog die feuchte Nachtluft in ihre Lungen. In den Sitz gelehnt, atmete sie mehrmals tief durch. Sie hatte einen widerlichen Geschmack im Mund. Als würde irgendetwas in ihrem Inneren verfaulen. Plötzlich fiel ihr ein, dass sie in einer Tasche ihrer Baumwollhose zwei Streifen Kaugummi hatte. Mit leicht zitternden Händen wickelte sie einen davon aus, steckte ihn in den Mund und begann langsam zu kauen.

Spearmint. Ein altvertrauter Geschmack. Er schien ihre Nerven zu beruhigen. Beim Kauen ließ der ekelhafte Geschmack in ihrem Mund allmählich nach. Es verfäult doch nichts in mir, dachte sie. Es ist nur die Angst, die mich verrückt macht.

Aber jedenfalls ist damit alles erledigt. Ich muss nie wieder einen Menschen töten. Und ich habe das Richtige getan. Der Tod dieses Mannes war ein völlig selbstverständliches Ereignis. Er hat nur seinen gerechten Lohn erhalten. Außerdem war es – zufällig – sein eigener innigster Wunsch zu sterben. Ich habe ihm den ersehnten leichten Tod gewährt. Ich habe nichts Falsches getan. Höchstens gegen das Gesetz verstoßen.

Doch sooft sie sich das auch wiederholte, völlig konnte sie sich nicht überzeugen. Sie hatte gerade mit bloßen Händen einen ungewöhnlichen Menschen getötet. Sie erinnerte sich noch deutlich, wie es sich angefühlt hatte, die Spitze der Nadel in den Nacken des Mannes zu treiben. Sie hatte eine ungewöhnliche Reaktion dabei empfunden, die sie nicht wenig verstört hatte. Sie breitete ihre Handflächen aus und betrachtete sie. Irgendetwas war anders. Ganz anders als sonst. Doch was es war, konnte sie nicht herausfinden.

Wenn sie den Worten des Mannes Glauben schenkte, hatte sie einen Propheten getötet. Einen Hüter göttlicher Stimmen. Aber der Bewahrer dieser Stimmen war selbst kein Gott. Wahrscheinlich war er ein Werkzeug der Little People. Der Prophet war zugleich ein König gewesen, und Königen war es bestimmt, getötet zu werden. Und sie, die Attentäterin, war die Hand des Schicksals. Und indem sie dieses Wesen, das König und Prophet zugleich gewesen war, gewaltsam ausgelöscht hatte, hatte sie für ein Gleichgewicht von Gut und Böse auf der Welt gesorgt. Und

musste ebenfalls sterben. Aber sie hatte einen Tauschhandel abgeschlossen. Dadurch, dass sie den Mann tötete und damit praktisch ihr Leben aufgab, rettete sie Tengo. Das war die Abmachung. Wenn sie an das glaubte, was der Mann gesagt hatte.

Aber letzten Endes musste Aomame ihm glauben. Er war kein Betrüger, und Menschen, die den Tod vor Augen haben, lügen nicht. Vor allem seine Worte hatten sie überzeugt. Ihre Überzeugungskraft wog schwer wie ein großer Anker. Jedes Schiff hatte einen Anker, der seiner Größe und seinem Gewicht entsprach. Welche schaurigen Taten der Mann auch begangen haben mochte, er war ein sehr großes Schiff gewesen. Das musste Aomame ihm zugestehen.

Sie zog die Heckler & Koch unsichtbar für den Fahrer aus dem Hosenbund, sicherte sie und verstaute sie in dem Beutel. Eine massive, ungefähr 500 Gramm schwere, tödliche Last fiel von ihr ab.

»Das war ja ein schlimmes Unwetter. Es hat in Strömen gegossen«, sagte der Fahrer.

»Das Gewitter?«, sagte Aomame. Es schien ihr sehr lange zurückzuliegen, obwohl es nicht mehr als dreißig Minuten sein konnten. »Ja, wirklich. Ein unglaubliches Gewitter.«

»Der Wetterbericht hatte es überhaupt nicht angekündigt. Es hieß sogar, es würde den ganzen Tag die Sonne scheinen.«

Aomame überlegte hektisch. Sie musste etwas sagen. Aber ihr fiel nichts Passendes ein. Anscheinend arbeitete ihr Verstand nur noch sehr langsam. »Die Wettervorhersage war falsch«, sagte sie.

Der Fahrer streifte Aomame mit einem Blick in den

Rückspiegel. Vielleicht wirkte ihre Art zu sprechen irgendwie unnatürlich auf ihn. »Das Wasser soll bei Akasaka-mitsuke von der Straße in die U-Bahn-Station geflossen sein und die Schienen überflutet haben«, erzählte der Fahrer. »Weil die Regenmenge an engen Stellen nicht ablaufen konnte. Die Ginza- und die Marunouchi-Linie wurden zeitweise eingestellt. Sie haben es gerade in den Nachrichten gebracht.«

Wegen der starken Regenfälle führen bestimmte U-Bahn-Linien nicht mehr. Würde das ihre Pläne beeinträchtigen? Aomame überlegte hastig. Ich fahre zum Bahnhof Shinjuku und hole meine Reise- und meine Umhängetasche aus dem Schließfach. Dann rufe ich Tamaru an und erhalte Anweisungen. Falls ich von Shinjuku aus die Marunouchi-Linie nehmen soll, könnte es problematisch werden. In spätestens zwei Stunden muss ich über alle Berge sein. Denn dann werden die beiden sich wundern, dass der Leader nicht aufwacht, und wahrscheinlich im Nebenzimmer nachschauen. Sobald sie entdecken, dass er seinen letzten Schnaufer getan hat, werden sie loslegen.

»Fährt die Marunouchi-Linie noch immer nicht?«, fragte Aomame den Fahrer.

»Tja, das weiß ich nicht. Soll ich die Nachrichten einschalten?«

»Ja, bitte.«

Nach Aussage des Leaders hatten die Little People das Unwetter herbeigeführt. Sie hatten den Regen an einem Engpass in Akasaka-mitsuke zusammenströmen lassen und so die U-Bahn gestoppt. Aomame schüttelte den Kopf. Vielleicht steckte dahinter eine Absicht. Die Dinge liefen nicht so glatt wie geplant.

Der Fahrer schaltete NHK ein. Musik ertönte. Eine Sondersendung mit japanischen Volksliedern, gesungen von japanischen Interpreten, die Mitte der sechziger Jahre populär gewesen waren. Aomame erinnerte sich verschwommen, dass sie diese Lieder als Kind im Radio gehört hatte. Sie empfand keinerlei Nostalgie. Eher stellten sich unangenehme Gedanken ein. Diese Melodien weckten Erinnerungen an Dinge, an die sie sich nicht erinnern wollte. Eine Weile ließ sie die Sendung geduldig über sich ergehen, aber alles Warten half nichts, es kam keine Meldung zur Lage in den U-Bahn-Stationen.

»Entschuldigen Sie, es ist nicht so wichtig, würden Sie das Radio wieder ausschalten?«, sagte sie. »Ich fahre auf alle Fälle mal zum Bahnhof Shinjuku und schaue mir an, wie es dort aussieht.«

Der Fahrer drehte das Radio ab. »Da ist bestimmt die Hölle los«, sagte er.

Er sollte recht behalten. Im und um den Bahnhof Shinjuku herum wimmelte es nur so von Menschen. Da die Bahnen der Marunouchi-Linie nicht fuhren, kamen die mit der Staatsbahn eintreffenden Umsteiger nicht weiter, und es herrschte ein unglaubliches Gedränge. Alle liefen aufgeregt in alle Richtungen durcheinander. Der Berufsverkehr war zwar vorbei, dennoch war es kein leichtes Unterfangen, sich durch die Menschenmassen zu kämpfen.

Endlich erreichte Aomame ihr Schließfach und nahm ihre Umhängetasche und die schwarze kunstlederne Reisetasche heraus, in der sich das Bargeld aus ihrem Bankschließfach befand. Sie holte ein paar Sachen aus ihrer Sporttasche und verteilte sie auf Reise- und Umhängetasche: den Umschlag mit dem Geld, den der

Kahle ihr gegeben hatte, den Plastikbeutel mit der Pistole und das Hartschalenetui mit dem Eispick. Die überflüssig gewordene Nike-Sporttasche packte sie in ein nahes Schließfach, warf eine Hundert-Yen-Münze ein und schloss ab. Sie hatte nicht die Absicht, sie wieder abzuholen. Es war nichts mehr darin, aus dem man ihre Identität hätte ableiten können.

Die Reisetasche in der Hand, machte sie sich auf die Suche nach einem öffentlichen Telefon. Sämtliche Telefone im Bahnhof waren belagert. Lange Schlangen von Leuten, die ihren Angehörigen ihre wegen der nicht verkehrenden Bahnen verspätete Heimkehr ankündigen wollten, reihten sich vor den Apparaten. Aomame verzog leicht das Gesicht. Anscheinend wollen die Little People mich nicht so leicht davonkommen lassen, dachte sie. Wenn es stimmt, was der Leader gesagt hat, haben sie nicht die Macht, direkt Hand an mich zu legen. Aber sie können meine Pläne mit anderen Mitteln durchkreuzen.

Aomame gab das Warten in der Telefonschlange auf, verließ den Bahnhof, lief ein wenig herum, entdeckte ein Café, ging hinein und bestellte einen Eiskaffee. Das rosafarbene Telefon war zwar besetzt, aber wenigstens stand sonst niemand an. Aomame stellte sich hinter die Frau in mittleren Jahren und wartete, dass diese ihr langes Gespräch beendete. Die Frau warf ihr einen gereizten und pikierten Blick zu, legte aber, nachdem sie noch weitere fünf Minuten geredet hatte, ergeben auf.

Aomame warf ihr ganzes Kleingeld ein und wählte die auswendig gelernte Nummer. Nach dreimaligem Rufzeichen ertönte eine mechanische Tonbandstimme: »Wir sind leider nicht zu Hause. Bitte hinterlassen Sie nach dem Signal eine Nachricht.«

Das Signal ertönte, und Aomame sprach in den Hörer:  
»Hallo, Tamaru. Wenn du da bist, geh bitte ran.«

Es wurde abgehoben. »Hier bin ich«, sagte Tamaru.

»Bin ich froh«, sagte Aomame.

In Tamarus Stimme schwang eine Anspannung mit, die sonst nicht da war. »Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Im Augenblick, ja.«

»Ist alles gut gegangen?«

»Er schläft jetzt tief. Tiefer geht's nicht.«

»Verstehe«, sagte Tamaru. Seine Stimme quoll beinahe über vor Erleichterung. Für Tamaru, der niemals Gefühle zeigte, war das eine große Seltenheit. »Ich sage es ihr lieber. Das wird sie sicher beruhigen.«

»Es war allerdings nicht ganz leicht.«

»Ich verstehe. Aber du hast es geschafft.«

»Ja, kann man so sagen«, sagte Aomame. »Ist das Telefon sicher?«

»Wir benutzen eine spezielle Leitung. Also keine Sorge.«

»Ich habe mein Gepäck aus dem Schließfach in Shinjuku geholt. Und jetzt?«

»Wie viel Zeit hast du?«

»Ungefähr anderthalb Stunden.« Aomame erklärte ihm kurz, dass die beiden Leibwächter dann vermutlich entdecken würden, dass ihr Leader das Zeitliche gesegnet hatte.

»Anderthalb Stunden genügen«, sagte Tamaru.

»Ob sie gleich die Polizei informieren?«

»Keine Ahnung. Die Polizei hat gestern in ihrem Hauptquartier ermittelt. Man ist nicht so weit gegangen,



eine vollständige Hausdurchsuchung und ein polizeiliches Verhör durchzuführen, aber es macht sicher keinen günstigen Eindruck, wenn ihr Oberhaupt jetzt plötzlich unter ungeklärten Umständen ums Leben kommt.«

»Es könnte also sein, dass sie es vertuschen und alles selbst erledigen?«

»Kaltschnäuzig genug sind sie. Wenn wir morgen die Zeitung lesen, werden wir wissen, ob sie den Tod ihres Anführers der Polizei gemeldet haben oder nicht. Ich halte nicht viel vom Glücksspiel, aber ich würde wetten, dass sie ihn nicht melden.«

»Den Gefallen, einen natürlichen Tod anzunehmen, werden sie uns nicht tun.«

»Aber richtig beurteilen können sie es auch nicht. Man sieht ja nichts. Ohne Obduktion können sie nicht wissen, ob er auf natürliche Weise gestorben ist oder ermordet wurde. Auf alle Fälle werden sie zuallererst dich befragen wollen. Schließlich bist du diejenige, die den Leader als Letzte lebend gesehen hat. Und wenn sie merken, dass du deine Wohnung geräumt hast und verschwunden bist, werden sie schon drauf kommen, dass sein Tod nicht ganz so natürlich war.«

»Und sie werden versuchen, mich zu finden. Mit allen Mitteln.«

»Kein Zweifel«, sagte Tamaru.

»Ob ich wirklich verschwinden kann?«

»Unser Plan steht. Ein sehr genauer Plan. Wenn wir uns gewissenhaft und konsequent daran halten, wird niemand dich finden. Der größte Fehler wäre es, jetzt Angst zu haben.«

»Ich werde mich bemühen«, sagte Aomame.

»Bleib dabei. Wir müssen schnell handeln, die Zeit zu unserem Vorteil nutzen. Du bist von Natur aus wachsam und ausdauernd. Also brauchst du dich nur so zu verhalten wie immer.«

»In Akasaka-mitsuke ist der Regen in die U-Bahn-Station gelaufen, und die Bahnen fahren nicht«, sagte Aomame.

»Ich weiß«, sagte Tamaru. »Keine Sorge. Du wirst nicht die U-Bahn benutzen. Du suchst dir ein Taxi und fährst zu einem sicheren Versteck in der Stadt.«

»In der Stadt? Nicht irgendwohin weiter weg?«

»Natürlich gehst du weit weg«, erklärte Tamaru geduldig. »Doch zuvor müssen wir noch einige Vorbereitungen treffen. Du musst dein Gesicht und deinen Namen ändern. Außerdem war dieser Auftrag besonders belastend. Du bist emotional aufgewühlt. In einem solchen Zustand sollte man nichts überstürzen, dabei kommt nichts heraus. Du wirst dich also eine Weile in dem sicheren Apartment versteckt halten. Keine Sorge, wir kümmern uns um dich.«

»Wo ist es?«

»In Koenji«, sagte Tamaru.

Koenji, dachte Aomame und klopfte sich leicht mit dem Fingernagel gegen die Vorderzähne. Dort kannte sie sich überhaupt nicht aus.

Tamaru nannte die Adresse des Hauses. Wie immer machte sich Aomame keine Notizen und prägte sich alles ein.

»Koenji, Südseite. In der Nähe der Ringstraße 7. Wohnung 303. Das automatische Schloss am Eingang geht auf, wenn man die Zahlenfolge 2831 eingibt.«

Tamaru machte eine Pause.

303 und 2831, wiederholte Aomame im Geist.

»Der Schlüssel ist mit Klebeband unter der Türmatte befestigt. In der Wohnung steht alles bereit, was du vorläufig zum Leben brauchst. Am besten gehst du eine Weile nicht aus dem Haus. Ich melde mich bei dir. Ich lasse es dreimal klingeln, lege auf, und nach zwanzig Sekunden rufe ich wieder an. Benutz das Telefon bitte möglichst nicht von dir aus.«

»Verstanden«, sagte Aomame.

»Waren es harte Brocken?«, fragte Tamaru.

»Die zwei, die er bei sich hatte, machten einen recht tüchtigen Eindruck. Ziemlich kaltblütig. Aber Profis waren das nicht. Ein ganz anderes Niveau als du.«

»Niemand ist wie ich.«

»Es wäre auch ziemlich anstrengend, wenn mehr von deiner Sorte herumliefen.«

»Mag sein«, sagte Tamaru.

Aomame nahm ihr Gepäck und ging zu einem Taxistand. Auch dort stand eine lange Schlange. Anscheinend war der Bahnverkehr noch immer nicht wieder aufgenommen worden. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich anzustellen und zu warten, bis sie an der Reihe war. Sie hatte keine Wahl.

Während Aomame zwischen den Gestrandeten – vielen sah man ihre Verärgerung an – auf ein Taxi wartete, wiederholte sie im Kopf die Adresse und die Nummer der Wohnung, den Code für die Tür und Tamarus Telefonnummer. Wie ein Asket, der auf einem Felsen am Gipfel eines Berges sitzend ein bedeutendes Mantra rezitiert. Aomame hatte schon immer auf ihr gutes Gedächtnis vertraut. Es kostete sie keine Mühe, sich

Angaben wie diese zu merken. Allerdings waren diese Zahlen lebenswichtig für sie. Sobald sie nur eine davon vergaß oder verwechselte, würde es ihr das Überleben schwer machen. Zu ihrer eigenen Sicherheit musste sie sich die Nummern fest einprägen.

Als sie endlich in ein Taxi stieg, war etwa eine Stunde vergangen, seit sie das Zimmer mit dem Leichnam des Leaders verlassen hatte. Bisher hatte sie annähernd doppelt so lange gebraucht wie geplant. Wahrscheinlich hatten die Little People dadurch Zeit gewonnen. Sie hatten die Regengüsse in Akasaka herbeigeführt, die U-Bahn gestoppt und damit die Leute an der Heimfahrt gehindert, sodass der Bahnhof Shinjuku völlig überfüllt war, die Taxis nicht ausreichten und Aomame aufgehalten wurde. Damit sie die Nerven verlor. Und ihre Gelassenheit. Dennoch konnte alles auch nur Zufall sein. Vielleicht hatte es sich einfach so ergeben. Und ich fürchte mich nur vor dem Schatten irgendwelcher Little People, die es nicht einmal gibt, dachte sie.

Nachdem Aomame dem Fahrer ihr Ziel mitgeteilt hatte, ließ sie sich tief in den Sitz zurücksinken und schloss die Augen. Momentan warteten die beiden Männer in den dunklen Anzügen wohl noch immer darauf, dass ihr Oberhaupt aufwachte. Aomame sah vor sich, wie der Kahlköpfige hin und wieder einen Blick auf seine Uhr warf. Während er seinen Kaffee trank, dachte er über seine Aufgabe nach. Er grübelte. Vielleicht war ihm der Schlaf des Leaders zu ruhig. Aber er schlief stets tief und geräuschlos. Ohne Schnarchen und lautes Atmen. Also war alles wie immer. Er würde zwei Stunden schlafen, hatte die Frau gesagt. Und dass diese Zeitspanne nötig sei, damit seine Muskeln sich erholten. Es war noch nicht einmal eine

Stunde vergangen. Aber irgendetwas machte ihn nervös. Vielleicht sollte er doch lieber nachsehen. Er war unsicher.

Doch die eigentliche Gefahr war der Typ mit dem Pferdeschwanz. Aomame erinnerte sich noch lebhaft an die Aura aufflackernder Gewalt, die von ihm ausgegangen war, als sie das Zimmer verlassen hatte. Er war ein Mann, der nicht viele Worte machte, aber über einen ausgeprägten Instinkt verfügte. Wahrscheinlich war er ein hervorragender Kampfsportler. Weit fähiger, als sie angenommen hatte. Ihre eigene Kampfsporttechnik hätte ihr wahrscheinlich nichts genützt. Er hätte ihr nicht einmal genug Zeit gelassen, ihre Waffe zu ziehen. Doch glücklicherweise war er kein Profi. Bevor er seine Intuition in die Tat hatte umsetzen können, hatte sich sein Verstand eingeschaltet. Er war daran gewöhnt, Befehle zu empfangen. Anders als Tamaru. Tamaru hätte erst nachgedacht, nachdem er den Gegner gepackt und außer Gefecht gesetzt hätte. An erster Stelle stand das Handeln. Er vertraute völlig auf seinen Instinkt, der logische Schluss kam später. Zögerte man auch nur einen Augenblick, war es zu spät. Das wusste er.

Als Aomame sich an diesen Moment erinnerte, brach ihr unter den Achseln der Schweiß aus. Sie schüttelte stumm den Kopf. Ich hatte Glück. Zumindest konnte ich es vermeiden, lebendig am Tatort gefangen genommen zu werden. Von nun an muss ich sehr aufpassen. Auf Tamaru hören. Aufpassen und durchhalten, darauf kommt es an. Ein Augenblick der Unachtsamkeit, und die Gefahr ist da.

Der Taxifahrer war ein gesprächiger, hilfsbereiter Mann in mittlerem Alter. Er holte einen Stadtplan hervor, hielt an, schaltete den Taxameter ab, suchte nach der Adresse und fuhr sie direkt vor das Haus. Aomame bedankte sich und

stieg aus. Es war ein fünfstöckiges elegantes, neues Gebäude, mitten in einem Wohnviertel. Am Eingang war niemand zu sehen. Aomame gab 2831 ein, das automatische Schloss entriegelte sich, und die Tür ging auf. Mit dem kleinen, aber sehr sauberen Aufzug fuhr sie in den zweiten Stock. Als sie ausstieg, sah sie als Erstes nach, wo sich Notausgang und Treppe befanden. Sie löste den mit Klebeband befestigten Schlüssel von der Fußmatte, schloss auf und betrat die Wohnung. Beim Öffnen der Tür schaltete sich automatisch die Flurbeleuchtung ein. Es herrschte der charakteristische Geruch neuer Gebäude. Möbel und Elektrogeräte waren offenbar auch nagelneu und wiesen keine Gebrauchsspuren auf. Wahrscheinlich hatte man sie gerade erst aus dem Karton befreit und die Plastikfolie entfernt. Es sah aus, als sei jemand in einen Designerladen gegangen und habe alles in einem Schwung gekauft, um damit eine Musterwohnung einzurichten. Alle Gegenstände waren schlicht und funktional, aber nichts Lebendiges ging von ihnen aus.

Links vom Eingang lagen Ess- und Wohnbereich. Ein Flur führte zu Toilette und Bad. Dahinter lagen zwei Schlafzimmer. In dem einen stand ein schon bezogenes französisches Bett. Die Jalousien waren heruntergelassen. Wenn man das Fenster zur Straße öffnete, ertönte wie fernes Meeresrauschen der Verkehrslärm auf der Ringstraße 7. Bei geschlossenem Fenster war so gut wie nichts zu hören. Vom Wohnzimmer ging ein kleiner Balkon ab, von dem man, durch eine Straße getrennt, auf einen kleinen Park mit Schaukeln, einer Rutschbahn, einem Sandkasten und öffentlichen Toiletten blickte. Eine hohe Quecksilberlaterne ließ die Umgebung unnatürlich hell erscheinen. Ein großer Keyakibaum breitete seine Äste über

dem Spielplatz aus. Das Apartment lag im zweiten Stock, aber in der näheren Umgebung gab es keine hohen Gebäude, sodass sie keine unerwünschten Blicke zu fürchten hatte.

Aomame dachte an die billige Wohnung in Jiyugaoka, die sie vor kurzem verlassen hatte. Das Haus war ziemlich alt und nicht gerade sauber gewesen, hin und wieder hatte es Kakerlaken gegeben. Ganz zu schweigen von den dünnen Wänden. Sie konnte wirklich nicht behaupten, dass sie daran gehangen hatte. Aber jetzt sehnte sie sich dorthin zurück. In dem sterilen anonymen Apartment, in dem alles nagelneu war, fühlte sie sich wie ein Mensch ohne Namen, dem man sein Gedächtnis und seine Individualität geraubt hatte.

Sie öffnete den Kühlschrank. In der Tür standen vier kalte Dosen Heineken. Aomame riss eine davon auf und nahm einen Schluck. Sie schaltete den Fernseher mit dem 21-Zoll-Bildschirm ein und setzte sich davor, um sich die Nachrichten anzuschauen. Es wurde über das Gewitter und die ungewöhnliche Konzentration des Regens berichtet. Wichtigste Meldung war die Überflutung der Station Akasaka-mitsuke und der Ausfall der Linien Marunouchi und Ginza. Die Regenmassen waren wasserfallartig die Stufen zum Bahnhof hinuntergeflossen. In Ölzeug gehüllte Bahnbeamte hatten Sandsäcke vor die Eingänge gepackt, aber es war bereits zu spät gewesen. Der U-Bahn-Verkehr musste eingestellt werden, Aussicht auf Weiterfahrt bestand nicht. Ein Reporter hielt auf ihrer Heimfahrt gestrandeten Passanten sein Mikrofon unter die Nase und fragte sie nach ihrer Meinung. Einige beschwerten sich, dass der Wetterbericht am Morgen einen völlig klaren Tag angekündigt habe.

Aomame sah sich die Sendung bis ganz zu Ende an, aber der Tod des Vorreiter-Oberhaupts wurde natürlich nicht erwähnt. Die beiden Leibwächter warteten wahrscheinlich noch im Nebenzimmer, dass die zwei Stunden vergingen. Erst dann würden sie die Wahrheit erfahren. Sie nahm den Beutel aus ihrer Reisetasche, zog die Heckler & Koch hervor und legte sie auf den Esstisch. Die in Deutschland hergestellte Pistole wirkte seltsam stumm und brutal. Und so unendlich schwarz. Doch immerhin schien sie in der sterilen, stereotypen Wohnung einen gewissen Punkt der Intensität zu schaffen. »Szene mit Automatikpistole«, murmelte Aomame. Ein guter Titel für ein Gemälde. Jedenfalls musste sie die Waffe von nun an immer bei sich tragen. Sie stets griffbereit haben. Um jederzeit sich selbst oder einen anderen erschießen zu können.

Mit den Lebensmitteln, die in dem großen Kühlschrank bereitgestellt waren, konnte sie notfalls etwa einen halben Monat lang auskommen. Obst und Gemüse waren da und einige fertige Gerichte zum sofortigen Verzehr. Im Eisfach waren verschiedene Sorten Fleisch, Fisch und Brot eingefroren. Sogar Eiscreme gab es. Im Küchenschrank befanden sich alle möglichen fertigen Sachen, Dosen und eine ganze Palette gängiger Gewürze. Reis und Nudeln waren auch vorhanden. Reichlich Mineralwasser und je zwei Flaschen Rot- und Weißwein standen bereit. Wer all diese Dinge besorgt hatte, wusste sie nicht, aber die Person schien an alles gedacht zu haben. Im Moment fiel ihr nichts ein, das fehlte.

Da sie ein wenig hungrig war, schnitt sie sich Stücke von einem Camembert ab, die sie zu ein paar Crackern verzehrte. Nachdem sie den Käse zur Hälfte gegessen hatte, wusch sie eine Stange Sellerie und knabberte sie mit etwas



Mayonnaise.

Später zog sie der Reihe nach die Schubladen der Schlafzimmerkommode auf. In der obersten fand sie einen Schlafanzug und einen dünnen Bademantel. Sie waren neu und noch in Plastikfolie verpackt. Alles sehr vorausschauend. In der nächsten Schublade lagen T-Shirts, drei Paar Socken, Strümpfe und Unterwäsche zum Wechseln. Die schlichten weißen, zum Design der Möbel passenden Sachen waren sämtlich noch verpackt. Sie fühlte sich ein bisschen wie in der Bibliothek von Jay Gatsby. Die Bücher waren echt, aber die Seiten noch nicht aufgeschnitten. Wahrscheinlich waren es die gleichen Sachen, die man auch den Neuankömmlingen im Frauenhaus zur Verfügung stellte. Alles war von solider Qualität und vermittelte ein wenig den Eindruck von »Hilfsgütern«.

Im Bad stand alles Nötige bereit – Shampoo, Spülung, Hautcreme und Eau de Cologne. Da Aomame normalerweise kein Make-up verwendete, beschränkte sich das Sortiment auf das Nötigste. Zahnbürste, Zahnseide und Zahnpasta waren auch da. Ebenso eine Haarbürste, Wattestäbchen, Rasierer, eine kleine Schere, Monatsbinden. Sogar ein Vorrat an Toilettenpapier und Kosmetiktüchern war vorhanden. In einem Schrank stapelten sich ordentlich gefaltete Bade- und Gesichtshandtücher. An alles war gedacht, und alles war gewissenhaft angeordnet.

In der Erwartung, Garderobe und Schuhe – natürlich von Armani und Ferragamo – in ihrer Größe vorzufinden, öffnete Aomame den Kleiderschrank. Aber sie wurde enttäuscht, der Schrank war leer. So weit war man dann doch nicht gegangen. Ihre Helfer wussten offenbar, wo die

Sorgfalt aufhörte und die Übertreibung begann. Außerdem würde sie, während sie hier war, wohl kaum in eine Situation geraten, in der sie Ausgehgarderobe brauchte. Auf unnötige Dinge hatte man verzichtet. Kleiderbügel gab es allerdings im Überfluss.

Aomame packte ihre Reisetasche aus und hängte ihre Sachen auf, nachdem sie sich bei jedem einzelnen Stück überzeugt hatte, dass es nicht zerknittert war. Ihr war klar, dass es für den Fall einer überstürzten Flucht besser gewesen wäre, sie in der Tasche zu lassen, aber wenn es auf dieser Welt etwas gab, das Aomame verabscheute, dann war es zerknitterte Kleidung.

Zum eiskalten Profigangster habe ich wohl nicht das Zeug, dachte sie. Sich in so einem Moment Gedanken über zerdrückte Kleidung zu machen! Plötzlich musste sie an eine Unterhaltung denken, die sie irgendwann mit Ayumi geführt hatte.

»DU MEINST, GELD UNTER DER MATRATZE VERSTECKEN, DAMIT MAN ES HERAUSZIEHEN UND AUS DEM FENSTER ABHAUEN KANN, WENN ES ENG WIRD.«

»Genau, genau«, hatte Ayumi gerufen und mit den Fingern geschnippt. »Wie in Getaway. Diesem Film mit Steve McQueen. Dollarbündel und Shotguns. Das gefällt mir.«

»Kein sehr vergnügliches Dasein«, sagte Aomame zur Wand.

Sie ging ins Bad, zog sich aus und stieg unter die Dusche. Mit heißem Wasser spülte sie sich das unangenehm verschwitzte Gefühl vom Körper. Anschließend setzte sie sich an die Küchentheke, trank das restliche Bier und

rubbelte sich dabei mit einem Handtuch die nassen Haare.

Heute hat sich einiges vorwärtsbewegt, dachte Aomame. Knack hat's gemacht, und das Zahnrad ist weitergerückt. Und wenn sich ein Zahnrad einmal vorwärts bewegt hat, lässt es sich nicht mehr zurückdrehen. Das ist das Gesetz der Welt.

Aomame nahm die Pistole, richtete sie auf sich und steckte sich den Lauf in den Mund. Hart und kalt fühlte sich der Stahl an ihren Vorderzähnen an. Es schmeckte nach Schmieröl. Jetzt könnte sie sich das Gehirn wegblasen. Sie bräuchte nur den Hahn zu spannen und den Abzug zu drücken. Und alles wäre sofort zu Ende. Sie müsste nicht mehr denken. Und nicht mehr flüchten.

Aomame fürchtete sich nicht vor dem Tod. Ich sterbe, damit Tengo am Leben bleibt, dachte sie. Er wird von nun an in der Welt mit den zwei Monden leben. Aber ich gehöre nicht mehr dazu. Ich werde ihn nie wiedersehen. Auf keiner Welt, weder in dieser noch in einer anderen. Zumindest hat das der Leader gesagt.

Noch einmal schaute Aomame sich um. Es sieht hier wirklich aus wie in einer Musterwohnung, dachte sie. Sauber und einheitlich. Alles Notwendige ist vorhanden. Aber es ist unpersönlich und kalt, wie eine Pappkulisie. An einem solchen Ort zu sterben wäre nicht gerade erfreulich. Aber konnte der Tod überhaupt jemals erfreulich sein? Selbst wenn man diese Kulisie durch eine anheimelndere ersetzen würde? War nicht letzten Endes die ganze Welt bloß eine riesige Musterwohnung? Man kam rein, setzte sich hin, trank Tee, schaute aus dem Fenster, und wenn es Zeit wurde, bedankte man sich und ging. Sämtliche Einrichtungsgegenstände waren nicht mehr als läppische Imitationen. Wahrscheinlich waren sogar die Monde vor

dem Fenster aus Pappe.

Aber ich liebe Tengo, dachte Aomame. Leise sprach sie die Worte aus. Ich liebe Tengo. Das ist kein Tingeltangel. Wir befinden uns jetzt im Jahr 1Q84, in einer wirklichen Welt, in der Blut fließt. Schmerz war überall Schmerz, und Angst war überall Angst. Die Monde am Himmel waren nicht aus Pappe. Sie waren echt. Alle beide. Ein Paar echter Monde. Und auf dieser Welt werde ich freiwillig für Tengo in den Tod gehen. Und mir von niemandem sagen lassen, das wäre von Pappe.

Aomame warf einen Blick auf die runde Uhr, die an einer Wand hing. Ein schlichtes Design von der Firma Braun. Passend zur Heckler & Koch. Abgesehen von der Uhr waren die Wände kahl. Es war ungefähr zehn Uhr. Die Stunde, in der die beiden Männer die Leiche des Leaders entdecken würden, rückte näher.

Im Schlafzimmer einer Suite des Hotel Okura war ein Mann gestorben. Ein außergewöhnlicher, stattlicher Mann. Er war in eine andere Welt hinübergegangen. Nichts und niemand konnte ihn wieder auf diese Seite zurückbringen.

Und jetzt beginnt die Geisterstunde.

## KAPITEL 16

Tengo

Wie ein Geisterschiff

Wie würde die Welt morgen aussehen?

»Das weiß niemand«, sagte Fukaeri.

Doch als Tengo am nächsten Morgen erwachte, machte es nicht den Eindruck, als habe die Welt sich in der Nacht

zuvor verändert. Die Uhr an seinem Kopfende stand auf kurz vor sechs. Es war schon hell draußen. Die Luft war frisch und sauber, und ein keilförmiger Lichtstrahl drang durch einen Spalt im Vorhang. Bald würde der Sommer zur Neige gehen. Durchdringendes Vogelgezwitscher ertönte. Tengo kam es fast vor, als habe er sich das heftige Unwetter der letzten Nacht nur eingebildet. Oder als habe es sich in ferner Vergangenheit irgendwo in einem fremden Land zugetragen.

Sein erster Gedanke galt Fukaeri. War sie womöglich in der Nacht verschwunden? Aber sie lag tief und fest schlafend neben ihm, wie ein Tier im Winterschlaf. Auch jetzt war sie wunderschön, und feine schwarze Haare zeichneten ein kompliziertes Muster auf ihre hellen Wangen. Ihre Ohren waren unter ihren Haaren verborgen. Tengo hörte sie leise atmen. Eine Weile schaute er zur Decke und lauschte ihren Atemzügen. Sie ließen ihn an einen kleinen Blasebalg denken.

Er erinnerte sich noch sehr deutlich an seine Ejakulation in der vergangenen Nacht. Der Gedanke, dass er seinen Samen tatsächlich in dieses junge Mädchen ergossen hatte, verstörte ihn heftig. Und auch noch so viel. Im Licht des neuen Tages mutete ihn dieses Erlebnis an wie etwas, das nicht wirklich geschehen war. Genau wie das starke Unwetter hatte es Ähnlichkeit mit einem Traum. Als Teenager hatte er öfter feuchte Träume gehabt. Er hatte sehr realistisch von etwas Sexuellem geträumt und ejakuliert und war anschließend aufgewacht. Der Auslöser war der Traum gewesen, aber die Ejakulation hatte wirklich stattgefunden. Ganz ähnlich fühlte es sich jetzt an.

Aber es hatte sich nicht um einen feuchten Traum gehandelt. Es gab keinen Zweifel, er hatte in Fukaeri

ejakuliert. Sie hatte seinen Penis in sich eingeführt und das Sperma herausgepresst. Er war ihr nur gefolgt. Sein Körper war vollständig gelähmt gewesen, und er hatte keinen Finger rühren können. Währenddessen war er überzeugt gewesen, sich im Klassenzimmer seiner alten Grundschule zu befinden. Immerhin hatte Fukaeri ihm versichert, er brauche sich keinerlei Sorgen zu machen, da sie keine Periode habe und somit nicht schwanger werden könne. Er konnte kaum fassen, dass ihm das wirklich passiert war. Aber so war es, wirklich und wahrhaftig. In der wirklichen Welt. Wahrscheinlich.

Er stand auf und zog sich an, ging in die Küche und setzte Wasser auf, um Kaffee zu kochen. Dabei versuchte er seine Gedanken zu ordnen. Wie man eine Schublade aufräumt. Aber es gelang ihm nicht, eine richtige Ordnung hineinzubringen, er vertauschte nur wahllos die Position einiger Dinge. An die Stelle, an der der Radiergummi gewesen war, legte er die Büroklammern, an ihre Stelle kam der Spitzer, und dorthin, wo der Spitzer gelegen hatte, legte er den Radiergummi. Er ersetzte bloß eine Form des Durcheinanders gegen eine andere.

Nachdem er eine Tasse frischen Kaffee getrunken hatte, ging er ins Bad und rasierte sich zu den Klängen einer Radiosendung über Barockmusik. Gespielt wurde gerade eine Partita von Telemann für verschiedene Soloinstrumente. Tengo tat also das, was er immer tat. Kochte in der Küche Kaffee, trank ihn und rasierte sich, während er im Radio die Sendung Barockmusik für Sie hörte. Nur das Programm der Sendung hatte sich geändert. Gestern war es um Musik für Tasteninstrumente von Rameau gegangen.

Der Sprecher gab eine kurze Einführung.

Telemann war zu Anfang und in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein in ganz Europa hochgeschätzter Komponist. Ab dem 19. Jahrhundert fielen seine Werke in der Gunst des Publikums, was jedoch in keiner Weise an Telemann selbst lag. Im Zuge bestimmter Entwicklungen in der europäischen Gesellschaft hatten sich die Ansprüche an das musikalische Schaffen geändert, und es war daher zu einem Wertewandel gekommen.

Ob das hier auch eine neue Welt ist?, überlegte Tengo.

Wieder schaute er sich um. Er konnte jedoch keinerlei Veränderung entdecken. Bis jetzt auch noch niemanden, der ihn geringschätzte. Gleichwie, er musste sich rasieren. Ob die Welt sich nun gewandelt hatte oder nicht, niemand würde sich an seiner Stelle für ihn rasieren. Nur er selbst konnte das tun.

Anschließend aß er ein paar Scheiben Toast mit Butter und trank noch eine Tasse Kaffee. Er ging ins Schlafzimmer, um nach Fukaeri zu sehen, aber sie rührte sich nicht und schien weiter fest zu schlafen. Sie lag in unveränderter Haltung da, und ihr Haar zeichnete noch dasselbe Muster auf ihre Wangen. Ihr Atem ging ebenso friedlich wie zuvor.

Zurzeit hatte er keine Verpflichtungen. Keinen Unterricht an der Yobiko. Er erwartete keinen Besuch und hatte auch selbst nicht die Absicht, jemanden zu besuchen. Der ganze Tag stand ihm frei zur Verfügung. Also setzte er sich an den Küchentisch, um weiter an seinem Roman zu arbeiten. Er schrieb mit einem Füllfederhalter auf Manuskriptpapier. Wie üblich gelang es ihm gleich, sich zu konzentrieren. Sein Bewusstsein verlief nun in völlig anderen Bahnen, und in Kürze war alles andere aus seinem Blickfeld verschwunden.

Als Fukaeri aufwachte, war es kurz vor neun. Sie zog den Schlafanzug aus und schlüpfte in eines von Tengos T-Shirts. Das von Jeff Becks Japan-Tournee, in dem er seinen Vater in Chikura besucht hatte. Ihre Brustwarzen zeichneten sich deutlich darunter ab, was Tengo unweigerlich an seine Ejakulation in der Nacht zuvor erinnerte. Wie einem der Name eines bestimmten Kaisers unweigerlich bestimmte historische Ereignisse ins Gedächtnis ruft.

Im Radio lief Orgelmusik von Marcel Dupré. Tengo hörte auf zu schreiben und machte ihr etwas zum Frühstück. Fukaeri trank Earl Grey und aß Toast mit Erdbeermarmelade. Sie verwendete in etwa so viel Zeit und Sorgfalt auf das Bestreichen der Toastscheibe wie wahrscheinlich seinerzeit Rembrandt auf das Malen einer Gewandfalte.

»Wie viele Exemplare haben sich denn inzwischen von deinem Buch verkauft?«, fragte Tengo.

»Die Puppe aus Luft«, fragte sie.

»Ja.«

»Ich weiß nicht.« Fukaeri runzelte leicht die Stirn.  
»Massenweise.«

Zahlen haben für sie keine Bedeutung, dachte Tengo. Der Ausdruck »massenweise« erweckte in ihm die Vorstellung von sich bis in endlose Ferne erstreckenden Kleefeldern. Klee entsprach seiner Vorstellung von »viel«, war etwas, das niemand zählen konnte.

Fukaeri erforschte wortlos die Streichfähigkeit der Marmelade.

»Ich muss mich mit Herrn Komatsu treffen. So schnell wie möglich.« Tengo schaute Fukaeri über den Tisch



hinweg ins Gesicht. Wie immer war ihre Miene völlig ausdruckslos. »Du hast Herrn Komatsu doch auch kennengelernt?«

»Bei der Pressekonferenz.«

»Habt ihr was geredet?«

Fukaeri schüttelte nur leicht den Kopf. Nein, sie hatten kaum miteinander gesprochen.

Tengo konnte sich die Szene lebhaft vorstellen. Komatsu redete in seinem üblichen schwindelerregenden Tempo, was ihm gerade einfiel – oder auch nicht einfiel –, und Fukaeri machte den Mund kaum auf. Und hörte gar nicht richtig hin, was Komatsu jedoch nicht im Mindesten störte. Hätte man Tengo aufgefordert, ein konkretes Beispiel für zwei hoffnungslos unvereinbare Charaktere zu nennen, er hätte die beiden genannt.

»Ich habe Komatsu lange nicht gesehen«, sagte er. »Er hat sich auch nicht gemeldet. Wahrscheinlich hatte er in letzter Zeit durch diese Bestsellergeschichte viel um die Ohren. Aber allmählich wird es Zeit, ernsthaft über ein paar Probleme zu sprechen. Besonders, wo du jetzt auch hier bist. Eine gute Gelegenheit. Wollen wir uns nicht mal zusammensetzen?«

»Zu dritt.«

»Ja, das könnte die Sache ungemein abkürzen.«

Fukaeri überlegte einen Moment. Oder malte sich etwas aus. »In Ordnung«, sagte sie dann. »Wenn es geht.«

Wenn es geht, wiederholte Tengo bei sich. Die Worte hatten einen prophetischen Klang.

»Du denkst, es klappt vielleicht nicht?«, fragte er unsicher.

Fukaeri antwortete nicht.

»Wenn es geht, treffen wir uns mit ihm. Wenn nicht, können wir auch nichts machen.«

»Und wenn?«

»Was wir machen, wenn wir uns mit ihm treffen?«, wiederholte Tengo ihre Frage. »Zuerst gebe ich ihm das Geld zurück. Vor kurzem wurde mir als Honorar für die Überarbeitung deines Manuskripts eine ziemlich große Summe überwiesen. Aber ich will das Geld nicht. Nicht, dass ich die Arbeit bereue. Sie hat mich inspiriert und auf einen guten Weg geführt. Es mag vielleicht überheblich klingen, aber ich finde das Buch sehr gelungen. Es hat einen Wert und verkauft sich gut. An sich finde ich nicht, dass es ein Fehler war, diese Aufgabe zu übernehmen. Allerdings hätte ich nicht gedacht, dass eine solche Sensation daraus wird. Natürlich übernehme ich für das, was ich gemacht habe, die Verantwortung. Aber Geld will ich keins dafür.«

Fukaeri machte eine kleine Bewegung, wahrscheinlich war es ein leichtes Schulterzucken.

»Da hast du auch wieder recht«, sagte Tengo. »Ob ich es annehme oder nicht, ändert vermutlich rein gar nichts an der Sachlage. Dennoch möchte ich meinen Standpunkt verdeutlichen.«

»Gegenüber wem.«

»Hauptsächlich gegenüber mir selbst«, sagte Tengo und senkte ein wenig die Stimme.

Fukaeri nahm den Deckel des Marmeladenglases in die Hand und musterte ihn wie eine große Rarität.

»Vielleicht ist es dazu auch schon zu spät.«

Fukaeri äußerte sich nicht.

Wenig später rief Tengo in Komatsus Büro an (da er dort vormittags am besten zu erreichen war). Eine Sekretärin teilte ihm mit, Herr Komatsu habe sich einige Tage freigenommen. Mehr wusste sie nicht. Oder hatte nicht die Absicht, Tengo einzuweihen. Er bat sie, ihn mit einem jüngeren Redakteur zu verbinden, den er vom Sehen kannte. Tengo hatte für die Monatszeitschrift, für die der Mann zuständig war, ein paar kurze Kolumnen geschrieben. Unter Pseudonym. Außerdem hatte er einige Semester über Tengo an der gleichen Universität studiert und war ihm deshalb wohlgesinnt.

»Herr Komatsu hat schon seit einer Woche Urlaub«, sagte er. »Er hat am dritten Tag angerufen und gesagt, er fühle sich nicht wohl und würde sich eine Weile freinehmen. Seither war er nicht im Büro. Die Leute in der Verlagsabteilung sind ziemlich ratlos, weil er die Zuständigkeit für Die Puppe aus Luft ganz für sich beansprucht hat und deshalb als Einziger Bescheid weiß. Eigentlich ist ja die Zeitschrift sein Ressort, aber darum kümmert er sich überhaupt nicht mehr. Er schottet sich ab und lässt keinen anderen an seinen Bestseller ran. Und jetzt, wo er nicht da ist, stehen alle auf dem Schlauch. Aber wenn es ihm nicht gutgeht, ist eben nichts zu machen.«

»Was hat er denn?«

»Ich weiß nicht. Er hat nur gesagt, es gehe ihm nicht gut, und dann aufgelegt. Seither hat er sich nicht mehr gemeldet. Einmal habe ich noch angerufen, um etwas zu fragen, aber er hat nicht abgehoben. Nur der Anrufbeantworter ist angesprungen. Er fühlt sich wohl ziemlich schwach.«

»Hat er keine Familie?«

»Er lebt allein. Er war verheiratet und hat ein Kind, ist aber wohl schon lange geschieden. Zumindest geht so das Gerücht, er erzählt ja nie was. Genauer weiß ich nicht.«

»Auf alle Fälle ist es seltsam, dass er sich eine Woche freinimmt und sich nur einmal meldet.«

»Andererseits ist er auch kein Mensch, bei dem man normale Maßstäbe anlegen kann, oder?«

Den Hörer in der Hand, überlegte Tengo. »Ja, bei ihm weiß man wirklich oft nicht, woran man ist. Er pfeift auf gesellschaftliche Konventionen und ist auch etwas egozentrisch. Aber soweit ich weiß, war er, was seine Arbeit angeht, nie unzuverlässig. Es ist völlig ausgeschlossen, dass er jetzt, wo Die Puppe aus Luft sich so gut verkauft, alles im Stich lässt und sich einfach nicht mehr im Verlag meldet. Egal, wie schlecht er sich fühlt. So ist er nicht.«

»Stimmt auch wieder«, pflichtete ihm der andere bei. »Am besten, es geht mal jemand bei ihm vorbei und sieht nach. Es gab ja auch dieses Durcheinander wegen Fukaeris Verschwinden und den Vorreitern, und wir wissen noch immer nicht, wo sie ist. Ich könnte mir vorstellen, dass es da einen Zusammenhang gibt. Was, wenn Komatsu seine Krankheit nur vorschützt und Fukaeri irgendwo versteckt hält? Könnte das nicht sein?«

Tengo schwieg. Er konnte ja schlecht sagen, dass Fukaeri vor ihm saß und sich mit einem Wattestäbchen die Ohren reinigte.

»Abgesehen davon ist das mit dem Buch auch ziemlich undurchsichtig. Dass es sich verkauft, ist gut, aber so richtig leuchtet mir die ganze Sache nicht ein. Und da bin ich nicht der Einzige. Viele im Verlag empfinden so ... Was

wolltest du übrigens von Komatsu?»

»Ach, nichts Besonderes. Ich habe schon länger nichts von ihm gehört und mich gefragt, was los ist.«

»Er hatte jetzt immer sehr viel zu tun und stand sicher ziemlich unter Stress. Jedenfalls ist Die Puppe aus Luft der größte Bestseller, den der Verlag je hatte. Ich freue mich schon auf den diesjährigen Bonus. Hast du es gelesen?«

»Natürlich, ich lese doch die Manuskripte.«

»Stimmt, du liest ja Probe.«

»Die Geschichte ist ganz gut geschrieben und spannend.«

»Ja, sie ist inhaltlich wirklich gut. Allein deshalb lohnt es sich, sie zu lesen.«

Tengo hörte einen Vorbehalt aus seinem Tonfall heraus. »Aber etwas missfällt dir?«

»Es hat etwas mit meiner Intuition als Lektor zu tun. Das Buch ist wirklich sehr gut. Sogar ein wenig zu gut. Für eine siebzehnjährige Debütantin. Und jetzt ist sie auch noch verschwunden. Und der zuständige Redakteur ist auch nicht zu erreichen. Aber das Buch nimmt quasi wie ein Geisterschiff ohne Besatzung mit günstigem Wind direkten Kurs auf die Bestsellerlisten.«

Tengo murmelte etwas Unverbindliches.

»Die Geschichte ist unheimlich, mysteriös und außerdem zu gut«, fuhr der andere fort. »Unter uns gesagt, im Verlag wird schon gemunkelt, dass Komatsu sie vielleicht bearbeitet hat. Über das zulässige Maß hinaus, versteht sich. Schwer zu glauben, aber wenn das stimmt, sitzen wir auf einer Zeitbombe.«

»Oder es ist doch alles nur ein Zusammentreffen glücklicher Umstände.«

»Selbst wenn, auch so was hält nicht ewig an.«

Tengo bedankte sich und beendete das Gespräch.

»Herr Komatsu war seit einer Woche weder im Verlag, noch hat er sich dort gemeldet«, sagte Tengo zu Fukaeri, nachdem er aufgelegt hatte.

Fukaeri schwieg.

»Anscheinend verschwinden allmählich alle Leute aus meinem Umfeld«, sagte Tengo.

Fukaeri sagte noch immer nichts.

Plötzlich fiel Tengo ein, dass jeden Tag vierzig Millionen Hautzellen abstarben. Sie fielen ab, verwandelten sich in unsichtbaren Staub und verschwanden im Raum. Vielleicht sind wir Menschen für die Welt auch nichts anderes als Hautzellen, dachte er. So gesehen war es nicht verwunderlich, dass jemand eines Tages plötzlich verschwand.

»Vielleicht bin ich als Nächster an der Reihe«, sagte er.

Fukaeri schüttelte entschieden den Kopf. »Sie gehen nicht verloren.«

»Und warum nicht?«

»Weil Sie die Reinigung gemacht haben.«

Tengo überlegte einige Sekunden, kam aber natürlich zu keinem Schluss. Er wusste von vorneherein, dass alles Grübeln sinnlos war. Dennoch konnte er nicht anders, als zumindest einen Versuch zu machen.

»Jedenfalls können wir uns jetzt nicht mit Komatsu treffen«, sagte Tengo. »Das Geld kann ich ihm auch nicht zurückgeben.«

»Das Geld ist nicht das Problem«, sagte Fukaeri.

»Was ist dann das Problem?«, fragte Tengo.

Natürlich erhielt er keine Antwort.

Tengo beschloss, nach Aomame zu suchen, wie er es sich in der vergangenen Nacht vorgenommen hatte. Wenn er einen Tag lang konzentriert daran arbeitete, müsste es ihm möglich sein, eine Spur zu finden. Doch als er sich wirklich daranmachte, sollte ihm bald klar werden, dass diese Aufgabe viel schwieriger war, als er erwartet hatte.

Er ließ Fukaeri in seiner Wohnung zurück (»Wenn jemand kommt, machst du auf keinen Fall auf«, schärfte er ihr mehrmals ein) und machte sich auf den Weg zum Fernamt, wo man sämtliche Telefonbücher Japans einsehen konnte. Zunächst nahm er sich die Verzeichnisse aller dreiundzwanzig Stadtbezirke Tokios vor und schaute unter Aomame nach. Auch wenn sie selbst nicht mehr hier wohnte, gab es vielleicht irgendwo Verwandte, bei denen er sich nach ihr erkundigen konnte.

Aber in keinem der Telefonbücher fand er den Namen Aomame. Er dehnte seine Suche auf den Großraum Tokio aus, doch auch da entdeckte er nicht eine Person dieses Namens. Schließlich bezog er das ganze ostjapanische Kanto-Gebiet in seine Nachforschungen ein. Die Präfekturen Chiba, Kanagawa, Saitama ... Danach war er mit seiner Kraft und seiner Zeit am Ende. Vom Starren auf die winzigen Zeichen in den Telefonbüchern taten ihm die Augen weh.

Mehrere Möglichkeiten kamen ihm in den Sinn.

1. Aomame lebte in einem Vorort der Stadt Utashinai auf Hokkaido.
2. Sie hatte geheiratet und ihren Nachnamen in »Ito« geändert.
3. Sie hatte sich nicht ins Telefonbuch eintragen lassen,

um ihre Privatsphäre zu schützen.

4. Sie war im Frühling vor zwei Jahren an einer tödlichen Grippe gestorben.

Daneben musste es noch zahllose andere Möglichkeiten geben. Es war sinnlos, sich nur auf die Telefonbücher zu verlassen. Er konnte schließlich nicht alle Verzeichnisse Japans durchsuchen. Bis er bei Hokkaido ankam, würde bestimmt ein Monat vergehen. Er musste einen anderen Weg finden.

Tengo kaufte sich eine Telefonkarte und ging in eine der Kabinen im Fernamt. Von dort rief er in seiner ehemaligen Grundschule in Shinagawa an und ließ eine Angestellte unter dem Vorwand, ein Klassentreffen organisieren zu wollen, im Schulregister nach Aomames Adresse suchen. Die freundliche, offenbar nicht sehr beschäftigte Dame blätterte die Liste der ehemaligen Schüler durch. Da Aomame in der fünften Klasse vorzeitig die Schule gewechselt habe, sei ihr Name nicht ins Schulregister eingetragen und auch ihre gegenwärtige Adresse nicht bekannt. Aber natürlich könne sie die damalige Umzugsadresse nachschauen. Ob ihm damit geholfen sei?

Tengo bejahte und notierte sich Adresse und Telefonnummer. Sie war damals in den Tokioter Stadtbezirk Adachi zur Familie eines gewissen Koji Tazaki gezogen. Offenbar hatte Aomame damals aus irgendeinem Grund ihr Elternhaus verlassen. Es musste etwas vorgefallen sein. Wenig hoffnungsvoll wählte Tengo die Nummer. Wie erwartet, war sie nicht mehr in Gebrauch. Immerhin war sie zwanzig Jahre alt. Als er sich bei der Auskunft nach Koji Tazaki erkundigte, sagte man ihm, der Name sei nicht registriert.



Anschließend versuchte Tengo die Zentrale der Zeugen Jehovas ausfindig zu machen. Aber alles Suchen half nicht, weder unter »Zeugen« noch unter »Vor der Sintflut« oder ähnlichen Bezeichnungen war eine Kontaktadresse eingetragen. Selbst im Branchenverzeichnis unter »Religionsgemeinschaften« wurde er nicht fündig. Nach längeren erfolglosen Bemühungen gelangte Tengo zu dem Schluss, dass die Leute vielleicht keinen Wert auf Kontakte legten.

Das war ziemlich sonderbar, wenn man es sich recht überlegte. Die Zeugen Jehovas überfielen einen zu jeder möglichen und unmöglichen Zeit. Ob man gerade ein Soufflé im Ofen hatte, dabei war, etwas zu löten, sich die Haare zu waschen, Mäuse zu dressieren oder über quadratische Funktionen nachzudenken, sie klingelten oder klopfen dessen ungeachtet und sagten ganz fröhlich: »Lassen Sie uns gemeinsam die Heilige Schrift lesen.« Aber umgekehrt schien ihnen nichts daran zu liegen, dass jemand sie aufsuchte. Anscheinend konnte man sie nicht einfach von sich aus besuchen (solange man kein Mitglied war). Nicht einmal eine einfache Frage stellen konnte man. Wenn das nicht umständlich war!

Doch selbst wenn er die Telefonnummer herausgefunden und angerufen hätte, war es bei diesem Argwohn kaum denkbar, dass die Zeugen Jehovas seinem Anliegen entsprochen und bereitwillig Informationen über einzelne Mitglieder preisgegeben hätten. Aus ihrer Sicht hatten sie sicher gute Gründe, auf der Hut zu sein. Wegen ihrer sonderbaren und extremen Lehren und der Engstirnigkeit ihres Glaubens waren sie vielen Menschen zuwider. Sie verursachten einige gesellschaftliche Probleme und wurden beinahe verfolgt. Es gehörte vermutlich zu ihren

Eigenarten, ihre Gemeinschaft vor einer nicht gerade wohlwollenden Öffentlichkeit zu schützen.

Jedenfalls war Tengo auf seiner Suche nach Aomame dieser Weg vorläufig verschlossen. Momentan hatte er auch keine Idee, wie und wo er noch suchen konnte. Aomame war ein ungemein seltener Name. Wer ihn einmal gehört hatte, würde ihn so schnell nicht vergessen. Doch bei seinem Versuch, jemanden mit diesem Namen aufzuspüren, war er ziemlich rasch gegen eine dicke Mauer gestoßen.

Vielleicht käme er schneller zum Ziel, wenn er einen der Zeugen Jehovas persönlich befragte. In der Zentrale wäre man vielleicht misstrauisch und würde ihn abweisen, aber ein einzelnes Mitglied wäre vielleicht bereitwilliger. Leider kannte Tengo keinen einzigen Zeugen Jehovas. Und eigentlich hatte er auch seit nahezu zehn Jahren keinen Besuch von ihnen erhalten. Warum kamen diese Leute immer nur, wenn man sie nicht brauchte? Aber wenn man dann mal einen brauchte, ließ sich keiner blicken.

Ihm fiel ein, dass er eine dreizeilige Annonce in der Zeitung aufgeben könnte: »Frau Aomame, bitte melden Sie sich. Dringend. Kawana.« Ein blöder Text. Und selbst wenn Aomame die Anzeige las, warum sollte sie sich melden? Sie würde höchstens misstrauisch werden. Kawana war kein sehr häufiger Name; dennoch konnte Tengo sich kaum vorstellen, dass sie sich noch an seinen Nachnamen erinnern würde. Kawana? Wer ist das denn? Melden würde sie sich jedenfalls nicht. Ob überhaupt irgendjemand auf der Welt solche Kleinanzeigen las?

Eine weitere Möglichkeit wäre es, eine Detektei zu beauftragen. Für diese Leute war es ganz alltäglich, Menschen aufzuspüren. Sie hatten die nötigen Mittel und

Verbindungen. Ein Detektiv würde Aomame vielleicht ganz schnell ausfindig machen. Aufgrund weniger Hinweise. Wahrscheinlich würde das gar nicht so viel kosten. Dennoch fand er, er sollte sich dieses Mittel bis zum Schluss aufheben. Zuerst wollte er es auf eigene Faust versuchen. Es war besser, sich zu überlegen, was er selbst noch unternehmen könnte.

Es dämmerte bereits, als er nach Hause kam. Fukaeri saß auf dem Boden und hörte die alten Jazzplatten, die seine Freundin zurückgelassen hatte. Um sie herum lagen Hüllen verstreut: Duke Ellington, Benny Goodman und Billie Holiday. Im Augenblick drehte sich »Chantez les bas« von Louis Armstrong auf dem Plattenteller. Ein eindrucksvolles Lied. Tengo musste an seine Freundin denken. Sie hatten diese Platte oft gehört, beim Sex und auch sonst. Im letzten Teil geriet Trummy Young an der Posaune so in Ekstase, dass er vergaß, sein Solo vorschriftsmäßig zu beenden, und auch noch die letzten acht Takte des Schlussrefrains spielte. Seine Freundin hatte ihn damals darauf aufmerksam gemacht: »Pass auf, jetzt!« Wenn die Platte zu Ende war, oblag es natürlich Tengo, nackt aus dem Bett zu steigen, ins Nebenzimmer zu gehen und sie umzudrehen. Die Erinnerung erfüllte ihn mit Wehmut. Natürlich wäre ihre Beziehung nicht ewig so weitergegangen, aber mit einem so plötzlichen Ende hatte er doch nicht gerechnet.

Es war ein eigenartiges Gefühl für ihn zu sehen, wie Fukaeri eifrig und mit zusammengezogenen Brauen die ihm von Kyoko Yasuda hinterlassenen Schallplatten hörte. Ihre konzentrierte Haltung erweckte den Eindruck, als versuche sie aus den alten Aufnahmen neben der Musik noch etwas anderes herauszuhören. Oder als würde sie ihre Augen anstrengen, um in ihrem Klang irgendwelche

Szenen zu sehen.

»Gefallen dir diese Platten?«

»Ich habe alle gehört«, sagte Fukaeri. »Durfte ich.«

»Natürlich. Aber hast du dich allein nicht ein bisschen gelangweilt?«

Fukaeri schüttelte leicht den Kopf. »Ich musste nachdenken.«

Tengo hätte Fukaeri gern zu den Dingen befragt, die in der vergangenen Nacht während des Unwetters zwischen ihnen geschehen waren. Warum hast du das gemacht? Tengo konnte sich nicht vorstellen, dass Fukaeri sich in erotischer Beziehung zu ihm hingezogen fühlte. Also stand das, was geschehen war, wahrscheinlich in keinem Zusammenhang mit Sexualität. Aber was in aller Welt hatte es dann zu bedeuten?

Allerdings hatte Tengo nicht die Hoffnung, eine zufriedenstellende Antwort zu erhalten, selbst wenn er Fukaeri direkt auf den Vorfall ansprechen würde. Außerdem verspürte er nicht die geringste Neigung, an so einem schönen heiteren Septemberabend dieses Thema anzuschneiden. Schweigend, in tiefster Dunkelheit und inmitten eines heftigen Unwetters hatten sie diesen Akt vollzogen. Seine Bedeutung würde unweigerlich verzerrt werden, sobald man das Geschehene ans profane Tageslicht zog. »Du hast also keine Periode?«, ging Tengo die Sache von einer anderen Seite an. Er wollte es zunächst mit einer Frage versuchen, auf die Fukaeri mit Ja oder Nein antworten konnte.

»Nein«, erwiderte Fukaeri präzise.

»Noch nie im Leben gehabt?«

»Kein Mal.«

»Es geht mich sicher nichts an, aber ich finde das bei einem siebzehnjährigen Mädchen doch recht ungewöhnlich.«

Kurzes Achselzucken.

»Warst du deshalb mal bei einem Arzt?«

Kopfschütteln. »Das nützt doch auch nichts.«

»Warum nicht?«

Darauf gab Fukaeri keine Antwort, als habe sie Tengos Frage nicht gehört. Anscheinend befand sich in ihrem Gehörgang ein besonderes Ventil, das entschied, welche Fragen passend oder unpassend waren, und sich dementsprechend öffnete oder schloss, wie die Kiemen einer Meerjungfrau.

»Haben die Little People etwas damit zu tun?«, fragte Tengo.

Natürlich keine Antwort.

Tengo seufzte. Ihm fiel keine Frage mehr ein, die ihn einer Klärung der Vorgänge in der vergangenen Nacht nähergebracht hätte. Der schmale, ungewisse Pfad brach hier ab, und dahinter lag nichts als tiefer Wald. Tengo prüfte den Boden zu seinen Füßen, schaute sich um, blickte zum Himmel. Das war das Problem, wenn man mit Fukaeri sprach. Alle Wege brachen unweigerlich an irgendeiner Stelle ab. Ein Giljake konnte wahrscheinlich weitergehen, auch wenn der Weg zu Ende war. Aber für Tengo war es sinnlos.

»Ich bin auf der Suche nach jemandem«, setzte er von neuem an. »Nach einer Frau.«

Es war ihm klar, dass Fukaeri auch mit dieser Eröffnung nichts anzufangen wusste. Aber er wollte jemandem davon

erzählen. Egal wem. Er wollte seine Gedanken in Worte fassen und über Aomame reden. Weil sie sich, wenn er es nicht tat, vielleicht noch etwas weiter von ihm entfernte.

»Ich habe sie schon zwanzig Jahre nicht gesehen. Beim letzten Mal war ich zehn Jahre alt. Wir sind gleich alt und waren in der Grundschule in einer Klasse. Ich habe alles Mögliche versucht, aber ich finde keine Spur von ihr.«

Die Schallplatte war zu Ende. Fukaeri nahm sie vom Plattenteller und sog mit halbgeschlossenen Augen mehrmals ihren Vinylgeruch ein. Behutsam, ohne die Oberfläche mit den Fingern zu berühren, schob sie sie in das Papier und anschließend in die Hülle. Sehr behutsam und liebevoll, als würde sie ein junges Kätzchen, das am Einschlafen war, in ein Körbchen betten.

»Sie möchten sie wiedersehen«, fragte Fukaeri.

»Ja, sie bedeutet mir sehr viel.«

»Sie haben sie zwanzig Jahre lang gesucht«, fragte Fukaeri.

»Nein.« Tengo verschränkte die Hände auf dem Tisch und suchte nach Worten. »Ehrlich gesagt, ich habe erst heute damit angefangen.«

Verständnislosigkeit spiegelte sich auf Fukaeris Gesicht.

»Heute«, sagte sie.

»Warum ich bis heute nicht nach ihr gesucht habe, wo sie doch so wichtig für mich ist?«, formulierte Tengo an ihrer Stelle. »Gute Frage.«

Schweigend blickte Fukaeri ihn an.

Tengo überlegte eine Weile. »Wahrscheinlich habe ich einen großen Umweg gemacht«, sagte er dann. »Aomame, so heißt sie, stand – wie soll ich sagen – lange im

Mittelpunkt meines Denkens, ohne sich zu verändern. Sie spielte die Rolle eines lebenswichtigen Schwerpunkts für mich. Dennoch war ich nicht imstande, ihre Bedeutung zu erfassen; vielleicht gerade weil sie so zentral war.«

Fukaeri sah ihn die ganze Zeit an. Es war nicht zu erkennen, ob sie irgendetwas von dem verstand, was er sagte. Aber das war ihm gleich. Er sprach ohnehin mehr zu sich selbst.

»Doch endlich habe ich es begriffen. Aomame ist kein allgemeines Prinzip, kein Symbol, kein Gleichnis. Sie ist ein reales Wesen mit einem warmen Körper und einem beweglichen Geist. Und diese Wärme und Beweglichkeit darf ich nicht aus den Augen verlieren. Um so etwas Selbstverständliches zu begreifen, habe ich zwanzig Jahre gebraucht. Dabei bin ich ein Mensch, der sich Zeit zum Nachdenken nimmt, doch in diesem Punkt habe ich auf der Leitung gestanden. Vielleicht ist es auch schon zu spät. Aber selbst wenn, finden will ich sie unter allen Umständen.«

Fukaeri, die auf dem Boden kniete, richtete sich auf und streckte sich. Wieder zeichneten sich ihre Brustwarzen deutlich unter dem Jeff-Beck-T-Shirt ab.

»Aomame«, sagte sie.

»Ja, man schreibt es wie ›Erbse‹. Ein ungewöhnlicher Name.«

»Sie möchten sie wiedersehen«, fragte Fukaeri noch einmal.

»Natürlich«, sagte Tengo.

Auf ihrer Unterlippe kauend, dachte Fukaeri nach. Dann hob sie das Gesicht. »Sie ist vielleicht ganz in der Nähe«, sagte sie bedächtig.

## KAPITEL 17

Aomame

Mäuse herausholen

Am nächsten Morgen berichteten die Sieben-Uhr-Nachrichten im Fernsehen in aller Ausführlichkeit über die Überflutung der U-Bahn-Station Akasaka-mitsuke, aber dass das Oberhaupt der Vorreiter in einer Suite des Hotel Okura verstorben war, wurde nicht erwähnt. Nach den NHK-Nachrichten schaute sich Aomame noch die von mehreren anderen Sendern an. Doch keiner von ihnen informierte die Öffentlichkeit über den schmerzlosen Tod des massigen Mannes.

Sie haben die Leiche verschwinden lassen, dachte Aomame und verzog das Gesicht. Tamaru hatte es vorausgesehen. Aomame konnte kaum glauben, dass das wirklich passiert war. Offenbar hatten die Vorreiter einen Weg gefunden, die Leiche des Leaders aus der Hotelsuite zu schaffen, in einen Wagen zu packen und abzutransportieren. Einen so großen Mann. Die Leiche musste unheimlich schwer gewesen sein. Und in dem Hotel wimmelte es von Gästen und Personal. Überall waren massenhaft Überwachungskameras installiert. Dennoch war es ihnen irgendwie gelungen, den Leichnam ungesehen in das unterirdische Parkhaus zu schmuggeln.

Bestimmt hatten sie ihn noch in der gleichen Nacht in die Berge von Yamanashi gebracht, wo sich das Hauptquartier der Sekte befand. Dort würden sie entscheiden, auf welche Weise sie sich der sterblichen Überreste des Leaders entledigen konnten. Zumindest würden sie seinen Tod



garantiert nicht mehr der Polizei melden. Jetzt wo sie ihn einmal verheimlicht hatten, musste er für immer geheim bleiben.

Wahrscheinlich hatte das durch das Unwetter verursachte Chaos ihnen ihre Aktion erleichtert. Jedenfalls hatte die Sekte es vermieden, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Vorfall zu lenken. Als günstig erwies sich nun auch, dass der Leader sich kaum jemandem gezeigt hatte. Sein Leben und Wirken war von Rätseln umgeben. So würde auch sein plötzliches Verschwinden vorläufig keine Aufmerksamkeit erregen. Die Nachricht, dass er gestorben beziehungsweise dass er ermordet worden war, würde den kleinen Kreis einer Handvoll Eingeweihter nicht verlassen.

Natürlich konnte Aomame nicht wissen, wie die Vorreiter die durch den Tod ihres Leaders entstandene Lücke zu füllen gedachten. Doch sie würden alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel einsetzen, um die Organisation in ihrer bisherigen Form fortzuführen. Wie der Mann gesagt hatte: Das System würde weiterhin existieren und funktionieren, auch wenn es keinen Anführer mehr gab. Ob jemand die Nachfolge des Leaders antreten würde? Doch diese Frage betraf Aomame nicht. Ihr Auftrag war es gewesen, den Leader zu beseitigen, und nicht, seine Sekte zu zerstören.

Sie dachte an die beiden Bodyguards in den dunklen Anzügen. Den Kahlkopf und den Pferdeschwanz. Würde man sie dafür verantwortlich machen, dass der Leader direkt vor ihrer Nase getötet worden war? Aomame stellte sich vor, wie die beiden den Befehl erhielten, sie zu verfolgen und zu beseitigen – oder gefangen zu nehmen. »Findet diese Frau. Unter allen Umständen. Kommt nicht ohne sie zurück!« Das war sehr wahrscheinlich. Sie wussten genau, wie Aomame aussah. Außerdem verstanden sie ihr

Handwerk und brannten vermutlich vor Rachgier. Gute Voraussetzungen für eine Jagd. Und die Oberen der Sekte mussten herausfinden, ob Aomame Hintermänner hatte.

Zum Frühstück aß sie einen Apfel. Sie hatte keinen Appetit. Noch immer haftete ihren Händen das Gefühl an, das sie verspürt hatte, als sie die Nadel in den Nacken des Mannes stieß. Während sie den Apfel mit einem kleinen Messer in der rechten Hand schälte, bemerkte sie ein leichtes Zittern am ganzen Körper. Bisher hatte sie nie gezittert. Jedes Mal, wenn sie jemanden getötet hatte, war die Erinnerung daran nach einer Nacht so gut wie verschwunden gewesen. Natürlich war es nicht erfreulich, einem Menschen das Leben zu nehmen. Allerdings hatte es sich immer um Männer gehandelt, die es nicht verdient hatten, am Leben zu bleiben. Statt menschliches Mitgefühl hatte sie ihnen gegenüber stets Widerwillen empfunden. Doch diesmal war es anders. Objektiv betrachtet hatte der Leader mit einigen seiner Taten gegen die Menschlichkeit verstoßen. Dennoch war er in vielerlei Hinsicht ein außergewöhnlicher Mensch gewesen. Daher hatte er sich wohl zumindest zum Teil für eine Person gehalten, die jenseits der Normen von Gut und Böse stand. Auch sein Ende war außergewöhnlich gewesen. Sie hatte eine seltsame Reaktion gespürt. Eine außergewöhnliche Reaktion.

Er hatte ihr eine »Verheißung« hinterlassen. Zu diesem Schluss kam Aomame, nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte. Zum Zeichen dafür war diese Schwere in ihren Händen zurückgeblieben. Das wusste sie jetzt. Vielleicht würde dieses Zeichen nie mehr verschwinden.

Gegen neun Uhr am Vormittag läutete das Telefon. Es war Tamaru. Er ließ es dreimal klingeln, legte auf und rief

nach zwanzig Sekunden wieder an.

»Die haben tatsächlich nicht die Polizei gerufen«, sagte er. »In den Nachrichten kam auch nichts. Auch nicht in den Zeitungen.«

»Aber ich bin ganz sicher, dass er tot ist.«

»Das weiß ich doch. Der Leader ist mausetot. Es hat sich einiges bewegt. Das Hotelzimmer haben sie schon geräumt. In der Nacht wurden ein paar Leute aus ihrer Zweigstelle in der Stadt zusammengerufen. Wahrscheinlich, um die Leiche unauffällig fortzuschaffen. Auf diesem Gebiet sind sie Experten. Gegen ein Uhr morgens haben ein Mercedes der S-Klasse mit getönten Scheiben und ein Hiace mit schwarz lackierten Seitenfenstern das Parkhaus des Okura verlassen. Beide hatten Yamanashi-Nummernschilder. Vermutlich sind sie noch vor dem Morgengrauen im Hauptquartier der Vorreiter eingetroffen. Am Tag davor hatte die Polizei ja diese Untersuchung durchgeführt, aber nichts Gravierendes entdeckt. Inzwischen ist sie längst abgezogen. Auf dem Sektengelände gibt es eine reguläre Verbrennungsanlage. Wenn sie die Leiche da reinwerfen, bleibt kein Knöchelchen übrig. Alles geht sauber in Rauch auf.«

»Unheimlich, was?«

»Ja, die Bande ist mir auch nicht geheuer. Die Organisation wird vorläufig weiterlaufen wie bisher, obwohl ihr Leader tot ist. Wie eine Schlange, die sich weiter windet, auch wenn man ihr den Kopf abschlägt. Sie weiß auch ohne Kopf genau, wohin sie will. Man kann nie sagen, was kommt. Vielleicht stirbt sie nach einer Weile. Oder es wächst ihr ein neuer Kopf.«

»Er war kein gewöhnlicher Mann.«

Tamaru äußerte sich nicht dazu.

»Ganz anders als alle davor«, sagte Aomame.

Tamaru wog den Klang ihrer Worte ab. »Das vermute ich auch«, sagte er dann. »Aber wir müssen jetzt praktisch denken. An das, was kommt. Sonst wirst du nicht überleben.«

Aomame wollte etwas sagen, aber sie brachte kein Wort heraus. Das Zittern hatte noch nicht aufgehört.

»Madame möchte mit dir sprechen«, sagte Tamaru. »Geht das?«

»Natürlich«, sagte Aomame.

Die alte Dame kam an den Apparat. »Ich danke Ihnen.« Auch ihrer Stimme war die Erleichterung anzuhören. »So sehr, dass ich es nicht mit Worten ausdrücken kann. Sie haben auch diesmal wieder perfekte Arbeit geleistet.«

»Vielen Dank. Aber das könnte ich kein zweites Mal tun«, sagte Aomame.

»Ich weiß. Darüber brauchen wir gar nicht zu reden. Ich bin so froh, dass Sie wohlbehalten zurück sind. Ich habe nicht die Absicht, Sie noch einmal um so etwas zu bitten. Damit ist jetzt Schluss. Ein Ort, an dem Sie zur Ruhe kommen können, ist bereit. Sie brauchen sich um nichts Sorgen zu machen. Sie bleiben jetzt eine Weile in dieser Wohnung, während wir alle Vorbereitungen für Ihr neues Leben treffen.«

Aomame bedankte sich.

»Benötigen Sie noch etwas? Dann sagen Sie es mir bitte. Tamaru wird sich sofort darum kümmern.«

»Nein, soweit ich sehe, ist alles da, was ich brauche.«

Die alte Dame räusperte sich. »Eines dürfen Sie nie

vergessen: Wir haben absolut richtig gehandelt. Wir haben den Mann für seine Verbrechen bestraft und damit verhindert, dass so etwas immer wieder passiert. Wir haben verhindert, dass es noch mehr Opfer gibt. Es gibt nichts, das Sie belasten müsste.«

»Er hat das auch gesagt.«

»Er?«

»Der Leader der Vorreiter. Der Mann, den ich gestern Abend beseitigt habe.«

Die alte Dame schwieg etwa fünf Sekunden lang. »Er wusste es?«, fragte sie dann.

»Ja. Er wusste, dass ich gekommen war, um ihn zu töten. Er hat es sogar zugelassen, denn er wollte sterben. Er musste körperlich sehr stark leiden und ging einem langsamen, aber unaufhaltsamen Tod entgegen. Ich habe ihn nur beschleunigt und den Mann damit von seinen grausamen Schmerzen erlöst.«

Die alte Dame schien völlig entgeistert, sodass ihr für einen Moment die Worte fehlten. Etwas, das bei ihr nur sehr selten vorkam.

»Dieser Mann ...«, sagte sie und rang nach Worten. »... hat selbst gewünscht, die Strafe für seine Taten auf sich zu nehmen?«

»Nein, er wollte möglichst schnell sterben, um von seinen Schmerzen befreit zu sein.«

»Und deshalb hat er sich von Ihnen töten lassen.«

»So ist es.«

Von ihrer heimlichen Abmachung mit dem Leader sagte Aomame der alten Dame nichts. Die Vereinbarung, dass sie sterben musste, damit Tengo weiterleben konnte, war

zwischen ihr und dem Mann geschlossen worden. Sie ging niemand anderen etwas an.

»Was der Mann getan hat, war widerlich und abartig, und sein Tod war notwendig. Aber er war ein außergewöhnlicher Mensch. Zumindest hatte er etwas Besonderes an sich.«

»Etwas Besonderes«, wiederholte die alte Dame.

»Ich kann es nicht gut erklären«, sagte Aomame. »Eine besondere Fähigkeit oder Eigenschaft, die zugleich eine große Bürde für ihn war. Und das scheint ihn von innen her aufgefressen zu haben.«

»Ob dieses besondere Etwas ihn zu seinen widerlichen Taten getrieben hat?«

»Vielleicht.«

»Jedenfalls haben Sie dafür gesorgt, dass es damit nun ein Ende hat.«

»So ist es«, sagte Aomame heiser.

Den Hörer in der linken Hand, spreizte Aomame ihre rechte und betrachtete ihre Handfläche, der noch immer das Gefühl von Tod anhaftete. Was die Mehrdeutigkeit des Wortes vereinigen in Bezug auf den Geschlechtsverkehr mit kleinen Mädchen besagen sollte, war ihr unverständlich. Und natürlich konnte sie der alten Dame auch nicht davon erzählen.

»Wie immer sieht es wie ein natürlicher Tod aus, aber daran werden seine Leute ganz bestimmt nicht glauben. Sie werden sich denken können, dass ich dabei irgendwie meine Finger im Spiel hatte. Ebenso wie Sie haben sie seinen Tod bisher nicht der Polizei gemeldet.«

»Ganz gleich, was diese Leute tun werden, ich werde Sie

mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln beschützen«, sagte die alte Dame. »Die haben ihre Organisation. Aber auch ich verfüge über Beziehungen und die nötigen finanziellen Mittel. Und Sie sind ein wachsamer und intelligenter Mensch. Wir werden ihnen einen Strich durch die Rechnung machen.«

»Die Kleine haben Sie noch nicht gefunden?«, fragte Aomame.

»Nein, wir wissen noch immer nicht, wo sie ist. Aber ich vermute, dass sie sich bei den Vorreitern aufhält. Wo sollte sie sonst hin? Im Augenblick habe ich noch keine Möglichkeit gefunden, sie zurückzuholen. Aber durch den Tod des Leaders entsteht vielleicht Verwirrung in der Sekte. Vielleicht können wir das Durcheinander nutzen, um Tsubasa herauszuhelfen. Wir müssen ihr unter allen Umständen beistehen.«

Der Leader hatte behauptet, das Mädchen, das im Frauenhaus gewesen war, habe keine Substanz. Es sei nicht mehr als eine Idee, und man habe es zurückgeholt. Aber das konnte Aomame der alten Dame jetzt nicht sagen. Sie verstand ja selbst nicht, was das bedeutete. Sie dachte an die marmorne Uhr. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, wie sie sich in die Luft erhob.

»Wie lange muss ich mich hier verstecken?«, fragte sie.

»Rechnen Sie mit etwa vier Tagen bis zu einer Woche. Danach erhalten Sie Ihren neuen Namen und kommen in eine neue Umgebung. Sie werden weit fort gehen. Wenn Sie dort sind, müssen wir unseren Kontakt aus Sicherheitsgründen vorläufig einstellen. Wir werden uns eine gewisse Zeit lang nicht sehen. In Anbetracht meines Alters könnte das einen Abschied für immer bedeuten.

Unzählige Male habe ich schon gedacht, wie schön es wäre, wenn ich Sie nicht in diese unselige Sache hineingezogen hätte. Dann würde ich Sie vielleicht nicht auf diese Weise verlieren. Aber ...«

Die alte Dame brach für einen Moment ab, und Aomame wartete schweigend, dass sie fortfuhr.

»Aber ich bereue es nicht. Vielleicht war das alles so etwas wie Schicksal. Ich konnte nicht anders, als Sie mit hineinzuziehen. Ich hatte gar keine Wahl. Offenbar waren da sehr starke Kräfte am Werk. Ich hoffe, Sie können mir verzeihen, dass alles so gekommen ist.«

»Dafür haben wir etwas gemeinsam. Etwas Wichtiges, etwas, das wir mit niemand anderem teilen. Etwas sonst Unerreichbares.«

»Da haben Sie recht«, sagte die alte Dame.

»Das mit Ihnen zu teilen ist auch für mich sehr wichtig.«

»Danke. Es hilft mir sehr, dass Sie das sagen.«

Auch für Aomame war der Gedanke, dass sie die alte Dame vielleicht nie wiedersehen würde, sehr schmerzlich. Sie war einer der wenigen Menschen, denen sich Aomame verbunden fühlte. Eine ihrer letzten Bindungen an die äußere Welt.

»Leben Sie wohl«, sagte Aomame.

»Leben auch Sie wohl«, sagte die alte Dame. »Und werden Sie möglichst glücklich.«

»Ich versuche es«, sagte Aomame. Glück gehörte zu den Dingen, die ihr sehr fern waren.

Tamaru kam wieder an den Apparat.

»Du hast das Ding nicht benutzt, nicht wahr?«, fragte er.

»Nein.«



»Das solltest du nach Möglichkeit auch nicht tun.«

»Ich werde mich bemühen, deinen Erwartungen zu entsprechen.«

Es entstand eine kleine Pause.

»Vor kurzem habe ich dir doch erzählt, dass ich in einem Waisenhaus auf Hokkaido aufgewachsen bin«, sagte Tamaru dann.

»Weil du ohne deine Eltern aus Sachalin gekommen warst.«

»In dieser Einrichtung lebte ein Junge, dessen Vater ein in der Gegend von Misawa stationierter schwarzer GI war. Seine Mutter war eine Prostituierte oder ein Barmädchen, aber er kannte sie nicht, denn sie hatte ihn bald nach seiner Geburt im Stich gelassen. Er war zwei Jahre jünger als ich, aber von seiner Statur her größer. Dafür war er ziemlich langsam im Kopf. Natürlich wurde er dauernd von den anderen gehänselt. Schon wegen seiner Hautfarbe, versteht sich.«

»Tja, so ist das.«

»Weil ich auch kein Japaner war, ergab es sich irgendwie, dass ich die Rolle seines Beschützers übernahm. Wir waren ja in einer ganz ähnlichen Lage. Ein Koreaner aus Sachalin und ein Mischling, das Kind von einem Schwarzen und einer Nutte. Niedrigste Kaste. Aber so etwas stählt. Mich zumindest härtete es ab. Aber bei ihm funktionierte das nicht. Ohne mich wäre er wahrscheinlich verloren gewesen. Denn in so einer Umgebung überlebt nur, wer schnell und gerissen ist oder außergewöhnlich harte Fäuste hat. Eins von beidem.«

Aomame hörte schweigend zu.

»Ganz egal, was er machen sollte, er schaffte es nicht.

Nichts kriegte er hin. Er konnte nicht mal seine Knöpfe zumachen und sich richtig den Hintern abwischen. Nur im Schnitzen war er unschlagbar. Gab man ihm ein Messer und ein Stück Holz, fertigte er in kürzester Zeit eine wunderbare Schnitzarbeit an. Offenbar entstand in seinem Kopf völlig ohne Vorlage ein Bild, das er exakt in einen dreidimensionalen Gegenstand umwandeln konnte. Ganz fein und ganz realistisch. Er war eine Art Genie. Es war unglaublich.«

»Ein Savant«, sagte Aomame.

»Ja, wahrscheinlich. Ich habe erst viel später von diesem Syndrom und den Inselbegabungen erfahren, die solche Menschen besitzen. Damals hat niemand etwas davon gewusst. Man hielt ihn für geistig zurückgeblieben oder so was. Sein Verstand arbeitete sehr langsam, aber er hatte geschickte Finger. Allerdings konnte er aus irgendeinem Grund nur Mäuse. Die aber ganz ausgezeichnet. Sie wirkten wie lebendig, egal, von welcher Seite man sie anschaute, aber etwas anderes brachte er nie zustande. Ständig versuchten sie, ihn dazu zu bewegen, irgendein anderes Tier zu schnitzen. Ein Pferd oder einen Bären vielleicht. Sie gingen sogar extra in den Zoo mit ihm. Aber er interessierte sich nicht die Bohne für die Tiere. Irgendwann gaben sie es dann auf und ließen ihn machen, was er wollte. Und er schnitzte Mäuse in allen Formen, Größen und Positionen. Das Merkwürdigste daran war, dass es im Waisenhaus gar keine Mäuse gab. Es war zu kalt, und zu knabbern gab es auch nichts. Das Waisenhaus war sogar den Mäusen zu arm. Niemand konnte verstehen, warum er so besessen von Mäusen war ... Jedenfalls wurden die Mäuse, die er schnitzte, berühmt, jemand schrieb etwas in einem Lokalblättchen darüber, und auf einmal kamen Leute, die

sie kaufen wollten. Daraufhin ließ der Leiter des Waisenhauses – ein katholischer Priester – die geschnitzten Mäuse in einem Laden für Kunsthandwerk ausstellen und an Touristen verkaufen. Es kam wohl sogar etwas Geld zusammen, aber natürlich gelangte kein Yen davon zu ihm. Was daraus wurde, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich hat das Waisenhaus es für nötige Anschaffungen verwendet. Von da an gab man dem Jungen Werkzeug und Holz, und er durfte, solange er wollte, in der Werkstatt sitzen und fröhlich Mäuse schnitzen. Was er auch die ganze Zeit machte. Er war nun von der Plackerei auf den Feldern befreit, und eigentlich kann man sagen, dass er Glück hatte.«

»Was ist aus ihm geworden?«

»Weiß ich nicht. Ich bin mit vierzehn aus dem Waisenhaus abgehauen und habe mich von da an allein durchgeschlagen. Ich sprang auf die nächste Fähre und setzte nach Honshu über. Seither habe ich Hokkaido nicht mehr betreten. Als ich ihn das letzte Mal sah, saß er eifrig über seine Werkbank gebeugt und schnitzte an einer Maus. In solchen Momenten hörte und sah er nichts. Deshalb habe ich ihm auch nicht mal Lebewohl gesagt. Und wenn er nicht gestorben ist, schnitzt er noch immer Mäuse. Etwas anderes konnte er ja nicht.«

Schweigend wartete Aomame, dass Tamaru weitererzählte.

»Ich denke noch oft an ihn. Das Leben im Waisenhaus war grauenhaft. Es gab unglaublich wenig zu essen, und wir hatten immer Hunger. Im Winter war es entsetzlich kalt. Die Arbeit war hart, und die Älteren quälten die Jüngeren. Aber er empfand sein Leben nicht als besonders schwer. Ein Schnitzmesser und ein Stück Holz, mehr brauchte

dieser Junge nicht zu seinem Glück. Nur wenn ihm jemand sein Messer abnahm, gebärdete er sich wie wahnsinnig, aber abgesehen davon war er eigentlich ein friedlicher Kerl, der niemanden störte und immer nur stumm für sich seine Mäuse schnitzte. Anscheinend brauchte er ein Stück Holz nur anzusehen, um zu erkennen, welche Maus sich in welcher Haltung darin verbarg. Es dauerte immer etwas länger, aber sobald er sie einmal entdeckt hatte, musste er sie nur noch mit dem Messer herausschälen. Das hat er mir oft gesagt. »Mäuse herausholen«, nannte er es. Und die Mäuse, die er herausholte, sahen aus, als würden sie sich bewegen. Er hat ständig Mäuse herausgeholt, die seiner Vorstellung nach im Holz eingeschlossen waren.«

»Und du hast diesen Jungen beschützt.«

»Nicht dass ich mich darum gerissen hätte, aber irgendwann war das eben mein Posten. Wenn man einmal einen Posten erhalten hatte, musste man ihn auch ausfüllen, komme, was wolle. So waren die Regeln. Und ich befolgte sie. Wenn ihm zum Beispiel aus Blödsinn einer das Schnitzmesser wegnahm, kam ich und haute dem Typ eine rein. Immer und ohne Rücksicht auf Verluste, auch wenn der andere älter oder größer war oder wenn es mehrere waren. Natürlich kam es vor, dass ich selbst Prügel bezog. Sogar öfter. Aber es ging gar nicht um Sieg oder Niederlage. Ob ich nun schlug oder geschlagen wurde, ich musste das Schnitzmesser unter allen Umständen zurückerobern. Darauf kam es an. Verstehst du?«

»Ich glaube schon«, sagte Aomame. »Aber am Ende hast du ihn doch im Stich gelassen.«

»Ich musste allein zurechtkommen und konnte es mir nicht leisten, ewig das Kindermädchen für den Kerl zu spielen. Das ist normal.«

Wieder öffnete Aomame ihre rechte Hand und betrachtete sie.

»Ich habe ein paar Mal gesehen, dass du eine kleine geschnitzte Maus in der Hand hattest. Es war eine von denen, die dieser Junge gemacht hat, nicht wahr?«

»Ja. Er hat mir mal eins von den kleinen Dingen geschenkt. Als ich abgehauen bin, habe ich diese Maus mitgenommen. Ich habe sie noch immer.«

»Und warum hast du mir diese Geschichte ausgerechnet jetzt erzählt? Du bist eigentlich nicht der Typ, der einfach so etwas aus seinem Leben zum Besten gibt.«

»Ich wollte damit sagen, dass ich noch immer sehr oft an ihn denke«, sagte Tamaru. »Was nicht heißt, dass ich ihn wiedersehen möchte. Danach habe ich durchaus kein Bedürfnis. Wir hätten uns bestimmt nichts zu sagen. Aber das Bild, wie er, ohne auch nur einmal aufzuschauen, seine Mäuse aus dem Holz ›herausholte‹, hat sich mir lebhaft eingeprägt. Es bedeutet mir viel, denn es hat mich etwas gelehrt. Oder mich etwas zu lehren versucht. Ein Mensch braucht so etwas, um zu leben. Ein Bild oder eine Szene, deren Bedeutung er nicht in Worte fassen kann. Der Sinn unseres Lebens besteht darin, dieses Etwas zu ergründen. Finde ich.«

»Du meinst, es ist so etwas wie das Fundament unseres Lebens?«

»Vielleicht.«

»Auch ich habe so ein Bild.«

»Dann solltest du sorgsam damit umgehen.«

»Mache ich«, sagte Aomame.

»Und noch eins will ich dir sagen: Ich werde dich

beschützen, so gut ich kann. Wenn ich irgendwem eine reinhauen soll, komme ich und mache das, egal, wer es ist. Sieg oder Niederlage spielen keine Rolle, ich lasse dich nicht im Stich.«

»Danke.«

Mehrere Sekunden lang herrschte harmonisches Schweigen.

»Geh für eine Weile nicht aus dem Haus. Und wenn du doch musst, denk dran, dass vor der Tür der Dschungel beginnt, ja?«

»Verstanden«, sagte Aomame.

Damit war das Telefonat beendet. Erst als Aomame aufgelegt hatte, wurde ihr bewusst, wie fest sie den Hörer umklammert hatte.

Tamaru wollte mir vermitteln, dass ich nun ein unersetzliches Mitglied seiner Familie bin, dachte Aomame, und dass dieses Band, wo es nun einmal besteht, nicht durchtrennt werden kann. Wir sind jetzt quasi blutsverwandt. Sie war Tamaru dankbar für diese Botschaft. Offensichtlich war ihm bewusst, dass für Aomame eine schwere Zeit anbrach. Und da sie nun zur Familie gehörte, vertraute er ihr auch seine Geheimnisse an.

Dennoch konnte sie sich des Gefühls nicht erwehren, dass die Enge einer Beziehung für Tamaru immer von einer gewissen Gewaltsituation abhing. Sie hatte gegen das Gesetz verstoßen und mehrere Menschen ermordet, würde verfolgt und vielleicht sogar getötet werden. Diese besondere Lage war es, die sie verband. Aber wäre es auch ohne den Mord als sozusagen vermittelndes Bindeglied möglich gewesen, eine solche Beziehung aufzubauen? Hätte ein solches Band des Vertrauens entstehen können,

ohne dass sie sich in der Lage einer Gesetzlosen befand? Schwerlich.

Sie trank einen Becher grünen Tee und sah sich die Nachrichten an. Die Überflutung der Station Akasakamitsuke wurde nicht mehr thematisiert. Da das Wasser sich in der Nacht zurückgezogen hatte und der gewöhnliche U-Bahn-Betrieb wieder funktionierte, gehörte der Vorfall der Vergangenheit an. Und der Tod des Sektenoberhauptes war noch nicht öffentlich bekannt. Nicht mehr als eine Handvoll Menschen wussten davon. Aomame stellte sich vor, wie die Glut des Verbrennungsofens den Leichnam des kräftigen Mannes verzehrte. Nicht ein Knochen würde übrigbleiben, hatte Tamaru gesagt. Gnade und Schmerz, alles würde unterschiedslos in Rauch aufgehen und sich mit der frühherbstlichen Luft vermischen. Aomame konnte sich den Rauch und den Himmel vorstellen.

Es kam die Meldung, dass die siebzehnjährige Autorin des Bestsellers *Die Puppe aus Luft* noch immer verschwunden sei. Schon seit über zwei Monaten sei der Verbleib von Eriko Fukada alias Fukaeri unbekannt. Ihr Vormund habe sie bei der Polizei als vermisst gemeldet, und es werde intensiv nach ihr gesucht, doch bisher seien die Umstände nicht geklärt, berichtete der Sprecher. Die Einstellung zeigte die Theke einer Buchhandlung, auf der ein Stapel von *Die Puppe aus Luft* lag. An einer Wand hing ein Poster mit dem Bild der schönen jungen Autorin. Eine junge Angestellte sprach in ein Mikrofon. »Das Buch verkauft sich außerordentlich gut. Ich habe es selbst auch gekauft und gelesen. Es ist spannend und sehr phantasievoll geschrieben. Ich hoffe, Fukaeri wird bald gefunden.«

Die Beziehung zwischen Eriko Fukada und den Vorreitern wurde nicht erwähnt. Wenn es um religiöse

Gemeinschaften ging, waren die Medien vorsichtig.

Jedenfalls war Eriko Fukada verschwunden. Mit zehn Jahren war sie von ihrem Vater vergewaltigt worden. Wenn man seine Worte akzeptierte, hatte er sich auf mehrdeutige Art mit ihr vereinigt. Und durch diesen Akt hatte sie die Little People zu ihm geführt. Wie hatte er es noch genannt? »Perceiver« und »Receiver«. Eriko Fukada war die »Wahrnehmende« und ihr Vater der »Empfänger«. Daraufhin hatte der Mann begonnen, besondere Stimmen zu hören. Er wurde Stellvertreter der Little People und Oberhaupt der religiösen Gemeinschaft, die sich »Die Vorreiter« nannte. Und dann hatte Fukada die Sekte verlassen. Vor kurzem hatte sie, um den Little People etwas entgegensetzen, zusammen mit Tengo den Roman Die Puppe aus Luft verfasst, und er war ein Bestseller geworden. Jetzt suchte die Polizei nach ihr.

Und Aomame hatte am Abend zuvor Eriko Fukadas Vater, den »Leader« der Vorreiter, mit ihrem Eispick getötet. Die Sektenleute hatten seine Leiche aus dem Hotel entfernt und heimlich »beseitigt«. Aomame hatte keine Ahnung, ob Eriko Fukada vom Tod ihres Vaters wusste oder wie sie ihn aufnehmen würde.

Auch wenn sein Tod so gewesen war, wie Aomame es für sich selbst wünschte, sozusagen ein schmerzloser Gnadentod, so hatte sie doch mit ihren eigenen Händen das Leben eines Menschen beendet. Ein Menschenleben war vielleicht existentiell einsam, aber es spielte sich nicht isoliert ab, war immer auch mit anderen Leben verbunden. Auch dafür musste sie wahrscheinlich eine Form von Verantwortung tragen.

Tengo ist ebenso unentrinnbar wie ich in diese Kette von Ereignissen verstrickt, dachte Aomame. Und Eriko Fukada



ist das Glied, das uns verbindet. Perceiver und Receiver. Wo Tengo wohl gerade ist? Und was er macht? Ob er etwas mit dem Verschwinden von Eriko Fukada zu tun hat? Ob die beiden im Moment auch gemeinsam vorgehen? Natürlich ist aus den Nachrichten rein gar nichts über Tengos Schicksal zu erfahren. Offenbar weiß bisher noch niemand, dass er der eigentliche Autor von Die Puppe aus Luft ist. Aber ich weiß es.

Anscheinend wird die Distanz zwischen uns nach und nach immer geringer. Gewisse Umstände haben uns beide in diese Welt hier geführt. Wir kommen einander immer näher, als würden wir in einen großen Strudel gezogen werden. Vielleicht ist es ein tödlicher Strudel. Aber nach den Worten des Leaders hätte es für uns ohnehin nie die Möglichkeit einer Begegnung ohne tödlichen Ausgang gegeben. Genau wie durch Gewalt eine gewisse Art von reiner Verbindung entsteht.

Aomame atmete einmal tief durch. Dann streckte sie die Hand nach der auf dem Tisch liegenden Heckler & Koch aus, um die Härte des Metalls zu spüren. Sie stellte sich vor, wie sie sich den Lauf in den Mund schob und abdrückte.

Plötzlich landete eine große Krähe auf dem Balkongeländer und krächzte mehrmals kurz und durchdringend. Eine Weile beobachteten Aomame und die Krähe einander durch die Glasscheibe. Den Kopf schräg gelegt, folgte die Krähe mit großen glänzenden Augen Aomames Bewegungen. Es kam ihr vor, als erriete die Krähe die Bedeutung der Waffe in ihrer Hand. Krähen sind kluge Vögel. Sie verstehen, dass ein Stück Eisen wie dieses von schwerwiegender Bedeutung ist. Sie wissen nicht, warum, aber sie wissen, dass es so ist.

Unvermutet breitete die Krähe die Flügel aus und flog

ebenso rasch davon, wie sie gekommen war. Als habe sie alles gesehen, was sie sehen wollte. Aomame stand auf, schaltete den Fernseher ab und seufzte. Hoffentlich war die Krähe keine Spionin der Little People gewesen.

Aomame absolvierte auf dem Teppich im Wohnzimmer ihre gewohnten Dehnübungen. Eine Stunde lang marterte sie ihre Muskeln. Einen nach dem anderen unterzog sie einer gründlichen und strengen Prüfung. Aomame hatte sich Bezeichnung, Rolle und Eigenschaften jedes einzelnen Muskels bis ins Detail eingeprägt. Sie übergang keinen einzigen. Der Schweiß floss in Strömen, ihre Atemorgane und ihr Herz arbeiteten auf Hochtouren, und ihr Bewusstsein schaltete automatisch von einem Programm zum nächsten um. Aomame lauschte dem Rauschen ihres Blutes und den stummen Botschaften, die ihre Organe aussandten. Beim Verarbeiten dieser Botschaften bewegten sich ihre Gesichtsmuskeln, als würde sie Grimassen schneiden.

Anschließend wusch sie sich unter der Dusche den Schweiß ab. Sie stellte sich auf die Waage und überzeugte sich, dass ihr Gewicht sich kaum verändert hatte. Vor dem Spiegel vergewisserte sie sich, dass auch die Größe ihres Busens und der Zustand ihrer Schamhaare gleich geblieben waren, und zog eine Fratze. Wie jeden Morgen.

Als Aomame aus dem Bad kam, schlüpfte sie in einen bequemen Trainingsanzug. Um sich die Zeit zu vertreiben, beschloss sie, die Wohnung noch einmal ganz genau in Augenschein zu nehmen. Sie begann in der Küche. Welche Lebensmittel standen bereit, welches Geschirr und welche Küchengeräte gab es? Sie prägte sich jeden einzelnen Gegenstand ein und stellte einen ungefähren Plan auf, in welcher Reihenfolge der Lebensmittelvorrat am besten zu

verbrauchen war. Nach ihren Berechnungen konnte sie mindestens zehn Tage davon leben, ohne zu hungern, auch wenn sie das Haus nicht verließ. Bei bewusst sparsamem Umgang würden die bereitgestellten Nahrungsmittel wahrscheinlich sogar zwei Wochen reichen.

Anschließend erforschte sie den Bestand an Haushaltsartikeln: Toilettenpapier, Papiertaschentücher, Waschmittel, Mülltüten. Es fehlte an nichts. Alles war mit großer Sorgfalt eingekauft worden. Wahrscheinlich war an den Vorbereitungen eine Frau beteiligt gewesen. Sie ließen eine routinierte hausfrauiche Vorausschau erkennen. Gewissenhaft und bis ins Detail war berechnet worden, was und wie viel davon eine etwa dreißigjährige, gesunde, ledige Frau für einen kurzen Zeitraum zum Leben brauchte. Ob ein Mann das wohl auch gekonnt hätte? Vielleicht einer, der schwul war und über eine scharfe Beobachtungsgabe verfügte.

Im Wäscheschrank im Schlafzimmer waren eine Reihe Laken und Decken sowie Bett- und Kissenbezüge gestapelt. Alles verströmte den Geruch neuer – natürlich weißer – Bettwäsche. Man hatte jede Art von Verzierung peinlich vermieden. Persönlicher Geschmack und Individualität waren hier nicht gefragt.

Im Wohnzimmer standen das Fernsehgerät, ein Videorekorder und eine kleine Stereoanlage mit Plattenspieler und Kassettenrekorder. An der Wand gegenüber dem Fenster befand sich ein etwa hüfthohes Sideboard aus Holz. Aomame bückte sich und öffnete die Türen. Etwa zwanzig Bücher waren darin aufgereiht. Irgendjemand – wer, wusste sie nicht – hatte wohl dafür sorgen wollen, dass Aomame sich in ihrem Versteck nicht langweilte. Es waren ausschließlich gebundene Bücher, die

allem Anschein nach niemals aufgeschlagen worden waren. Beim Überfliegen der Titel fiel ihr auf, dass es sich vor allem um bekannte Neuerscheinungen handelte. Obwohl man sie wahrscheinlich dem allgemeinen Angebot einer großen Buchhandlung entnommen hatte, war so etwas wie ein Auswahlkriterium erkennbar. Auch wenn sie sich nicht auf bestimmte Interessengebiete bezogen, hatte sich doch jemand etwas dabei gedacht. Bei der einen Hälfte handelte es sich um Sachbücher, bei der anderen um Belletristik. Auch Die Puppe aus Luft war dabei.

Mit einem kurzen Nicken nahm Aomame dieses Buch heraus und setzte sich auf die in mildes Sonnenlicht getauchte Wohnzimmercouch. Es war schmal, leicht und einigermaßen groß gedruckt. Sie betrachtete den Einband, auf dem der Name »Fukaeri« stand. Sie wog es auf der Handfläche und las die Werbung auf der Banderole. Sie roch daran. Es hatte den charakteristischen Geruch von Neuerscheinungen. Tengos Name war natürlich nicht abgedruckt, dennoch war sein Wesen darin enthalten. Die Sätze hatten seinen Körper passiert. Nachdem Aomame sich etwas beruhigt hatte, schlug sie die erste Seite auf.

Teetasse und Heckler & Koch waren in Reichweite.

## KAPITEL 18

Tengo

Ein einsamer stummer Trabant

»Sie ist vielleicht ganz in der Nähe«, hatte Fukaeri gesagt, nachdem sie auf ihrer Unterlippe gekaut und eine Weile ernsthaft überlegt hatte.

Die Hände auf dem Tisch verschränkt, sah Tengo Fukaeri

an. »Ganz in der Nähe? Heißt das, in Koenji?«

»Man könnte zu Fuß hingehen.«

Tengo hätte sie gern gefragt, woher sie das wisse, aber eine Antwort hätte er ohnehin nicht bekommen. Das kannte er mittlerweile. Fukaeri musste man konkrete Fragen stellen, die sie mit Ja oder Nein beantworten konnte.

»Wenn ich also hier in der Gegend suchen würde, könnte ich Aomame begegnen?«, fragte er.

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Einfach herumlaufen hilft nichts.«

»Sie hält sich zwar in Gehweite von hier auf, aber nur durch Herumlaufen und Suchen kann ich sie nicht finden. Ist es so?«

»Weil sie sich versteckt.«

»Versteckt?«

»Wie eine verletzte Katze.«

Tengo stellte sich vor, wie Aomame sich zusammengerollt unter irgendeiner modrigen Veranda verbarg. »Warum und vor wem versteckt sie sich?«, fragte er.

Natürlich bekam er keine Antwort.

»Aber dass sie sich versteckt, bedeutet doch letztlich, dass sie sich in Gefahr befindet, oder?«, fragte Tengo.

»In Gefahr«, wiederholte Fukaeri und machte ein Gesicht wie ein kleines Kind, dem man eine bittere Medizin unter die Nase hält. Wahrscheinlich beunruhigte sie der Klang des Wortes.

»Wird sie von jemandem verfolgt oder so?«

Fukaeri neigte den Kopf leicht zur Seite. Ich weiß nicht, hieß das. »Aber sie wird nicht ewig in dieser Gegend

bleiben.«

»Die Zeit ist also begrenzt.«

»Ja, begrenzt.«

»Aber sie versteckt sich irgendwo, wie eine verwundete Katze. Deshalb wird sie nicht gemütlich in der Gegend herumspazieren.«

»Nein, das macht sie nicht«, sagte das schöne Mädchen entschieden.

»Also muss ich an einem ganz bestimmten Ort nach ihr suchen.«

Fukaeri nickte.

»Was für ein bestimmter Ort?«, fragte Tengo.

Unnötig zu sagen, dass die Antwort ausblieb.

»Sie haben Erinnerungen an sie«, sagte Fukaeri nach einer Weile. »Vielleicht nutzen die etwas.«

»Du meinst, irgendetwas aus meiner Erinnerung könnte mir einen Hinweis auf ihr Versteck geben?«

Statt einer Antwort kam nur ein leichtes Achselzucken, das eventuell eine zustimmende Nuance enthielt.

»Danke«, sagte Tengo.

Fukaeri nickte leicht. Sie sah aus wie eine zufriedene Katze.

Tengo bereitete in der Küche das Abendessen vor, während Fukaeri die Schallplatten im Regal akribisch durchsah. Nicht dass es besonders viele gewesen wären, aber sie ließ sich Zeit. Am Ende entschied sie sich für ein altes Album der Rolling Stones, legte die Platte auf und setzte die Nadel in die Rille. Tengo hatte sie sich in seiner Oberschulzeit von jemandem geliehen und aus irgendeinem Grund nicht zurückgegeben. Er hatte sie

schon sehr lange nicht mehr gehört.

Zu den Klängen von »Mother's little helper« und »Lady Jane« machte Tengo ein Pulao aus braunem Reis, Schinken und Pilzen und dazu eine Misosuppe mit Tofu und Wakame-Algen. Er kochte Blumenkohl mit einer Currysoße, die noch übrig war, und mischte einen Salat aus Bohnen und Zwiebeln. Die Zubereitung von Mahlzeiten fiel Tengo nicht schwer. Er hatte die Angewohnheit, beim Kochen über alltägliche Probleme, mathematische Aufgaben, Literatur oder metaphysische Thesen nachzudenken. Während er in der Küche stand und manuelle Arbeiten verrichtete, konnte er seine Gedanken besser ordnen, als wenn er untätig war. Doch alles Grübeln nutzte nichts, er hatte keine Ahnung, wo der »bestimmte Ort« sein sollte, von dem Fukaeri gesprochen hatte. All seine Versuche, Ordnung in das Chaos zu bringen, blieben vergeblich. Die Ergebnisse, zu denen er gelangte, waren mehr als dürftig.

Die beiden saßen einander gegenüber am Tisch und nahmen ihr Abendessen ein. Sie sprachen kaum. Jeder hing seinen Gedanken nach, während sie sich schweigend die Speisen in den Mund schoben wie alte Eheleute, die sich gegenseitig satthatten. Vielleicht dachten sie auch gar nichts. In Fukaeris Fall zumindest war der Unterschied nicht leicht zu bestimmen. Als sie fertig waren, trank Tengo eine Tasse Kaffee, und Fukaeri nahm sich einen Pudding aus dem Kühlschrank. Ihr Gesichtsausdruck blieb immer gleich, egal was sie aß. Eigentlich wirkte es, als kaue sie nur.

Tengo setzte sich an den Schreibtisch. Er wollte ihren Hinweis befolgen und sich an Aomame erinnern.

Sie haben Erinnerungen an sie. Vielleicht nutzen die etwas.

Aber Tengo konnte sich nicht auf seine Aufgabe konzentrieren. Fukaeri hatte ein anderes Rolling-Stones-Album aufgelegt. Es erklang »Little red rooster« – entstanden, als Mick Jagger so begeistert vom Chicago Blues war. Gar nicht schlecht. Aber nicht das Richtige für jemanden, der vorhat, ernsthaft nachzudenken und in seinen Erinnerungen zu graben. Dazu waren die Rolling Stones wohl kaum geeignet. Er musste an einem ruhigen Ort für sich sein.

»Ich gehe ein bisschen raus«, sagte Tengo.

Fukaeri nickte gleichgültig, während sie die Hülle des Stones-Albums betrachtete.

»Wenn jemand kommt, machst du nicht auf, ja?«, sagte er.

Tengo verließ in Turnschuhen, einem dunkelblauen T-Shirt mit langen Ärmeln und khakifarbenen Chinos, aus denen jeder Anflug von Bügelfalte verschwunden war, die Wohnung und ging in Richtung Bahnhof. Kurz davor betrat er ein kleines Lokal mit Namen Mugiatama – »Gerstenkopf« –, wo er sich ein Bier vom Fass bestellte. Tengo kannte den Gerstenkopf von früher. Es gab dort Platz für etwa zwanzig Personen, und man servierte alkoholische Getränke und kleine Speisen. Spätabends wimmelte es von jungen Leuten, aber zwischen sieben und acht gab es nur wenige Gäste. Die Atmosphäre war ruhig und angenehm. Woher der Name des Lokals kam und was er bedeuten sollte, wusste Tengo nicht. Er hätte die Bedienung fragen können, aber zwanglose Gespräche mit Fremden waren nicht gerade seine Stärke. Außerdem fehlte ihm nichts, wenn er die Herkunft des Namens nicht kannte. Es war einfach ein sehr gemütliches Lokal, das eben Gerstenkopf hieß.



Rücksichtsvollerweise wurde keine Musik gespielt. Tengo setzte sich an einen Tisch am Fenster und dachte an Aomame. Dabei trank er sein Carlsberg vom Fass und knabberte eine Nussmischung aus einer kleinen Schale. Er sah sich selbst als Zehnjährigen. Sein Leben erreichte damals einen Wendepunkt. Nachdem Aomame seine Hand genommen hatte, hatte er sich geweigert, seinen Vater weiter beim Kassieren der Gebühren für NHK zu begleiten. Bald darauf hatte er eine deutliche Erektion und einen Samenerguss erlebt. Natürlich wäre diese Wende auch eingetreten, wenn Aomame seine Hand nicht gedrückt hätte. Früher oder später. Aber sie hatte ihm Mut gemacht und so die Veränderung beschleunigt. Es war, als habe sie ihm einen Schubs gegeben.

Er spreizte seine linke Hand und betrachtete sie. Ein zehnjähriges Mädchen hatte sie gedrückt und damit eine gewaltige Veränderung in ihm hervorgerufen. Wie das möglich gewesen war, konnte er sich nicht schlüssig erklären. Aber sie hatten einander damals völlig natürlich verstanden und angenommen. So vollständig, dass es beinahe wie ein Wunder war. So etwas stieß einem im Leben nicht gerade häufig zu. Vielleicht erlebten manche es überhaupt nicht. Tengo war damals noch nicht in der Lage gewesen, genau zu verstehen, welche entscheidende Dimension dieses Ereignis hatte. Und nicht nur damals. Noch bis vor kurzem hatte er die dem Vorgang innewohnende Bedeutung nie wirklich verstanden, sondern einfach nur vage das Bild dieses Mädchens in seinem Herzen bewahrt.

Inzwischen musste Aomame dreißig sein und sah wahrscheinlich völlig anders aus. War gewachsen, hatte sicher auch einen Busen und natürlich eine andere Frisur.

Falls sie die Zeugen Jehovas verlassen hatte, verwendete sie vielleicht sogar Make-up. Und trug elegante, teure Kleidung. Allerdings konnte Tengo sich nicht gut vorstellen, wie Aomame in einem Kostüm von Calvin Klein und hohen Schuhen die Straßen entlangstöckelte. Aber möglich war es. Menschen entwickelten sich, und Entwicklung bedeutete Veränderung. Vielleicht saß sie sogar hier im Lokal, und er merkte es nicht einmal!

Während er sein Bierglas leerte, schaute er sich noch einmal um. Angeblich war sie ja ganz in der Nähe. In einer Entfernung, die man zu Fuß zurücklegen konnte. Das hatte Fukaeri gesagt. Und Tengo glaubte ihr. Wenn sie es sagte, war es bestimmt auch so.

Aber außer ihm saß nur noch ein studentisch aussehendes junges Paar an der Theke, das die Köpfe zusammensteckte und eifrig und vertraulich miteinander tuschelte. Beim Anblick dieser beiden überkam Tengo zum ersten Mal seit langem das Gefühl tiefer Einsamkeit. Ich bin ganz allein auf der Welt, dachte er. Ich habe niemanden.

Er schloss leise die Augen, konzentrierte sich und rief sich die Szene aus der Grundschule noch einmal ins Gedächtnis. Als er während des Unwetters in der vergangenen Nacht mit Fukaeri zusammen gewesen war, hatte er auch die Augen geschlossen und war in sein altes Klassenzimmer gelangt. Die Erfahrung war sehr real und konkret gewesen, und die Erinnerung erschien ihm frischer als sonst. Als habe der nächtliche Regen den Staub, der sie bedeckte, fortgewaschen.

Unsicherheit, Hoffnung und Angst waren bis in den letzten Winkel des leeren Klassenzimmers verstreut, hielten sich verborgen wie furchtsame kleine Tiere. Er rief sich die Szenerie ins Gedächtnis: die noch ungewischte

Tafel mit irgendwelchen Formeln, die kleinen Stücke zerbrochener Kreide, die billigen sonnengebleichten Vorhänge, die Blumen (wie sie hießen, wusste er nicht) in der Vase auf dem Lehrerpult, die mit Reißzwecken an der Wand befestigten Bilder, die die Kinder gemalt hatten. Er hörte die Stimmen, die von draußen durch das Fenster tönten. Jedes Omen, jeden Plan und jedes Rätsel, die darin enthalten waren, vermochte er einzeln mit seinem Blick aufzuspüren.

Alles, was Tengo während der zehn Sekunden, in denen Aomame seine Hand hielt, gesehen hatte, war präzise wie eine Fotografie auf seine Netzhaut gebannt. Dieser Moment war zur entscheidenden Schlüsselszene geworden, die ihm half, die schweren Jahre seiner Jugend zu überstehen. Der starke Druck von Aomames Fingern war ein unabdingbarer Teil dieser Szene. Ihre rechte Hand hatte Tengo in den schmerzhaften Zeiten seines Heranwachsens ermutigt. Alles in Ordnung. Du hast mich, lautete die Botschaft, die die Hand ihm übermittelte.

DU BIST NICHT ALLEIN.

Sie hält sich versteckt, hatte Fukaeri gesagt. Wie eine verletzte Katze.

Wenn man darüber nachdachte, war es schon ein seltsames Zusammentreffen. Auch Fukaeri musste sich doch verbergen. Durfte Tengos Wohnung nicht verlassen. In einer Ecke von Tokio hielten sich gleich zwei Frauen versteckt. Beide waren auf der Flucht vor etwas. Beide standen in enger Beziehung zu Tengo. Ob es da einen Zusammenhang gab? Oder war es bloß Zufall?

Natürlich hatte er darauf keine Antwort. Die Frage war nur so am Rande aufgetaucht. Wie üblich gab es einfach zu

viele Fragen und zu wenige Antworten.

Als er sein Bier ausgetrunken hatte, kam ein junger Kellner an seinen Tisch und fragte, ob er noch einen Wunsch habe. Nach kurzem Zögern bestellte Tengo einen Bourbon on the rocks und noch ein Schälchen Nüsse. Egal welche. Er dachte weiter über Aomame nach. Aus der Küche kam der Duft frischgebackener Pizza.

Vor wem in aller Welt musste Aomame sich verstecken? Vielleicht war sie auf der Flucht vor den Behörden? Andererseits konnte Tengo sich nicht vorstellen, dass eine Kriminelle aus ihr geworden war. Welches Verbrechen sollte sie begangen haben? Nein, es war nicht die Polizei oder so etwas. Wer oder was Aomame verfolgte, hatte bestimmt nichts mit dem Gesetz zu tun.

Plötzlich schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, ob nicht die, die hinter Fukaeri her waren, auch Aomame verfolgten? Die Little People. Doch warum sollten die Little People Jagd auf Aomame machen?

Angenommen, bei den Verfolgern handelte es sich wirklich um die Little People. Dann war womöglich er das eigentliche Ziel. Natürlich begriff Tengo nicht, warum ausgerechnet er der Schlüssel zu den Ereignissen sein sollte. Aber wenn es einen Faktor gab, der die beiden Frauen verband, kam kein anderer als er selbst in Frage. Vielleicht habe ich, ohne es zu wissen, eine Kraft mobilisiert, um Aomame in meine Nähe zu bringen, dachte er.

Eine Kraft?

Er starrte auf seine Hände. Keine Ahnung. Woher sollte eine solche Kraft kommen?

Man servierte ihm den Four Roses on the rocks. Und die

Nüsse. Er nahm einen Schluck von seinem Whisky, griff sich ein paar Nüsse aus dem Schälchen und schüttelte sie leicht in der hohlen Hand.

Jedenfalls ist Aomame irgendwo hier in der Stadt, dachte er. So nah, dass ich zu Fuß zu ihr gehen könnte. Sagt Fukaeri. Und ich glaube ihr. Ich weiß zwar nicht warum, doch ich glaube ihr. Aber wie soll ich Aomame finden, wenn sie sich irgendwo versteckt hält?

Es war ja schon nicht leicht, jemanden zu finden, der ein gesellschaftliches Leben führte, aber wenn jemand sich absichtlich verborgen hielt, war das fast unmöglich. Ob er mit einem Lautsprecher herumgehen und ihren Namen rufen sollte? Dann würde sie ganz bestimmt nicht herauskommen. Er würde die Aufmerksamkeit der Umgebung erregen und sie nur noch mehr in Gefahr bringen.

Ich muss mich an etwas Bestimmtes erinnern, das ist meine einzige Chance, dachte Tengo.

Wie Fukaeri gesagt hatte. Schon länger erschienen ihm ein oder zwei wichtige Punkte in seiner Erinnerung an Aomame etwas fraglich. Etwas störte ihn daran, wie ein kleiner Stein, den man im Schuh hat. Das Gefühl war vage und drängend zugleich.

Tengo leerte sein Bewusstsein, wie man eine Tafel sauberwischt, und grub noch einmal in seinem Gedächtnis. Er rief sich Aomame, sich selbst und die Gegenstände, die sie umgeben hatten, vor Augen und reinigte alles vom weichen Schlamm, wie ein Fischer, der gerade sein Netz heraufgezogen hat. Stück für Stück reihte er aneinander und dachte gründlich darüber nach. Dennoch waren es Dinge, die sich vor zwanzig Jahren zugetragen hatten. Auch

wenn er vieles von damals noch sehr deutlich wusste, war das, woran er sich konkret erinnern konnte, doch eingeschränkt.

Dennoch musste er dieses Etwas entdecken, das er bisher übersehen hatte. Am besten hier und sofort. Andernfalls würde er Aomame, die sich mutmaßlich irgendwo in diesem Viertel aufhielt, wahrscheinlich nicht finden. Und wenn er Fukaeris Worten Glauben schenkte, war seine Zeit auch begrenzt. Außerdem wurde Aomame gejagt.

Tengo beschloss, die damalige Szene nun aus Aomames Perspektive durchzugehen. Was hatte sie gesehen? Und was hatte er selbst gesehen? Er würde am Fluss der Zeit entlang zurückgehen und ihrem Blick folgen.

Das Mädchen hatte ihm, während sie sich an den Händen hielten, direkt ins Gesicht geschaut, ohne ein einziges Mal die Augen abzuwenden. Tengo hatte damals nicht verstanden, warum sie das tat, und ihr anfangs auf der Suche nach einer Erklärung in die Augen geschaut. Es musste ein Missverständnis vorliegen. Oder ein Irrtum. Hatte er gedacht. Aber er fand keinen Anhaltspunkt für ein Missverständnis oder einen Irrtum. Ihm fiel nur auf, dass ihre Augen eine erstaunliche Klarheit besaßen. Noch nie hatte er einen so klaren, ungetrübten Blick gesehen. Ungeachtet dieser Transparenz war er wie eine tiefe Quelle, der man nicht bis auf den Grund schauen kann. Ihm war, als würde er in ihre Augen hineingesogen. Um ihnen zu entkommen, sah er beiseite. Er konnte nicht anders.

Zunächst schaute er auf den Dielenboden zu seinen Füßen, dann zur Tür des leeren Klassenzimmers, schließlich drehte er ein wenig den Kopf und sah aus dem Fenster. Aomames Blick wich und wankte während dieser ganzen Zeit nicht, richtete sich weiter fest auf seine Augen,

obwohl er bereits aus dem Fenster sah. Er spürte ihren Blick brennend und fast schmerzhaft. Ihre Finger umklammerten mit unverminderter Stärke seine linke Hand, ohne dass die Kraft ihres Drucks erlahmte. Aomame fürchtete sich nicht. Es gab nichts auf der Welt, vor dem sie sich fürchtete. Und dieses Gefühl versuchte sie Tengo über ihre Fingerkuppen zu vermitteln.

Das Fenster stand noch weit offen, um nach dem Säubern frische Luft hereinzulassen, und die hellen Vorhänge flatterten leicht im Wind. Dahinter erstreckte sich der Himmel. Es war Dezember, aber noch nicht sehr kalt. Hoch am Himmel zogen Wolken vorbei. Horizontale weiße Wolken, ein letztes Überbleibsel des Herbstes. Sie wirkten wie eben dort hingeworfene Pinselstriche. Und dann war da noch etwas. Etwas hinter den Wolken. Die Sonne? Nein. Nicht die Sonne.

RICHTIG, DORT STAND DER MOND.

Die Abenddämmerung hatte noch nicht eingesetzt, aber der Mond war bereits aufgegangen. Er war zu drei Vierteln voll. Tengo hatte sich gewundert, dass man den Mond so groß und klar sehen konnte, obwohl es noch so hell war. Daran konnte er sich noch erinnern. Der leblose graue Felsbrocken hing tief und scheinbar gelangweilt am Himmel wie an einem unsichtbaren Faden. Eine seltsam künstliche Atmosphäre umgab ihn. Eigentlich sah er aus, als sei er für eine Theaterkulisse gebastelt worden. Aber natürlich war er echt. Selbstverständlich. Niemand würde sich die Arbeit machen, am echten Himmel einen künstlichen Mond zu installieren.

Mit einem Mal sah Aomame nicht mehr in Tengos Augen. Sie hatte ihren Blick in die gleiche Richtung gewandt wie er und betrachtete nun auch den weißen Mond am

nachmittäglichen Himmel. Dabei hielt sie Tengos Hand noch immer fest gedrückt. Ihr Gesicht war sehr ernst. Tengo sah ihr wieder in die Augen. Sie waren nicht mehr so klar wie vorher. Anscheinend hatte es sich um eine besondere vorübergehende Art der Transparenz gehandelt. Stattdessen nahm er nun etwas Hartes, Kristallines in ihnen wahr. Sie glänzten, aber zugleich wohnte ihnen eine frostige Strenge inne. Tengo verstand nicht, was all das zu bedeuten hatte.

Kurz darauf schien sie zu einer Entscheidung gelangt zu sein. Abrupt ließ sie Tengos Hand los, kehrte ihm den Rücken zu und verließ ohne ein Wort schnurstracks den Raum. Sie ließ Tengo stehen, ohne sich einmal umzudrehen. Tiefe Leere umfing ihn.

Tengo schlug die Augen auf, löste sich aus seiner Erinnerung und atmete tief aus. Er nahm einen Schluck von seinem Bourbon und genoss das Gefühl, wie die Flüssigkeit ihm durch Kehle und Speiseröhre rann. Er atmete noch einmal tief durch. Von Aomame war nichts mehr zu sehen. Sie hatte sich umgedreht und das Klassenzimmer verlassen. Und war aus seinem Leben verschwunden.

Es ist der Mond, dachte Tengo.

Ich habe damals den Mond gesehen. Und Aomame auch. Es war halb vier Uhr nachmittags und noch hell, und er stand als aschgrauer Felsbrocken am Himmel. Ein stummer, einsamer Trabant. Und wir schauten ihn an. Aber was hat das zu bedeuten? Wird der Mond mich zu Aomame führen?

Vielleicht, dachte Tengo plötzlich, hat Aomame sich damals insgeheim dem Mond versprochen. Einen heimlichen Bund mit ihm geschlossen. Die furchtbare



Ernsthaftigkeit, mit der sie ihren Blick auf den Mond gerichtet hatte, brachte ihn auf diese Idee.

Er wusste natürlich nicht, was Aomame dem Mond versprochen hatte, aber er hatte eine vage Vorstellung von dem, was der Mond ihr hatte gewähren können. Wahrscheinlich Einsamkeit und Ruhe in ihrer reinsten Form. Das war das Beste, was der Mond einem Menschen zu bieten hatte.

Tengo bezahlte die Rechnung und verließ den Gerstenkopf. Er blickte zum Himmel. Kein Mond. Aber der Himmel war klar, also musste er irgendwo zu sehen sein. Aber die Hochhäuser verstellten die Sicht. Die Hände in den Hosentaschen schlenderte Tengo auf der Suche nach dem Mond durch die Straßen. Er brauchte eine Stelle, von der er einen freien Ausblick hatte, aber eine solche war in Koenji gar nicht so leicht zu finden. Die Gegend war so flach, dass er auch mit größter Mühe nicht den kleinsten Hang entdecken konnte. Anscheinend gab es überhaupt keine Erhöhungen. Er hätte auf das Dach eines Hochhauses fahren können, das alle vier Richtungen überblickte. Aber er fand kein Gebäude, das sich dazu anbot.

Während Tengo ziellos durch die Gegend lief, fiel ihm ein, dass es in der Nähe einen Park mit einem Kinderspielfeld gab. Er war auf seinen Spaziergängen schon ein paar Mal dort vorbeigekommen. Der Spielfeld war nicht groß, aber bestimmt gab es dort eine Rutschbahn, auf die er klettern konnte. Das wäre nicht besonders hoch, aber immerhin hätte er einen besseren Ausblick als vom Boden aus. Also machte er sich auf den Weg zum Park. Seine Armbanduhr zeigte fast acht Uhr.

Der Park war menschenleer. In der Mitte erhob sich eine große Quecksilberlaterne, die ihn bis in den letzten Winkel

ausleuchtete. Auch ein noch üppig belaubter großer Keyakibaum stand dort. Ansonsten gab es noch ein paar niedrige Sträucher, einen Trinkbrunnen, Bänke, eine Schaukel und eine Rutschbahn. Eine öffentliche Toilette war auch vorhanden, aber die wurde wohl bei Sonnenuntergang von einem städtischen Angestellten verschlossen. Wahrscheinlich um Obdachlose fernzuhalten. Tagsüber plauderten hier junge Mütter lebhaft miteinander, während ihre Kleinen spielten. Tengo hatte das schon mehrmals beobachtet. Aber nach Sonnenuntergang kam fast niemand mehr her.

Tengo stieg auf die Rutschbahn und blickte im Stehen zum nächtlichen Himmel. Auf der Nordseite des Parks stand ein neues fünfstöckiges Apartmenthaus, das früher nicht dort gewesen war. Anscheinend war es erst kürzlich fertig geworden. Es versperrte den Blick auf den nördlichen Himmel. Doch alle anderen Häuser in der näheren Umgebung waren niedrig. Tengo ließ seinen Blick rundherum schweifen und entdeckte im Südwesten den Mond. Über dem Dach eines freistehenden alten Hauses, das nur ein Stockwerk hatte. Er war zu drei Vierteln voll. Wie vor zwanzig Jahren, dachte Tengo. Der Mond hatte genau die gleiche Größe und Form. Ein zufälliges Zusammentreffen. Wahrscheinlich.

Doch der Mond dort am frühherbstlichen Abendhimmel schien hell und klar. Wie von innen heraus strahlte er mit der eigentümlichen Wärme, die sein Licht in dieser Jahreszeit hatte. Der Eindruck war ein völlig anderer als der an jenem Dezembernachmittag um halb vier. Das milde und natürliche Licht tröstete und beruhigte das Gemüt. Ebenso wie das Fließen von klarem Wasser und das leise freundliche Rascheln von Laub tröstet und beruhigt.

Lange sah Tengo von seinem Ausguck zu diesem Mond hinauf, während die Geräusche der verschiedenen Autoreifen, die auf der Ringstraße 7 dahinrollten, sich zu einer Art fernem Meeresrauschen verbanden und zu ihm herüberdrangen. Tengo musste an das Sanatorium an der Küste von Chiba denken, in dem sein Vater lebte.

Wie gewöhnlich ließen die irdischen Lichter der Großstadt den Schein der Sterne verblassen. Obwohl der Himmel so wunderbar klar war, schimmerten nur hier und da einige, die besonders kräftig waren. Nur der Mond behauptete sich hell und strahlend. Getreulich und klaglos stand er über den grellen Lichtern, dem Lärm und der verschmutzten Luft am Himmel. Bei genauerem Hinsehen waren die bizarren Schatten seiner riesigen Krater und Schluchten zu erkennen. Während Tengo selbstvergessen in seinem Glanz badete, erwachte in ihm eine Art ererbte Erinnerung an uralte Zeiten. Ehe die Menschen das Feuer, Werkzeuge und eine Sprache besaßen, war der Mond ihnen ein treuer Verbündeter gewesen. Als Himmelsleuchte erhellte er die finstere Welt und linderte ihre Furcht. Die Phasen seines Zu- und Abnehmens gaben ihnen eine Vorstellung von Zeit. Selbst in der Gegenwart, wo die Finsternis aus den meisten Gegenden vertrieben ist, scheint sich in unseren Genen ein Gefühl der Dankbarkeit für die großzügigen Gaben des Mondes bewahrt zu haben. Eine warme, kollektive Erinnerung.

Eigentlich hatte Tengo den Mond schon lange nicht mehr so genau betrachtet. Wann hatte er das letzte Mal zu ihm hinaufgeschaut? Wer seine Tage in der Hektik der Großstadt verbrachte, eilte irgendwann nur noch mit zu Boden gerichtetem Blick durchs Leben. Und vergaß dabei, den Abendhimmel zu betrachten.

Plötzlich fiel ihm auf, dass in geringer Entfernung zum Mond ein weiterer Mond am Himmel stand. Zuerst hielt er es für eine durch eine Lichtbrechung hervorgerufene optische Täuschung. Doch alles Schauen änderte nichts an der Tatsache, dass sich am Himmel die festen Umrisse eines zweiten Mondes zeigten. Tengo war wie vom Donner gerührt und starrte geistesabwesend und mit halbgeöffnetem Mund dorthin. Er konnte nicht fassen, was er sah. Seine Vorstellungen stimmten nicht mit dem überein, was sich ihm zeigte. Es hatte Ähnlichkeit mit dem Gefühl, eine Idee nicht mit Worten ausdrücken zu können.

Ein zweiter Mond?

Tengo schloss die Augen und rieb sich mit beiden Händen die Wangen. Was ist los mit mir?, dachte er. So viel habe ich doch gar nicht getrunken. Er atmete ruhig ein und ruhig wieder aus. Überzeugte sich, dass er bei klarem Bewusstsein war. Schloss die Augen und vergewisserte sich noch einmal im Dunkeln, wer er war, wo er war und was er tat: September 1984, Tengo Kawana, Koenji, Bezirk Suginami, Kinderspielplatz, sehe zum Mond am Abendhimmel hinauf. Kein Zweifel.

Er schlug ruhig die Augen auf und blickte wieder zum Himmel. Kühl und konzentriert. Tatsächlich, es waren zwei Monde.

Er täuschte sich nicht. Es gab plötzlich zwei Monde. Lange hielt Tengo die rechte Hand zu einer festen Faust geballt. Der Mond blieb weiter stumm, aber einsam war er nicht mehr.

Aomame

Wenn die Daughter erwacht

Obwohl es sich bei Die Puppe aus Luft um eine ausgesprochen phantastische Geschichte handelte, war sie leicht zu lesen. Stilistisch wurde die Erzählstimme eines zehnjährigen Mädchens nachgeahmt. Es gab keine schwierigen Wörter, keine verzwickte Logik, keine wortreichen Erläuterungen und keine gewählten Ausdrücke. Alles wurde von Anfang bis Ende aus der Perspektive des Mädchens erzählt. Die Sprache war leicht verständlich, präzise, mitunter klangvoll, und es wurde so gut wie nichts erklärt. Das Mädchen erzählte einfach nur flüssig, was es mit eigenen Augen gesehen hatte. Auch eingeschobene Reflexionen über die Bedeutung der Ereignisse kamen nicht vor. »Was passiert da eigentlich?« oder »Was bedeutet das wohl?« waren Fragen, die das Mädchen sich nicht stellte. Es erzählte in einem gemächlichen, aber angemessenen Tempo. Der Leser übernahm seine Perspektive und passte sich seinem Schritt an. Vollkommen leicht und natürlich. Und ehe er sich's versah, hatte er eine andere Welt betreten. Eine Welt, die nicht die seine war. Die Welt, in der die Little People aus Luft eine Puppe spannen.

Der Stil machte bereits auf den ersten zehn Seiten großen Eindruck auf Aomame. Wenn Tengo ihn geschaffen hatte, besaß er tatsächlich schriftstellerisches Talent. Der Junge, den Aomame gekannt hatte, war eine Art Mathematikgenie gewesen. In der Schule hatte er als Wunderkind gegolten, weil er Aufgaben, die selbst für Erwachsene zu schwierig waren, ohne jede Mühe gelöst hatte. Auch in den anderen naturwissenschaftlichen Fächern waren seine Noten hervorragend gewesen. Seine Leistungen hatten die der

anderen Kinder um Längen übertroffen. Außerdem war er sehr groß und gut in Sport gewesen. Allerdings konnte Aomame sich nicht erinnern, dass er auch im Aufsatz besonders gegläntzt hatte. Vielleicht hatte dieses Talent sich damals noch im Schatten der Mathematik verborgen und war nicht aufgefallen.

Oder er hatte einfach nur das übernommen, was das Mädchen erzählt hatte. Und sein Anteil an der stilistischen Originalität des Buches war gar nicht so groß. Aber eigentlich hatte sie nicht diesen Eindruck. Obgleich der Stil auf den ersten Blick schlicht und unverschlüsselt wirkte, wurde bei genauerem Lesen deutlich, wie sorgfältig berechnet und präzise er war. Kein Wort war zu viel; zugleich stand alles Nötige da. Ungeachtet des knappen Ausdrucks waren die Beschreibungen akkurat und nuancenreich. Und vor allem war in den Sätzen eine Art vollkommener Harmonie spürbar. Der Leser konnte, selbst wenn er nicht laut las, ihren Wohllaut deutlich wahrnehmen. Kein siebzehnjähriges Mädchen konnte solche geschmeidigen und natürlichen Sätze schreiben.

Nach diesen Überlegungen setzte Aomame ihre Lektüre aufmerksam fort.

Die Heldin war ein zehnjähriges Mädchen, das einer kleinen Gemeinschaft in den Bergen angehörte. Seine Mutter und sein Vater lebten ebenfalls dort. Geschwister hatte es nicht. Da das Mädchen bald nach seiner Geburt an diesen Ort gekommen war, wusste es kaum etwas über die äußere Welt. In der Gemeinschaft gingen alle einem bestimmten Tagwerk nach, und die drei Familienmitglieder hatten kaum Gelegenheit, einander zu sehen und in Ruhe miteinander zu sprechen. Dennoch verstanden sie sich gut. Tagsüber besuchte das Mädchen eine örtliche Grundschule,

und die Eltern waren hauptsächlich mit der Landwirtschaft beschäftigt. Wenn sie Zeit hatten, arbeiteten auch die Kinder auf den Feldern.

Die Menschen in der Gemeinschaft lehnten die Zustände in der Welt draußen ab. Ihre eigene Gemeinschaft sei, wie sie nimmermüde betonten, eine schöne, einsame Insel inmitten des kapitalistischen Ozeans und ein Bollwerk. Das Mädchen wusste nicht, was Kapitalismus (manchmal sprachen sie auch von Materialismus) war. Doch aus dem verächtlichen Tonfall, in dem die Leute diese Wörter aussprachen, schloss es, dass es sich um einen unwürdigen Zustand handelte, der aus irgendeinem Grund widernatürlich und widerrechtlich war. Das Mädchen lernte, dass es, um seinen Leib und seine Gedanken rein zu halten, möglichst nicht mit der äußeren Welt in Beziehung treten dürfe. Andernfalls laufe es Gefahr, verseucht zu werden.

Die Gemeinschaft setzte sich aus fünfzig vergleichsweise jungen Männern und Frauen zusammen, die zwei lose Gruppen bildeten. Das Ziel der einen war eine Revolution, die anderen strebten nach Frieden. Die Eltern des Mädchens gehörten der zweiten Gruppe an. Ihr Vater war ihr ältestes Mitglied und spielte seit Gründung der Gemeinschaft eine zentrale Rolle in ihr.

Natürlich vermochte ein zehnjähriges Mädchen das Wesen der beiden gegnerischen Gruppen nicht logisch zu erklären. Auch den Unterschied zwischen Revolution und Frieden verstand es nicht genau. Es hatte nur den Eindruck, dass Revolution ein etwas schärferes, kantigeres Denken beinhaltete, während Frieden eine etwas rundere Form hatte. Alle Ideen hatten für das Mädchen jeweils eine bestimmte Form und Farbe. Und wurden mal größer und

mal kleiner, wie der Mond. Das war ungefähr das Ausmaß seines Wissens.

Das Mädchen wusste auch nicht genau, unter welchen Umständen die Gemeinschaft entstanden war. Vor etwa zehn Jahren, also kurz vor seiner Geburt, so erzählte man ihm, sei es zu großen gesellschaftlichen Bewegungen gekommen, im Zuge derer man das Leben in der Stadt aufgegeben habe und in das einsame Bergdorf gezogen sei. Auch über die Stadt wusste das Mädchen nicht viel. Es war noch nie mit der U-Bahn oder in einem Aufzug gefahren und hatte noch nie ein Gebäude gesehen, das höher als zwei Stockwerke war. Es gab viele Dinge, die es nicht kannte. Es begriff nur das, was um es herum war, was es mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Händen berühren konnte.

Dennoch schilderte das Mädchen aus seiner schlichten Perspektive und in seiner schmucklosen Sprache das Leben in der kleinen Gemeinschaft und den Charakter der in ihr lebenden Menschen auf eine bestechend ungekünstelte und lebendige Weise.

Ungeachtet der unterschiedlichen Meinungen herrschte innerhalb der Gemeinschaft ein starker Zusammenhalt. Ihre Mitglieder teilten die Vorstellung, dass es gut war, außerhalb der kapitalistischen Gesellschaft zu leben, und auch wenn die Formen und Schattierungen ihres Denkens sich mehr oder weniger voneinander unterschieden, wussten sie doch genau, dass sie nur überleben würden, wenn sie an einem Strang zogen. Sie schafften es gerade so. Dafür schufteten sie Tag für Tag ohne Pause. Bauten Gemüse an, machten Tauschgeschäfte mit den Nachbarn in der näheren Umgebung, verkauften ihre Überschüsse, vermieden es so weit wie möglich, Dinge zu verwenden, die



in Massenproduktion hergestellt worden waren, und führten ein naturnahes Leben. Notwendige Elektrogeräte wurden von Müllplätzen geholt und repariert. Ihre Garderobe stammte nahezu ausschließlich aus Altkleidersammlungen.

Dieser extreme Purismus veranlasste einige, die Gemeinschaft zu verlassen. Sie konnten sich einfach nicht an diese Strenge im täglichen Leben gewöhnen. Dafür kamen immer wieder andere hinzu, die gerade davon angezogen wurden. Die Zahl der Neuankömmlinge überwog die der Ausgetretenen. Das allmähliche Anwachsen der Gemeinschaft durch Neuzugänge war eine gern gesehene Entwicklung. In dem verlassenen Dorf, in dem die Gruppe sich niedergelassen hatte, gab es genügend Häuser, die bewohnbar waren, wenn man sie etwas herrichtete. Auch an Feldern, die man bebauen konnte, herrschte kein Mangel. So wurde der Zuwachs an Arbeitskräften sehr begrüßt.

In der Gemeinschaft lebten etwa acht bis zehn Kinder, von denen die meisten auch dort geboren waren. Die Heldin war das älteste von ihnen. Anfangs besuchten alle Kinder die örtliche Grundschule und wanderten stets gemeinsam dorthin und wieder zurück. Abgesehen davon, dass man die gesetzliche Schulpflicht einhielt, war den Gründern der Gemeinschaft bewusst, dass ihre Gemeinschaft nur schwer ohne freundschaftliche Beziehungen zu den Nachbarn in der Umgebung bestehen konnte. Dennoch waren die Kinder aus der Gemeinschaft bei den einheimischen Kindern als »Zombies« verschrien und wurden geschnitten. Sie wiederum schotteten sich ab, weil sie gehänselt wurden. So schützten sie sich zugleich vor physischen Gefahren und vor spiritueller Unreinheit.

Also gründete die Gemeinschaft eine eigene Schule, in der die Mitglieder den Kindern abwechselnd Unterricht erteilten. In dieser Hinsicht gab es keine Schwierigkeiten, da die meisten Anhänger über eine höhere Schulbildung und nicht wenige sogar über eine Lehrbefähigung verfügten. Sie waren in der Lage, eigene Lehrbücher zu verfassen und den Kindern Lesen, Schreiben und Rechnen sowie die Grundbegriffe der Chemie, Physik, Physiologie und Biologie beizubringen. Daneben erklärten sie ihnen auch, wie die Welt beschaffen sei. Dass es zwei Systeme gebe, den Kapitalismus und den Kommunismus, die einander hassten und bekämpften. Beide hätten schwerwiegende Probleme, und so sei die Welt insgesamt auf einen falschen Weg geraten. Der Kommunismus sei eine bedeutende Ideologie, die hohe Ideale vertrat, aber im Lauf der Zeit durch eigensüchtige Politiker verfälscht worden war. Man zeigte den Kindern eine Fotografie von einem dieser »eigensüchtigen Politiker«, und der Mann mit der großen Nase und dem dicken schwarzen Schnurrbart war für das Mädchen der König aller Teufel.

In der Gemeinschaft gab es keine Fernsehgeräte, auch Radios waren außer an bestimmten Orten nicht gestattet. Zeitungen und Zeitschriften gab es ebenfalls nur begrenzt. Für wichtig erachtete Nachrichten wurden beim Abendessen in der »Versammlungshalle« mündlich verkündet. Auf jede reagierten die versammelten Personen mit Jubelrufen oder Missbilligungsbekundungen. Die Schreie der Empörung überwogen die Freudenrufe stets um ein Vielfaches. So weit die Medienerfahrungen des Mädchens. Es hatte noch nie in seinem Leben einen Film gesehen. Kein Comic-Heft gelesen. Allerdings war es erlaubt, klassische Musik – aber nur diese – zu hören. In

der Versammlungshalle gab es eine Stereoanlage und zahlreiche Schallplatten, die wohl irgendjemand mitgebracht hatte. In seiner Freizeit hörte das Mädchen Symphonien von Brahms, Klavierstücke von Schumann, Kirchenmusik und Stücke für Tasteninstrumente von Bach. Die Musik wurde zu seinem kostbarsten und nahezu einzigen Vergnügen.

Eines Tages erhielt das Mädchen eine Bestrafung. Man hatte ihm befohlen, sich eine Woche lang morgens und abends um die Ziegen der Gemeinschaft zu kümmern, doch über ihren Schularbeiten und den anderen Aufgaben hatte sie dies versäumt. Am Morgen zuvor war entdeckt worden, dass die älteste – und bereits erblindete – Ziege kalt und steif war. Sie war tot. Zur Strafe wurde das Mädchen für zehn Tage aus der Gemeinschaft ausgeschlossen.

Die Mitglieder hatten dieser Ziege eine besondere Bedeutung zugeschrieben, aber sie war sehr alt gewesen, und eine Krankheit – welche Krankheit, wusste man nicht – hatte ihren ausgezehrteten Körper in den Klauen gehalten. Ob sich jemand um sie kümmerte oder nicht, es war nicht zu erwarten, dass sie genes. Ihr Ableben war nur eine Frage der Zeit gewesen. Doch das milderte die Strafe nicht, die über das Mädchen verhängt wurde, denn es hatte – abgesehen vom Tod der Ziege – eine ihm auferlegte Pflicht vernachlässigt. Die Isolation war eine der schwersten Strafen in der Gemeinschaft.

Man sperrte das Mädchen also zusammen mit der toten blinden Ziege in einen kleinen alten Speicher aus Lehm, der »Raum der Selbstkritik« genannt wurde. Wer gegen die Regeln verstieß, erhielt die Gelegenheit, dort über seine Verfehlungen nachzudenken. Während der Isolationsstrafe durfte niemand mit dem Mädchen sprechen. Zehn Tage

lang musste es in vollkommener Stille dort ausharren. Es bekam ein Minimum an Wasser und Nahrung, doch in dem Speicher war es auch dunkel, kalt und feucht. Und da war der Gestank der toten Ziege. Die Tür war von außen verschlossen, und in einer Ecke stand ein Eimer für seine Notdurft. Hoch oben an einer Wand gab es ein kleines Fenster, durch das Sonne und Mond hineinschienen. Sofern es nicht bewölkt war, konnte man sogar ein paar Sterne sehen. Sonst gab es kein Licht. Zitternd verbrachte das Mädchen die Nächte auf der harten Matratze, die man auf dem Holzboden ausgebreitet hatte, zugedeckt nur mit zwei alten Decken. Es war schon April, aber in den Bergen waren die Nächte noch kalt. Im Dunkeln reflektierten die Augen der toten Ziege den Schein der Sterne und leuchteten. Das Mädchen konnte vor Angst kaum schlafen.

In der dritten Nacht öffnete sich das Maul der Ziege. Es wurde von innen aufgedrückt. Heraus kletterten ein paar kleine Gestalten. Insgesamt sechs. Zuerst waren sie nur ungefähr zehn Zentimeter groß, aber sobald sie auf dem Boden standen, wurden sie rasch größer, so wie Pilze nach einem Regen in die Höhe schießen. Am Ende brachten sie es jedoch höchstens auf etwa sechzig Zentimeter. Sie seien die »Little People«, sagten sie.

Wie bei Schneewittchen und den sieben Zwergen, dachte das Mädchen. Ihr Vater hatte ihr die Geschichte vorgelesen, als sie klein war. Aber dazu fehlte einer.

»Wenn dir sieben besser gefällt, können wir auch sieben sein«, sagte einer, der eine tiefe Stimme hatte. Aus irgendeinem Grund schienen die Little People die Gedanken des Mädchens lesen zu können. Und als es sie noch einmal zählte, waren es nicht sechs, sondern sieben. Allerdings wunderte das Mädchen sich nicht besonders

darüber. Als die Little People aus dem Maul der Ziege geklettert waren, hatten sich die Gesetze der Welt gewandelt. Alles, was danach geschah, war nicht mehr verwunderlich.

»Warum kommt ihr aus dem Maul einer toten Ziege«, fragte das Mädchen. Es merkte selbst, dass seine Stimme einen sonderbaren Klang hatte. Auch seine Art zu sprechen war anders als sonst. Vielleicht weil es seit drei Tagen mit niemandem mehr gesprochen hatte.

»Das Maul der Ziege ist zum Durchgang geworden«, krächzte einer der Little People mit heiserer Stimme. »Bis wir draußen waren, haben wir selbst nicht gemerkt, dass es sich um eine tote Ziege handelt«, ergänzte einer mit hoher Stimme. »Aber uns ist das völlig egal. Ziege, Wal oder Bohnen. Hauptsache Durchgang.«

»Du hast den Durchgang geschaffen. Also haben wir ihn mal ausprobiert. Irgendwo wird er schon hinführen, dachten wir«, brummte der mit der tiefen Stimme.

»Ich habe einen Durchgang geschaffen«, sagte das Mädchen. Sie konnte ihre eigene Stimme nicht hören.

»Du hast uns einen Gefallen getan«, flüsterte einer.

Mehrere pflichteten ihm bei.

»Hast du Lust, mit uns eine Puppe aus Luft zu machen?«, fragte einer mit Tenorstimme.

»Wir sind extra deshalb hergekommen«, sagte ein Bariton.

»Eine Puppe aus Luft«, fragte das Mädchen.

»Man nimmt die Fäden aus der Luft und macht eine Behausung. Mit der Zeit wird sie immer größer«, sagte ein Bass.

»Und für wen ist diese Behausung«, fragte das Mädchen.  
»Das merkt man dann schon«, sagte der Bariton.  
»Wenn es rauskommt, weiß man es«, sagte der Bass.  
»Hoho«, fielen die anderen Little People ein.  
»Und ich darf dabei helfen«, fragte das Mädchen.  
»Selbstredend«, krächzte der Heisere.  
»Du hast uns einen Gefallen getan. Komm, mach mit«, sagte der Tenor.

Die Fäden aus der Luft zu holen war nicht schwierig, wenn man einmal wusste, wie. Und weil das Mädchen geschickte Finger hatte, beherrschte es diese Aufgabe sofort. Jede Menge Fäden hingen in der Luft, wenn man nur genau hinsah. Wer sie sehen wollte, konnte sie sehen.

»Ja, genau, so geht das. Du machst es richtig«, wisperte der mit der leisen Stimme.

»Du bist ein sehr kluges Mädchen. Und hast ein gutes Gedächtnis«, piepste der mit der hohen Stimme. Alle sieben trugen die gleiche Kleidung und hatten ähnliche Gesichter, nur ihre Stimmen unterschieden sich deutlich voneinander.

Die Kleidung war ganz normal – Sachen, wie es sie überall gibt. Es klingt vielleicht seltsam, aber sie entzog sich jeder weiteren Beschreibung. Sobald man den Blick einmal abgewendet hatte, konnte man sich einfach nicht mehr daran erinnern. Das Gleiche galt für die Gesichter der kleinen Männer. Sie sahen weder gut aus noch schlecht. Es waren ganz gewöhnliche Gesichter. Doch hatte man einmal weggeschaut, wusste man partout nicht mehr, wie sie ausgesehen hatten. Ebenso ihre Haare. Sie waren weder lang noch kurz. Es waren einfach nur Haare. Außerdem

waren die Little People geruchlos.

Sobald der Morgen kam, die Hähne krächten und der Himmel sich im Osten aufhellte, stellten die sieben Little People ihre Arbeit ein und streckten sich. Sodann versteckten sie die weiße Puppe aus Luft, die sie bisher geschaffen hatten – sie war inzwischen etwa so groß wie ein Hasenkind –, in einer Ecke der Hütte. Wahrscheinlich, damit die Leute, die dem Mädchen das Essen brachten, sie nicht entdeckten.

»Es ist Morgen«, flüsterte der Leise.

»Die Nacht ist zu Ende«, sagte der Bass.

Mit so vielen Stimmen könnte man einen Chor gründen, dachte das Mädchen.

»Wir singen nicht«, sagte der Tenor.

»Hoho«, rief einer dazwischen.

Die Little People schrumpften wieder auf die zehn Zentimeter zusammen, die sie bei ihrer Ankunft gehabt hatten, und kletterten im Gänsemarsch ins Maul der toten Ziege zurück.

»Heute Abend kommen wir wieder«, flüsterte der Leise dem Mädchen noch aus dem Ziegenmaul zu, bevor es sich schloss. »Du darfst niemandem von uns erzählen.«

»Wenn du jemandem von uns erzählst, passiert etwas sehr Schlimmes«, krächzte der Heisere noch sicherheitshalber hinterher.

»Hoho«, rief es dazwischen.

»Ich erzähle es keinem«, sagte das Mädchen.

Allerdings hätte ihm sicher ohnehin niemand geglaubt. Es war schon öfter von Erwachsenen gescholten worden, weil es einige seiner Gedanken ausgesprochen hatte. Es könne

nicht zwischen Phantasie und Wirklichkeit unterscheiden, sagten sie. Als seien Form und Farbe seines Denkens ganz anders als bei anderen Leuten. Das Mädchen verstand nicht richtig, was mit ihm nicht stimmte. Aber sicher war es besser, niemandem von den Little People zu erzählen.

Als die Little People verschwunden waren und das Maul der Ziege sich wieder geschlossen hatte, suchte das Mädchen an der Stelle, wo sie die Puppe aus Luft versteckt hatten, aber es fand sie einfach nicht. Sie waren gut im Verstecken. Obwohl der Raum so klein war, konnte es suchen, wie es wollte, und entdeckte die Puppe dennoch nicht. Wo hatten sie sie nur versteckt?

Anschließend wickelte es sich in seine Decken und schlief ein. Endlich konnte es ruhig schlafen. Traumlos und ohne Unterbrechung. Es genoss diesen tiefen Schlaf.

Den ganzen Tag über blieb die Ziege reglos. Ihr Körper war starr und steif, und ihre gebrochenen Augen wirkten wie gläserne Murmeln. Doch als die Sonne unterging und die Dunkelheit in die Hütte einzog, reflektierten die Augen wieder das Licht der Sterne. Und wie von ihrem Licht geleitet, klaffte das Maul der Ziege weit auf, und die Little People kletterten heraus. Dieses Mal waren es von Anfang an sieben.

»Heute Nacht geht es weiter«, krächzte der Heisere.

Die übrigen sechs murmelten zustimmend.

Die sieben Little People und das Mädchen setzten sich im Kreis um die Puppe herum und arbeiteten weiter. Sie zogen die weißen Fäden aus der Luft und vergrößerten sie. Schweigend, fast ohne ein Wort, widmeten sie sich ihrer Arbeit. Durch die emsigen Bewegungen seiner Finger machte dem Mädchen auch die Kälte der Nacht nichts



mehr aus. Unmerklich verging die Zeit. Ihr wurde nie langweilig, und Müdigkeit verspürte sie auch nicht. Die Puppe wurde langsam, aber deutlich sichtbar größer.

»Wie groß machen wir sie denn«, fragte das Mädchen, als der Morgen sich näherte. Es hätte gern gewusst, ob sie die Arbeit während der zehn Tage, die es in dem Speicher eingesperrt war, vollenden würden.

»So groß wir können«, antwortete der mit der hohen Stimme.

»An einem gewissen Punkt bricht sie ganz von selbst auf«, sagte der Tenor.

»Und dann kommt etwas raus«, sagte der Bariton mit sonorer Stimme.

»Was denn«, fragte das Mädchen.

»Irgendetwas«, flüsterte der Leise.

»Etwas sehr Erfreuliches«, brummte der mit der tiefen Stimme.

»Hoho«, kam es von einem Zwischenrufer.

»Hoho«, sagten die übrigen sechs im Chor.

Im Stil des Romans schwang ein besonderer Ton mit. Als Aomame ihn bemerkte, verzog sie leicht das Gesicht. Die Geschichte hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Märchen. Unterschwellig war sie von einem unsichtbaren, aber breiten dunklen Strom durchzogen. Aomame konnte sein unheilvolles Rauschen durch die schnörkellose knappe Ausdrucksweise hindurch vernehmen. Es war etwas Düsteres darin, das auf das Herannahen einer Krankheit hindeutete, einer tödlichen Krankheit, die den Geist des Menschen lautlos von ganz innen her verzehrte. Und es war dieser Chor der sieben Little People, der die Krankheit

brachte. Zweifellos verbirgt sich darin etwas Ungesundes, dachte sie. Dennoch hörte Aomame auf irgendeine Weise etwas aus den Stimmen der Little People heraus, das ihr fast schicksalhaft vertraut, ja verwandt erschien.

Aomame schaute von ihrem Buch auf und erinnerte sich an das, was der Leader ihr vor seinem Tod über die Little People erzählt hatte.

»Schon seit Ewigkeiten leben wir mit ihnen zusammen. Seit der Dämmerung des menschlichen Bewusstseins, lange bevor es Gut und Böse gab.«

Aomame fuhr fort.

Die Little People und das Mädchen arbeiteten weiter. Nach mehreren Tagen hatte die Puppe aus Luft in etwa die Größe eines Hundes erreicht.

»Morgen ist meine Strafe zu Ende, und ich darf hier raus«, sagte das Mädchen zu den Little People, als der Morgen des neunten Tages dämmerte.

Die sieben Little People hörten schweigend zu.

»Dann werden wir nicht mehr zusammen an der Puppe aus Luft arbeiten können.«

»Das ist sehr schade«, sagte der Tenor. In seiner Stimme schwang echtes Bedauern mit.

»Du hast uns wirklich sehr geholfen«, sagte der Bariton.

»Aber die Puppe ist zum größten Teil fertig. Nur noch ein bisschen«, sagte der mit der hohen Stimme.

Die Little People stellten sich in einer Reihe auf und nahmen den Zustand der Puppe abschätzend in Augenschein.

»Nur noch ein bisschen«, wiederholte der Heisere, als würde er auf Seemannsart einen Shanty fortführen.

»Hoho«, machte ein Zwischenrufer.

»Hoho«, riefen die sechs übrigen im Chor.

Am Ende seiner zehntägigen Strafe kehrte das Mädchen in die Gemeinschaft zurück. Das von vielen Regeln bestimmte Leben in der Gruppe fing wieder an, und es hatte keine Zeit mehr für sich. Selbstverständlich konnte es auch nicht mehr mit den Little People an der Puppe aus Luft arbeiten. Jeden Abend vor dem Einschlafen stellte das Mädchen sich vor, wie die Little People im Kreis um die Puppe herumsaßen und sie vergrößerten. Es konnte an nichts anderes mehr denken. Es fühlte sich sogar an, als habe die Puppe aus Luft völlig von ihm Besitz ergriffen. Was sich wohl im Inneren der Puppe befand? Was würde herauskommen, wenn die Zeit reif war und die Puppe sich öffnete? Das Mädchen konnte es vor Neugier kaum aushalten. Es war unendlich schade, dass es das Schauspiel nicht mit eigenen Augen sehen konnte. Wo ich doch selbst beim Anfertigen der Puppe mitgeholfen habe, dachte es, müsste ich eigentlich dabei sein dürfen. Es überlegte ernsthaft, ob es nicht noch einen Verstoß begehen sollte, um wieder in den Speicher gesperrt zu werden. Doch selbst wenn es diese Mühe auf sich nahm, war nicht gesagt, dass die Little People noch einmal dort auftauchen würden. Man hatte die tote Ziege fortgebracht und irgendwo begraben. Das Licht der Sterne würde ihre Augen nicht mehr zum Leuchten bringen.

Nun wurde vom alltäglichen Leben des Mädchens in der Gemeinschaft erzählt, von ihrem geregelten Tagesablauf und den festen Pflichten. Wie es als ältestes Kind die jüngeren anleiten und sich um sie kümmern musste. Von den frugalen Mahlzeiten. Von den Geschichten, die die Eltern ihm vor dem Schlafengehen vorlasen. Von der

klassischen Musik, die es hörte, wenn es Zeit dazu fand. Von seinem Leben ohne Verunreinigungen.

Die Little People hielten Einzug in seine Träume. Sie konnten, wann immer es ihnen beliebte, in die Träume der Menschen eindringen. Die Puppe werde aufbrechen, sagten sie zu dem Mädchen, und ob es nicht Lust habe zu kommen, um zuzusehen. Es möge, damit niemand es sah, nach Sonnenuntergang mit einer Kerze in den Speicher kommen.

Das Mädchen konnte seine Neugier nicht bezwingen. Es verließ seine Bettstatt, nahm die Kerze, die es sich besorgt hatte, und schlich zum Speicher. Niemand war dort. Nur die Puppe aus Luft lag still auf dem Boden. Ihr Umfang war viel größer als damals, als das Mädchen sie das letzte Mal gesehen hatte. Ihre Gesamtlänge betrug ungefähr 1,30 oder 1,40 Meter. Ein schwaches Leuchten ging von ihr aus. Ihre Konturen waren sehr schön geschwungen, und in der Mitte befand sich eine hübsche Einbuchtung. Kein Vergleich zum Anfang, als sie noch klein war. Die Little People schienen seither fleißig gearbeitet zu haben. Die Puppe begann bereits aufzubrechen. Es war ein sauberer horizontaler Riss auf ihrem Kamm entstanden. Das Mädchen beugte sich vor und spähte in den Spalt.

Es entdeckte, dass das, was sich in der Puppe befand, es selbst war. Was dort nackt in der Puppe auf dem Rücken lag, war seine eigene Gestalt. Dieses andere Ich hielt die Augen geschlossen. Es schien nicht bei Bewusstsein zu sein. Auch atmete es nicht. Wie eine Puppe in der Puppe.

»Das ist deine Tochter – ›Daughter‹ sagen wir dazu«, sagte der Heisere. Und räusperte sich.

Als sie sich umwandte, standen plötzlich die sieben Little

People in einem Halbkreis um sie herum.

»Daughter«, wiederholte das Mädchen mechanisch.

»Und du wirst ›Mother‹ genannt«, brummte der mit der tiefen Stimme.

»Mother und Daughter«, sagte das Mädchen.

»Die Tochter fungiert als Vertreterin der Mutter«, piepste der mit der hohen Stimme.

»Ich bin zweigeteilt«, fragte das Mädchen.

»Nein«, sagte der Tenor. »So ist es nun auch wieder nicht. Du bist von Kopf bis Fuß ganz und gar du. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Die Tochter ist letztendlich nicht mehr als ein Schatten der Seele der Mutter. Und dieser Schatten hat Gestalt angenommen.«

»Wacht sie irgendwann auf?«

»Bald. Wenn die Zeit gekommen ist«, sagte der Bariton.

»Was macht diese Tochter als Schatten meiner Seele«, fragte das Mädchen.

»Sie spielt die Rolle eines Perceivers«, wisperte der Leise.

»Persiewa«, sagte das Mädchen.

»Jemand, der etwas wahrnimmt«, erklärte der Heisere.

»Ein Perceiver gibt das Wahrgenommene an den Receiver weiter«, sagte der mit der hohen Stimme.

»Die Daughter wird nämlich unser Durchgang«, sagte der Tenor.

»Anstelle der Ziege«, fragte das Mädchen.

»Die tote Ziege war nicht mehr als ein Provisorium«, sagte der mit der tiefen Stimme. »Um den Ort, an dem wir leben, mit diesem hier zu verbinden, brauchen wir eine lebende Daughter. Als Perceiver.«

»Was macht die Mother«, fragte das Mädchen.

»Sie bleibt in der Nähe der Daughter«, sagte der mit der hohen Stimme.

»Wann wacht die Daughter auf«, fragte das Mädchen.

»In zwei oder drei Tagen«, sagte der Tenor.

»Eins von beidem«, sagte der Leise.

»Du musst dich gut um die Daughter kümmern«, sagte der Bariton. »Denn sie ist ja deine Tochter.«

»Ohne die Fürsorge ihrer Mother ist sie unvollkommen. Sie lebt dann nicht lange«, sagte der mit der hohen Stimme.

»Und mit der Daughter verliert die Mother den Schatten ihrer Seele«, sagte der Tenor.

»Was wird aus ihr, wenn sie den Schatten ihrer Seele verloren hat«, fragte das Mädchen.

Die Little People tauschten Blicke. Keiner antwortete.

»Wenn die Daughter erwacht, werden zwei Monde am Himmel sein«, sagte der Heisere.

»Die beiden Monde reflektieren den Schatten der Seele.«

»Es werden zwei Monde sein«, wiederholte das Mädchen mechanisch die Worte.

»Das ist das Zeichen. Du musst den Himmel aufmerksam im Auge behalten«, flüsterte der Leise. »Sehr aufmerksam«, betonte er. »Und die Monde zählen.«

»Hoho«, tönte einer dazwischen.

»Hoho«, stimmten die übrigen sechs ein.

Das Mädchen floh.

Hier war etwas falsch, etwas stimmte nicht. Etwas lag gewaltig schief, ging wider die Natur. Das war dem Mädchen klar. Was die Little People wollten, wusste es

nicht. Aber der Anblick seiner eigenen Gestalt, eingebettet in die Puppe aus Luft, hatte es vor Grauen erschauern lassen. Mit einem lebendigen anderen Ich, das sich bewegte, konnte es nicht leben. Es musste fort von hier. Und das so schnell wie möglich. Solange die Daughter noch nicht erwacht war. Solange es noch keine zwei Monde gab.

In der Gemeinschaft war es verboten, Bargeld zu haben. Aber der Vater des Mädchens hatte ihm einen Zehntausend-Yen-Schein und einige Münzen gegeben. »Versteck das, sodass niemand es findet«, hatte er gesagt. Einen Zettel mit einem Namen, einer Adresse und einer Telefonnummer hatte er ihm auch gegeben. »Solltest du einmal von hier fliehen müssen, kaufst du von dem Geld eine Fahrkarte, steigst in den Zug und fährst zu der Adresse.«

Vielleicht hatte sein Vater mit der Möglichkeit gerechnet, dass in der Gemeinschaft eines Tages etwas Ungutes entstehen würde. Das Mädchen zögerte nicht. Handelte unverzüglich. Es hatte nicht einmal Zeit, von seinen Eltern Abschied zu nehmen.

Es holte die zehntausend Yen, das Kleingeld und den Zettel aus der Flasche, die es in der Erde vergraben hatte. In der Schule sagte es, ihm sei nicht wohl, man möge es den Sanitätsraum aufsuchen lassen. Das Mädchen verließ den Klassenraum und dann die Schule. Es stieg in den nächsten Bus und fuhr zum Bahnhof. Dort reichte es den Zehntausend-Yen-Schein über den Schalter, kaufte eine Fahrkarte nach Futamatao und nahm das Wechselgeld. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass es eine Fahrkarte kaufte, Wechselgeld entgegennahm und in einen Zug stieg. Doch sein Vater hatte ihm genau geschildert, was es zu tun hatte, und daran hielt es sich.

Wie auf dem Zettel stand, stieg das Mädchen am Bahnhof der Chuo-Linie in Futamatao aus und rief von einem öffentlichen Telefon die Nummer an, die der Vater ihm gegeben hatte. Der Mann, den es anrief, war ein guter Freund von ihm aus alten Tagen. Er malte Bilder im japanischen Stil. Er war etwa zehn Jahre älter als der Vater des Mädchens und lebte allein mit seiner Tochter in den Bergen bei Futamatao. Seine Frau war vor einer Weile gestorben. Die Tochter war ein Jahr jünger als das Mädchen und hieß Kurumi. Auf den Anruf des Mädchens kam er sofort zum Bahnhof und nahm den kleinen Flüchtling mit großer Wärme auf.

Am Tag nachdem es im Haus des Malers Zuflucht gefunden hatte, schaute das Mädchen aus dem Fenster seines Zimmers zum Himmel und entdeckte, dass ein weiterer Mond hinzugekommen war. In der Nähe des ihm vertrauten Mondes stand wie eine vertrocknete Bohne ein zweiter kleinerer Mond. Die Daughter ist erwacht, dachte das Mädchen. Der zweite reflektiert den Schatten der Seele. Sein Herz erbebte. Die Welt hatte einen Wandel vollzogen. Es würde etwas geschehen.

Das Mädchen hatte keine Nachricht von seinen Eltern. Vielleicht hatte man in der Gemeinschaft noch gar nichts von seiner Flucht bemerkt. Immerhin war das Abbild des Mädchens, die Daughter, zurückgeblieben. Äußerlich war sie sein Ebenbild, und gewöhnliche Leute konnten sie nicht voneinander unterscheiden. Aber seine Eltern würden natürlich erkennen, dass diese Daughter nicht das Mädchen selbst, sondern nur ein Abklatsch von ihm war. Und dass es aus der Gemeinschaft geflohen war und die Daughter als Ersatz zurückgelassen hatte. Es gab nur einen Ort, an den es gegangen sein konnte. Dennoch meldeten



seine Eltern sich nicht ein einziges Mal. Vielleicht sagten sie ihm durch diese stumme Botschaft, es solle fortbleiben.

Mal ging das Mädchen zur Schule, mal nicht. Diese neue Welt war so anders als die, in der das Mädchen aufgewachsen war. Die Regeln waren ganz anders, ebenso die Ziele und auch die Sprache, die verwendet wurde. So gelang es ihm nicht, Freundschaften zu schließen. Und sich an das Leben in der Schule zu gewöhnen.

Aber in der Mittelstufe freundete es sich mit einem Jungen an. Er hieß Toru. Toru war klein und dünn. Sein Gesicht war faltig wie bei einem Äffchen und seine Wirbelsäule ziemlich verkrümmt. Anscheinend war er in seiner frühen Kindheit schwer krank gewesen, er nahm auch nicht an anstrengenden Sportübungen teil. In den Pausen pflegte er sich von den anderen abzusondern und las allein in einem Buch. Auch er hatte keine Freunde. Er war zu klein und zu hässlich. In einer Mittagspause setzte das Mädchen sich neben ihn und sprach ihn an. Es fragte ihn, welches Buch er da lese. Und er las ihr laut daraus vor. Seine Stimme gefiel dem Mädchen. Sie war leise und ein wenig rau, aber sehr vernehmlich. Die Geschichten, die er mit dieser Stimme erzählte, bezauberten das Mädchen. Toru rezitierte Prosa so schön, als würde er Gedichte lesen. Von nun an verbrachte das Mädchen jede Mittagspause mit ihm. Und lauschte aufmerksam und reglos den Geschichten, die er ihm vorlas.

Doch bald ging Toru verloren. Die Little People nahmen ihn dem Mädchen weg.

Eines Nachts tauchte eine Puppe aus Luft in Torus Zimmer auf, die die Little People jede Nacht, wenn er schlief, vergrößerten. Dem Mädchen zeigten sie diese nächtlichen Szenen in seinen Träumen. Aber es konnte die

Little People nicht aufhalten. Bald war die Puppe groß genug und brach der Länge nach auf. Genau wie es in dem Speicher geschehen war. Drei große schwarze Schlangen waren darin verpuppt. Sie waren zu einem so dichten Knäuel miteinander verflochten, dass wohl niemand – nicht einmal die Schlangen selbst – imstande gewesen wäre, sie zu entwirren. Sie sahen aus wie ein schleimiger unendlicher Knoten mit drei Köpfen. Die drei Schlangen waren furchtbar zornig, weil sie sich nicht selbst befreien konnten. Sie wanden sich wie verrückt, aber je mehr sie sich wanden, desto schlimmer wurde ihre Lage. Die Little People zeigten sie dem Mädchen. Toru schlief nichtsahnend daneben. Nur das Mädchen konnte die Schlangen sehen.

Wenige Tage später erkrankte der Junge schwer und wurde in ein weit entferntes Sanatorium gebracht. Was Toru hatte, wurde nicht gesagt. Nur, dass er wohl nie mehr in die Schule zurückkehren würde. Das Mädchen hatte ihn verloren.

Es wusste, dass es sich um eine Botschaft der Little People handelte. Anscheinend konnten sie nicht direkt Hand an das Mädchen legen, weil es eine Mother war. Stattdessen nahmen sie sich jemanden aus seiner Umgebung vor und zerstörten ihn. Doch das ging nicht bei allen. Der Beweis dafür war, dass die Little People dem Vormund des Mädchens, dem Maler, und auch seiner Tochter Kurumi nichts anhaben konnten. Stattdessen schlugen sie an der schwächsten Stelle zu. Sie hatten die drei Schlangen in den Tiefen von Torus Bewusstsein gefunden und aufgeweckt. Die Vernichtung des Jungen war eine Warnung an das Mädchen, mit der sie versuchten, es zur Rückkehr zu dieser Daughter, oder was immer es war, zu bewegen. Was

geschehen ist, ist von Anfang an nur deine Schuld gewesen, lautete ihre Botschaft.

Das Mädchen war wieder allein. Es ging auch nicht mehr zur Schule. Seine Freundschaft würde andere nur in Gefahr bringen. Es wusste nun, was es bedeutete, unter der Herrschaft der beiden Monde zu leben.

Bald darauf beschloss das Mädchen, selbst eine Puppe aus Luft zu spinnen. Es besaß die Fähigkeit dazu. Die Little People hatten gesagt, sie kämen durch einen Gang von dort, wo sie lebten. Also musste es doch möglich sein, auf umgekehrtem Weg in ihre Welt zu gelangen. Dort könnte das Mädchen vielleicht das Geheimnis lüften, erfahren, welche Rolle es selbst spielte und was diese Mother-Daughter-Geschichte bedeutete. Womöglich wäre dann auch der verlorene Toru noch zu retten. Das Mädchen begann also an einem Durchgang zu arbeiten. Es besaß die Fähigkeit, die Fäden aus der Luft zu holen und eine Puppe daraus zu spinnen. Aber es brauchte Zeit dazu. Wenn es die hatte, würde es ihm gelingen.

Dennoch wusste es manchmal nicht weiter. Wurde von Verwirrung ergriffen. Ob ich wirklich die Mother bin? Nicht doch irgendwo mit der Daughter vertauscht wurde? Je mehr das Mädchen darüber nachdachte, desto weniger überzeugt war es. Wie konnte es feststellen, dass es wirklich es selbst war?

Die Geschichte endete symbolisch damit, dass das Mädchen die Tür zu dem Durchgang zu öffnen versuchte. Was hinter dieser Tür geschah, wurde nicht mehr geschildert. Vielleicht war es etwas, das sich noch nicht ereignet hatte.

Daughter, dachte Aomame. Auch der Leader hatte das

Wort verwendet, bevor er gestorben war. Um gegen die Little People vorzugehen, sei seine Tochter geflohen und habe ihre Daughter zurückgelassen. Wahrscheinlich war das wirklich passiert. Und Aomame war nicht die Einzige, die die beiden Monde sah.

Sie glaubte nun den Grund dafür zu kennen, dass dieser Roman so gut aufgenommen und so viel gelesen wurde. Auf einer gewissen Ebene tat natürlich auch der Umstand, dass die Autorin ein schönes siebzehnjähriges Mädchen war, seine Wirkung. Aber so etwas allein machte ein Buch nicht zum Bestseller. Unzweifelhaft war es die lebendige Dichte der Schilderung, die die Faszination dieses Romans ausmachte. Sie versetzte die Leser in die Lage, den Kosmos, in dem das Mädchen sich befand, ganz unmittelbar und frisch aus seinem Blickwinkel zu erleben. Die Geschichte handelte zwar von surrealen Erlebnissen in einer phantastischen Welt, rief jedoch natürliche Anteilnahme hervor. Wahrscheinlich weckte die Geschichte Empfindungen, die sich unterhalb der bewussten Ebene abspielten. Die Leser gerieten in den Sog dieser Empfindungen und verschlangen das Buch.

Zur literarischen Qualität hatte wahrscheinlich Tengo das meiste beigetragen, aber sie konnte nicht ewig hier sitzen und sie bewundern. Sie musste die Geschichte auf die Passagen hin lesen, in denen die Little People auftraten, denn für Aomame waren die Ereignisse äußerst real, für sie ging es um Leben und Tod. Der Text konnte eine Art Handbuch für sie werden, aus dem sie notwendige Erkenntnisse und das Know-how für ihr weiteres Vorgehen gewann. Sie musste die Bedeutung der Welt, in die sie verstrickt war, möglichst genau und konkret aus ihm herauslesen.

Die Puppe aus Luft war nicht, wie die Leute glaubten, das Produkt der überschäumenden Phantasie einer Siebzehnjährigen. Ungeachtet der geänderten Namen entsprach der größte Teil des Geschilderten einer unverfälschten Wirklichkeit, der dieses Mädchen persönlich entkommen war – davon war Aomame inzwischen überzeugt. Fukaeri hatte nur das, was sie erlebt hatte, möglichst exakt aufgezeichnet. Um der Welt das verborgene Geheimnis zu enthüllen. Um möglichst viele Menschen von der Existenz der Little People und ihrem Tun in Kenntnis zu setzen.

Die Daughter, die das Mädchen zurückgelassen hatte, war wahrscheinlich zu einem Durchgang für die Little People geworden und hatte sie zu seinem Vater, dem Leader, geführt. Darauf hatten sie diesen Mann in einen Receiver, also Empfänger, verwandelt und die nun überflüssige Gruppe Akebono in die blutige Selbstvernichtung getrieben, um anschließend die übrig gebliebenen Vorreiter in eine smarte, extreme und exklusive religiöse Sekte zu transformieren – ein für die Little People sicherlich höchst angenehmes und günstiges Umfeld.

Ob Fukaeris Daughter ohne sie überleben würde? Den Little People zufolge sei das über längere Zeit kaum möglich.

Nach Fukaeris Flucht hatten die Little People wahrscheinlich mit der gleichen Methode weitere Daughters innerhalb der Vorreiter geschaffen. Vermutlich war es ihr Ziel, die Passage, durch die sie kommen und gehen konnten, zu verbreitern und zu stabilisieren. Wie man eine Straße durch neue Fahrspuren erweitert. Auf diese Weise hatten die Little People mehrere Perceiver (»wahrnehmende Wesen«) zur Verfügung, die zugleich als

eine Art Priesterinnen dienten. Auch Tsubasa war eine davon. Wenn man in Betracht zog, dass es nicht die Mothers waren, sondern die Daughters, die sexuell mit dem Leader verkehrten, erklärte sich auch dessen Formulierung »mehrdeutig«. Auch dass Tsubasas Blick so leer und ohne Tiefe war, dass sie kaum den Mund aufmachte, ergab nun einen Sinn. Warum und wie die Daughter Tsubasa aus der Sekte geflüchtet war, entzog sich Aomames Vorstellung. Wie dem auch sei, vermutlich war sie in ihre Puppe aus Luft gesteckt und von der Mother zurückgeholt worden. Die blutige Ermordung der Hündin war eine Warnung der Little People gewesen. Ebenso wie die Erkrankung Torus.

Die Daughters waren begierig, ein Kind vom Leader zu empfangen, hatten aber in Wirklichkeit überhaupt keine Periode. Dennoch bemühten sie sich ihm zufolge heftig um eine Empfängnis. Warum nur?

Aomame schüttelte den Kopf. Es gab so vieles, das sie noch nicht verstand.

Am liebsten hätte Aomame diese Dinge sofort mit der alten Dame besprochen. Ihr erzählt, dass der Mann vielleicht nur die Schatten der Mädchen vergewaltigt hatte und es womöglich gar nicht nötig gewesen wäre, ihn zu töten.

Natürlich würde die alte Dame ihr nicht so leicht Glauben schenken. Aomame kannte sie. Sie – nein, überhaupt jeder, der bei Verstand war – würde abwinken, wenn man ihm Puppen aus Luft, Daughters, Mothers und Little People als Tatsachen präsentierte. Für jemanden mit gesundem Menschenverstand wären das erfundene Geschichten aus einem Roman. Ebenso unglaublich wie die böse Herzkönigin und das Kaninchen mit der Uhr in Alice im Wunderland.

Aber Aomame sah die beiden Monde, den neuen und den alten, wirklich am Himmel. Lebte wirklich in ihrem Schein. Spürte die veränderte Anziehungskraft auf ihrer Haut. Mit eigenen Händen hatte sie diesen Menschen, den sie »Leader« nannten, in dem dunklen Hotelzimmer getötet. Und noch immer haftete ihnen das unheilvolle Gefühl an, das sie empfunden hatte, als sie ihm die spitze Nadel ins Fleisch trieb. Allein der Gedanke rief immer wieder heftige Gänsehaut bei ihr hervor. Außerdem hatte sie kurz zuvor mit eigenen Augen gesehen, wie der Mann die schwere Tischuhr mindestens fünf Zentimeter über der Truhe schweben ließ. Das war keine Halluzination gewesen und auch kein Trick. Es waren nackte, kalte Tatsachen, die sie akzeptieren musste.

Faktisch beherrschten die Little People durch ihre Machenschaften die Gemeinschaft der Vorreiter. Aomame begriff nicht, was sie letztendlich dadurch anstrebten. Vielleicht die Überwindung von Gut und Böse? Die Heldin in Die Puppe aus Luft hatte sie aber doch unmittelbar als etwas Unrichtiges erkannt und von sich aus einen Gegenangriff gestartet. Sie ließ ihre Daughter zurück und floh aus der Gemeinschaft, um, mit den Worten des Leaders, einen Impuls gegen die Little People auszulösen und so das Gleichgewicht der Welt zu erhalten. Sie wollte die Passage der Little People zurückverfolgen und an ihren Ursprung vordringen. Der Roman sollte ihr als Transportmittel dienen. Tengo wurde ihr Verbündeter und half ihr dabei, es in Gang zu setzen. Vermutlich hatte er damals die Bedeutung dessen, was er tat, selbst nicht begriffen. Wahrscheinlich begriff er sie nicht einmal jetzt.

Wie dem auch sei, die Geschichte von der Puppe aus Luft war der große Schlüssel.

Mit dieser Geschichte hatte alles angefangen.

Doch wo um alles in der Welt passe ich, Aomame, in die Geschichte hinein? In dem Moment, als ich bei dem Stau die Nottreppe von der Stadtautobahn hinuntergestiegen bin und dabei die Sinfonietta von Janáček gehört habe, wurde ich in die Welt, in der zwei Monde, ein großer und ein kleiner, am Himmel stehen, wurde ich in dieses rätselhafte Jahr 1Q84 hineingesogen. Aber was bedeutet das?

Aomame schloss die Augen und dachte scharf nach.

Vielleicht war sie durch den »Anti-Little-People-Impuls« in den Durchgang gesogen worden, den Fukaeri und Tengo geschaffen hatten. Und war so auf diese Seite transportiert worden. Anders konnte sie es sich nicht vorstellen. Und ihre Rolle in dieser Geschichte war keineswegs klein. Nein, man konnte sogar sagen, dass auch sie eine Schlüsselfigur war.

Aomame blickte um sich. Das heißt, dachte sie, ich befinde mich jetzt mitten in der Geschichte, die Tengo in Gang gesetzt hat. In gewissem Sinn bin ich in ihm, sozusagen in seinem Tempel. Das spürte sie.

Vor längerer Zeit hatte sie einmal einen Science-Fiction-Film im Fernsehen gesehen. Den Titel hatte sie vergessen. Jedenfalls wurde darin eine komplizierte chirurgische Operation vorgenommen, durch die auf mikroskopische Größe verkleinerte Wissenschaftler an Bord eines (ebenso verkleinerten) U-Boot-artigen Gefährts durch die Adern eines Patienten in dessen Gehirn vordringen konnten. Ihre Situation war ähnlich. Sie stellte sich vor, wie sie in Tengos Adern durch seinen Körper kreiste. In ständigem Kampf gegen angreifende weiße Blutkörperchen, die den



Eindringling (also sie) abzustößen trachteten, bewegte sie sich auf den Krankheitsherd – die Wurzel allen Übels – zu. Durch die Beseitigung des Leaders in jenem Hotelzimmer hatte sie diese Wurzel vielleicht erfolgreich »eliminiert«.

Aomame erwärmte sich für diese Vorstellung. Ich habe meine Mission erfüllt, dachte sie. So schwierig sie war. Ich hatte die ganze Zeit Angst. Inmitten von Donnergrollen habe ich meinen Auftrag cool und tadellos erledigt. Wahrscheinlich vor Tengos Augen. Sie dachte mit Stolz daran.

Wenn sie bei dem Bild der Reise durch die Blutbahn blieb, würde der Körper sie bald als Abfallprodukt, dessen Aufgabe beendet war, ausscheiden. Das war das Gesetz, nach dem ein Organismus funktionierte. Diesem Schicksal konnte sie nicht entkommen. Aber was macht das schon aus?, dachte Aomame. Ich bin in Tengo. Seine Wärme umgibt mich, sein Pulsschlag lenkt mich. Sein Denken und seine Regeln leiten mich. Und vielleicht sogar sein Stil. Es ist wunderbar, auf diese Weise ein Teil von ihm zu sein.

Auf dem Boden sitzend, schloss Aomame die Augen. Sie hielt sich das Buch an die Nase und atmete den Geruch von Papier und Druckerschwärze ein. Ruhig überließ sie sich dem sie umgebenden Fluss. Sie lauschte auf Tengos Herzschlag.

Das ist das Königreich, dachte sie.

Ich bin bereit zu sterben. Jederzeit.

## KAPITEL 20

Tengo

Das Walross und der verrückte Hutmacher

Kein Zweifel. Dort waren zwei Monde.

Der eine war der, den es schon immer gegeben hatte, der andere war viel kleiner und grünlich. Er war unregelmäßiger geformt als der ursprüngliche Mond und bei weitem nicht so hell. Er wirkte wie ein unerwünschtes hässliches Kind, das entfernte arme Verwandte jemandem durch die Macht irgendwelcher Umstände aufgedrängt hatten. Er war weder Einbildung noch eine optische Täuschung, sondern ein echtes Gestirn mit Substanz und festen Konturen. Kein Flugzeug, kein Luftschiff und auch kein Satellit. Auch kein Mond aus Pappe, den irgendjemand zum Spaß aufgehängt hatte. Er war ohne jeden Zweifel ein Stück Fels, der stumm und unerschütterlich seine Position am nächtlichen Himmel einnahm und diesen Platz so entschieden wahrte wie ein vom Schicksal verliehenes Muttermal oder ein nach reiflicher Überlegung gesetzter Punkt.

Lange, fast herausfordernd, betrachtete Tengo den neuen Mond. Ohne den Blick abzuwenden. Kaum, dass er blinzelte. Doch er konnte starren, wie er wollte, der Mond, der sich so unendlich schweigsam mit seinem harten Herzen aus Stein dort am Himmel niedergelassen hatte, rührte sich nicht.

Tengo löste die zur Faust geballte Rechte und schüttelte beinahe unbewusst ein wenig den Kopf. Es ist genau wie in Die Puppe aus Luft, dachte er. Eine Welt mit zwei Monden. Mit der Daughter ist ein zweiter Mond entstanden.

»Das ist das Zeichen. Du musst den Himmel aufmerksam im Auge behalten«, sagen die Little People zu dem Mädchen.

Er selbst hatte diesen Satz geschrieben. Und auf Komatsus Anraten den neuen Mond so detailliert und anschaulich wie möglich geschildert. Er hatte sogar besondere Mühe auf diese Passage verwandt. Und nun entsprach die Gestalt des neuen Mondes genau der, die er selbst erdacht hatte.

»Sieh es doch mal so«, hatte Komatsu gesagt. »Die Leser kennen den Himmel mit einem Mond. Verstehst du? Aber einen Himmel mit zwei Monden hat wohl noch keiner gesehen. Und wenn in einem Roman etwas vorkommt, das die Leser noch nie gesehen haben, brauchen sie in der Regel eine möglichst detaillierte und anschauliche Schilderung.«

Ein wichtiger Hinweis.

Mit einem Blick zum Himmel schüttelte Tengo abermals den Kopf. Dieser neue Mond hatte genau die Größe und Gestalt, die Tengo ihm in seiner Phantasie gegeben hatte. Er war das absolute Ebenbild seines literarischen Kollegen.

Das ist unmöglich, dachte Tengo. Was ist das für eine Realität, die eine Metapher imitiert? »Völlig unmöglich«, sagte er nun laut. Seine Stimme klang etwas krächzend. Er war viel gelaufen, und seine Kehle war rau und trocken. Es war in jeder Hinsicht unmöglich. Er ist Fiktion. Er gehörte in eine Welt, die nicht real war. In die Welt der phantastischen Geschichte, die Fukaeri Professor Ebisunos Tochter Azami abends erzählt hatte und die Tengo später für sie ausgestaltet hatte.

Hieß das – fragte er sich –, dass er sich in der Welt des Romans befand? War er durch irgendeinen Einfluss aus der Realität hinauskatapultiert worden und in die Welt geraten, in der Die Puppe aus Luft spielte? Wie Alice, als sie in den

Kaninchenbau fiel? Oder hatte die Realität sich der Welt von Die Puppe aus Luft angepasst? Und existierte die ursprüngliche Welt – die ihm vertraute Welt mit nur einem Mond – nun nirgends mehr? Hatte die Macht der Little People in irgendeiner Form etwas damit zu tun?

Auf der Suche nach einer Antwort schaute er sich um. Doch sein Blick fiel nur auf eine ganz alltägliche Szenerie. Ein großstädtisches Wohnviertel, an dem aber auch rein gar nichts Merkwürdiges oder Außergewöhnliches zu entdecken war. Hier gab es weder eine böse Herzkönigin noch ein Walross noch einen verrückten Hutmacher. Nur den verlassenen Sandkasten, die Schaukel, die ihr anorganisches Licht verströmende Quecksilberlaterne, die Äste des Keyakibaums, die verschlossene Toilette, das neue fünfstöckige Wohnhaus (in dem nur vier Wohnungen beleuchtet waren), einen Schaukasten für städtische Mitteilungen, einen roten Coca-Cola-Automat, einen falsch geparkten grünen VW Golf – ein älteres Modell übrigens –, Elektromasten und -leitungen und in der Ferne ein Neonschild in grellen Farben. Die üblichen Geräusche, die übliche Beleuchtung. Seit sieben Jahren lebte Tengo nun im Stadtteil Koenji. Nicht einmal, weil es ihm hier besonders gefiel. Er hatte durch Zufall eine Wohnung in einem preiswerten Mietshaus nicht weit vom Bahnhof gefunden. Weil sie verkehrsgünstig lag und ein Umzug ihm zu lästig gewesen wäre, war er einfach hier wohnen geblieben. Inzwischen kannte er die Gegend ziemlich genau. Es wäre ihm sofort aufgefallen, wenn sich irgendwo etwas verändert hätte.

Wann war dieser Mond hinzugekommen? Tengo fühlte sich außerstande, dies zu beurteilen. Vielleicht gab es schon seit Jahren zwei Monde, und er hatte es nur nicht

bemerkt. Er hatte schon so vieles verpasst, weil er nie richtig Zeitung las und auch nicht fernsah. Es gab unzählige Dinge, die jeder außer ihm wusste. Oder vor kurzem war irgendetwas passiert, sodass es plötzlich zwei Monde gab. Er hätte gern jemanden gefragt: Entschuldigen Sie die sonderbare Frage, aber seit wann gibt es denn zwei Monde? Wissen Sie das vielleicht? Aber es war niemand in der Nähe. Nicht einmal eine Katze war zu sehen.

Doch, da war jemand. Jemand schlug ganz in der Nähe mit einem Hammer Nägel in die Wand. Klopfklopfklopf ertönte es ununterbrochen. Sowohl die Wand als auch der Nagel mussten ziemlich hart sein. Aber wer um alles in der Welt schlug um diese Zeit Nägel ein? Tengo blickte sich verwundert um, konnte aber nirgends eine entsprechende Wand entdecken. Und auch niemanden, der die Nägel einschlug.

Einen Moment später begriff er, dass das Hämmern sein Herzschlag war. Er hatte einen Adrenalinstoß bekommen, und sein Herz pumpte nun hastig und mit ohrenbetäubendem Lärm große Mengen Blut durch seinen Körper.

Der Anblick der zwei Monde musste ihn hervorgerufen haben. Tengos Nervensystem geriet aus dem Gleichgewicht, und ihm wurde schwindlig. Er ließ sich auf die Plattform der Rutschbahn herunter, lehnte sich im Sitzen gegen die Stangen und wartete mit geschlossenen Augen darauf, dass der Schwindel vorüberging. Es fühlte sich an, als hätte sich die Erdanziehungskraft um ihn herum leicht verändert. Irgendwo drückte die Flut, und irgendwo herrschte der Sog der Ebbe. Und die Menschen taumelten hilflos zwischen insane und lunatic hin und her.

Das Schwindelgefühl erinnerte Tengo daran, dass ihn die

Vision von seiner Mutter im weißen Unterkleid schon ewig nicht mehr heimgesucht hatte. Schon länger hatte er nicht mehr gesehen, wie sie den jungen Mann an ihrer Brust saugen ließ und er als Baby daneben lag. So viele Jahre hatte ihn dieses Bild gepeinigt, und nun hatte er es fast vergessen. Wann hatte er die Vision das letzte Mal gehabt? Er wusste es nicht einmal mehr. Vielleicht um die Zeit, als er anfang, an seinem neuen Roman zu schreiben? Aus irgendeinem Grund schien der Geist seiner Mutter damals an eine Grenze gestoßen zu sein und hielt sich nun nicht mehr in seiner Umgebung auf.

Stattdessen saß er jetzt auf einer Rutsche auf einem Spielplatz in Koenji und sah zwei Monde am Himmel. Wie dunkles, allmählich vordringendes Wasser kreiste eine neue unbegreifliche Welt ihn ein. Vielleicht hatte ein neues Problem das frühere verdrängt, und das altvertraute Rätsel war durch ein unbekanntes, frisches ersetzt worden. Vermutete Tengo. Nicht dass er das sonderlich ironisch fand. Doch regte sich in ihm auch nicht der Wunsch, Einspruch zu erheben. Was blieb ihm schon anderes übrig, als diese neue Welt, wie sie auch entstanden sein mochte, schweigend hinzunehmen? Er konnte sich nicht vorstellen, dass er eine Wahl hatte. Auch in seiner früheren Welt hatte er nie eine Wahl gehabt. Es war genau das Gleiche. Und vor allem, dachte Tengo, an wen sollte man seinen Einspruch überhaupt richten, selbst wenn man einen erheben wollte?

Sein Herz schlug weiter in diesem trockenen, harten Ton. Wenigstens ließ das Schwindelgefühl allmählich nach. Das Hämmern seines Herzens im Ohr, legte Tengo den Kopf an das Geländer der Rutschbahn und sah hinauf zu den beiden Monden am Himmel über Koenji. Ein bizarrer Anblick. Eine neue Welt mit einem neuen zusätzlichen Mond. Alles

war ungewiss und so unendlich vieldeutig. Aber eins ist gewiss, dachte Tengo. Ganz gleich, was von nun an mit mir geschieht, an den Anblick von zwei Monden am Himmel werde ich mich wohl nie gewöhnen. Bis in alle Ewigkeit nicht.

Tengo fragte sich, welches geheime Abkommen Aomame damals mit dem Mond geschlossen haben mochte. Dabei dachte er an den durch und durch ernsten Blick, mit dem sie den weißen Mond am Nachmittagshimmel betrachtet hatte. Was nur hatte sie dem Mond damals angeboten?

Und was soll jetzt aus mir werden?

Das hatte er sich schon als Zehnjähriger die ganze Zeit gefragt, während Aomame seine Hand drückte. Ein furchtsamer Junge, der vor einem großen Tor stand. Heute wie damals. Die gleiche Unsicherheit, die gleiche Furcht, das gleiche Zittern. Und sogar der Mond stand am Himmel. Nur dass es jetzt zwei waren.

Wo konnte Aomame sein?

Noch einmal sah Tengo sich um. Doch was er zu entdecken hoffte, war nirgends zu sehen. Er spreizte seine linke Hand vor dem Gesicht, aber auf ihrer Innenseite verliefen nur die vertrauten Linien. Im bleichen Licht der Straßenlaterne wirkten sie wie Reste von Wasserläufen auf dem Mars und sagten ihm gar nichts. Mehr, als dass er seit seinem zehnten Lebensjahr einen langen Weg zurückgelegt hatte, konnte er an seinen großen Händen nicht ablesen. Bis zu dieser Rutsche auf dem kleinen Spielplatz in Koenji. Über dem zwei Monde schienen.

Wo kann sie nur sein?, fragte Tengo sich abermals. Wo könnte sie sich versteckt halten?

»Sie ist vielleicht ganz in der Nähe«, hatte Fukaeri gesagt.

»Sie könnten zu Fuß zu ihr gehen.«

Ob Aomame, wo sie sich doch ganz in der Nähe aufhielt, die beiden Monde auch sah?

Auf jeden Fall, dachte Tengo. Natürlich war diese Annahme völlig unbegründet, doch seltsamerweise war er fest davon überzeugt. Er zweifelte nicht daran, dass sie sah, was er sah. Immer wieder schlug Tengo mit seiner geballten Linken auf den Boden der Plattform. Bis seine Faust schmerzte.

Also müssen wir uns begegnen, dachte Tengo. Irgendwo hier in der Nähe, in Gehweite. Aomame wird von jemandem gejagt und versteckt sich, wie eine verletzte Katze. Und die Zeit, die ich habe, um sie zu finden, ist begrenzt.

Aber Tengo hatte nicht die geringste Ahnung, wo er suchen sollte.

»Hoho«, machte der Zwischenrufer.

»Hoho«, stimmten die übrigen sechs ein.

## KAPITEL 21

Aomame

Was soll ich nur tun?

An diesem Abend ging Aomame mit ihrem grauen Trainingstrikot bekleidet und in Hausschuhen auf den Balkon, um die Monde zu sehen. In der Hand hielt sie eine Tasse Kakao. Sie hatte schon ewig keine Lust mehr auf Kakao gehabt. Aber als sie im Küchenschrank eine Dose Van Houten entdeckte, bekam sie Appetit darauf. Am wolkenlosen südwestlichen Himmel schienen klar und



deutlich die beiden Monde. Der große und der kleine. Anstatt eines Seufzers gab Aomame ein leises Knurren von sich. Aus einer Puppe aus Luft wurde eine Daughter geboren, und aus einem Mond wurden zwei. 1984 hatte sich in 1Q84 gewandelt. Die alte Welt war verschwunden, und sie konnte nicht mehr dorthin zurückkehren.

Aomame setzte sich auf den Gartenstuhl, den man ihr auf den Balkon gestellt hatte, und während sie an ihrem heißen Kakao nippte und die beiden Monde betrachtete, versuchte sie sich an ihre alte Welt zu erinnern. Aber das Einzige, was ihr im Augenblick einfiel, war der Gummibaum in ihrer früheren Wohnung. Wo er jetzt wohl war? Ob Tamaru sich, wie versprochen, seiner angenommen hatte? Bestimmt. Keine Sorge, beruhigte sie sich. Tamaru ist ein Mann, der seine Versprechen hält. Vielleicht bringt er dich ohne Zögern eiskalt um, wenn es nötig ist, aber dennoch würde er sich bis in alle Ewigkeit um den Gummibaum kümmern, den du ihm vererbt hast.

Doch warum machte sie sich derartige Sorgen um diesen Gummibaum?

Bis sie ihn in ihrer alten Wohnung zurückgelassen hatte, hatte sie nie einen Gedanken an ihn verschwendet. Es war ein wirklich schäbiger Baum. Er war farb- und glanzlos und sah völlig ungesund aus. Er sollte als Sonderangebot 1800 Yen kosten, aber als sie mit ihm an die Kasse kam, setzte die Kassiererin ihn ungebeten noch einmal auf 1500 Yen herunter. Mit etwas Feilschen hätte sie ihn wahrscheinlich noch billiger bekommen. Bestimmt war er ein permanenter Ladenhüter. Als sie mit dem Kübel im Arm nach Hause ging, bereute sie es schon, das Ding so spontan gekauft zu haben. Er sah erbärmlich aus, war sperrig zu tragen und zu allem Überfluss auch noch lebendig.

Es war das erste Mal, dass sie etwas Lebendiges hatte. Noch nie hatte sie ein Haustier oder eine Pflanze gekauft, geschenkt bekommen oder auch nur zufällig gefunden. Dieser Gummibaum war ihre erste Erfahrung mit etwas Lebendigem.

Als sie im Salon der alten Dame die kleinen roten Goldfische sah, die diese auf dem Schreinfest für Tsubasa gekauft hatte, hatte sich der Wunsch nach einem Goldfisch in ihr geregt. Er war so mächtig geworden, dass sie kaum die Augen von den Fischen lassen konnte. Weshalb hatte sie plötzlich so stark empfunden? Vielleicht, weil sie Tsubasa beneidete? Noch nie hatte jemand Aomame abends auf ein Schreinfest mitgenommen, geschweige denn ihr dort etwas gekauft. Ihre Eltern, die eifrigen und bibeltreuen Zeugen Jehovas, verachteten und mieden alle weltlichen Festlichkeiten.

Also hatte Aomame einen Discounter in der Nähe des Bahnhofs Jiyugaoka aufgesucht, um sich einen Goldfisch und ein Goldfischglas zu kaufen. Wenn ihr niemand etwas kaufte, blieb ihr eben nichts anderes übrig, als es selbst zu tun. Es reicht, dachte sie. Ich bin dreißig Jahre alt und lebe allein. Mein Bankschließfach ist voller Geldbündel, dick und hart wie Backsteine. Ich brauche niemanden zu fragen, wenn ich mir einen Goldfisch kaufe.

Aber als sie in die Tierabteilung kam und die echten Goldfische sah, deren Flossen sich zart flatternd wie Spitzenborten im Wasser des Aquariums bewegten, war sie außerstande, einen davon zu kaufen. So ein Goldfisch war winzig, nur ein alberner Fisch, ohne Bewusstsein und ohne Fähigkeit zur Reflexion, dennoch war er ein vollkommener lebendiger Organismus. Es kam Aomame unpassend vor, dieses Leben käuflich zu erwerben und zu ihrem

persönlichen Besitz zu machen. Die Goldfische erinnerten sie an sich selbst in ihrer Kindheit. Hilfloze Wesen, die in ein enges Glas eingesperrt waren und nicht entkommen konnten. Die Goldfische wirkten allerdings nicht, als machte ihnen das im Mindesten etwas aus. Wahrscheinlich war es ihnen tatsächlich egal, und sie hegten gar nicht den Wunsch, sich woandershin zu begeben. Doch Aomame hatte das damals unbedingt gewollt.

Die Goldfische im Salon der alten Dame hatten keine derartigen Gefühle in ihr ausgelöst. Anmutig und fröhlich waren sie in ihrem Glas herumgeschwommen, in dessen Wasser sich die Strahlen des sommerlichen Lichts brachen. Die Vorstellung, mit einem Goldfisch zusammenzuleben, war Aomame wundervoll erschienen. Doch die Goldfische in der Zooabteilung des Billigkaufhauses am Bahnhof übten eine stark beklemmende Wirkung auf sie aus. Nachdem sie die Fischlein in dem Aquarium eine Weile betrachtet hatte, presste sie die Lippen fest aufeinander. Es geht nicht, dachte sie. Ich kann auf keinen Fall einen Goldfisch halten.

Damals war ihr Blick auf den Gummibaum in der hintersten Ecke des Ladens gefallen. Man hatte ihn an einen unauffälligen Platz geräumt, und dort kauerte er nun wie ein ausgesetztes Waisenkind. Zumindest sah es in Aomames Augen so aus. Obwohl er so unscheinbar war und es ihm an Symmetrie fehlte, kaufte sie ihn, ohne richtig darüber nachzudenken. Nicht weil er ihr gefiel. Sie konnte einfach nicht anders. Und tatsächlich würdigte sie ihn, nachdem sie ihn in ihrer Wohnung aufgestellt hatte, kaum eines Blickes, außer wenn sie ihm hin und wieder Wasser gab.

Doch nun, wo sie ihn zurückgelassen hatte und wusste, dass sie ihn nie wiedersehen würde, konnte Aomame nicht

umhin, sich um ihn zu sorgen. Sie verzog ihr Gesicht, wie so häufig, wenn sie verstört war und nicht herausschreien wollte. Ihre Züge verzerrten sich bis zum Extrem, sodass ihr Gesicht sich in das eines anderen Menschen verwandelte. Erst nachdem sie ihre Gesichtsmuskeln in sämtliche Richtungen zu allen möglichen Grimassen verzerrt hatte, entspannten sich ihre Züge, und sie sah aus wie immer.

Warum machte sie nur ein solches Gewese um diesen Gummibaum?

Tamaru behandelt den Gummibaum bestimmt gut, dachte Aomame. Bestimmt viel besser und fürsorglicher als ich. Schließlich ist er – im Gegensatz zu mir – daran gewöhnt, sich um lebendige Wesen zu kümmern und liebevoll mit ihnen umzugehen. Den Hund hat er wie sein eigenes Fleisch und Blut behandelt. Selbst für die Pflanzen in der Weidenvilla hat er ein Herz. Sobald er etwas Zeit hat, geht er durch den Garten, um sie gründlich in Augenschein zu nehmen. Und im Waisenhaus hat er diesen armen dusseligen Jungen unter seine Fittiche genommen und beschützt. Unter Einsatz seines Lebens. Ich könnte so etwas nie. Mir fehlen die Reserven, um Verantwortung für andere Menschen zu übernehmen. Die Last meines eigenen Lebens und meiner Einsamkeit zu tragen kostet mich schon meine ganze Kraft.

Das Wort Einsamkeit erinnerte Aomame an Ayumi.

Irgendein Mann hatte sie in einem Love-Hotel mit ihren eigenen Handschellen ans Bett gefesselt, brutal vergewaltigt und mit dem Gürtel eines Bademantels erwürgt. Soweit Aomame wusste, war der Täter noch nicht gefasst worden. Obwohl Ayumi eine Familie und Kollegen gehabt hatte, war sie einsam gewesen. So einsam, dass sie auf diese grausame Weise hatte sterben müssen. Und ich,

dachte Aomame, habe ihr nicht geben können, was sie sich von mir erhoffte. Aber ich hatte ein Geheimnis und musste für mich bleiben. Ich konnte es doch auf keinen Fall mit ihr teilen. Warum musste Ayumi sich ausgerechnet mich als Herzensfreundin aussuchen? Als gäbe es nicht massenhaft andere Leute auf dieser Welt.

Als sie die Augen schloss, tauchte der Gummibaum, den sie in ihrer leeren Wohnung zurückgelassen hatte, vor ihr auf.

WARUM MACHTE SIE NUR EIN SOLCHES GEWESE UM DIESEN GUMMIBAUM?

Aomame begann zu weinen. Was ist nur los mit mir?, dachte sie mit leichtem Kopfschütteln. Ich heule neuerdings zu viel. Und auch noch wegen diesem blöden Gummibaum. Aber sie konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. Sie schluchzte, dass ihre Schultern bebten. Nichts ist mir geblieben. Nicht einmal ein schäbiger Gummibaum. Alles, was mir etwas wert ist, verschwindet. Alle verlassen mich. Nur die Erinnerung an Tengo ist mir noch geblieben.

Ich muss aufhören zu weinen, sagte sie sich. Ich bin jetzt in Tengos Innerem. Wie dieses »Mikro-Selbstmordkommando« von Wissenschaftlern – genau, das war der japanische Titel dieses Films über die phantastische Reise durch den Körper eines Menschen. Dass der Titel des Films ihr wieder eingefallen war, richtete Aomame seelisch etwas auf. Sie hörte auf zu weinen. Sie konnte weinen, soviel sie wollte, es würde nichts helfen. Sie musste wieder die kaltblütige, harte Aomame werden.

Aber wer verlangte das eigentlich von ihr?

Ich, sagte sie.

Und sah sich um. Am Himmel standen die beiden Monde.

»Das ist das Zeichen. Du musst den Himmel aufmerksam im Auge behalten«, hatte einer der Little People gesagt. Der mit der leisen Stimme war es gewesen.

»Hoho«, sagte der Zwischenrufer.

Plötzlich bemerkte sie ihn. Sah, dass sie nicht der einzige Mensch war, der in diesem Moment zu den Monden hinaufschaute. Auf dem Spielplatz auf der anderen Seite der Straße war ein junger Mann. Er saß oben auf der Rutsche und starrte in die gleiche Richtung wie sie. Der Mann sieht zwei Monde, genau wie ich. Das war Aomame sofort klar. Ohne jeden Zweifel. Er sieht das Gleiche wie ich, dachte sie. Er kann sie sehen. Diese Welt hat tatsächlich zwei Monde. Aber wenn es stimmt, was der Leader gesagt hat, können nicht alle sie sehen.

Aber dass der große junge Mann dort auf der Rutschbahn die beiden Monde sah, war unverkennbar. Darauf wäre sie jede Wette eingegangen. Sie wusste es ganz genau. Er sah einen großen gelben Mond und einen kleinen grünen, der wie mit Moos überwachsen wirkte und asymmetrisch war. Und er schien zu überlegen, was diese beiden nebeneinanderstehenden Monde zu bedeuten hatten. Ob dieser Mann auch eine der Personen war, die unfreiwillig in die neue Welt des Jahres 1Q84 hinübergedriftet waren? Vielleicht war er verwundert und verstand nicht, was all das bedeutete. Ganz sicher war es so. Deshalb war er an diesem Abend auf die Rutsche im Park geklettert, um ganz für sich die beiden Monde zu betrachten. Um ausführlich über verschiedene Möglichkeiten nachzudenken und Hypothesen anzustellen.

Aber vielleicht täuschte sie sich auch, und der Mann war

womöglich ein von den Vorreitern geschickter Verfolger, der auf seiner Jagd nach ihr bis hierher gelangt war.

Aomames Herz begann zu rasen, und in ihren Ohren entstand ein hoher Pfeifton. Unwillkürlich tastete sie mit ihrer rechten Hand nach der Pistole in ihrem Hosenbund und umklammerte mit aller Kraft den harten Griff.

Doch bei näherem Hinsehen besaß der Mann nicht die energische und nachdrückliche Ausstrahlung für so etwas. Auch vermittelte er überhaupt keinen gewalttätigen Eindruck, wie er, so ganz allein oben auf der Rutschbahn hockend, den Kopf an das Geländer gelehnt, zu den beiden Monden hinauf sah. Offenbar gab er sich ausgedehnten Reflexionen hin. Von ihrem Balkonstuhl spähte Aomame durch den Spalt zwischen dem Metallgeländer und der Blende aus undurchsichtigem Plastik auf den Mann hinunter. Er hätte sie nicht sehen können, selbst wenn er in ihre Richtung geblickt hätte. Außerdem war der Mann so in seine Betrachtung des Himmels versunken, dass er wahrscheinlich nie auf die Idee gekommen wäre, dass auch er beobachtet wurde.

Aomame entspannte sich und stieß die angehaltene Luft aus. Sie lockerte ihren Griff und nahm die Hand von der Pistole, ohne jedoch den Mann aus den Augen zu lassen. Aus ihrem Blickwinkel konnte sie nur sein Profil erkennen. Durch die hohe Laterne im Park war seine Gestalt hell beleuchtet. Der Mann war groß und breitschultrig. Sein dichtes Haar war kurz geschnitten, und er trug ein langärmliges T-Shirt, dessen Ärmel er bis zum Ellbogen hochgeschoben hatte. Er sah nicht besonders gut aus, hatte aber recht attraktive, markante Züge. Seine Kopfform war auch nicht schlecht. Etwas älter und mit weniger Haar wäre er genau ihr Typ gewesen.

Da wusste Aomame es plötzlich.

ES WAR TENGO.

Das kann nicht sein, dachte sie. Sie schüttelte mehrmals kurz und entschieden den Kopf. Es musste sich um eine unglaubliche Verwechslung handeln. Wie sollte es je zu so einem glücklichen Zusammentreffen kommen? Aomame konnte nicht mehr normal atmen. Ihr Organismus geriet völlig in Aufruhr. Denken und Handeln ließen sich nicht mehr koordinieren. Sie musste sich den Mann noch einmal genau ansehen, schaffte es aber aus irgendeinem Grund nicht, ihre Blickrichtung zu kontrollieren. Ihre Sehkraft schien plötzlich stark beeinträchtigt.

WAS SOLL ICH TUN?

Sie erhob sich von ihrem Gartenstuhl und sah sich ratlos um. Ihr fiel das kleine Nikon-Fernglas ein, das in dem Sideboard im Wohnzimmer lag. Sie suchte es hervor, eilte damit auf den Balkon zurück und richtete es auf die Rutschbahn. Der junge Mann saß noch immer dort. Sogar in der gleichen Haltung. Schaute, ihr sein Profil zugewandt, zum Himmel. Mit zitternden Fingern stellte Aomame das Fernglas ein, um das Profil – konzentriert und mit angehaltenem Atem – näher in Augenschein zu nehmen. Es war Tengo. Zwanzig Jahre waren vergangen; dennoch hatte er sich seit seinem zehnten Lebensjahr nicht so sehr verändert. Er schien einfach dreißig geworden zu sein. Doch kindlich wirkte er auch nicht. Natürlich war er sehr gewachsen, sein Nacken war kräftig, und auch seine Gesichtszüge und ihr nachdenklicher Ausdruck waren eindeutig die eines Erwachsenen. Seine auf den Knien liegenden Hände waren groß und fest, und trotz allem war er noch der Gleiche wie vor zwanzig Jahren in dem Klassenzimmer in ihrer Grundschule. Sein robuster, starker



Körper vermittelte Aomame eine natürliche Wärme und ein Gefühl von Sicherheit. Wie gern hätte sie ihr Gesicht an seiner Brust geborgen. Allein der Gedanke daran beglückte sie. Und auch der, dass er auf dem Spielplatz vor ihrem Haus oben auf der Rutsche saß, in den Himmel schaute und das sah, was sie sah. Die beiden Monde. Ja, sie sahen beide das Gleiche.

WAS SOLL ICH TUN?

Aomame hatte nicht die geringste Ahnung. Sie legte das Fernglas in ihren Schoß und ballte mit aller Kraft die Fäuste. So fest, dass die Nägel sich in ihre Handflächen gruben und deutliche Male hinterließen. Ihre Fäuste zitterten.

WAS SOLL ICH TUN?

Sie hörte ihr eigenes heftiges Keuchen. Inzwischen hatte sie das Gefühl, in zwei Hälften gespalten zu sein. Die eine Seite wollte glauben, dass es Tengo war, den sie dort sah. Die andere weigerte sich, dies zu akzeptieren, und drängte mit aller Gewalt dagegen. Wollte leugnen, dass so etwas möglich war. Heftig stritten diese beiden einander entgegengesetzten Kräfte in ihr. Jede bemühte sich, Aomame auf ihre Seite zu zerren. Dabei rissen sie ihr Fleisch in Fetzen, kugelten ihr die Gelenke aus und brachen ihr die Knochen.

Am liebsten wäre sie, so wie sie war, in den Park gerannt, auf die Rutschbahn gestiegen und hätte Tengo angesprochen. Aber was sollte sie ihm sagen? Ihre Sprechmuskeln waren wie gelähmt. Vielleicht könnte sie trotzdem irgendetwas herauspressen. Hallo, ich bin's, Aomame. Ich habe vor zwanzig Jahren in der Grundschule in Shinagawa mal deine Hand gehalten. Erinnerst du dich

an mich?

Konnte man so etwas sagen?

Da musste es doch eine zumindest etwas bessere Möglichkeit geben.

»Versteck dich weiter hier auf dem Balkon!«, befahl ihr anderer Teil. »Es gibt nichts, was du tun kannst. Oder? Du hast gestern Abend einen Pakt mit dem Leader geschlossen. Du verzichtest auf dein eigenes Leben, dafür wird Tengo gerettet und kann weiter in dieser Welt leben. So lautet die Vereinbarung. Der Vertrag ist bereits unterzeichnet. Du hast den Leader ins Jenseits befördert und zugestimmt, dein Leben zu opfern. Was soll es also bringen, Tengo wiederzusehen und über alte Zeiten zu plaudern? Außerdem, was machst du, wenn er sich gar nicht oder nur als ›diese Irre mit dem komischen Gebet‹ an dich erinnert? Wie willst du es dann auf dich nehmen zu sterben?«

Bei diesem Gedanken verkrampfte sich alles in Aomame, und sie begann unkontrollierbar zu zittern. Frostschauer überliefen sie wie bei einer schweren Grippe. Sie fror bis ins Mark. Beend legte sie beide Arme um sich. Doch während dieser ganzen Zeit ließ sie Tengo, der noch immer auf der Rutschbahn saß und in den Himmel schaute, keinen Moment aus den Augen. Sie hatte das Gefühl, er würde verschwinden, sobald sie den Blick abwandte.

Sie stellte sich vor, es seien Tengos Arme, die sie umschlangen. Wie sehr sehnte sie sich danach, von seinen großen Händen liebkost zu werden. Und überall seine Wärme zu spüren. In jedem Winkel ihres Körpers von ihm berührt und gewärmt zu werden. Ich will, dachte sie, dass er diese Kälte vertreibt, die mich bis ins Innerste durchfährt. Dass er in mich eindringt und mich aufrührt.

Wie ich mit dem Löffel den Kakao verrühre, langsam und bis auf den Grund. Dann würde es mir nichts ausmachen, auf der Stelle zu sterben. Wirklich.

Wirklich?, fragte sie sich noch einmal. Nein, wenn das geschähe, würde ich bestimmt nicht mehr sterben wollen, sondern mir wünschen, für immer und ewig mit Tengo zusammen zu sein. Meine Entschlusskraft würde verdunsten wie Tau in der Morgensonne. Oder ich würde ihn mit mir nehmen. Mit der Heckler & Koch zuerst ihn erschießen und dann mir selbst das Hirn wegpusten. Es ist unvorhersehbar, was passieren könnte und was ich vielleicht anrichten würde.

#### WAS SOLL ICH TUN?

Sie konnte einfach zu keiner Entscheidung gelangen. Ihr Atem ging heftig. Ein Gedanke nach dem anderen raste ihr durch den Kopf und verschwand. Keinen konnte sie richtig zu fassen bekommen. Was war richtig, was war falsch? Sie wusste nur eines: Sie wollte sich sofort hier und jetzt in Tengos Arme werfen. Alles andere kam später. Darüber sollte von ihr aus Gott oder der Teufel entscheiden.

Aomames Entschluss stand fest. Sie ging ins Bad und wischte sich mit einem Handtuch die letzten Tränenspuren aus dem Gesicht. Ordnete vor dem Spiegel rasch ihr Haar. Ihre Miene wirkte abwesend. Ihre Augen waren blutunterlaufen. Selbst ihre Kleidung war unansehnlich, und die 9-mm-Automatik im Hosenbund ihres verwaschenen Trainingsanzugs rief eine sonderbare Beule an ihrem Rücken hervor. Nicht gerade die ideale Aufmachung für eine Begegnung mit dem Mann, nach dem sie sich seit zwanzig Jahren verzehrte. Sie hätte sich gern etwas Besseres angezogen. Aber dazu war es jetzt zu spät. Ihr blieb keine Zeit mehr zum Umziehen. Hastig schlüpfte

sie in ihre Turnschuhe und rannte, ohne die Tür hinter sich abzuschließen, über den Notausgang die zwei Stockwerke hinunter. Sie ging quer über die Straße und lief durch den menschenleeren Park. Aber Tengo war nicht mehr da. Die vom Licht der Laterne beschienene Plattform der Rutschbahn war leer. Und abweisender, kälter und leerer als die Rückseite des Mondes.

Hatte sie sich alles nur eingebildet?

Nein, auf keinen Fall, dachte sie atemlos. Eben hatte Tengo noch hier gegessen. Ohne jeden Zweifel. Sie stieg auf die Rutschbahn und sah sich im Stehen um. Keine Menschenseele zu sehen. Aber weit konnte er noch nicht sein, wo er doch gerade noch hier gewesen war. Mehr als vier oder fünf Minuten konnten nicht vergangen sein. Wenn sie jetzt loslief, würde sie ihn vielleicht noch einholen.

Doch sie überlegte es sich anders. Hielt ihren Drang, ihm zu folgen, mit aller Kraft im Zaum. Nein, das geht nicht. Das kann ich nicht machen, dachte sie. Ich weiß nicht mal, in welche Richtung er gegangen ist. Ich werde nicht versuchen, Tengo zu finden, indem ich ziellos durch die nächtlichen Straßen von Koenji renne. Das darf ich nicht. Ich sitze in dem Gartenstuhl und überlege hin und her. In dieser Zeit steigt Tengo von der Rutschbahn und geht weg. Das ist mein Schicksal. Ich habe zu lange gezögert, konnte mich nicht entscheiden, und währenddessen ist Tengo verschwunden. So was kann auch nur mir passieren.

Am Ende war es vielleicht am besten so, sagte sie sich. Immerhin bin ich Tengo zufällig begegnet. Ich konnte ihn nur durch eine Straße getrennt sehen und davon träumen, dass er mich in die Arme nimmt. Auch wenn es bloß ein paar Minuten waren, konnte ich doch das Glück und die

Hoffnung mit meinem ganzen Sein genießen. Die Augen geschlossen, umklammerte Aomame das Geländer der Rutschbahn. Sie biss sich auf die Lippen.

In der gleichen Haltung wie Tengo schaute sie nun nach Südwesten, wo nebeneinander der große und der kleine Mond schienen. Dann blickte sie zu ihrem Balkon im zweiten Stock des Apartmenthauses hinüber. In der Wohnung brannte Licht. Gerade noch hatte sie Tengo von dort aus auf der Rutschbahn gesehen. Noch immer schien dem Balkon etwas von ihrer tiefen Verunsicherung anzuhaften.

1Q84 – so habe ich diese Welt genannt. Erst vor einem halben Jahr habe ich sie betreten, und bald werde ich sie wieder verlassen. Unabsichtlich bin ich hierhergekommen, absichtlich werde ich gehen. Tengo wird bleiben, auch wenn ich fort bin. Natürlich weiß ich nicht, wie diese Welt sich für ihn entwickeln wird. Und habe auch kein Mittel, es zu erfahren. Aber das macht nichts. Ich bin bereit, für ihn zu sterben. Mein eigenes Leben kann ich nicht führen. Diese Möglichkeit wurde mir von vornherein geraubt. Immerhin kann ich stattdessen für Tengo sterben. Das genügt mir. Ich gehe lächelnd in den Tod.

Das ist keine Lüge.

Aomame bemühte sich, zumindest ein wenig von Tengos Präsenz in sich aufzunehmen. Doch an den kalten Stangen der Rutschbahn war nicht die geringste Wärme zurückgeblieben. Der Nachtwind, der schon eine Ahnung von Herbst in sich trug, fegte durch das Laub des Keyakibaums, wie um jede Spur auszulöschen. Dennoch blieb Aomame lange sitzen und schaute zu den beiden Monden hinauf. Badete in ihrem seltsamen Licht, dem jedes Gefühl fehlte. Umgeben vom Lärm der Großstadt, der

sich aus allen möglichen Geräuschen zu einem Basso continuo verband. Aomame musste an die Spinnchen denken, die ihre Netze an der Treppe der Stadtautobahn gesponnen hatten. Ob sie noch lebten und weiter ihre Netze spannen?

Aomame lächelte.

Ich bin bereit, dachte sie.

Aber zuvor musste sie noch eine bestimmte Stelle aufsuchen.

## KAPITEL 22

Tengo

Solange es zwei Monde gibt

Tengo kletterte von der Rutsche, verließ den Park und ging ziellos durch die Straßen. Er achtete kaum auf den Weg und bemühte sich, Ordnung in seine wirren Gedanken zu bringen. Doch es half nichts, er konnte einfach nicht mehr klar denken. Wahrscheinlich hatte er sich dort auf der Rutschbahn schon zu vielen Grübeleien hingegeben: über die beiden Monde, über Blutsbande, über einen Neuanfang, über seinen schwindelerregenden Tagtraum, über Fukaeri und Die Puppe aus Luft, über Aomame, die sich irgendwo in der Nähe versteckte. In seinem Kopf herrschte ein furchtbares Durcheinander, die Grenzen seiner Konzentrationsfähigkeit waren erreicht. Er wollte möglichst schnell ins Bett und schlafen. Morgen früh konnte er weiter nachdenken. Es würde sowieso nichts dabei herauskommen, wenn er sich jetzt weiter den Kopf zerbrach.

Als Tengo in die Wohnung kam, saß Fukaeri an seinem Schreibtisch und spitzte eifrig mit einem kleinen Taschenmesser einen Bleistift. Tengo hatte meistens ungefähr zehn in seinem Bleistiftständer, doch nun hatte ihre Zahl sich verdoppelt. Fukaeri hatte sie bewundernswert präzise gespitzt. Noch nie hatte Tengo so schön gespitzte Bleistifte gesehen. Sie waren spitz wie Nähnadeln.

»Es hat jemand angerufen«, sagte sie, eine Bleistiftspitze mit dem Daumen prüfend. »Aus Chikura.«

»Du solltest doch nicht abheben!«

»Aber es war ein wichtiger Anruf.«

Das hatte sie vermutlich am Klingeln erkannt.

»Worum ging es denn?«, fragte Tengo.

»Haben sie nicht gesagt.«

»Der Anruf kam aus dem Sanatorium in Chikura, oder?«

»Sie sollen zurückrufen.«

»Haben sie das gesagt?«

»Ja. Egal, wie spät es ist.«

Tengo seufzte. »Ich habe die Nummer nicht.«

»Ich weiß sie.«

Sie hatte die Nummer einfach so behalten. Tengo notierte sie sich auf einem Zettel. Dann warf er einen Blick auf die Uhr. Halb neun.

»Gegen wie viel Uhr kam der Anruf?«

»Eben erst.«

Tengo ging in die Küche und trank ein Glas Wasser. Er stützte sich mit beiden Händen auf dem Rand des Spülbeckens ab und schloss die Augen. Nachdem er sich

vergewissert hatte, dass sein Kopf wieder einigermaßen normal arbeitete, ging er zum Telefon und wählte die Nummer. Vielleicht war sein Vater gestorben. Zumindest ging es um Leben und Tod. Sonst hätte das Sanatorium bestimmt nicht so spät noch angerufen.

Eine Frau hob ab. Tengo nannte seinen Namen und sagte, er sei um Rückruf gebeten worden.

»Sie sind Herrn Kawanas Sohn, nicht wahr?«, sagte sie.

Tengo bejahte.

»Sie haben Ihren Vater doch vor einigen Tagen besucht«, sagte die Frau.

Vor Tengos innerem Auge tauchte das Bild der Krankenschwester mit der goldgeränderten Brille auf. An ihren Namen konnte er sich nicht erinnern.

Er begrüßte sie kurz. »Sie hatten angerufen ...?«, fragte er.

»Ja, einen Moment bitte. Ich verbinde Sie mit dem behandelnden Arzt. Es ist besser, Sie sprechen direkt mit ihm.«

Den Hörer ans Ohr gepresst, wartete Tengo. Es dauerte. Endlos schien sich die simple Melodie des Volkslieds auf dem Band zu wiederholen. Tengo schloss die Augen und dachte an die Landschaft der Boso-Küste, an der das Sanatorium lag, an das dichte Kiefernwäldchen und den Wind vom Meer, der sich darin verfang. Die unaufhörlich an den Strand schlagenden Wellen des Stillen Ozeans. Die ruhige, menschenleere Eingangshalle. Das Geräusch, das die Rollen der mobilen Betten machten, wenn sie durch die Flure geschoben wurden. Die sonnengebleichten Vorhänge. Die sauber gebügelte weiße Tracht der Krankenschwestern. Den ziemlich üblen dünnen Kaffee in der Kantine.

Kurze Zeit später meldete sich der Arzt.



»Ah, entschuldigen Sie, dass ich Sie habe warten lassen. Ich war gerade bei einem Notfall.«

»Das ist doch kein Problem«, sagte Tengo und versuchte, sich das Gesicht des Arztes vorzustellen. Doch dann fiel ihm ein, dass er diesen Arzt ja noch nie gesehen hatte. Sein Verstand arbeitete anscheinend doch nicht ganz richtig. »Ist etwas mit meinem Vater?«

Der Arzt ließ einen Moment verstreichen. »Heute ist eigentlich nicht direkt etwas passiert. Allerdings hat sich sein Befinden seit einer Weile chronisch verschlechtert. Er ist unterdessen in einen komatösen Zustand gefallen.«

»Komatös?«, sagte Tengo.

»Er schläft die ganze Zeit fest.«

»Er ist also nicht bei Bewusstsein?«

»So ist es.«

Tengo überlegte. Er musste sein Hirn auf Trab bringen. »Hat eine Erkrankung dieses Koma verursacht?«

»Nein, eigentlich nicht.« In der Stimme des Arztes schwang eine gewisse Verlegenheit mit.

Tengo wartete.

»Es ist schwierig, das am Telefon zu erklären. Sein Zustand ist gar nicht so besonders schlecht. Er hat kein Leiden, das man eindeutig beim Namen nennen kann, wie Krebs oder Lungenentzündung. Vom medizinischen Standpunkt aus können wir keine spezifische Krankheit diagnostizieren. Allerdings lässt bei Ihrem Herrn Vater die natürliche Lebensenergie, die die Körperfunktionen in Gang hält, zusehends nach. Was der Auslöser ist, wissen wir nicht. Somit können wir ihn auch nicht behandeln. Er wird künstlich ernährt, aber das ist letzten Endes nur eine

Symptombehandlung, die nicht die Ursache bekämpft.«

»Darf ich Sie ganz direkt etwas fragen?«, sagte Tengo.

»Selbstverständlich«, sagte der Arzt.

»Heißt das, dass mein Vater nicht mehr lange zu leben hat?«

»Wenn sein augenblicklicher Zustand andauert, müssen wir mit allem rechnen.«

»Ist es so etwas wie Altersschwäche?«

»Ihr Vater ist erst in den Sechzigern«, sagte der Arzt in skeptischem Ton. »Das ist eigentlich noch zu früh für Altersschwäche. Außerdem ist er im Grunde ein recht gesunder Mensch. Abgesehen von seiner Demenz haben wir nichts Konkretes festgestellt. Bei den regelmäßigen Untersuchungen, die wir hier durchführen, waren seine Ergebnisse immer recht gut. Wir haben nicht den geringsten Hinweis auf eine ernsthafte Erkrankung gefunden.«

Hier schwieg der Arzt kurz.

»Allerdings«, fuhr er fort, »hat der Zustand, in dem er sich in den letzten paar Tagen befindet, tatsächlich Ähnlichkeit mit Altersschwäche, wie Sie es genannt haben. Die Werte sämtlicher Körperfunktionen sind stark abgesunken, und sein Lebenswille scheint immer schwächer zu werden. Im Allgemeinen tritt ein derartiger Zustand erst bei Menschen auf, die älter als Mitte achtzig sind. Etwa in diesem Alter ermüdet bei den meisten die Lebenskraft, und es kommt durchaus vor, dass der Organismus seinen Dienst verweigert. Aber im Augenblick verstehe ich noch nicht, warum das bei Ihrem Vater passiert. Er ist ja, wie gesagt, noch zu jung dazu.«

Tengo biss sich nachdenklich auf die Lippe.

»Wann hat dieses Koma eingesetzt?«, fragte er.

»Vor drei Tagen«, sagte der Arzt.

»Also ist er seit drei Tagen kein einziges Mal aufgewacht?«

»Nein.«

»Und seine Körperfunktionen werden immer schwächer.«

»Die Lage ist nicht dramatisch, aber seine Lebenskraft schwindet langsam, aber sicher dahin«, sagte der Arzt. »Es ist wie bei einem Zug, der seine Geschwindigkeit drosselt, wenn er auf einen Bahnhof zufährt, wenn Sie mir den Vergleich erlauben.«

»Wie viel Zeit, meinen Sie, hat er noch?«

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Aber wenn sein Zustand sich nicht bessert, im schlimmsten Fall vielleicht nur noch eine Woche«, sagte der Arzt.

Tengo biss sich wieder auf die Lippe und wechselte den Hörer in die andere Hand.

»Ich komme morgen«, sagte Tengo. »Ich wollte ohnehin bald zu Ihnen hinausfahren. Vielen Dank, dass Sie mich benachrichtigt haben.«

Der Arzt schien erleichtert. »Tun Sie das. Ich würde es auch für das Beste halten, wenn Sie möglichst rasch nach ihm sehen würden. Wahrscheinlich können Sie nicht mit ihm sprechen, aber Ihr Herr Vater wird sich gewiss freuen.«

»Aber er ist doch gar nicht bei Bewusstsein?«

»Nein.«

»Meinen Sie, er hat Schmerzen?«

»Im Augenblick vermutlich nicht. Er hat Glück im Unglück, er schläft einfach tief und fest.«

»Haben Sie vielen Dank«, sagte Tengo.

»Herr Kawana«, sagte der Arzt. »Ihr Vater war – wie soll ich sagen – immer ein sehr pflegeleichter Patient. Ein Mensch, der niemandem zur Last fällt.«

»So war er schon immer«, sagte Tengo, bedankte sich noch einmal und legte auf.

Tengo machte sich einen Kaffee und setzte sich Fukaeri gegenüber an den Tisch, um ihn zu trinken.

»Sie fahren morgen weg«, fragte sie.

Tengo nickte. »Morgen früh muss ich noch mal in den Zug steigen und in die Stadt der Katzen fahren.«

»Die Stadt der Katzen«, sagte Fukaeri tonlos.

»Du wartest hier«, fragte Tengo. Seit Fukaeri bei ihm wohnte, hatte er es sich angewöhnt, hin und wieder wie sie ohne Fragezeichen zu sprechen.

»Ich warte hier.«

»Ich fahre allein in die Stadt der Katzen.« Tengo nahm einen Schluck Kaffee. Erst dann fiel ihm ein, dass er Fukaeri nichts angeboten hatte. »Möchtest du etwas trinken«, fragte er.

»Wenn Sie Weißwein haben.«

Tengo öffnete den Kühlschrank und entdeckte eine Flasche Chardonnay, die er vor einiger Zeit im Sonderangebot gekauft hatte. Auf dem Etikett war ein Wildschwein abgebildet. Er entkorkte die Flasche, schenkte ein und stellte Fukaeri das Glas hin. Nach einigem Zögern goss er sich selbst ein Glas ein. Er hatte tatsächlich mehr Lust auf Wein als auf Kaffee. Der Wein war etwas zu kalt und zu süß, aber der Alkohol half ihm, sich zu entspannen.

»Sie fahren morgen in diese Stadt«, wiederholte Fukaeri.

»Mit einem frühen Zug«, sagte Tengo.

Während er seinen Wein trank, musste er daran denken, dass er im Körper dieses schönen jungen Mädchens ejakuliert hatte. Auf einmal erschien ihm die vergangene Nacht wie etwas, das sich in ferner Vergangenheit zugetragen hatte. Fast wie ein historisches Ereignis. Doch die sinnliche Empfindung war noch sehr lebendig in ihm.

»Es ist ein zweiter Mond hinzugekommen«, eröffnete Tengo ihr, während er sein Glas langsam in der Hand drehte. »Als ich eben zum Himmel sah, waren es auf einmal zwei Monde. Ein großer gelber und ein kleiner grüner. Vielleicht ist das schon länger so, und ich habe es bloß nicht gemerkt.«

Fukaeri äußerte sich nicht zu dieser Eröffnung. Sie schien nicht erstaunt zu sein. Sie verzog keine Miene, zuckte nicht einmal mit den Schultern. Offenbar war die Vermehrung des Mondes keine besondere Neuigkeit für sie.

»Ich brauche es dir nicht zu sagen, aber das ist wie in Die Puppe aus Luft, oder? Darin hat die Welt doch auch zwei Monde.«

Fukaeri schwieg. Sie antwortete nicht auf überflüssige Fragen.

»Was ist der Grund dafür? Wie kann so etwas sein?«

Natürlich keine Antwort.

Tengo formulierte seine Frage so direkt, wie er konnte. »Heißt das, dass wir in die Welt geraten sind, die in Die Puppe aus Luft beschrieben wird?«

Fukaeri inspizierte aufmerksam die Form ihrer zehn Fingernägel. »Das kommt, weil wir beide das Buch geschrieben haben«, sagte sie nach einer Weile.

Tengo stellte sein Glas auf den Tisch. »Du und ich«, sagte er, »haben zusammen Die Puppe aus Luft geschrieben und veröffentlicht. Das Buch ist ein Bestseller geworden, und die Informationen über die Little People und diese Mother-und-Daughter-Geschichte sind an die Öffentlichkeit gedrungen. Deshalb sind wir beide zusammen in diese neue andere Welt gekommen. Stimmt das?«

»Sie sind der Risiewa.«

»Receiver«, wiederholte Tengo. »Ich habe in Die Puppe aus Luft ja wirklich etwas über den Receiver geschrieben. Aber was das ist, habe ich nicht richtig verstanden. Welche Rolle erfüllt dieser Receiver eigentlich konkret?«

Fukaeri schüttelte leicht den Kopf. Das konnte sie nicht erklären.

Was einer ohne Erklärung nicht versteht, versteht er auch nicht, wenn man es ihm erklärt, hatte sein Vater gesagt.

»Wir bleiben besser zusammen«, sagte Fukaeri. »Bis Sie sie finden.«

Tengo sah Fukaeri eine Weile schweigend ins Gesicht und versuchte darin zu lesen. Aber es war wie üblich völlig ausdruckslos. Spontan wandte er den Kopf ab und schaute aus dem Fenster. Aber die Monde waren nicht zu sehen. Nur Strommasten und hässliche Elektroleitungen.

»Braucht man besondere Eigenschaften, um die Rolle des Receivers zu übernehmen?«, fragte Tengo.

Fukaeri bewegte das Kinn ein wenig zur Seite. Das hieß Ja.

»Aber Die Puppe aus Luft ist doch ursprünglich deine Geschichte. Du hast sie geschaffen. Sie stammt von dir. Von null an. Ich hatte nur zufällig den Auftrag, sie formal zu überarbeiten. Ich bin nicht mehr als ein einfacher

Techniker.«

»Weil wir beide das Buch geschrieben haben«, wiederholte Fukaeri.

Unwillkürlich presste Tengo die Fingerkuppen an seine Schläfen. »Heißt das, dass ich damals, ohne es zu wissen, die Rolle des Receivers übernommen habe?«

»Schon davor«, sagte Fukaeri. »Ich bin die ›Persiewa‹ und Sie der ›Risiewa‹.« Sie deutete mit ihrem rechten Zeigefinger auf sich und dann auf Tengo.

»Perceiver« und »Receiver««, berichtigte Tengo. »Du nimmst also etwas wahr, und ich nehme es auf. So ist es, oder?«

Fukaeri nickte kurz.

Tengo verzog ein wenig das Gesicht. »Das heißt also, du wusstest, dass ich ein Receiver bin beziehungsweise diese Eigenschaft besitze, und hast mich deshalb dein Manuskript überarbeiten lassen. Du hast die Dinge, die du wahrgenommen hast, durch mich in die Form eines Buches gebracht. War es so?«

Fukaeri antwortete nicht.

Tengos Züge glätteten sich. »Ich kann den konkreten Zeitpunkt nicht bestimmen«, sagte er mit einem Blick in Fukaeris Augen, »aber irgendwann früher oder später muss ich die Welt mit den beiden Monden betreten haben. Weil ich mir aber nachts nie den Himmel ansehe, ist mir entgangen, dass da noch ein Mond ist. Stimmt's?«

Fukaeri schwieg weiter. Lautlos wie feiner Staub schwebte ihr Schweigen im Raum. Wie Flügelstaub, den ein Mottenschwarm aus einer besonderen Sphäre gerade verstreut hatte. Eine Weile betrachtete Tengo die Formen, die dieser Staub in der Luft beschrieb. Er fühlte sich wie die

Abendzeitung von gestern. Seine Informationen waren überholt. Täglich kamen neue hinzu, nur ihm hatte man nichts davon mitgeteilt.

»Als wären Ursache und Wirkung durcheinandergeraten«, sagte Tengo. Er riss sich zusammen. »Ich weiß nicht mehr, was vorher und was nachher war. Nur dass wir in dieser neuen Welt sind.«

Fukaeri hob das Gesicht und sah ihm in die Augen. Vielleicht bildete er es sich ein, aber in ihre Augen schien ein warmes Leuchten eingekehrt zu sein.

»Auf alle Fälle sind wir nicht mehr in unserer ursprünglichen Welt«, sagte Tengo.

Fukaeri zuckte leicht mit den Schultern. »Wir leben jetzt hier.«

»In der Welt mit den beiden Monden?«

Fukaeri antwortete nicht. Stattdessen presste das schöne siebzehnjährige Mädchen die Lippen fest aufeinander und schaute ihm direkt in die Augen. Genauso wie ihm, als er zehn Jahre alt gewesen war, Aomame in dem Klassenzimmer in die Augen geschaut hatte. In ihrem Blick lag eine so tiefe und kraftvolle geistige Erkenntnis, dass Tengo das Gefühl bekam, zu Stein zu erstarren. Zu Fels zu werden und sich in einen neuen Mond zu verwandeln. In einen kleinen, unregelmäßig geformten Mond. Endlich wandte Fukaeri ihren Blick ab. Sie hob die rechte Hand und legte sie sich an die Schläfe. Als würde sie versuchen, ihre eigenen geheimen Gedanken zu lesen.

»Sie haben sie gesucht«, fragte sie.

»Ja.«

»Aber nicht gefunden.«



»Nein«, antwortete Tengo.

Er hatte Aomame nicht gefunden, stattdessen aber entdeckt, dass es zwei Monde gab. Weil er auf Fukaeris Rat sein Gedächtnis durchforstet und deshalb Ausschau nach dem Mond gehalten hatte.

Das Mädchen griff nach ihrem Weinglas. Sie behielt den Wein einen Moment im Mund und schluckte ihn dann vorsichtig hinunter, wie ein Insekt, das Tau trinkt.

»Du hast gesagt, sie hält sich irgendwo versteckt. Wie soll ich sie denn dann finden?«

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, sagte Fukaeri.

»Keine Sorgen«, wiederholte er.

Fukaeri nickte nachdrücklich.

»Heißt das, dass ich sie finden werde?«

»Sie wird Sie finden«, sagte Fukaeri ruhig. Ihre Stimme war wie eine Brise, die über weiche Wiesen streicht.

»Hier in Koenji.«

Fukaeri legte den Kopf schräg. Das hieß, sie wusste es nicht. »Irgendwo«, sagte sie.

»Aus irgendeinem Grund glaube ich dir«, sagte Tengo ergeben, nachdem er eine Weile überlegt hatte.

»Ich bin die, die wahrnimmt, und Sie sind der, der empfängt«, sagte Fukaeri weise.

»Du bist die, die wahrnimmt, ich bin der, der empfängt«, sagte Tengo, indem er die Personalpronomen wechselte.

Fukaeri nickte.

Deshalb haben wir uns auch vereinigt. Gestern Nacht bei dem Unwetter. Tengo hätte sie gern gefragt, was das alles

zu bedeuten hatte. Aber er tat es nicht. Es wäre vielleicht unpassend gewesen. Außerdem hätte sie sowieso nicht geantwortet. Das wusste er.

Was einer ohne Erklärung nicht versteht, versteht er auch nicht, wenn man es ihm erklärt, hatte sein Vater gesagt.

»Du bist die, die wahrnimmt, ich bin der, der empfängt«, sagte Tengo noch einmal. »Die gleiche Situation wie in Die Puppe aus Luft.«

Fukaeri schüttelte den Kopf, strich sich das Haar zurück und legte eines ihrer hübschen kleinen Ohren frei. Als würde sie die Antenne eines Funkgeräts ausfahren.

»Nein, nicht die gleiche«, sagte Fukaeri. »Sie haben etwas verändert.«

»Ich habe etwas verändert«, wiederholte er.

Fukaeri nickte.

»Inwiefern?«

Fukaeri schaute lange in das Weinglas in ihrer Hand. Als sei etwas Bedeutsames darin zu sehen.

»Sie werden es erfahren, wenn Sie in die Stadt der Katzen kommen«, sagte das schöne Mädchen mit dem entblößten Ohr und nahm einen Schluck Wein.

## KAPITEL 23

Aomame

Der Ritt auf dem Tiger

Aomame wachte kurz nach sechs Uhr auf. Es war ein schöner, klarer Morgen. Sie schaltete die Kaffeemaschine ein und machte sich Toast und ein gekochtes Ei. Die

Nachrichten im Fernsehen erwähnten den Tod des Leaders noch immer nicht. Offenbar hatten die Vorreiter die Leiche wirklich heimlich beiseite geschafft, ohne die Polizei oder die Öffentlichkeit zu informieren. Es machte nicht viel aus. Er war tot, und wie man mit einem Toten umging, war keine bedeutsame Frage. Es änderte nichts daran, dass er tot war.

Um acht nahm sie eine Dusche, kämmte sich vor dem Spiegel im Bad gründlich die Haare und trug etwas Lippenstift auf. Er war kaum sichtbar. Sie streifte die Nylonstrumpfhosen über und zog dann ihre weiße Baumwollbluse und ihr schickes Kostüm von Junko Shimada an, die beide im Schrank gehangen hatten. Sie drehte und wendete sich, während sie ihren gepolsterten Drahtbügel-BH zurechtrückte, und dachte zum zweiundsiebzigtausendsten Mal, wie gut es wäre, wenn sie einen etwas größeren Busen hätte. Na und, dann war es eben das zweiundsiebzigtausendste Mal. Zumindest solange ich noch am Leben bin, dachte Aomame, denke ich, was mir gefällt, und zwar, so oft ich es will. Ich lasse mir von keinem etwas sagen. Schließlich schlüpfte sie in ihre Charles-Jourdan-Stöckelschuhe.

Aomame stellte sich vor den lebensgroßen Spiegel, der im Flur hing, und vergewisserte sich, dass es an ihrer Garderobe nichts auszusetzen gab. Sie zog eine Schulter leicht in die Höhe und fand, dass sie eine gewisse Ähnlichkeit mit Faye Dunaway in dem Film *Thomas Crown* ist nicht zu fassen hatte, wo diese eine messerscharfe, kaltblütige Versicherungsdetektivin spielte, die coole, sexy Businesskostüme trug, in denen sie einfach klasse aussah. Natürlich hatte Aomame keine direkte Ähnlichkeit mit Faye Dunaway, aber sie hatte eine ähnliche Ausstrahlung.

Zumindest hatte sie etwas von ihr. Von der besonderen Ausstrahlung, die nur den erstklassigen Profi umgibt. Außerdem befand sich in ihrer Umhängetasche eine echte Pistole aus hartem kaltem Stahl.

Sie setzte ihre kleine Ray-Ban-Sonnenbrille auf und verließ die Wohnung. Noch einmal ging sie auf den kleinen Spielplatz gegenüber ihrem Apartment, blieb an der Rutschbahn stehen, auf der Tengo gesessen hatte, und ließ die Szene vom Abend Revue passieren. Vor kaum zwölf Stunden war Tengo wirklich hier gewesen – nur durch eine Straße von ihr getrennt. Hatte ganz still dort gesessen und lange zu den Monden hinaufgeschaut. Zu den beiden Monden, die auch Aomame sah.

Es erschien Aomame wie ein Wunder, dass sie Tengo zufällig begegnet war, ja wie eine Art Offenbarung. Irgendetwas hatte Tengo in ihre Nähe gebracht. Und dieses Ereignis schien eine starke Veränderung in ihrer Konstitution bewirkt zu haben. Seit sie am Morgen erwacht war, hatte Aomame unablässig ein Knirschen im ganzen Körper gespürt. Er ist wie aus dem Nichts aufgetaucht und wieder verschwunden, dachte sie, ohne dass ich mit ihm sprechen oder ihn berühren konnte. Doch in dieser kurzen Zeit hat er mich seelisch und körperlich aufgerührt. Wie man mit einem Löffel eine Tasse Kakao umrührt. Bis in meine inneren Organe und meine Gebärmutter.

Aomame hielt sich etwa fünf Minuten an der Rutschbahn auf, legte eine Hand auf die Stufen und klopfte, das Gesicht leicht verzogen, mit dem schmalen Absatz eines Schuhs auf den Boden. Genussvoll ließ sie ihren aufgewühlten Zustand auf sich wirken. Dann verließ sie entschlossen den Park und winkte sich an der Hauptstraße ein Taxi heran.

»Zuerst bitte nach Yoga, dann bis zur Ausfahrt Ikejiri an

der Stadtautobahn 3 auf dieser Seite«, wies Aomame den Fahrer an.

Natürlich verstand er sie nicht sofort.

»Und was ist Ihr endgültiges Ziel, meine Dame?«, fragte er in gleichgültig gemächlichem Ton.

»Die Ausfahrt Ikejiri. Vorläufig.«

»Es wäre viel näher, wenn wir von hier aus direkt nach Ikejiri fahren. Wenn ich zuerst nach Yoga fahre, mache ich einen großen Umweg, und vormittags um diese Zeit ist die 3 stadteinwärts so total verstopft, dass man kaum vom Fleck kommt. Heute am Mittwoch ist das nicht anders als sonst.«

»Das ist egal. Ob Donnerstag, Freitag oder Tennos Geburtstag ist, interessiert mich nicht. Fahren Sie bitte von Yoga auf die Stadtautobahn. Die Zeit spielt keine Rolle.«

Der Fahrer war Anfang dreißig. Er hatte ein schmales, längliches Gesicht. Er erinnerte an ein wachsaues Reh. Sein Kinn war so ausgeprägt wie das einer der Steinfiguren auf der Osterinsel. Er musterte Aomame durch den Rückspiegel. Offenbar versuchte er einzuschätzen, ob sein Fahrgast nicht ganz richtig im Kopf war oder ein normaler Mensch, der mit schwierigen Umständen zu kämpfen hatte. Aber so etwas ist nicht leicht zu erkennen. Insbesondere über einen kleinen Spiegel.

Aomame nahm ihr Portemonnaie aus der Umhängetasche und hielt dem Fahrer einen Zehntausend-Yen-Schein unter die Nase, der aussah wie frisch gedruckt.

»Ich will weder Wechselgeld noch eine Quittung«, sagte Aomame kurz angebunden. »Also sparen Sie sich Ihre Kommentare und machen Sie einfach, was ich Ihnen sage. Zuerst nach Yoga und von dort auf die Stadtautobahn bis

Ikejiri. Zehntausend sollten reichen, auch wenn wir in einen Stau kommen.«

»Natürlich reicht das«, sagte der Fahrer, aber sein Ton war noch immer skeptisch. »Haben Sie etwas Bestimmtes auf der Stadtautobahn zu erledigen?«

Aomame schwenkte den Zehntausend-Yen-Schein hin und her wie ein Fähnchen. »Wenn Sie jetzt nicht fahren, steige ich aus und nehme ein anderes Taxi. Also entscheiden Sie sich, und zwar schnell.«

Der Taxifahrer schaute etwa zehn Sekunden mit zusammengezogenen Brauen auf den Schein. Dann nahm er ihn Aomame entschlossen aus der Hand. Nachdem er ihn gegen das Licht gehalten und sich vergewissert hatte, dass er echt war, steckte er ihn in seine Dienstbörse.

»Einverstanden. Fahren wir. Stadtautobahn 3. Aber der Verkehr dort ist wirklich fürchterlich. Und zwischen Yoga und Ikejiri gibt es keine Ausfahrt. Auch keine öffentliche Toilette. Falls Sie also noch mal zur Toilette gehen möchten, sollten Sie das jetzt tun.«

»Kein Problem, fahren Sie jetzt endlich.«

Sie verließen das Wohnviertel, fuhren auf die Ringstraße 8 und dann durch verstopfte Straßen in Richtung Yoga. Der Fahrer hörte die ganze Zeit einen Nachrichtensender. Aomame überließ sich ihren Gedanken. Als sie an die Auffahrt zur Stadtautobahn kamen, drehte der Fahrer die Lautstärke herunter.

»Entschuldigen Sie die Frage, vielleicht bin ich zu neugierig, aber haben Sie beruflich hier zu tun?«, fragte er.

»Ich bin Versicherungsdetektivin«, sagte Aomame ohne Zögern.

»Versicherungsdetektivin!«, wiederholte der Fahrer, als

würde er eine Speise kosten, die er noch nie zuvor gegessen hatte.

»Ich untersuche einen Fall von Versicherungsbetrug«, sagte Aomame.

»Oh«, sagte er beeindruckt. »Und dieser Fall hat etwas mit der Stadtautobahn 3 zu tun?«

»So ist es.«

»Das ist ja wie in diesem Film.«

»In welchem Film?«

»Ach, so ein ganz alter mit Steve McQueen. Ich habe vergessen, wie er heißt.«

»Thomas Crown ist nicht zu fassen«, sagte Aomame.

»Ja, ja, genau der. Faye Dunaway spielt darin eine Versicherungsdetektivin, Expertin für Diebstahl. Und Steve McQueen ist ein Reicher, der sich mit Bankraub die Zeit vertreibt. Ein ziemlich guter Film. Ich habe ihn in meiner Oberschulzeit gesehen. Die Musik hat mir gefallen. Irgendwie lässig.«

»Sie ist von Michel Legrand.«

Der Fahrer summt leise die ersten vier Takte. Dann musterte er Aomames Gesicht noch einmal genau durch den Spiegel.

»Also, ich finde, Sie haben sogar eine ähnliche Ausstrahlung wie Faye Dunaway in dem Film.«

»Vielen Dank«, sagte Aomame. Sie musste sich direkt anstrengen, um ihr Lächeln zu verbergen.

Auf der Nr. 3 stadteinwärts gab es, wie der Fahrer vorausgesagt hatte, einen handfesten Stau. Sie waren noch keine hundert Meter von der Auffahrt entfernt, als der Verkehr schon stockte. Was dort herrschte, war geradezu

der Inbegriff eines Staus. Und damit genau das, was Aomame wollte. Sie trug die gleiche Garderobe, war auf der gleichen Straße und steckte an der gleichen Stelle im Stau. Schade, dass im Radio nicht die Sinfonietta von Janáček lief und die Stereoanlage einem Vergleich mit der in dem Toyota Crown Royal Saloon nicht standhalten konnte. Aber das wäre wohl zu viel verlangt gewesen.

Zwischen Lastwagen eingekeilt, kroch das Taxi vorwärts. Sie standen ewig an einer Stelle, bis es endlich wieder ein Stückchen vorwärts ging. Der jugendliche Fahrer eines Kühllasters auf der Spur neben ihnen las die ganze Zeit inbrünstig in einem Mangaheft. Ein Ehepaar mittleren Alters in einem cremefarbenen Toyota Corona Mark II starrte mürrisch nach vorn, und keiner von beiden machte den Mund auf. Wahrscheinlich hatten sie sich nichts zu sagen. Oder ihr Schweigen war das Resultat von etwas, das sie gesagt hatten. Tief in die Rückbank des Taxis gelehnt, hing Aomame ihren Gedanken nach. Der Fahrer hörte Radio.

Irgendwann zeigte ein Schild nach Komazawa, und sie krochen weiter im Schneckentempo auf Sangenjaya zu. Ab und zu schaute Aomame auf und betrachtete die Szenerie vor dem Fenster. Dieses Viertel sehe ich nun auch zum letzten Mal, dachte sie. Ich werde weit fort gehen. Aber selbst dieser Gedanke weckte keine besondere Zuneigung für Tokio in ihr. Sämtliche Häuser an der Autobahn waren hässlich, schmutzig verfärbt von den Abgasen der Autos, und überall schrien einem grelle Reklametafeln entgegen. Ein deprimierender Anblick. Wieso schufen die Menschen sich solche bedrückenden Orte? Das hieß ja nicht, dass die Welt bis in den letzten Winkel schön sein sollte. Aber wieso musste etwas derart hässlich sein?



Endlich kam die bewusste Stelle in Sicht. Die Stelle, an der Aomame das Taxi verlassen hatte, nachdem der geheimnisvolle Taxifahrer sie auf die Nottreppe dort hingewiesen hatte. Vor ihnen stand die riesige Reklametafel von Esso mit dem freundlichen Tiger, der den Schlauch in der Pfote hielt. Die gleiche Tafel wie damals.

Der Tiger im Tank.

Aomame bekam plötzlich Durst. Sie hustete kurz und kramte eine Dose Hustenbonbons mit Zitronengeschmack aus ihrer Umhängetasche. Sie steckte sich eins in den Mund und packte die Dose wieder in die Tasche. Als Nächstes umklammerte sie den Griff der Heckler & Koch. Versicherte sich ihrer Härte und ihres Gewichts. Ja, so ist es gut, dachte sie. Der Wagen kam ein Stück vorwärts.

»Wechseln Sie auf die linke Spur«, befahl Aomame dem Fahrer.

»Aber fließt der Verkehr nicht besser auf der rechten?«, wandte dieser vorsichtig ein.

Aomame ignorierte den Einwand. »Fahren Sie auf die linke.«

Er streckte die Hand aus dem Fenster, gab dem Kühllaster hinter ihnen ein Zeichen und fädelte sich, nachdem er sich vergewissert hatte, dass der andere es gesehen hatte, in die linke Spur ein. Nach fünfzig Metern kamen sie wieder zum Stillstand.

»Öffnen Sie die Tür, ich steige hier aus.«

»Was?«, sagte der Fahrer völlig überrumpelt. »Hier?«

»Ja, hier. Ich habe hier etwas zu erledigen.«

»Aber wir sind mitten auf der Autobahn. Das ist gefährlich. Hier kann man nicht aussteigen.«

»Kein Problem, gleich da vorn ist eine Treppe für Notfälle.«

»Was für eine Treppe?« Der Fahrer schüttelte den Kopf. »Davon weiß ich nichts. Aber wenn rauskommt, dass ich Fahrgäste mitten auf der Autobahn aussteigen lasse, kriege ich Riesenärger mit meinem Chef. Und mit der für die Autobahn zuständigen Behörde. Bitte ersparen Sie mir das.«

»Ich muss hier aussteigen. Die Umstände machen es unumgänglich.« Aomame nahm noch einen Zehntausend-Yen-Schein aus ihrem Portemonnaie, glättete ihn und streckte ihn dem Fahrer entgegen. »Hier, als Entschädigung für Ihre Unannehmlichkeiten. Also halten Sie jetzt den Mund und lassen Sie mich hier raus. Bitte.«

Der Fahrer nahm den Zehntausend-Yen-Schein nicht an. Ergeben betätigte er die Automatik und öffnete die linke hintere Tür.

»Ich will Ihr Geld nicht. Was Sie mir vorhin gegeben haben, genügt vollauf. Aber bitte passen Sie wirklich auf sich auf. Es gibt hier keinen Seitenstreifen, und zu Fuß unterwegs zu sein ist auch im Stau gefährlich.«

»Danke«, sagte Aomame. Nachdem sie ausgestiegen war, klopfte sie auf der Beifahrerseite ans Fenster und bedeutete ihm, die Scheibe herunterzulassen. Sie beugte sich in den Wagen und drückte dem Fahrer den Zehntausend-Yen-Schein in die Hand.

»Bitte nehmen Sie ihn an, und denken Sie sich nichts dabei. Ich habe zu viel Geld.«

Der Fahrer blickte zwischen dem Schein und Aomames Gesicht hin und her.

»Sollten Sie wegen mir Probleme mit der Polizei oder

Ihrer Firma bekommen, sagen Sie, ich hätte Sie mit einer Pistole bedroht, und Sie hätten nichts tun können.«

Der Fahrer schien nicht richtig zu begreifen, wovon sie sprach. Zu viel Geld? Pistole? Dennoch nahm er die zehntausend Yen. Wahrscheinlich fürchtete er, etwas Unvorhersehbares zu provozieren, falls er sich weigerte.

Wie beim letzten Mal ging Aomame zwischen der Leitplanke und den Autos auf der linken Spur in Richtung Shibuya. Die Entfernung betrug nur etwa fünfzig Meter. Die Leute in den Wagen beobachteten sie mit ungläubigen Blicken. Doch Aomame schritt, ohne sie zu beachten, auf langen Beinen und mit geradem Rücken wie ein Mannequin auf einem Pariser Laufsteg an ihnen vorbei. Ihr Haar wehte in dem Luftzug, den die großen Wagen erzeugten, die mit hoher Geschwindigkeit auf der freien Gegenfahrbahn vorbeirauschten. Die Esso-Tafel wurde größer, und bald war Aomame an dem ihr bekannten Pannestreifen angelangt.

Die Szenerie hatte sich nicht verändert. Da war das Eisengitter und daneben die gelbe Box mit dem Notruftelefon.

Hier hat für mich das Jahr 1984 begonnen, dachte Aomame.

Seit ich die Treppe auf die Nationalstraße 246 hinuntergestiegen bin, hat sich meine Welt verändert. Also werde ich sie jetzt noch einmal hinuntersteigen. Damals hatte der April gerade begonnen. Ich trug meinen beigefarbenen Mantel. Jetzt haben wir Anfang September, und es ist zu warm dafür. Aber abgesehen von dem Mantel habe ich genau die gleichen Sachen an wie damals. Als ich in dem Hotel in Shibuya diesen Idioten von der

Ölgesellschaft aus dem Weg geräumt habe. Das Kostüm von Junko Shimada und die Charles-Jourdan-Schuhe. Die weiße Bluse, eine Strumpfhose und den weißen Drahtbügel-BH. Ich habe meinen Rock hochgeschoben, bin über das Gitter geklettert und dann die Treppe hinuntergegangen.

Jetzt versuche ich das Gleiche noch einmal. Eigentlich aus reiner Neugier. Ich will nur wissen, was passiert, wenn ich am gleichen Ort in den gleichen Klamotten das Gleiche tue wie damals. Nicht, dass ich auf Rettung hoffe. Ich fürchte mich nicht vor dem Tod. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich nicht zögern. Ich werde mit einem Lächeln auf den Lippen sterben, dachte sie. Dennoch wollte Aomame nicht sterben, ohne etwas zu erfahren. Mehr als den Versuch, hinter den Ablauf der Dinge zu kommen, konnte sie nicht machen. Wenn er fehlschlug, konnte sie aufgeben. Aber sie würde bis zum Schluss, bis zuallerletzt, ihr Möglichstes tun, so wie es ihrer ganzen Art zu leben entsprach.

Aomame beugte sich über das Gitter und suchte den Notabstieg. Aber da war keine Treppe. Sie schaute und schaute, aber das Ergebnis blieb das gleiche. Die Treppe war verschwunden.

Aomame biss sich auf die Lippe und verzog das Gesicht.

Es war ausgeschlossen, dass sie sich in der Stelle geirrt hatte. Da war der Pannestreifen, und die Esso-Tafel war auch direkt vor ihr. Alles sah genauso aus wie vor ein paar Monaten. In der Welt des Jahres 1984 war hier eine Treppe gewesen, die sie nach der Beschreibung des sonderbaren Taxifahrers ganz leicht hatte finden können. Sie war über das Gitter geklettert und hinuntergestiegen. Aber hier im Jahr 1Q84 existierte dieser Notabstieg nicht mehr.

## DER AUSGANG WAR VERSPERRT.

Nachdem Aomame ihr verzerrtes Gesicht wieder entspannt hatte, schaute sie sich aufmerksam um und sah noch einmal zu der Reklametafel von Esso hinauf. Der Tiger lächelte vergnügt und warf ihr, den Tankschlauch in der Pfote, den Schwanz schwungvoll nach oben geringelt, einen neckischen Seitenblick zu. Als ob es kein größeres Glück gäbe und er niemals zufriedener gewesen sei.

Natürlich, dachte Aomame.

Sie hatte es von Anfang an gewusst. Der Leader hatte es ihr ja deutlich genug gesagt, bevor er in der Suite des Hotels Okura von ihrer Hand gestorben war. Es gab keinen Weg, der aus dem Jahr 1Q84 in das Jahr 1984 zurückführte. Die Tür ging nur in eine Richtung auf. Genau wie er es gesagt hatte.

Dennoch hatte sie sich mit eigenen Augen vergewissern müssen. Das lag in ihrer Natur. Jetzt hatte sie sich überzeugt. Ende. Der Beweis war erbracht. Quod erat demonstrandum.

Gegen das Gitter gelehnt, blickte Aomame nach oben. Ein makellos schöner Tag. Am tiefblauen Himmel zogen ein paar zarte längliche Wolken dahin. Durch seine Weite wirkte er gar nicht wie ein Großstadthimmel. Von den Monden war jedoch nichts zu sehen. Wo waren sie? Egal, dachte sie. Monde sind Monde. Ich bin ich. Jeder von uns hat seine eigene Art zu leben, seine eigenen Absichten.

Faye Dunaway würde jetzt wohl eine schlanke Zigarette hervorziehen und sie sich mit ihrem Feuerzeug anzünden. Und dabei cool und sexy die Augen zukneifen. Aber Aomame rauchte nicht, und auch ein Feuerzeug hatte sie nicht bei sich. Nur Hustenbonbons mit

Zitronengeschmack. Plus eine 9-mm-Automatik und den Eispick, den sie schon mehreren Männern in den Nacken gestoßen hatte. Beides tödlicher als Zigaretten.

Sie betrachtete die Wagen, die in dem Stau standen. Die meisten Leute darin sahen neugierig zu ihr herüber. Natürlich. Dass eine gewöhnliche Passantin auf der Stadtautobahn spazieren ging, bekam man schließlich nicht jeden Tag zu sehen. Schon gar nicht eine junge Frau. Und auch noch im Minirock, in Stöckelschuhen, mit einer grünen Sonnenbrille und einem Lächeln auf den Lippen. Wer würde da nicht hingucken?

Viele der stehenden Wagen waren große Transporter, die Güter aus allen Teilen des Landes nach Tokio beförderten. Einige waren vielleicht die ganze Nacht unterwegs gewesen und nun in den unvermeidlichen Vormittagsstau geraten. Die erschöpften Fahrer dösten gelangweilt vor sich hin. Ihre einzige Sehnsucht bestand darin, ein Bad zu nehmen, sich zu rasieren und auszustrecken und zu schlafen. Sie glotzten Aomame nur abwesend an, wie man ein Tier betrachtet, dessen Anblick einem nicht vertraut ist. Zu aktiver Anteilnahme waren sie viel zu müde. Zwischen den Lastern stand ein silberfarbenes Mercedes-Coupé. Es wirkte wie eine grazile Antilope, die versehentlich in eine Herde massiger Nashörner geraten ist. Offenbar war es ganz neu, und seine elegante Karosserie glitzerte nur so in der Morgensonne. Selbst die Radkappen waren auf die Farbe des Wagens abgestimmt. Die gutaussehende Dame mittleren Alters auf dem Fahrersitz hatte die Scheibe heruntergelassen und beobachtete Aomame durch ihre Givenchy-Sonnenbrille. An der Hand, die auf dem Lenkrad lag, funkelte ein Ring.

Die Dame sah sympathisch aus. Sie schien besorgt um

Aomame. Was tat eine so attraktive junge Frau allein und zu Fuß auf der Stadtautobahn? Offenbar ahnte sie, dass da etwas nicht stimmte, und schien im Begriff, Aomame anzusprechen. Sie hätte sie sicher bereitwillig irgendwohin mitgenommen.

Aomame nahm ihre Ray Ban ab und steckte sie in die Brusttasche ihrer Kostümjacke. Geblendet von der grellen Morgensonne, rieb sie sich die Nasenwurzel, wo die Brille einen Abdruck hinterlassen hatte. Sie fuhr sich mit der Zungenspitze über die trockenen Lippen. Sie schmeckten leicht nach Lippenstift. Aomame schaute in den klaren Himmel hinauf und dann zur Sicherheit noch einmal nach unten.

Sie öffnete ihre Umhängetasche und nahm vorsichtig die Heckler & Koch heraus. Um beide Hände frei zu haben, ließ sie die Tasche zu Boden fallen. Sie entsicherte die Pistole mit der linken Hand, zog den Schlitten nach hinten und beförderte eine Patrone in die Kammer. Ihre Bewegungen waren rasch und präzise, und es entstand ein mehrmaliges scharfes Klacken dabei. Sie drehte die Waffe leicht und wog sie in der Hand. Ihr Eigengewicht betrug nur 480 Gramm, dazu kam das Gewicht von sieben Patronen. Alles klar, die Waffe war geladen. Sie spürte den Unterschied am Gewicht.

Aomames gerader Mund lächelte noch immer. Die Leute beobachteten sie bei ihrem Tun. Niemand schien überrascht, als sie die Pistole aus ihrer Tasche nahm. Zumindest malte sich keinerlei Erstaunen auf die Gesichter der Zuschauer. Vielleicht glaubten sie, die Waffe sei nicht echt. Aber sie ist echt, dachte Aomame.

Sie richtete den Lauf nach oben und schob sich die Mündung in den Mund, zielte geradewegs auf ihr Gehirn.

Auf die graue Masse, die ihr Bewusstsein beherbergte.

Über ein Gebet musste sie nicht nachdenken, die Worte stellten sich automatisch ein. Den Pistolenlauf im Mund, sagte Aomame sie rasch auf. Niemand hörte, was sie sagte. Aber das war ihr egal. Solange Gott es hören konnte. Die kleine Aomame hatte den Inhalt der Worte, die sie sprach, auch nie richtig verstanden. Aber ihre gesamte Abfolge hatte sie bis in ihr Innerstes durchdrungen. In der Schule hatte sie immer vor dem Essen beten müssen. Allein, aber mit lauter Stimme. Ohne sich um die neugierigen Blicke und den Hohn der anderen zu kümmern. Das Wichtige ist, dass Gott dich sieht. Niemand kann seinen Augen entkommen.

Der Große Bruder sieht dich.

Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Königreich komme. Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir unseren Schuldnern vergeben haben. Sei mit uns durch deinen Segen, sei um uns auf unseren Wegen. Amen.

Die gutaussehende Dame starrte, die Hände um das Lenkrad ihres nagelneuen Mercedes gelegt, noch immer wie gebannt auf Aomame. Sie schien – wie auch die anderen Leute – die Bedeutung der Waffe in Aomames Hand nicht zu begreifen. Andernfalls würde sie sicher beiseite schauen, dachte Aomame. Wenn sich jemand vor meiner Nase das Hirn wegblasen würde, würde ich wahrscheinlich den ganzen Tag keinen Bissen mehr runterkriegen. Also, nichts für ungut, aber sehen Sie lieber weg, wandte sich Aomame stumm an die Dame. Es ist doch offensichtlich, dass ich mir nicht die Zähne putzen will. Ich stecke mir eine deutsche Automatikpistole, Typ Heckler & Koch, in den Mund und habe gerade mein letztes Gebet gesprochen. Was das bedeutet, können Sie sich ja wohl



denken.

Das ist mein Rat. Es ist ein guter Rat. Schauen Sie weg, sehen Sie nichts, und fahren Sie mit Ihrem nagelneuen Mercedes-Coupé schnurstracks nach Hause, in Ihr hübsches Zuhause, wo Ihr lieber Mann und Ihre lieben Kinderchen warten, und machen Sie weiter mit Ihrem friedlichen Leben. Jemand wie Sie sollte so etwas nicht sehen. Das ist eine echte Pistole. Hässlich und brutal. Geladen mit sieben hässlichen Patronen. Wie Anton Tschechow schon sagte: Wenn in einer Geschichte ein Gewehr vorkommt, muss es auch irgendwann abgefeuert werden. Das ist der Sinn von Geschichten.

Aber die Dame wollte den Blick partout nicht abwenden. Resigniert schüttelte Aomame ein wenig den Kopf. Tut mir leid, aber länger kann ich nicht warten. Time's up. Die Vorstellung beginnt.

Der Tiger im Tank.

»Hoho«, rief der Zwischenrufer.

»Hoho«, stimmten die übrigen sechs Little People ein.

»Tengo«, sagte Aomame. Und spannte ihren Finger am Abzug.

## KAPITEL 24

Tengo

Solange es die Wärme noch gibt

Am nächsten Vormittag nahm Tengo vom Bahnhof Tokio den Express nach Tateyama. Von dort fuhr er mit dem Bummelzug nach Chikura. Es war ein sonniger windstillere Morgen. Das Meer bewegte sich kaum. Der Sommer neigte

sich bereits dem Ende zu, und mit seiner leichten Baumwolljacke über dem kurzärmeligen Hemd war Tengo genau richtig angezogen. Es überraschte ihn, wie ruhig es nun in der kleinen Stadt am Meer war, nachdem die Badegäste verschwunden waren. Man kommt sich ja wirklich fast vor wie in der Stadt der Katzen, dachte er.

Er begnügte sich mit einer einfachen Mahlzeit am Bahnhof und nahm dann ein Taxi zum Sanatorium. Es war kurz nach eins, als er dort ankam. Am Empfang begrüßte ihn wieder die gleiche Krankenschwester. Sie war es auch gewesen, die ihn am Abend zuvor angerufen hatte. Schwester Tamura. Sie erinnerte sich an ihn und verhielt sich etwas liebenswürdiger als beim ersten Mal. Sie lächelte sogar ein bisschen. Vielleicht trug auch Tengos verbesserter Aufzug dazu bei.

Zunächst führte sie ihn in die Cafeteria und brachte ihm einen Kaffee. »Bitte warten Sie einen Moment. Der Herr Doktor kommt gleich«, sagte sie. Nach etwa zehn Minuten erschien, sich mit einem Handtuch die Hände abtrocknend, der zuständige Arzt. Er musste um die fünfzig sein, denn sein starkes Haar war bereits von weißen Strähnen durchzogen. Offenbar hatte er etwas Anderweitiges zu erledigen gehabt, denn er trug keinen weißen Kittel. Mit seiner sportlichen Statur, in dem grauen Sweatshirt mit passender Hose und den abgetragenen Joggingsschuhen wirkte er nicht so sehr wie ein Arzt an einem Sanatorium, sondern eher wie der Trainer einer Uni-Mannschaft, die es nie aus der zweiten Liga herausschaffte.

Noch einmal erklärte er Tengo in etwa das Gleiche wie am Abend zuvor am Telefon. Leider habe er im Augenblick so gut wie keine medizinische Handhabe mehr. Aus seiner Miene und seiner Wortwahl zu schließen, empfand er

aufrichtiges Bedauern.

»Das einzige Mittel, das uns noch bleibt, ist die direkte Ansprache. Durch Sie. Vielleicht können Sie als sein Sohn seinen Lebenswillen noch einmal wecken.«

»Kann mein Vater es hören, wenn ich mit ihm spreche?«, fragte Tengo.

Der Arzt machte ein skeptisches Gesicht und nahm einen Schluck von seinem lauwarmen grünen Tee. »Ehrlich gesagt, ich kann Ihnen das auch nicht sagen. Ihr Herr Vater liegt im Koma. Zumindest reagiert er nicht, wenn man ihn anspricht. Aber es gibt Fälle, in denen auch Patienten, die sich in einem tiefen Koma befinden, Stimmen wahrnehmen. Es soll sogar vorkommen, dass jemand in eingeschränktem Maß den Inhalt des Gesagten versteht.«

»Aber direkt erkennen kann man das nicht, oder?«

»Nein.«

»Ich kann bis gegen halb sieben heute Abend bleiben«, sagte Tengo. »Diese Zeit werde ich bei meinem Vater verbringen und so viel wie möglich mit ihm sprechen.«

»Sollte sich irgendeine Reaktion zeigen, lassen Sie mich bitte sofort rufen«, sagte der Arzt. »Ich bin immer irgendwo in der Nähe.«

Eine junge Schwester – »Adachi« stand auf ihrem Namensschild – brachte Tengo in das Zimmer, in dem sein Vater jetzt lag. Man hatte ihn in ein Einzelzimmer in dem neuen Gebäude verlegt. Dem für die schwerkranken Patienten. Das Zahnrad war weitergerückt. Noch weiter vorrücken konnte es nicht. Das Bett füllte das einfache, längliche, schmale Zimmer fast zur Hälfte aus. Vor dem Fenster lag der kleine, zum Schutz gegen den Wind angepflanzte Kiefernwald. Die dichten Bäume schienen

eine langgestreckte Mauer zu bilden, die das Sanatorium von der Wirklichkeit der Lebenden trennte. Die Krankenschwester ging hinaus, und Tengo blieb allein mit seinem Vater, der, das Gesicht zur Decke gewandt, in tiefem Schlaf lag. Er setzte sich auf einen hölzernen Schemel, der neben dem Bett stand, und sah ihn an.

Am Kopfe befand sich ein Infusionsständer. Aus einem Plastikbeutel tröpfelte durch einen Schlauch Flüssigkeit in eine Vene im Arm seines Vaters. Auch Harn und Exkreme wurden über Schläuche abgeführt. Allerdings war die sichtbare Menge der Ausscheidungen erstaunlich gering. Der Vater wirkte, seit Tengo ihn im letzten Monat gesehen hatte, wie um eine Kleidergröße geschrumpft. Auf seinen hohlen Wangen und dem eingefallenen Kinn sprossen etwa zwei Tage alte weiße Stoppeln. Seine Augen lagen viel tiefer in den Höhlen als zuvor. So viel tiefer, dass Tengo sich fragte, ob man sie nicht mit einem Spezialgerät hervorziehen müsse. Die Augenlider schlossen sich fest über den Höhlen wie heruntergelassene Rollläden. Der Mund war ein wenig geöffnet. Sein Vater atmete nicht hörbar, aber wenn Tengo sein Ohr ganz nahe an ihn heranbrachte, spürte er einen schwachen Luftzug. Seine bis auf ein Minimum herabgesetzten Körperfunktionen erhielten ihn noch gerade so am Leben.

Tengo empfand die Bemerkung, die der Arzt am Telefon gemacht hatte, als schrecklich real: »Wie ein Zug, der seine Geschwindigkeit drosselt, wenn er auf einen Bahnhof zufährt.« Dieser Zug hier verlor zusehends an Geschwindigkeit, wartete, dass der Triebwagen sich erschöpfte, um ruhig mitten auf freiem Feld stehen bleiben zu können. Das einzig Gute war, dass sich keine Fahrgäste

mehr im Zug befanden. So konnte sich auch niemand beschweren, wenn er einfach so anhielt.

Ich muss etwas zu ihm sagen, dachte Tengo. Aber er wusste nicht, was, wie und in welchem Ton. Es fiel ihm einfach nichts ein.

»Vater«, flüsterte er versuchsweise. Mehr brachte er vorläufig nicht heraus.

Er erhob sich von seinem Hocker, trat ans Fenster und schaute auf den gepflegten Rasen und den weiten Himmel über dem Kiefernwäldchen. Auf einem Antennenmast sonnte sich eine Krähe und ließ ihren Blick nachdenklich über die Landschaft schweifen. Am Kopfende des Bettes stand ein Transistorradio mit Wecker, obwohl sein Vater sicher keines von beiden mehr benötigte.

»Ich bin's. Tengo. Ich bin gerade aus Tokio gekommen. Kannst du mich hören?«, sagte er und sah, am Fenster stehend, zu seinem Vater hinunter. Keine Reaktion. Nachdem seine Stimme die Luft für einen Augenblick in Schwingungen versetzt hatte, wurden seine Worte restlos von der Leere geschluckt, die sich im Zimmer festgesetzt hatte.

Dieser Mann will sterben, dachte Tengo. Man sah es an seinen eingesunkenen Augen. Er hatte beschlossen, sein Leben zu beenden. Hatte die Augen zugemacht und war in tiefen Schlaf gefallen. Alles Gutzureden würde nichts nutzen, es wäre unmöglich, ihn von seinem Entschluss abzubringen. Aus klinischer Sicht war er zwar noch am Leben, aber der Mann selbst hatte willentlich mit allem abgeschlossen. Für ihn gab es keinen Grund mehr, am Leben zu bleiben. Tengo konnte nicht mehr tun, als den Wunsch seines Vaters zu respektieren und ihn in Ruhe

sterben zu lassen. Sein Gesicht wirkte sehr friedlich. Zumindest schien er zurzeit keine Schmerzen zu empfinden. Das war das Gute, wie der Arzt am Telefon gesagt hatte.

Dennoch musste Tengo mit seinem Vater reden. Zum einen hatte er es dem Arzt versprochen, der sich besonders fürsorglich um seinen Vater zu kümmern schien. Zum anderen war es auch – ihm fiel kein passenderer Ausdruck ein – eine Frage des Anstands. Tengo hatte schon sehr lange nicht richtig mit seinem Vater gesprochen. Nicht einmal eine alltägliche Unterhaltung hatte zwischen ihnen stattgefunden. Das letzte Mal länger miteinander gesprochen hatten sie wahrscheinlich, als Tengo noch in der Mittelstufe gewesen war. Danach war er kaum noch nach Hause gekommen, und wenn doch, hatte er es nach Möglichkeit vermieden, seinem Vater zu begegnen.

Doch nun lag dieser Mann in einem tiefschlafähnlichen Zustand vor ihm und starb still und leise vor sich hin. Er hatte Tengo offenbart, dass er nicht sein richtiger Vater war, und damit endlich eine Last von sich geworfen. Es schien, als habe ihn dies irgendwie erleichtert. Er hatte sie beide von dieser Last befreit. Im letzten Moment.

Auch wenn sie vielleicht nicht blutsverwandt waren, hatte dieser Mann Tengo als seinen Sohn in sein Familienregister eintragen lassen und sich, bis der Junge für sich selbst sorgen konnte, um ihn gekümmert. Dafür musste er ihm dankbar sein. Eigentlich war er verpflichtet, ihm Bericht darüber zu erstatten, wie er bis jetzt gelebt und empfunden hatte. Fand Tengo. Oder nein, eine Verpflichtung konnte man es nicht nennen. Eigentlich war es eher eine Frage des Anstands. Und hatte nichts damit zu tun, ob das, was er sagte, bei seinem Vater ankam oder ob es etwas nutzte.

Tengo setzte sich wieder auf den Hocker neben das Bett und begann in groben Zügen aus seinem Leben zu erzählen. Er setzte ein, als er in die Oberschule gekommen und in das Wohnheim für Judokas gezogen war. Von da an hatte es so gut wie keine Berührungspunkte mehr zwischen seinem Leben und dem seines Vaters gegeben. Keiner von beiden wusste genau, was der andere tat. Tengo hielt es für das Beste, zunächst diese große Lücke so weit wie möglich zu füllen.

Allerdings gab es über seine Zeit an der Oberschule nichts Besonderes zu erzählen. Es war eine Privatschule in der Präfektur Chiba gewesen, die für ihre starke Judo-Mannschaft bekannt war. Er hätte lieber eine anspruchsvollere Oberschule besucht, aber diese bot ihm die günstigsten Bedingungen. Er war vom Schulgeld befreit, durfte im Wohnheim wohnen und bekam drei Mahlzeiten am Tag. Mittelpunkt von Tengos Leben an dieser Schule war die Judo-Mannschaft. In den Trainingspausen lernte er (obwohl er seine erstklassigen Noten bequem und ohne besonderen Aufwand halten konnte), und in seiner Freizeit nahm er mit anderen Jungen aus seiner Mannschaft harte körperliche Arbeiten an, um sich etwas Geld zu verdienen. Er hatte so viele Verpflichtungen, dass er an manchen Tagen von morgens bis abends durch die Gegend hetzte. So gab es über seine Oberschulzeit eigentlich nichts zu erzählen, außer dass er unheimlich beschäftigt gewesen war. Es hatte sich nichts ungewöhnlich Erfreuliches zugetragen, und gute Freunde hatte er auch nicht gefunden. An der Schule gab es sehr viele Vorschriften, und so richtig warm konnte er damit nicht werden. Mit den anderen Mitgliedern seiner Judo-Mannschaft kam er einigermaßen gut zurecht, hatte aber im Grunde kaum

etwas mit ihnen zu reden. Wenn Tengo ehrlich war, musste er zugeben, dass er bei keinem einzigen Judo-Turnier richtig mit Leib und Seele dabei war. Doch um seinen Lebensunterhalt zu sichern, musste er mit guten Ergebnissen aufwarten. Also trainierte er gewissenhaft, um seine Umgebung nicht zu enttäuschen. Judo war weniger ein Sport für ihn als ein praktisches Mittel zum Überleben. Man hätte es fast einen Beruf nennen können. Seine drei letzten Schuljahre waren von dem Wunsch beherrscht, möglichst bald fertig zu sein, um ein authentischeres Leben führen zu können.

Doch als er auf die Universität kam, lief sein Leben im Grunde genauso weiter. Denn wenn er weiter aktiv beim Judo blieb, konnte er in ein Wohnheim ziehen, das heißt, er brauchte sich um Kost und Logis (wenn auch auf niedrigem Niveau) nicht zu kümmern. Er bekam zwar ein Stipendium, von dem allein konnte er jedoch nicht leben. Also musste er Judoka bleiben. Natürlich studierte er Mathematik. Da er fleißig lernte, hatte er auch an der Universität gute Noten, und man empfahl ihm ein Doktorandenstudium. Aber in seinem dritten oder vierten Studienjahr ging Tengo plötzlich die Begeisterung für die Mathematik als Wissenschaft verloren. An sich machte Mathematik ihm noch immer Spaß, aber sich mit mathematischer Forschung zu beschäftigen befriedigte ihn nicht. Es war wie mit dem Judo. Er war gern Amateur, hatte aber weder Neigung noch Verlangen, sein ganzes Leben damit zu verbringen. Das war ihm selbst bewusst.

Als sein Interesse an der Mathematik nachließ und sein Examen bevorstand und es damit auch keinen Grund mehr gab, sich weiter mit Judo zu beschäftigen, hatte Tengo nicht die geringste Ahnung, welchen Weg er nun



einschlagen sollte. Seinem Leben schien ein Mittelpunkt zu fehlen. Es hatte zwar ursprünglich auch keinen gehabt, aber bisher war immer etwas von ihm erwartet und verlangt worden. Dadurch war sein Leben ausgefüllt und geschäftig gewesen. Aber nachdem all diese Forderungen und Erwartungen plötzlich wegfielen, blieb nichts übrig, das der Rede wert gewesen wäre. Tengo hatte kein Ziel im Leben. Und keinen einzigen Freund. Er blieb in einer Art Flaute stecken und konnte sich auf nichts mehr richtig konzentrieren.

Während des Studiums hatte er mehrere Freundinnen gehabt und auch sexuelle Erfahrungen gemacht. Tengo war nicht im landläufigen Sinne gutaussehend und weder besonders gesellig noch ein besonders begabter Unterhalter. Er war stets knapp bei Kasse, und seine Kleidung konnte man auch nicht gerade als den letzten Schrei bezeichnen. Aber wie der Duft gewisser Pflanzen Bienen anlockt, fühlte sich eine bestimmte Art von Frauen zu ihm hingezogen. Und das sogar ziemlich stark.

Dies entdeckte er mit Anfang zwanzig (etwa um die gleiche Zeit, als er seine Begeisterung für die wissenschaftliche Mathematik verlor). Auch wenn er von sich aus nichts unternahm, suchten die Frauen, die dieses besondere Interesse an ihm hatten, seine Nähe. Sie sehnten sich danach, von seinen starken Armen umschlungen zu werden. Oder hatten zumindest nichts dagegen. Beim ersten Mal verstand er gar nicht, was vorging, und war ziemlich verwirrt. Aber bald hatte er sozusagen den Dreh raus und konnte seine Fähigkeiten nach Bedarf einsetzen. Seither hatte es Tengo nie an Frauenbekanntschaften gemangelt. Doch er verliebte sich nie von sich aus in eine der Frauen. Er pflegte Umgang mit ihnen und hatte

körperliche Beziehungen zu ihnen. Mehr war es nie. Sie füllten lediglich ihre gegenseitige Leere aus. Es war weiß Gott seltsam, aber es geschah nicht ein einziges Mal, dass er sein Herz an eine der Frauen verlor, die sich so sehr zu ihm hingezogen fühlten.

All das erzählte Tengo seinem bewusstlosen Vater. Anfangs wählte er seine Worte zögernd und mit viel Bedacht, doch dann sprach er immer flüssiger und zum Schluss sogar mit einigem Eifer. Selbst sexuelle Dinge sprach er offen aus. Mittlerweile war es unangebracht, sich zu genieren, fand er. Sein Vater lag, noch immer in der gleichen Haltung, das Gesicht nach oben gewandt, in tiefem Schlaf. Auch seine Atmung hatte sich nicht verändert.

Gegen drei Uhr erschien eine stämmige, etwa dreißigjährige Schwester, um den Infusionsbeutel zu wechseln, den Urinbehälter gegen einen neuen auszutauschen und seine Temperatur zu messen. Sie trug ihr Haar straff nach hinten gebunden, und ein Kugelschreiber steckte darin. »Omura« stand auf ihrem Namensschild.

»Ist irgendetwas Ungewöhnliches passiert?«, fragte sie Tengo, während sie mit ihrem Kugelschreiber auf einem Klemmbrett die Werte notierte.

»Nein. Er hat die ganze Zeit geschlafen«, sagte Tengo.

»Wenn etwas ist, drücken Sie bitte den Knopf dort.« Die Schwester zeigte auf einen Schalter am Kopfende und steckte sich den Kugelschreiber wieder ins Haar.

»Mache ich.«

Kurz nachdem sie hinausgegangen war, klopfte es leise, und die bebrillte Schwester Tamura schob den Kopf ins

Zimmer.

»Möchten Sie vielleicht etwas essen? In der Cafeteria bekommen Sie etwas.«

»Vielen Dank, aber ich habe noch keinen Hunger«, sagte Tengo.

»Wie geht es Ihrem Vater?«

Tengo zuckte die Achseln. »Ich habe die ganze Zeit mit ihm gesprochen. Aber ich weiß nicht, ob er mich hören kann oder nicht.«

»Ansprache ist eine gute Sache«, sagte sie und lächelte ermutigend. »Keine Sorge, Ihr Vater hört Sie bestimmt.«

Sie schloss leise die Tür. Tengo und sein Vater waren wieder allein in dem kleinen Krankenzimmer.

Tengo erzählte weiter.

Er machte also das Examen und begann an einer Yobiko in der Stadt Mathematik zu unterrichten. Nun war er kein kleines hoffnungsvolles Mathematikgenie und kein vielversprechender Judo-Kämpfer mehr. Nur noch Lehrer und nicht einmal fest angestellt. Aber Tengo war glücklich. Endlich konnte er frei atmen. Zum ersten Mal in seinem Leben konnte er seinen Alltag gestalten, wie es ihm beliebte, ohne sich jemandem verpflichtet zu fühlen.

Kurze Zeit später fing er an zu schreiben. Er verfasste mehrere Werke und reichte sie bei Verlagen ein, die Debütpreise ausgeschrieben hatten. Dabei hatte er den etwas eigenwilligen Redakteur Komatsu kennengelernt und kürzlich in dessen Auftrag Die Puppe aus Luft überarbeitet, einen Roman, den ein siebzehnjähriges Mädchen namens Fukaeri (Eriko Fukada) verfasst hatte. Fukaeri hatte sich die Geschichte ausgedacht, aber da sie nicht die Fähigkeit besaß, einen zusammenhängenden Text zu schreiben, hatte

Tengo dies für sie übernommen. Diese Aufgabe war ihm gut gelungen. Das Mädchen hatte den Preis für das beste Erstlingswerk einer Literaturzeitschrift bekommen, die Geschichte war als Buch erschienen und ein großer Bestseller geworden. Wegen ihrer allzu großen Popularität war Die Puppe aus Luft von der Jury für den Akutagawa-Preis verworfen worden. Aber wie Komatsu, der nie ein Blatt vor den Mund nahm, sagte, verkaufte das Buch sich »auch ohne diesen Quatsch«.

Tengo bezweifelte, dass sein Vater überhaupt hörte, was er ihm erzählte. Außerdem wusste er nicht, ob sein Vater solche Dinge inhaltlich verstehen konnte. Jedenfalls reagierte er nicht. Und selbst wenn er es verstand, hatte er vielleicht gar kein Interesse an so etwas. Vielleicht fühlte er sich nur belästigt. Das Leben von anderen ist mir schnurz, lass mich in Ruhe schlafen, dachte er womöglich. Dennoch erzählte Tengo einfach weiter, was ihm in den Kopf kam. Was hätte er auch sonst in dem kleinen Zimmer tun sollen?

Sein Vater rührte sich die ganze Zeit über nicht. Seine tief eingesunkenen Augen blieben fest geschlossen. Es sah aus, als warteten die Höhlen darauf, dass Schnee fallen und sie mit seiner Weiße auffüllen würde.

»Im Augenblick klappt das noch nicht, aber eines Tages möchte ich, wenn es geht, vom Schreiben leben. Nicht, indem ich die Werke von anderen bearbeite, sondern indem ich aufschreibe, was ich selbst zu sagen habe. Das Schreiben, insbesondere von Romanen, entspricht, glaube ich, meiner Persönlichkeit. Es ist gut, ein Ziel zu haben. Endlich hat sich so etwas bei mir entwickelt. Bisher ist noch nichts, was ich geschrieben habe, unter meinem Namen gedruckt worden, aber das wird sicher bald der Fall sein. Vielleicht klingt es ein wenig nach Eigenlob, aber ich finde,

meine Fähigkeiten als Schriftsteller sind nicht schlecht. Auch der Redakteur schätzt mich ein wenig. Aber darüber mache ich mir ohnehin keine großen Sorgen.«

Eigentlich hätte er noch hinzufügen müssen, dass er offenbar eine Veranlagung zum Receiver besaß. Und daher praktisch in die fiktionale Welt, die er selbst beschrieben hatte, hineingezogen worden war. Aber es hätte nichts gebracht, jetzt mit dieser komplizierten Sache anzufangen. Das war wieder eine ganz andere Geschichte. Er beschloss, das Thema zu wechseln.

»Mein größtes Problem ist, dass ich bisher nie jemanden ernsthaft lieben konnte. Seit ich denken kann, hat es keinen Menschen gegeben, den ich bedingungslos geliebt hätte. Ich hatte noch nie das Gefühl, mich jemandem öffnen zu können. Kein einziges Mal.«

Tengo fragte sich, ob der arme alte Mann hier vor ihm in seinem ganzen Leben jemals einen Menschen von ganzem Herzen geliebt hatte. Vielleicht hatte er Tengos Mutter ernsthaft geliebt. Und deshalb den kleinen Tengo als sein eigenes Kind aufgezogen, obwohl er wusste, dass er nicht von ihm war. Wenn es so war, hatte er ein emotional ausgefüllteres Leben geführt als Tengo.

»Nur ein Mädchen war so etwas wie eine Ausnahme. Wir sind vor etwa zwanzig Jahren in Shinagawa zusammen in die dritte und vierte Klasse gegangen. Ich fühlte mich sehr stark zu diesem Mädchen hingezogen. Ich habe eigentlich immer an sie gedacht und tue es auch jetzt noch oft. Obwohl ich kaum mit ihr gesprochen habe. Irgendwann hat sie die Schule gewechselt, und seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen. Doch vor kurzem ist etwas Bestimmtes passiert, und ich habe versucht, sie zu finden. Mir ist endlich klar geworden, dass ich sie brauche. Ich habe ihr so

viel zu sagen. Doch ich kann einfach nicht herausfinden, wo sie ist. Ich hätte viel früher anfangen sollen, nach ihr zu suchen. Dann wäre wahrscheinlich alles leichter gewesen.«

Hier schwieg Tengo einen Moment und wartete, dass das, was er ihm bis jetzt erzählt hatte, sich im Kopf seines Vaters setzte. Oder besser gesagt, sich in seinem eigenen Kopf setzte. Dann sprach er weiter.

»Aber ich war einfach zu feige. Aus dem gleichen Grund habe ich auch nie in unserem Familienregister nachgeschaut. Wenn ich gewollt hätte, wäre es so ein Leichtes gewesen herauszufinden, ob meine Mutter wirklich gestorben ist. Ich hätte nur aufs Rathaus gehen und einen Blick in die Akten werfen müssen, dann hätte ich sofort Bescheid gewusst. Tatsächlich hatte ich es auch immer wieder vor. Ein paar Mal ging ich sogar bis zum Rathaus. Aber ich schaffte es einfach nicht, die Dokumente einzusehen. Ich hatte Angst vor den Fakten, die sich mir präsentieren würden. Angst, sie mit eigenen Händen ans Licht zu bringen. Also wartete ich, dass sich alles irgendwann von allein klären würde.«

Tengo seufzte.

»Jedenfalls hätte ich viel früher anfangen sollen, dieses Mädchen zu suchen. Ich habe einen großen Umweg gemacht. Aber ich konnte mich einfach nicht aufraffen. In Herzensdingen bin ich ein großer Feigling. Das ist ein fataler Fehler.«

Tengo stand von dem Hocker auf, ging ans Fenster und betrachtete das Kiefernwäldchen. Der Wind hatte sich völlig gelegt. Es war kein Meeresrauschen zu hören. Durch den Garten stolzierte eine große Katze. Sie schien trächtig zu sein, so wie ihr Bauch nach unten hing. Sie streckte sich

unter einem Baum aus und begann ihren Bauch zu lecken.

»Aber abgesehen davon sieht es in letzter Zeit so aus, als würde sich in meinem Leben endlich etwas ändern. Zumindest habe ich das Gefühl. Ehrlich gesagt habe ich immer einen Groll gegen dich gehegt. Von klein auf fand ich, dass ich kein Mensch für einen so armseligen eingeeengten Ort war, sondern einer, der in glücklichere Umstände gehörte. Ich fand es so ungerecht, dass ausgerechnet mir diese Behandlung zuteilwurde. Alle meine Mitschüler schienen ein viel glücklicheres, schöneres Leben zu führen. Kinder, die mir in Fähigkeiten und Begabung unterlegen waren, hatten es so unvergleichlich viel lustiger. Ich habe mir damals ernsthaft gewünscht, dass du nicht mein richtiger Vater wärst. Ständig träumte ich davon, dass alles ein Irrtum sei und wir nicht blutsverwandt wären.«

Tengo sah wieder aus dem Fenster und beobachtete die Katze. Sie merkte es nicht und leckte weiter selbstvergessen ihren gewölbten Bauch. In ihren Anblick versunken, fuhr Tengo fort.

»Inzwischen denke ich das nicht mehr. Ich finde, dass ich eine Umgebung und einen Vater habe, die zu mir passen. Ich lüge nicht, das ist meine ehrliche Meinung: Ich war unbedeutend, eine Mensch ohne Verdienste. In gewissem Sinn habe ich mich selbst heruntergezogen. Mittlerweile weiß ich das sehr gut. Als Kind war ich tatsächlich ein kleines Mathematikgenie, hielt mich aber für ein großartiges Talent. Alle beachteten mich und machten großes Aufhebens um mich. Aber es war eine Begabung, die letzten Endes zu nichts führte. Nichts von Bedeutung zumindest. Sie war einfach nur da. Genauso wie ich von Natur aus groß war und gut im Judo. Bei den

Präfekturmeisterschaften kam ich immer auf einen der oberen Plätze. Hätte ich mich jedoch in die weite Welt hinausgewagt, wäre ich auf jede Menge bessere Judokas gestoßen. Schon an der Universität schaffte ich es nicht in die Auswahl für die landesweiten Meisterschaften. Das war ein Schock für mich, und eine Zeit lang wusste ich überhaupt nicht, wer ich war. Natürlich nicht. Denn eigentlich war ich ja auch niemand.«

Tengo öffnete den Verschluss der Mineralwasserflasche, die er mitgebracht hatte, und nahm einen Schluck. Dann setzte er sich wieder auf den Hocker.

»Wie gesagt, ich bin dir dankbar. Ich glaube nicht, dass ich tatsächlich dein Sohn bin. Eigentlich bin ich sogar überzeugt, dass ich es nicht bin. Aber du hast für mich gesorgt, obwohl du nicht mein leiblicher Vater bist. Es ist sicher nicht einfach für einen alleinstehenden Mann, ein kleines Kind großzuziehen. Ich erinnere mich mit Widerwillen und Langeweile daran, dass ich mit dir die Rundfunkgebühren für NHK kassieren gehen musste. Aber inzwischen ist das nicht mehr als eine schlechte Erinnerung. Dir fiel sicher einfach nichts Besseres ein, was du mit mir unternehmen konntest. Du hast, wie soll ich sagen, dein Bestes gegeben. Dein Beruf war vermutlich der einzige Berührungspunkt zwischen dir und der Gesellschaft. Und den hast du mir zeigen wollen. Jetzt würde ich das verstehen. Natürlich hast du auch mit einkalkuliert, dass die Begleitung eines Kindes dir das Kassieren erleichtern würde. Aber das allein war es sicher nicht.«

Tengo machte eine kurze Pause und ließ die Worte auf seinen Vater wirken. Währenddessen ordnete er seine eigenen Gedanken.



»Aber als Kind habe ich das natürlich nicht verstanden. Ich habe mich einfach nur geschämt und fürchterlich gelangweilt. Während meine Mitschüler sich vergnügten, musste ich sonntags herumlaufen und an fremden Türen klingeln. Schon das Herannahen des Sonntags war mir ein Graus. Aber inzwischen kann ich dich zumindest bis zu einem gewissen Grad verstehen. Ich will nicht behaupten, dass das, was du getan hast, richtig war. So weit würde ich nicht gehen. Immerhin habe ich seelisch sehr darunter gelitten. Für ein Kind ist das schlimm. Aber es ist nun einmal geschehen. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Auf der anderen Seite hat es mich ja auch ein bisschen härter gemacht. Das Leben auf dieser Welt ist nicht unbedingt ein Zuckerschlecken. Wie ich am eigenen Leib erfahren habe.«

Tengo spreizte die Hände und betrachtete eine Weile seine Handflächen.

»Ich werde jetzt irgendwie weiterleben. Vielleicht besser als bisher und vielleicht auch ohne sinnlose Umwege. Was du jetzt machen willst, Vater, weiß ich nicht. Vielleicht willst du einfach nur ruhig schlafen. Und nicht mehr aufwachen. Wenn es so ist, finde ich das in Ordnung. Und werde dich nicht stören. Ich werde dich einfach schlafen lassen. Aber ich wollte dir wenigstens einmal erzählen, was inzwischen aus mir geworden ist und wie ich denke. Vielleicht wolltest du das ja gar nicht hören. In diesem Fall entschuldige ich mich, dass ich dich belästigt habe. Mehr habe ich nicht zu sagen. Ich habe dir so ziemlich alles erzählt, was du meiner Ansicht nach wissen solltest. Jetzt werde ich dich nicht mehr stören. Du kannst nach Herzenslust schlafen.«

Kurz nach fünf kam noch einmal die Krankenschwester

mit dem Kugelschreiber im Haar und überprüfte die Infusionsmenge. Die Temperatur nahm sie diesmal nicht.

»Ist irgendeine Veränderung aufgetreten?«

»Nein. Er schläft nur die ganze Zeit«, sagte Tengo.

Die Schwester nickte. »Der Herr Doktor kommt gleich. Wie lange können Sie heute bleiben, Herr Kawana?«

Tengo sah auf die Uhr. »Ungefähr bis halb sieben, um kurz vor sieben fährt mein Zug.«

Als die Krankenschwester mit ihren Eintragungen fertig war, steckte sie sich den Stift wieder ins Haar.

»Ich habe seit Mittag mit ihm gesprochen, aber anscheinend kann er mich nicht hören«, sagte Tengo.

»Während meiner Ausbildung zur Krankenschwester habe ich gelernt, dass lebhaftes Sprechen die Menschen aufheitert. Von heiteren Worten gehen positive Schwingungen aus. Ob der Angesprochene versteht, was im Einzelnen gesagt wird, macht physikalisch keinen Unterschied. Daher hat man uns beigebracht, die Patienten, ob sie uns nun hören oder nicht, immer laut und gut gelaunt anzusprechen. Es nutzt auf alle Fälle etwas, Vernunft hin oder her. Meine Erfahrungen bestätigen es.«

Tengo dachte einen Moment nach. »Danke«, sagte er. Schwester Omura nickte kurz und verließ mit raschen Schritten das Zimmer.

Tengo und sein Vater bewahrten danach ein langes Schweigen. Tengo hatte nichts mehr zu sagen. Aber es war keine unbehagliche Stille. Das nachmittägliche Licht schwand immer mehr, und Abendstimmung senkte sich über den Raum. Lautlos und fast unmerklich verblassten die letzten Strahlen der Sonne.

Plötzlich fand Tengo, dass er seinem Vater von den beiden Monden erzählen sollte. Er hatte ihm ja noch nicht gesagt, dass er inzwischen in einer Welt mit zwei Monden lebte. »Man kann hinschauen, soviel man will, es bleibt ein ungewohnter Anblick«, wollte er sagen. Aber dann spürte er, dass es fruchtlos wäre, jetzt noch mit dieser Geschichte anzufangen. Für seinen Vater war es egal, wie viele Monde am Himmel standen. Mit diesem Problem musste Tengo allein zurechtkommen.

Und ob es nun auf dieser (beziehungsweise jener Welt) einen, zwei oder drei Monde gab, Tengo blieb immer nur eine Person. Wo war also der Unterschied? Ganz gleich, wo er war, Tengo war einfach Tengo. Er hatte persönliche Probleme und eine persönliche Begabung, er war noch immer derselbe. Genau, der springende Punkt waren gar nicht die Monde, sondern er selbst war es.

Nach einer halben Stunde kam noch einmal Schwester Omura. Aus irgendeinem Grund steckte der Kugelschreiber nicht mehr in ihrem Haar. Was wohl aus ihm geworden war? Diese Frage beschäftigte Tengo sehr. Zwei Pfleger schoben gemeinsam ein Rollbett ins Zimmer. Beide waren stämmig und dunkelhäutig. Sie sprachen kein Wort. Wahrscheinlich stammten sie aus einem anderen Land.

»Herr Kawana, wir müssen Ihren Vater ins Untersuchungszimmer bringen. Würden Sie bitte so lange hier warten?«, sagte die Schwester.

Tengo schaute auf die Uhr. »Ist irgendetwas nicht in Ordnung?«

Die Krankenschwester schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Wir bringen ihn nur rüber, weil wir hier nicht die nötigen Geräte haben. Das ist nichts Außergewöhnliches. Sie

können später noch einmal mit dem Doktor sprechen.«

»Gut. Dann warte ich hier.«

»In der Cafeteria könnten Sie einen heißen Tee trinken. Sie sollten sich ein bisschen entspannen.«

»Danke«, sagte Tengo.

Während einer von ihnen den Infusionsschlauch hielt, hoben die beiden Männer den ausgemergelten Körper seines Vaters vorsichtig auf das Rollbett und fuhren ihn samt Infusionsständer in den Flur. Sie wirkten sehr routiniert. Dabei sagten sie von Anfang bis Ende kein Wort.

»Es wird nicht lange dauern«, sagte die Krankenschwester.

Aber es dauerte doch ziemlich lange. Das Tageslicht, das von draußen durch das Fenster schien, wurde immer schwächer, aber Tengo schaltete die Lampe nicht an. Ihm war, als hätte er dadurch etwas Wichtiges im Zimmer beschädigt.

Der Körper seines Vaters hatte einen leichten Abdruck auf dem Bett hinterlassen. Viel konnte er eigentlich nicht mehr wiegen, aber dennoch war seine Form deutlich zu erkennen. Diese Einbuchtung gab Tengo das Gefühl, völlig allein auf dieser Welt zurückgelassen worden zu sein. Fast fürchtete er, wenn die Sonne einmal untergegangen wäre, würde es nie wieder Tag werden.

Lange saß er reglos und in Gedanken versunken auf dem Hocker, während die Vorboten der Dunkelheit alles in ihre gedämpften Farben tauchten. Plötzlich fiel ihm auf, dass er eigentlich gar nichts dachte. Dass er statt in Gedanken nur in bodenloser Leere versank. Langsam stand er auf und ging ins Bad, um sich zu erleichtern. Er wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser, trocknete es mit seinem

Taschentuch ab und schaute in den Spiegel. Den Rat der Schwester beherzigend, ging er hinunter in die Cafeteria, um einen heißen grünen Tee zu trinken.

Als er nach etwa zwanzig Minuten wieder das Krankenzimmer betrat, hatte man seinen Vater noch immer nicht zurückgebracht. Stattdessen lag in der von ihm hinterlassenen Einbuchtung ein weißer Gegenstand, der vorher nicht dort gewesen war.

Er hatte eine Gesamtlänge von etwa 1,40 oder 1,50 Meter. Beim ersten Hinsehen erinnerte seine schöne glatte geschwungene Form an eine Erdnussschale. Die Oberfläche wirkte wie von kurzen weichen Daunen überzogen und hatte einen ebenmäßigen gedämpften Schimmer. Sie leuchtete schwach und zartgrün in der sich stetig vertiefenden Dunkelheit. Das flaumige Ding lag reglos auf dem Bett, wie um die zeitweise Leere zu füllen, die der Körper seines Vaters zurückgelassen hatte. Die Hand am Türknauf, blieb Tengo im Türrahmen stehen und musterte den seltsamen Gegenstand eine Weile. Seine Lippen bewegten sich, aber es kamen keine Worte.

Was in aller Welt ist das?, fragte Tengo sich, während er wie angewurzelt dort stand und die Augen zusammenkniff. Wieso lag anstelle seines Vaters jetzt dieses Ding hier? Er wusste sofort, dass es nichts war, was der Arzt oder die Schwestern gebracht hatten. Es war von einer besonderen Atmosphäre umgeben, die sich außerhalb realer Schwingungsphasen befand.

Plötzlich wusste Tengo es, obwohl er noch nie eine gesehen hatte: Das Ding war eine »Puppe aus Luft«.

In Fukaeris Roman hatte er sie in allen Einzelheiten beschrieben, aber selbstverständlich nie eine mit eigenen

Augen gesehen. Es wäre ihm gar nicht in den Sinn gekommen, dass so etwas tatsächlich existierte. Doch das Gespinst, das da vor ihm lag, entsprach genau seiner Vorstellung von der Puppe aus Luft. So hatte er sie selbst geschildert. Er hatte ein heftiges Gefühl von Déjà-vu, als würde ihm mit einer Zange der Magen zusammengepresst. Dennoch betrat er den Raum und schloss die Tür hinter sich. Er schluckte den Speichel, der sich in seinem Mund gesammelt hatte. In seiner Kehle entstand ein unnatürlicher Laut.

Langsam näherte er sich dem Bett. Etwa einen Meter davon entfernt blieb er stehen und nahm die Puppe aufmerksam in Augenschein. Er musste zugeben, dass sie genauso aussah wie auf der einfachen Bleistiftzeichnung, die er angefertigt hatte, bevor er das Gebilde mit Worten beschrieb. Er hatte seine Vorstellung damals zunächst visualisiert, ehe er sie in Text umwandelte. Die Skizze war während der gesamten Zeit, in der er Fukaeris Manuskript bearbeitet hatte, an die Wand vor seinem Schreibtisch gepinnt gewesen. Die Form des Gespinstes ähnelte eher einem Kokon als einer Puppe. Aber für Fukaeri (und damit auch für ihn) war nur die Bezeichnung »Puppe aus Luft« in Frage gekommen.

Die meisten äußeren Merkmale der Puppe hatte Tengo ausgearbeitet. Zum Beispiel die anmutige Wespentaille in der Mitte und die weiche, schmeichelnde Wölbung an beiden Enden. All das waren Tengos Erfindungen, die in Fukaeris ursprünglicher Geschichte nicht vorkamen. Für Fukaeri war die Puppe aus Luft eben einfach die Puppe aus Luft gewesen, sozusagen ein Mittelding zwischen Verkörperung und Idee. Sie hatte keine Notwendigkeit verspürt, sie sprachlich detailliert auszugestalten. Das hatte

Tengo übernehmen müssen. Und jetzt war die Puppe, die vor ihm lag, tatsächlich in der Mitte verjüngt und zu beiden Seiten hübsch gerundet.

Eine Puppe aus Luft, wie ich sie gezeichnet und beschrieben habe, dachte Tengo. Es war wie bei den beiden Monden. Etwas, das er geschildert hatte, war aus irgendeinem Grund bis ins Detail Wirklichkeit geworden. Realität und Phantasie, Ursache und Wirkung hatten sich verkehrt.

Die seltsame Empfindung, dass seine Nerven verdreht wurden, breitete sich in seinen Gliedmaßen aus, und es überlief ihn kalt. Er konnte nicht mehr unterscheiden, bis wohin die Wirklichkeit reichte und wo die Fiktion begann. Bis wohin Fukaeri reichte und wo er selbst begann. Und an welchem Punkt sie sich zu einem »Wir« vereinigten.

Über den Kamm der Puppe verlief ein gerader vertikaler Riss. Sie schien im Begriff, aufzubrechen, und ein etwa zwei Zentimeter breiter Spalt war entstanden. Tengo hätte sich wahrscheinlich nur ein wenig vorbeugen müssen, um hineinspähen zu können. Aber dazu fehlte ihm der Mut. Ohne die Puppe aus den Augen zu lassen, setzte er sich auf den Hocker neben dem Bett und versuchte regelmäßig durchzuatmen, indem er seine Schultern leicht hob und senkte. Weiß und diffuses Licht verströmend, lag die Puppe vor ihm. Reglos.

Wartete in aller Ruhe, dass Tengo sich ihr wie einer ihm gestellten mathematischen Aufgabe näherte.

Was sich wohl darin verbarg?

Was die Puppe ihm wohl zeigen wollte?

Im Roman entdeckte die junge Heldin darin ein anderes Ich, ein Ebenbild ihrer selbst. Die Daughter. Sie lässt sie

jedoch zurück und flieht allein aus der Gemeinschaft. Aber was sich wohl in Tengos Puppe aus Luft befand (Tengo nahm intuitiv an, dass es sich um seine Puppe aus Luft handelte)? Etwas Gutes? Oder etwas Böses? Etwas, das ihn irgendwohin führen oder Schaden von ihm abwenden würde? Und wer hatte diese Puppe aus Luft überhaupt hierhergebracht?

Tengo wusste genau, dass er handeln musste. Aber er brachte einfach nicht den Mut auf, aufzustehen und nachzuschauen, was sich innerhalb der Puppe befand. Er fürchtete sich. Vielleicht würde das, was sich darin verpuppt hatte, ihn verletzen. Vielleicht eine große Veränderung in seinem Leben herbeiführen. Tengo war wie erstarrt. Er fühlte sich wie ein Mensch, dem jede Zuflucht abhandengekommen war. Es war die gleiche Art von Furcht, die ihn daran gehindert hatte, im Familienregister nach seiner Mutter zu forschen und nach Aomame zu suchen. Er wollte nicht wissen, was die Puppe enthielt, die man hier für ihn deponiert hatte. Davonzukommen, ohne etwas zu erfahren, wäre ihm sehr recht gewesen. Am liebsten hätte er auf der Stelle das Zimmer verlassen und wäre sofort in den Zug gestiegen und nach Tokio zurückgefahren. Hätte die Augen geschlossen, sich die Ohren verstopft und wäre in seine kleine bescheidene Welt geflüchtet.

Aber Tengo wusste, dass er das nicht konnte. Wenn ich jetzt gehe, dachte er, ohne gesehen zu haben, was in dem Ding ist, werde ich es zweifellos mein ganzes Leben lang bereuen. Sollte ich jetzt die Augen vor diesem Etwas verschließen, werde ich mir das wohl niemals verzeihen.

Lange blieb Tengo ratlos und unentschlossen auf dem



Hocker sitzen. Er konnte weder vor noch zurück. Die Hände im Schoß gefaltet, starrte er auf das Bett mit der Puppe. Mitunter warf er einen Blick zum Fenster, als könne er durch es hindurch entfliehen. Die Sonne war nun untergegangen, und die leichte Dämmerung hüllte das Kiefernwäldchen langsam ein. Noch immer war es windstill. Auch die Wellen rauschten nicht. Es herrschte eine wundersame Stille. Mit zunehmender Dunkelheit wurde das Licht, das das weiße Gespinnst aussandte, intensiver und lebhafter. Tengo spürte, dass die Puppe ein Eigenleben hatte. Sie verströmte das heitere Leuchten des Lebens. Sie hatte eine eigentümliche Wärme und einen feinen Klang.

Endlich fasste sich Tengo ein Herz, verließ den Hocker und beugte sich über das Bett. Er konnte nicht länger fliehen. Er konnte nicht leben, indem er die Augen vor diesem Gegenstand verschloss wie ein verängstigtes Kind. Nur der Wille zur Wahrheit gab einem Menschen die nötige Kraft. Wie auch immer diese Wahrheit beschaffen war, er musste sie kennen.

Der Spalt hatte sich nicht verändert, war weder größer noch kleiner geworden. Er spähte mit zusammengekniffenen Augen hinein, konnte aber nicht erkennen, ob sich im Inneren der Puppe etwas befand. Es war dunkel darin, und auf etwa halber Höhe spannte sich eine Art dünne Membran. Tengo atmete tief durch und vergewisserte sich, dass seine Finger nicht zitterten. Nun führte er sie in den etwa zwei Zentimeter breiten Spalt ein und zog ihn behutsam nach rechts und links auseinander, als würde er eine Tür mit zwei Flügeln öffnen. Er ließ sich widerstands- und geräuschlos weiten. Als habe er nur auf Tengos Hände gewartet.

Das weiche schneeige Licht der Puppe aus Luft beleuchtete weich das Innere. Obwohl es nicht sehr hell war, vermochte Tengo die Gestalt darin zu erkennen.

Er sah ein schönes zehnjähriges Mädchen.

Das Mädchen schlief. Es trug ein schlichtes weißes Kleid, das wie ein Nachthemd aussah. Die kleinen Hände lagen übereinander auf der flachen Brust. Tengo wusste auf den ersten Blick, wer es war. Das schmale Gesicht, die geraden, wie mit dem Lineal gezogenen Lippen. Die wohlgeformte glatte Stirn, die ein gerader Pony bedeckte. Die kleine Nase, die wie suchend leicht nach oben zeigte. Die seitlich hervorstehenden Wangenknochen. Die Lider waren geschlossen, aber Tengo wusste genau, wie die Augen dahinter aussahen. Wie auch nicht? Er hatte die letzten zwanzig Jahre seines Lebens mit der Erinnerung an sie verbracht.

Aomame, rief er. Sie lag in festem Schlaf. Er schien endlos tief und natürlich zu sein. Sie atmete nur ganz sacht. Ihr Herzschlag war so schwach, dass kein menschliches Ohr ihn vernehmen konnte. Sie hatte nicht einmal die Kraft, die Lider aufzuschlagen. Ihre Zeit war noch nicht gekommen. Ihr Bewusstsein weilte in weiter Ferne. Doch dann versetzte Tengos Ausruf ihr Trommelfell in eine leichte Schwingung. Denn es war ihr Name, den er rief.

Aomame hörte ihn an ihrem weit entfernten Ort. Tengo, dachte sie seinen Namen. Dann sprach sie ihn laut aus. Doch die Lippen des Mädchens in der Puppe aus Luft blieben unbewegt. Auch Tengos Ohren erreichte er nicht.

Er betrachtete unentwegt das Gesicht des Mädchens, das mechanisch und flach atmete, wie ein Mensch, dem man die Seele geraubt hatte. Es wirkte sehr friedlich. Keine Spur

von Trauer, Schmerz oder Furcht war darin zu erkennen. Ganz leicht bewegten sich die kleinen schmalen Lippen, als wollten sie ein bestimmtes Wort formen. Auch ihre Lider flatterten, schienen sich öffnen zu wollen. Tengo betete von ganzem Herzen, dass es so sein möge. Er kannte kein richtiges Gebet, aber sein Inneres entsandte ein formloses Flehen in den Raum. Doch es sah nicht so aus, als würde das Mädchen aus seinem Schlaf erwachen.

Aomame, rief Tengo noch einmal. Er hatte ihr so viel zu sagen. Er musste ihr seine Gefühle mitteilen. All die Jahre seines Lebens hatte er sie bewahrt. Doch nun konnte er wieder nur ihren Namen rufen.

Aomame, rief er wieder.

Entschlossen streckte er die Arme aus und berührte die Hände des Mädchens in der Puppe. Legte seine großen Erwachsenenhände behutsam darauf. Eine dieser kleinen Hände hatte damals die Hand des zehnjährigen Tengo gedrückt. Sie einfach ergriffen und ihm damit so viel Kraft gegeben. Die Hände des Mädchens dort im schwachen Schein der Puppe besaßen unverkennbar die Wärme des Lebens. Aomame war gekommen, um ihm ihre Wärme zu übermitteln. Davon war Tengo überzeugt. Darin lag die Bedeutung des Päckchens, das sie ihm vor zwanzig Jahren in jenem Klassenzimmer übergeben hatte. Endlich konnte er es öffnen und hineinsehen.

Aomame, sagte Tengo. Ich habe dich gefunden.

Auch nachdem das Leuchten der Puppe allmählich schwächer geworden und schließlich, wie von der Dunkelheit aufgesogen, zusammen mit der mädchenhaften Gestalt Aomames ganz verschwunden war und Tengo nicht mehr genau wusste, ob all das wirklich stattgefunden hatte,

spürte er an seinen Fingern noch immer die vertraute Wärme der kleinen Hände.

Dieses Gefühl wird mich in alle Ewigkeit nicht verlassen, dachte er, als er wieder im Expresszug in Richtung Tokio saß. In den vergangenen zwanzig Jahren hatte Tengo mit dem Gefühl der Berührung gelebt, das die Hand dieses Mädchens bei ihm hinterlassen hatte. Von nun an würde er mit dieser neuen Wärme leben.

In einer der großen Kurven der gebirgigen Küste konnte er die beiden Monde nebeneinander am Himmel sehen. Den großen gelben und den kleinen grünen Mond. Ihre Umrisse waren klar, aber die Entfernung war nicht zu schätzen. Die kleinen Wellen reflektierten ihr Licht geheimnisvoll glitzernd wie verstreute Glassplitter. Als der Zug in die Kurve ging, zogen die beiden Monde langsam am Fenster vorbei, ließen als stummes Zeichen diese kleinen Scherben zurück und waren bald aus seinem Blickfeld verschwunden.

Als die Monde nicht mehr sichtbar waren, kehrte die Wärme wieder in Tengos Brust zurück. Es war eine ermutigende Wärme, die ein fernes, aber festes Versprechen vermittelte und dem Reisenden wie ein kleines Licht den Weg wies.

Von nun an werde ich in dieser Welt leben, dachte Tengo mit geschlossenen Augen. Er wusste noch nicht, wie sie entstanden war und nach welchen Prinzipien sie sich bewegte. Was in ihr geschehen würde, ließ sich nicht vorhersagen. Aber das war ihm gleich. Er brauchte keine Angst zu haben. Was ihn auch erwartete, er würde auf der Welt mit den zwei Monden überleben und seinen Weg finden. Wenn er diese Wärme nicht vergaß und den Mut nicht verlor.

Lange hielt Tengo die Augen geschlossen. Als er sie endlich aufschlug und in die frühherbstliche Dunkelheit vor dem Fenster blickte, war das Meer nicht mehr zu sehen.

Ich werde Aomame finden, bekräftigte er seinen Entschluss. Was auch geschieht, wo und wer sie auch sei.

---

In diesem Roman wurden Begriffe und Formulierungen verwendet, die im Jahre 1984 eventuell noch nicht üblich waren.

*Die Insel Sachalin* von Anton Tschechow wurde zitiert nach: Anton Čechov, *Die Insel Sachalin*, aus dem Russischen von Gerhard Dick, hrsg. und mit Anmerkungen versehen von Peter Urban, Diogenes: Zürich 1976.

---

*Haruki Murakami*, 1949 geboren, ist der gefeierte und mit höchsten Literaturpreisen ausgezeichnete Autor zahlreicher Romane und Erzählungen, die in rund vierzig Sprachen übersetzt wurden. 2006 erhielt er den Franz-Kafka-Preis, 2009 den Jerusalem-Preis für Literatur. Zuletzt erschienen bei DuMont der Roman ›Afterdark‹, das Sachbuch ›Wovon ich rede, wenn ich vom Laufen rede‹ sowie die von Kat Menschik illustrierte Erzählung ›Schlaf‹.

Ursula Gräfe hat Japanologie und Anglistik studiert. Aus dem Japanischen übersetzte sie u.a. den Nobelpreisträger Kenzaburo Ōe, Yōko Ogawa, Hikaru Okuizumi und Haruki Murakami.

---